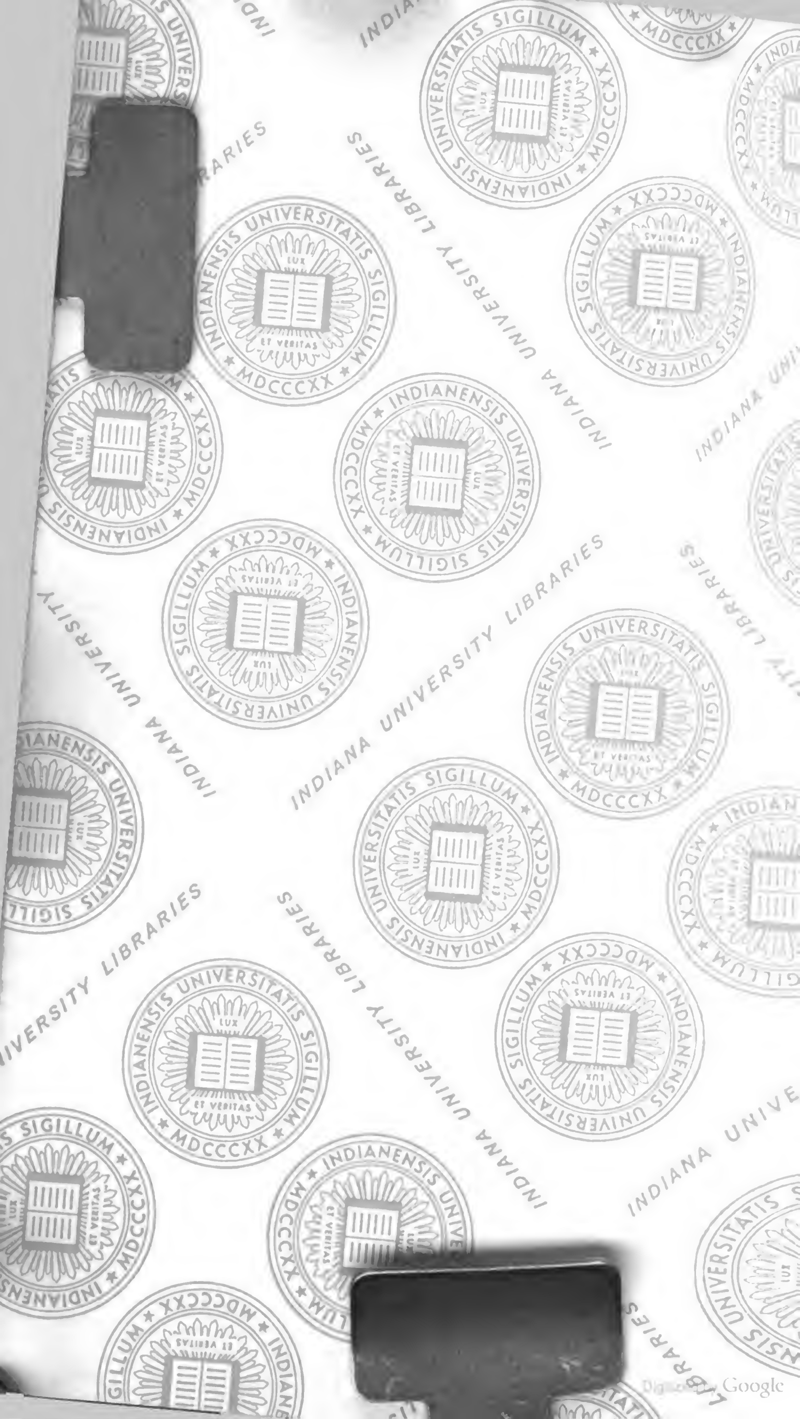
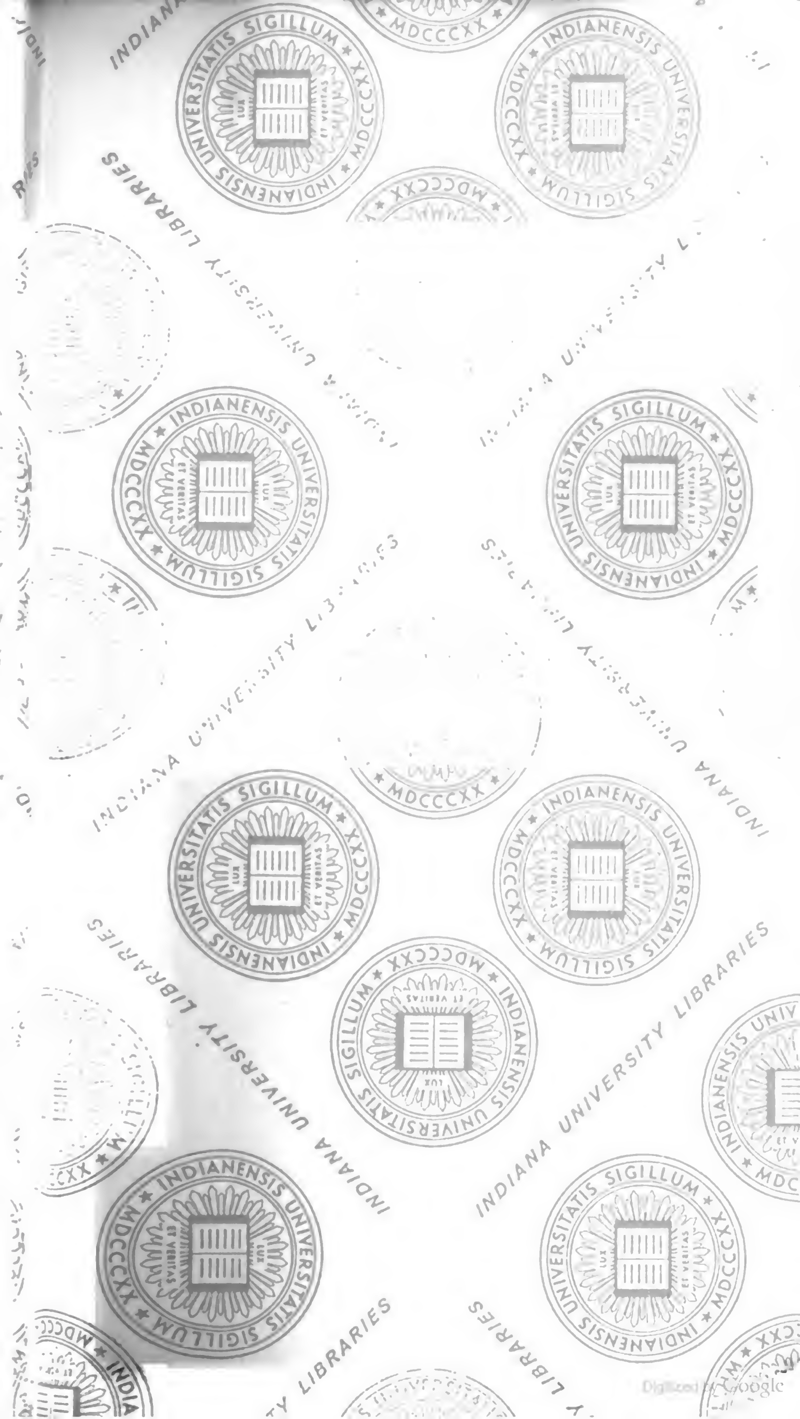
image
not
available


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX ET VERITAS
MDCCCXX


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX
LUX ET VERITAS

Ludwig d. Heilige. Pag. 114. Torquato Tasso.



C. C. Geissler Norimb. inv. Pag. 81. B. Dörbeck

Historische Anthologie
für Deutschlands Söhne und Töchter.

Eine Sammlung
von Biographieen der merkwürdigsten Männer, Kriegsscenen, Schlachten und anderer geschichtlicher Begebenheiten auf alle Tage des Jahres.

Von

Dr. SCHILLING.

Pag. 137.



Erster Theil.

Berlin, 1835.
Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.
(Brüder-Str. No. 11.)

Vorwort.

Welch ein hohes Interesse die allgemeine Weltgeschichte in den Augen jedes denkenden Menschen erlangt hat, ist bekannt, eben so wie die Sorgfalt, welche die neuern Pädagogen diesem so wesentlichen Gegenstande des menschlichen Wissens mit Recht schenken, indem sie dahin streben, der ihrer Leitung anvertrauten Jugend beiderlei Geschlechts schon früh Lust und Liebe für die Geschichte einzuprägen und sie immer mehr für ein so nützliches, in scientifischer, religiöser und moralischer Hinsicht gleich heilsames Studium zu gewinnen und anzufeuern.

Um nun auch von unserer Seite etwas zur Beförderung des historischen Studiums der deutschen Jugend beizutragen, glauben wir derselben durch gegenwärtige Anthologie, die wir Deutschlands Söhnen und Töchtern als ein wohlgeordnetes, das Wissenswürdigste aus der Weltgeschichte enthaltendes Lesebuch, dessen historische Gegenstände auf alle Tage des Jahres, je nachdem sich die Begebenheiten ereignet, vertheilt sind, einen nicht unangenehmen Dienst erwiesen zu haben, und selbst manchen Lehrern dürfte es vielleicht erwünscht sein, die wichtigsten historischen Ereignisse und merkwürdigen Namen, die an irgend einen bestimmten Tag des Jahres sich knüpfen, zusammengestellt zu sehen, um auf diese Weise Gelegenheit zu finden, ihre Jugend in einem Augenblick in die verschiedensten Verhältnisse, Zeiten und Völker versetzen zu können.

Denjenigen, welche unserm Buche den Vorwurf einer heterogenen Zusammenstellung machen sollten, erwähnen wir hiermit, daß die Jugend eines gewissen Alters zwischen Kind und Jüngling, welche wir bei unserm Werke im Auge haben, selten Ausdauer und Lust hat, ein Geschichtsbuch in seiner chronologischen Ordnung vom Anfange bis zum Ende durch zu studieren, und eben diesem Alter wird unsere Schrift gewiß eine willkommene Erscheinung sein, indem sie als ein Compendium des Wissenswürdigsten aus der Geschichte aller Zeiten und Völker dem Jüng-

linge und der Jungfrau auf jeden Tag im Jahre etwas Interessantes bietet. Viele werden vielleicht in unserm Buche manches eben so Wissenswürdige als das Aufgestellte vermissen, allein wir geben denselben zu bedenken, daß man bei dergleichen Arbeiten hinsichtlich der historischen Auswahl nicht selten in Verlegenheit geräth. Ueberflüssiges jedoch glauben wir nichts aufgenommen zu haben, indem wir mit gehöriger Kritik überlegt, was zur Vollständigkeit, die bei diesem Werke zwar immer nur eine relative sein kann, dienen möchte.

Ueberall haben wir gesucht, unsern historischen Erzählungen die Angaben der möglichst genauen Bestimmungen der Zeit und des Orts hinzuzufügen, um unsere Leser soviel wie möglich jedes Zweifels zu entheben, obgleich wir hiermit keineswegs den Anschein einer unzeitigen Arroganz haben wollen; denn das Sprichwort **Hominibus est errandum** ist uns sehr wohl bekannt, und wir bitten daher jeden etwaigen Beurtheiler, dieses mit Schonung beachten zu wollen und zu bedenken, wie viele unvorhergesehene Hindernisse, die wir hier nicht berühren wollen, einem oft bei einem literarischen Unternehmen der Art entgegenstehen.

Hinsichtlich der Chronologie erscheinen oft Differenzen, welche größtentheils der Uneinigkeit der alten und neuen Historiker, die wir in verschiedenen Sprachen konsultirt haben, theils der Differenz des proleptisch Julianischen und Gregorianischen Kalenders zuzuschreiben sind.

Die wenigen Fehler, welche sich außerdem eingeschlichen haben, werden Sachverständige leicht selbst auffinden, ohne daß wir ein Sündenregister anzuführen für nöthig erachten: — für die Jugend sind dieselben nicht von so großer Wichtigkeit, indem die chronologische Differenz zu unbedeutend ist. So findet man z. B. den Ausbruch der Verschwörung des Fiesco zu Genua aus Versehen auf den 4. Januar gestellt, während sie obgleich sie auf diesen Tag berechnet war, schon am 1. Januar 1547 zum Ausbruche kam.

Zum Schlusse bemerken wir noch, daß verschiedene Aufsätze aus den besten bereits in deutscher Sprache vorhandenen historischen Werken entweder treu der Sache oder dem Wort nach aufgenommen worden sind. Die übrigen alle aber sind nach den besten historischen Originalwerken der englischen, italienischen, französischen und lateinischen Sprache, nach gehöriger Vergleichung und erforderlicher Kritik, frei bearbeitet worden.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß zum ersten Bande.

(Nach den Monaten und Tagen.)

Januar.

*2

Februar.

März.

April

M a i.

Juni.

Janu

Januar.

Aufstand der vier Waldstädte in der Schweiz, am 1. Januar 1308.

Gegen das Jahr 1032 ward Helvetien Deutschland einverleibt, allein die deutschen Könige verkannten nur zu sehr den Werth dieser neuen Provinz. Reichsvögte versahen das Schutzamt, und dem Adel und der Geistlichkeit war es überlassen in ihren Bezirken nach Willkür zu herrschen. Diese wurde zwar durch den Freiheitsgeist des Volkes nicht wenig eingeschränkt; denn selbst die königlichen Vögte mußten bei ihrer Einsetzung die Aufrechthaltung der helvetischen Privilegien geloben. Während des großen Zwischenreichs in Deutschland wurde Rudolph, Graf von Habsburg, zum allgemeinen Schutzherrn Helvetiens erkoren, und 1273 gelangte er sogar zur deutschen Kaiserkrone. Leicht hätte nun die Schweiz, so wie Tyrol, eine bleibende Domaine der neuen Kaiserdynastie werden können, allein die rücksichtslosen Schritte Albrechts (Rudolphs Sohn), so wie die Tyrannei seiner Landvögte Geßler und Landenberg, empörten das hochherzige Gebirgsvolk und weckten seine schlummernden Kräfte zu wunderähnlichen Thaten. Der friedliche Senne vertauschte seinen einfachen Hirtenstab, von der Natur geformt, mit einer Waffe, sobald der feste Bund jener drei Männer, Werner von Stauffacher aus Schwytz, Walther Fürst aus Uri und Arnold von Melchthal aus Unterwalden, in jener denkwürdigen Nacht des 17ten Novembers 1307 an den Ufern des Vierwaldstädter-See's geschlossen, und Wilhelm Tells kühne Rache an dem Tyrannen Geßler laut geworden war. Das tiefgekränkte Gefühl dieses tapfern Hirtenvolkes entbrannte zur hochauflodernden Flamme einer allgemeinen Empörung. Nun waren alle und jede weiteren Versuche des Kaisers, Helvetien seiner Gewalt gänzlich zu unterwerfen, umsonst. Am 1. Januar 1308 begann das große Werk der Befreiung. Die raubgierigen Landvögte des Kaisers

wurden verjagt, ihre Schlösser geschleift, und die Schweizer er-
langten nach der blutigen Rache, welche Johann von Schwa-
ben an seinem Oheim Albrecht genommen, von dessen Nach-
folger Heinrich VII. die feierliche Bestätigung ihrer Freiheit
auf dem Reichstage zu Speier. Noch einmal sandte Kaiser
Friedrich seinen Bruder, den Herzog Leopold, mit einem
Heere gegen dieses Volk, aber er ward den 15ten Novemb[er]
1315 bei Morgarten geschlagen, und der ewige Bund der Eid-
genossenschaft zwischen Uri, Schwyz und Unterwalden ge-
schlossen. Die Art und Weise wie die Vögte aus ihren Schlös-
sern vertrieben wurden, ist zu originell, als daß sie hier nicht
im Detail angeführt zu werden verdiente.

In der ersten Stunde des Jahres 1308 wurde ein Jüng-
ling zu Unterwalden, aus der Zahl derer, welche die Befreiung
der Waldstädte verschworen, von einer Magd auf der Burg
Roßberg an einem Seile hinauf in ihre Kammer gezogen: sei-
ner warteten im Graben der Burg zwanzig Freunde des Landes,
die er mit eben diesem Seile die Mauer hinaufzog. Die Jüng-
linge nahmen den Burgamtmann, sein Gesinde und vier Knechte
gefangen, bemeisterten sich des Thors und verhielten sich ganz
still. Früh am Tage, als zu Sarnen der Vogt Landenberg
von der Burg herab in die Messe ging, begegneten ihm zwan-
zig Männer von Unterwalden mit vielen Kälbern, Ziegen, Läm-
mern, Hühnern und Hasen, ihm zum Neujahrsgeschenk bestimmt
nach der uralten Sitte in dem Gebirge und in den benachbar-
ten Ländern. Der Vogt, vergnügt über ihre Gabe, ließ sich die-
selbe von den Männern in die Burg hinaufbringen. Als die zwanzig
unter dem Thore waren, stieß derselben einer in das Horn: a[uf]
dieses Zeichen langte Jeder von den Uebrigen ein Eisen aus de[m]
Busen hervor, steckte es an seinen gespitzten Stock, und aus de[m]
Erlenholz rannten dreißig ihrer Gesellen auf die Burg und nah-
men mit ihnen die Einwohner gefangen. Jetzt gaben sie da[s]
Signal, worauf das ganze Land Unterwalden ob und unter de[m]
Kernwald in allgemeiner Bewegung für die Erhaltung der Fre[i-]
heit aus allen Dorfschaften zusammen eilte, und von Alpe [zu]
Alpe ergingen die verabredeten Zeichen. Da wurde von d[en]
Männern zu Uri der Twinghof eingenommen; Stauffach[er]
machte sich auf mit allem Volke von Schwytz und zog an d[en]
Lowerzersee, woselbst sie die Burg alsbald in ihre Gewalt brach-
ten; und auf dem Waldstädtersee begegneten sich die eilend[en]
Boten mit froher Nachricht. An diesem Tage, da in Melc[h-]
thal der blinde Vater sich des Lebens wieder erfreute, und [zu]
Alzellen das Weib des heimkehrenden Mannes froh ward, a[ls]
Walther Fürst seinen Tochtermann öffentlich ehrte, und [zu]
Steinen Stauffachers Frau Allen, welche mit ihm auf de[m]

Rütli und bei Lowerz waren, im ersten Augenblicke des Gefühls der wiedererlangten Freiheit gastfrei ihre Wohnung öffnete, waren sämmtliche Burgen erstürmt, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, und ohne Verletzung der oberherrlichen Rechte. Denn als der durch die Wiesen von Sarnen gegen Alpnach hin fliehende Landenberg ereilt wurde, mußte er, so wie Andere von den Burgen, die Urfehde schwören, und daß er nicht wieder die schweizerischen Waldstädte betreten wolle. Er zog zu dem Könige; die Schweizer kamen an dem folgenden Sonntage, den 7. Januar, zusammen und schwuren den uralten ewigen Bund.

Diese Unternehmung der Schweizer gab Anlaß, einerseits zu hundertneunzigjährigen Fehden und Kriegen, welche 1309 ihren Anfang nahmen und nicht eher als 1499 ihr Ende erreichten, und andererseits zu der Umgestaltung des ganzen Helvetiens und Hohenrhätiens in eine ewige Eidgenossenschaft. —

Johann Andreas Cramer,

geboren den 2. Januar 1723, gestorben den 12. Juni 1788.

Johann Andreas Cramer, geboren den 2. Januar 1723 zu Jöhstadt bei Annaberg im sächsischen Erzgebirge, war der Sohn des dortigen Predigers. Im Jahre 1742 bezog er die Universität Leipzig, um daselbst Theologie zu studieren. Da sein Vater arm war, und ihn hier nicht unterstützen konnte, nährte er sich als Corrector, von einigem Privatunterrichte und einem Stipendium von jährlich 80 Thalern. Hierdurch sowohl als durch literarische Beschäftigungen, welche ihm vorzüglich der Buchhändler Breitkopf übertrug, wußte sich Cramer vermittelst seines unermüdlichen eisernen Fleißes ein mäßiges Auskommen zu erwerben. Seine Bildung halfen die jungen Männer, welche in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Leipzig studierten, vollenden. Unter diesen waren besonders Ebert, J. E. Schlegel, Gellert, Klopstock, Rabener u. A. m., welche späterhin zu den ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands gehörten, und die schon damals als Studierende sich das Verdienst erwarben, vortheilhaft auf die Bildung des deutschen Geschmacks und der deutschen Literatur einzuwirken. Cramer gab in Vereinigung mit diesen jungen Männern die sogenannten Bremischen Beiträge und mehrere andere Produkte in Druck. — Cramers erste theologische Wirksamkeit als Seelsorger in Crellwitz, und sodann als Oberhofprediger zu Quedlinburg erwarb ihm einen ausgebreiteten Ruf. 1754 führte ihn die Gunst der Familie Bernstorf zur Hofpredigerstelle in Ko-

penhagen beim König Friedrich V. von Dänemark, und end lich zur theologischen Professur. In den Zirkeln des Adels un des dänischen Hofes wurde Cramer stets sehr gern gesehen; den er war allgemein so geehrt und beliebt, daß man ihm de Beinamen »der Eyegode« (oder des durchaus Guten) beilegt

Die Revolution, welche in Dänemark, besonders gegen Struen see ausbrach, verleidete dem hochgefeierten Cramer den Aufentha in Kopenhagen, zumal da er einer großen Popularität unter de Dänen genoß, ungeachtet er ein Deutscher war. 1771 nahm er daher die sehr einträgliche Superintendentur in Lübeck an, ur wurde auch hier allgemein verehrt. Aber da er sich zurück sehn nach dem dänischen Staatsdienste und nach den frühern ang nehmen Lebensverhältnissen mit den angesehensten Familien Dä nemarks, erhielt er 1774, gleich nach der Erwerbung des go torpschen Landesantheils, den Ruf als Prokanzler der Universit zu Kiel und erster Professor der Theologie, 1781 das Kan leramt und die Curatorwürde, und starb hier am 12ten Ju 1788 im 66sten Jahre seines thatenreichen Lebens, allgeme bedauert und betrauert; denn er war im eigentlichen Sinne de Worts ein großer Gelehrter, ein vortrefflicher Dichter, einer d ersten Kanzelredner seiner Zeit, ein geschätzter Schriftsteller, e guter Exeget und selbst ein Weltmann von edlem Charakter, d nur nach schönen und nützlichen Zwecken strebte. —

Lessings Denkmal oder das Barmherzigkeitssti zu Camenz in der Königl. Sächs. Oberlausitz.

Kurze Begründungs-Geschichte dieser kosmopolitischen Armen-Kranke Anstalt, deren Eröffnung und Einrichtung am 3ten Januar 1826 feierlichst Statt gefunden hat.

Die Begründung dieser kosmopolitischen Anstalt ist se vielfach beurtheilt, gelobt und getadelt worden. Sie ist al als ein gemeinnütziges, aus reiner Menschenliebe begonnenes U ternehmen wichtig und ehrenvoll genug, um auch hier an genommen zu werden.

Dr. Johann Gottfried Bönisch, ausübender Ar Wundarzt und Geburtshelfer, Stadtphysikus und Stiftsmedik zu Camenz, Mitglied der oberlausitzischen Gesellschaft der W senschaften zu Görlitz, des Sächs. Vereins für vaterländisc Sprache und Alterthümer zu Leipzig, und des Königl. Säc Civil-Verdienstordens Ritter — war der Erste, welcher zu d ser rühmlichen Anstalt den Grund legte. Er kam zuerst auf Idee, in Camenz ein Armen-Krankenhaus zu errichten; all

seine Ansichten von der Nothwendigkeit eines solchen Instituts wurden anfänglich nicht allgemein getheilt, seine Wünsche und Vorschläge fanden viele Widersprüche, und so konnte es nicht fehlen, daß die Begründung einer solchen Anstalt für den edlen Dr. Bönisch eine schwer zu lösende Aufgabe war.

Bönisch, schon von Jugend auf mit Kummer und Leiden vertraut und für fremde Noth empfänglich gemacht, kam im Jahre 1813 von Bischofswerda nach Camenz. Der Brand jener Stadt am 12. Mai 1813 hatte ihn seiner Wohnung und seiner Habe beraubt; er entfloh daher den erbitterten Kriegern, um in Camenz den an der Seuche daniederliegenden Kranken thätige Hülfe zu leisten. Er war in dieser Stadt um so willkommener, als der dasige Stadtphysikus selbst dahingerafft wurde, und Camenz wiederum eines geschickten Arztes bedurfte. Bönisch erhielt des Verstorbenen Stelle, und verwaltete sein damals gewiß sehr mühsames Amt mit der größten Gewissenhaftigkeit; aber schon damals, wo der Krieg so manche Krankheit ins Land brachte, wo so viele Soldaten und Bürger geopfert wurden, empfand unser Bönisch den Mangel eines Krankenhauses gar sehr; allein unter den damaligen Zeitverhältnissen schien es ihm nicht rathsam, auf die Erbauung einer solchen Anstalt anzutragen. Als aber auch nach beendigtem Kriege den erkrankten Armen zu Camenz kein besseres Loos wie früher bereitet wurde, brachte er beim Stadtmagistrate am 31. December 1821 in seinem Medizinalpolizeigebrechen betreffenden Jahresbericht dieß so lange gefühlte Bedürfniß kräftig zur Sprache. Die Königl. Sächs. Oberlandesregierung zu Bautzen befahl hierauf den 26. April 1822, über diese Angelegenheit Bericht zu erstatten und das Gutachten des Stadtphysikus zu vernehmen. Dieser gab sein zweckmäßiges Gutachten verschiedentlich, allein es kam noch immer zu keinem Resultate.

Am 18. September 1822, als Bönisch von einer Landreise zurückkehrte, gerieth das benachbarte Kloster Marienstern in Brand, und das Krankenhaus der geistlichen Jungfrauen brannte ab. Dieses sah Bönisch als eine neue Veranlassung zur Gründung eines gemeinnützlichen Kranken-Instituts an, und da er seinen Zweck durch den Camenzer Rath nicht erreichen konnte, so wendete er sich am 3. October schriftlich an die Frau Aebtissin, eröffnete derselben seine Wünsche, deutete auf einen gleichsam jetzt gegebenen Wink der göttlichen Vorsehung hin, machte zugleich auf den Nutzen einer allgemeinen Krankenanstalt für das klösterliche Gebiet, für den Camenzer Kreis, ja für die ganze Provinz, aufmerksam, und versicherte unentgeltliche Berathung der Stadtärzte. Dieses Gesuch kam durch den Probst Salesius Krüger bei dem geistlichen Convente in Vortrag, allein die Mehr-

heit der Stimmen war für die Begründung einer Jugendunter richtsanstalt im Klostergebäude, und daher mußte denn endlic Bönisch auch hier seine Hoffnung, ein Krankeninstitut einge richtet zu sehen, aufgeben.

Unterdessen wurden aber die Verhandlungen bei dem Ca menzer Stadthospital fortgesetzt und dem Stadtphysikus verschie dene Gutachten über diesen Gegenstand abgefordert. Dies wurden eingereicht, aber sie blieben noch lange ohne Er folg, und Bönisch, welcher sich täglich mehr von der Noth wendigkeit und Rechtmäßigkeit seiner philanthropischen Ide überzeugte, würde, wenn ihm der Krieg seine Vermögens umstände nicht gänzlich zerrüttet hätte, gewiß auf eigene Ko sten gethan haben, was ihm nur immer möglich gewese wäre; allein hier mußte er bei dem frommen Gedanken stehe bleiben, und darauf sinnen, wie er das Publikum für seine Plan gewinnen wollte. Er kam auf den Gedanken, eine Ge schichte der Stadt Camenz zu schreiben und den Ertrag davo diesem wohlthätigen Zwecke zu widmen; mehrere Umstände be schleunigten dieses Bemühen und bestärkten ihn in seinem Vorha ben. Er arbeitete also die Nächte hindurch an seiner Topogra phie von Camenz, und dachte oft und viel über die kostspielig Einrichtung seines Krankenhauses nach, bis er endlich auf de glücklichen Gedanken kam, mit seinem gemeinnützlichen Unter nehmen einen auf Kunst und Menschenbildung sich beziehen den Zweck zu verbinden. Er glaubte, daß für seine Bitte an wohlthätige philanthropische Menschen der Name Les sings, des berühmtesten Camenzer Bürgers, eine große Em pfehlung sein würde, und schrieb daher am 3. August 1823 Abend einen Aufruf an das deutsche Publikum in Betreff eines dem Dichter Lessing zu errichtenden Denkmals, worin er unte andern Folgendes sagt:

»Gewiß wird Deutschland dem Andenken dieses Manne kein bleibenderes und segenreicheres Denkmal setzen können, al eine solche, den unglücklich verarmten Kranken der Vaterstadt de selben für alle Zeiten Obdach und Erquickung, Wartung un ärztliche Pflege gewährende Wohlthätigkeitsanstalt.«

Diese Aufforderung wurde nun an die Redaktionen fast al ler Zeitschriften und Tageblätter Deutschlands eingesendet, vo welchen die meisten sie unentgeltlich aufnahmen und sich zu Annahme von milden Beiträgen erklärten. Zugleich wurde mehre tausend theils gedruckte, theils geschriebene Briefe mi dergleichen Aufforderungen an die Stadträthe aller größeren Städt Deutschlands, an alle Universitäten, Akademien und Bildungs anstalten, an die angesehensten Personen des In- und Auslan des abgesendet, bei der Landesbehörde um Portofreiheit nachge

sucht, und bei allen Buchhändlern Deutschlands um ein Exemplar irgend eines Verlagswerkes gebeten. Tag und Nacht schrieb, packte, siegelte und arbeitete der verewigte Bönisch, gönnte sich kaum einige Stunden Schlaf, um nur so schnell als er konnte den größtmöglichsten Nutzen für das zu begründende Lessingsstift zu ziehen. Allein es sollte dieses Unternehmen dem Begründer nicht so leicht werden, indem gerade zu der Zeit, als Bönisch seine Aufforderung versendete, die Königl. Baiersche Grenzstadt Hof abbrannte, und Deutschland hiefür sehr in Anspruch genommen wurde, so daß das Lessingsstift in den Hintergrund zu stehen kam, und in keiner einzigen Zeitungsexpedition Deutschlands ist auch nur Ein Groschen zu diesem Zwecke eingegangen. So sah der edle Bönisch betrübt auch seine letzte Hoffnung schwinden. Als ihm aber durch seine persönliche Bemühung und Aufforderung zur Subscription seines Werkes in der Stadt Camenz vom 6. bis zum 7. September 1823 gegen 200 Thaler unterzeichnet worden waren, faßte er wieder Muth, und sein unbegrenztes Vertrauen auf Gottes Segen wurde wieder aufs neue bestärkt, obgleich noch mancher bittere Brief von Mißtrauischen, Menschenfeinden, Tadlern u. dgl. an Bönisch einging und den edlen Unternehmer kränkte. Dessen ungeachtet wuchs das Kapital in Kurzem auf 800 bis 1000 Thaler heran. Auf die christliche Ermahnung: »seyd barmherzig!« folgte mancher schöne Beitrag aus der Nähe und Ferne, allein zu Lessings Denkmal wollten sehr Viele gar nichts geben; denn er hatte ja die Wolfenbüttelschen Fragmente geschrieben! — O verblendeter, mit Blindheit und Bosheit geschlagener Geist der kurzsichtigen Menschheit! — Die Summe wuchs indessen von Tag zu Tag, so daß am 23. December, als am Geburtstage des Königs Friedrich August von Sachsen, die Aushebung des Grundsteins für das kosmopolitische Barmherzigkeitsstift feierlichst Statt finden konnte. — Der 23. December 1824 tagte, und was an ihm in Beziehung auf die Krankenstiftsbegründung des kosmopolitischen Denkmals Lessings geschah, beschreibt der Redakteur der Camenzer Wochenschrift am 1. Januar 1824 mit folgenden Worten:

»Wenn am Morgen des 23. Decembers 1824 in jeder Stadt »des lieben Sachsenlandes zur Geburtsfeier unsers geliebten Kö»nigs freudige Gefühle erwachten, so war für uns, die Bewoh»ner von Camenz, dieser Tag durch eine besonders ehrwürdige »Handlung, bei welcher die Schutzengel der Religion und Men»schenliebe unsichtbar den Vorsitz hatten, doppelt anspruchsvoll. »Diese Handlung war nämlich die Aushebung des Grundsteins »für das kosmopolitische Barmherzigkeitsstift. Solche Handlungen

»kommen von Herzen und gehen zum Herzen, und aus diese
»Grunde vertrauen wir diesen Blättern ein paar ausführlic
»Worte an. Um 10 Uhr fanden sich sämmtliche Herren Off
»ziere und Unteroffiziere der Garnison, mehrere Honoratiore
»und eine große Anzahl wackerer Bürger in und vor der Wo
»nung des verdienstvollen, für dieses Werk der Barmherzigke
»unermüdlich thätigen Herrn **Dr.** und Stadtphysikus Bönis
»ein, geleiteten denselben vor die Stadt hinaus an die Mark
»scheide der Stadtfluren und des Klösterlich-Mariensteinschen G
»biets. In einem zu letzterm gehörigen Steinbruche sollte d
»erwähnte Granitblock aus seinem Lager gehoben werden. Fo
»gende Embleme waren demselben eingegraben worden: Ei
»Kranz von Rosen und Cypressen, die Lichtseite des Lebens u
»das Schattendunkel des Grabes, aufgehangen an's Kreuz, a
»heilige Stütze des Glaubens; zu diesem hinaufschauend ei
»Schlange, als Bild der Genesung, und neben diesem ein A
»ker, die Hoffnung, fest an den Glauben, das Kreuz, gestützt. –
»Hier hatte sich bereits eine große Menge von Personen ve
»sammelt. Unter Posaunenbegleitung erhob sich der feierliche G
»sang: »Erhabner aller Wesen rc.« Hierauf sprach Herr **D**
»Bönisch einige herzliche Worte der Weihe zu der rings um d
»Granitblock versammelten Menge. Endlich wurde der letzte
»ausgehoben, die bereit stehenden Pferde vorgelegt, und wä
»rend des von Posaunen begleiteten Gesanges: »Ich weiß, me
»Gott, daß all mein Thun und Werk, in deinem Willen ru
»rc.,« auf die Grenze des Camenzer Stadtweichbildes abgefüh
»und daselbst deponirt. Dort sprach der Redner: »Möge er ruhe
»bis die göttliche Vorsehung durch die hohen Behörden über d
»zu begründende Institut entschieden haben wird.« Ein still
»Vaterunser, aus gerührtem Herzen unter Gottes freiem Himm
»zu dem Vater der Menschen emporsteigend, segnete diesen b
»deutungsvollen Stein.«

Durch fernere Beiträge und kleine Vermächtnisse wuchs je
die Summe zu **1840** Thalern heran, und das Jahr **1824**
schien mit neuer Freude und neuen Bekümmernissen für Bönis
Die Stadt Ostritz brannte ab; alle Gaben strömten nun dahi
und die Einsammlung für das Lessings-Stift mußte ein
stellt werden; und wenn auch aus verschiedenen Kreisen Erlau
nißscheine zum Einsammeln milder Gaben eingingen, so hatt
dafür die armen Boten in anderen Gegenden und Orten mit v
len Unannehmlichkeiten zu kämpfen, ja es ging oft so weit, d
das Einsammeln als eine gemeine Bettelei betrachtet,
Boten ins Gefängniß geworfen wurden und Strafe bezahl
mußten. Diese Maßregeln einiger Krähwinkelbehörden erregt
so unverschämt sie auch an und für sich waren, dessenungea

tet einiges Aufsehen, und die Nachrichten von pro und contra hinsichtlich dieses Unternehmens gelangten sogar bis an den Dresdner Hof, so daß der damalige Sächsische Geh. Kabinets=Minister H. Detlew Graf v. Einsiedel am 5. Mai 1824 selbst in Camenz erschien, um sich, nach seiner rühmlichen Gewohnheit, an Ort und Stelle in eigener Person von dem Stand der Dinge zu überzeugen. Nun war gewonnen, der Minister begünstigte die Stiftung, wo er nur konnte, und empfahl sie angelegentlichst dem Königl. Hause, welches nicht ermangelte, sogleich 300 Thaler Beiträge einzusenden, und Se. Majestät genehmigte alle und jedwede Gutachten und Begründungspläne des Dr. Bönisch. Nun nahm der Bau des Stiftes seinen Anfang, und am 10. September 1824 ward feierlich der Grundstein zu diesem Krankenhause gelegt. Bei dieser Gelegenheit hielt der edle Begründer dieser kosmopolitischen Anstalt eine treffliche rührende Rede, und versicherte in derselben, daß das Begründungs=Kapital in einem Jahre von 4 Spezies bis auf 4000 Spezies angewachsen sei. Welche große Gottesgabe! — So ward denn im Gefühle der Dankbarkeit gegen die menschenfreundlichen Wohlthäter und im fernern Vertrauen auf Gott und auf die besseren Menschen, der Grundstein im Angesichte des höchsten Baumeisters der Welten gelegt. Er, der allmächtige Beschützer dieses Hauses erwecke dieser Anstalt ferner menschenfreundliche Unterstützer! er erhalte sie zu einem Denkmale der Liebe unserer Zeit in künftigen Jahrhunderten! Drei starke Hammerschläge auf den Grundstein von dem edlen Begründer Bönisch im Namen sämmtlicher milden Geber, wiederholt vom Herrn Bürgermeister Neumann im Namen der Stadt Camenz, und vom Herrn Kammerjunker von Jeschki auf Biehla, im Namen des Landkreises, waren die Weihsignale zur Fortsetzung des Baues, welcher sogleich unternommen, und noch in demselben Jahre ansehnlichst unterstützt wurde, so daß am Schluß des Jahres 1824 bereits 6000 Thaler Kapital vorhanden waren. Bald gingen immer mehr milde Gaben von Fürsten und Großen, Corporationen und einzelnen Wohlthätern ein.

Am 23. Juni 1825 war der Bau bereits so weit gediehen, daß die Hebungs=Feierlichkeit des Dach= und Sparrwerks Statt finden konnte. Durch immer reichere Spenden vom In= und Auslande konnte am 3. Januar 1826 die neue Anstalt eröffnet und eingeweiht werden.

Herr von Ingenhäff, Amtshauptmann der Königlich Sächsischen Oberlausitz, Herr Rittmeister von Zehmen auf Weissig, als Mitglied der Stiftsverwaltungs=Deputation von Seiten der hohen Landstände, und Herr Stadtrichter Segnitz, als Mitglied derselben Deputation von Seiten der Stadt Ca=

menz, ferner sämmtliche Herren Offiziere der Garnison, mehre
benachbarte Herren Rittergutsbesitzer und Honoratioren der Sta
Camenz, welche sich in der Wohnung des Herrn **Dr.** Bönis
versammelt hatten, begaben sich mit Letzterm um 10 Uhr Vormi
tags nach dem unfern der Stadt, vor dem Pulsnitzer Thore v
Lessings Geburtsstelle nur 600 Fuß entfernten, am Fuße d
Hutbergs in einem Obst- und Gemüsegarten erbauten Stift
hause, und zwar in den sogenannten Krankensaal desselben, w
die übrigen Herren des Stadtraths und der Geistlichkeit v
Camenz, einige Landgeistliche evangelischer und katholischer Ko
fession und gegen 100 Personen, meist Mitglieder des Woh
thätigkeitsvereins, anwesend waren.

Nachdem nun vorher ein geistliches Lied mit Begleitu
von vier über dem Saale aufgestellten Posaunen und acht Ch
sängern angestimmt, und von den Anwesenden andachtsvoll a
gesungen worden war, sprach der edle Begründer **Dr.** Bönis
eine vortreffliche herzergreifende Einweihungsrede, worauf da
das Lied: »Nun danket alle Gott ꝛc.« andachtsvoll abgesung
wurde. Hierauf begab sich die Versammlung nach Hause, d
Stiftsverwaltungs-Deputation aber trat zur ersten Sitzung z
sammen, bei welcher Herr Oberamtsregierungs-Advocat Hens
die Protokollführung unentgeltlich übernahm. Herr Amtshaup
mann von Ingenhäff eröffnete die Sitzung mit einem dem Zwe
angemessenen Vortrage, und die Herren Deputirten produzirt
ihre Vollmachten. Hierauf legte der edle Bönisch vorläufi
Rechnung ab, deren Einnahme 11,446 Thaler 9 Gr. 3 P
milde Beiträge, und 108 Thaler 4 Gr. 9 Pf. Kapitalzinse
die Ausgabe aber 7380 Thaler 13 Gr. 6 Pf. betrug, zeig
die Dokumente der ausgeliehenen Kapitalien und den Kassenb
stand vor, und eröffnete die Aufnahmegesuche mehrerer hülfsb
dürftiger Kranken, deren einige noch an demselben, andere
dem folgenden Tage aufgenommen wurden.

Zum 31. Dezember 1830 erschien der erste fünfjährige B
richt über das Bestehen und Wirken des Barmherzigkeitsstift
Lessings Denkmal, gedruckt bei Krausche in Camenz.

Ausbruch der Verschwörung des Fiesco zu Genu
am 4. Januar 1547.

Der Genuesische Seeheld Andreas Doria hatte s
Vaterland von dem französischen Joche befreit und zu der alt
republikanischen Verfassung zurückgeführt. Wohl 20 Jahre la
führte sodann dieser das Staatsruder, bis er endlich wegen s

ner zu großen Liebe für seinen Neffen Gianettino Doria, der sein zeitlicher Erbe war, Genua's Haß sich zuzog. Am wildesten kochte derselbe in dem Herzen eines jungen Patriziers, Johann Ludwig Fiesco, Grafen von Lavagna, der genuesische Alcibiades genannt. Dieser zählte 22 Jahre und war ein persönlicher Feind Gianettino's, der einst über Genua herrschen sollte. Dieser Gedanke ließ Fiesco nicht schlummern, er faßte den Plan, die beiden Doria zu ermorden, den Hafen der Stadt zu erobern und die bisherige Verfassung umzustürzen. Er zettelte eine Verschwörung an, an welcher Paul **III.** und sein Sohn, der Herzog von Parma, Theil nahmen, nebst vielen Großen, die den Fiesco liebten; denn dieser war der Abgott von ganz Genua.

Mit drei bewährten Freunden, Calcagno, Verrina und Sacco, ward nun das Nähere überlegt. Fiesco wollte am 4ten Januar (1547) ein großes Gastmahl geben, und bei dieser Gelegenheit sollten die Doria ermordet werden. Aber Andreas lehnte die Einladung ab, weil er die Gicht hatte, und Gianettino, weil er gerade an dem Tage, Geschäfte wegen, außerhalb der Stadt sein mußte. So ward denn der Plan dahin abgeändert, daß die That schon in der Nacht vom zweiten zum dritten Januar geschehen, und die Doria in ihrem Palaste überfallen werden sollten. Vor allen Dingen wollte man sich dann des Hafens und der darinliegenden Galeeren Doria's bemächtigen, welches nicht schwer hielt, da sie alle abgetakelt und fast gar nicht bemannt waren. — Fiesco hatte unterdessen selbst vier Galeeren gekauft, wovon er eine in den Hafen von Genua kommen und bemannen ließ. Damit Niemand Verdacht schöpfen sollte, brachte er selbst dem Gianettino Doria die erste Nachricht davon, indem er vorgab, er wollte auch einmal gegen die Türken kreuzen. Er äußerte zuletzt die Besorgniß, ob auch der alte Doria das wohl erlauben würde, und als ihn Gianettino darüber zufrieden gestellt hatte, bat er nur noch, den Lärm nicht übel zu nehmen, den das Einschiffen so vieler Menschen in der Nacht verursachen werde. Er blieb noch eine Weile dort, war ungewöhnlich lustig, spielte mit den Kindern, und überzeugte sich beim Weggehen völlig, daß von seinem Vorhaben noch nicht das Geringste ruchbar sei. Den ganzen Tag über wanderten nun die fremden Knechte aus dem Parmesanischen ein, und da man sie in allerlei Kleidung gesteckt hatte, und zu verschiedenen Thoren einließ, so fiel ihre Menge nicht zu sehr auf. Die Lage und die Weitläufigkeit des Fieskischen Palastes kam den Verschwornen gleichfalls sehr zu Statten. Diejenigen Bürger von Genua, auf die man bei der Ausführung gerechnet hatte, wurden gegen Abend zu einem Schmause

und Schauspiele in Fiesko's Schloß geladen, wo sie sich z
Hunderten einstellten. Jeder ward hinein, aber niemand me
hinaus gelassen. Die starken Wachen verhinderten alles G
räusch. Als die nöthige Anzahl beisammen war, trat Fiesc
unter sie, machte sie in einer echt republikanischen Rede m
seiner Absicht bekannt, vertheilte dann die Rollen und erwarte
die Mitternacht. Während unter die Verschwornen Speise un
Wein ausgetheilt wurde, ging er zu seiner schönen Gemahli
die erst jetzt von seinem Vorhaben Kunde erhielt, gesellte i
einen treuen Diener zu, und entriß sich ihren Thränen mit d
Worten: «Liebes Weib, es ist nicht mehr Zeit. In einer Stun
»bin ich nicht mehr, oder Du siehst Alles, was in Genua ist, z
»Deinen Füßen.»

Es war eine schöne, mondhelle Nacht; Alles schlief, un
Todtenstille herrschte in den Häusern, als auf einmal ein Kan
nenschuß auf Fiesco's Galeere das Zeichen zum Aufruhr ga
Jetzt entlud sich mit schrecklichem Gebrause der Fieskische P
last der ungeheuern Menschenmenge. Ein Theil besetzte d
Thor, ein anderer überrumpelte den Hafen und Doria's G
leeren, ein dritter die Hauptplätze und Paläste der Stad
Gianettino Doria, obgleich noch immer in der Meinun
daß er die wahre Ursache des Lärms wisse, hielt doch, da d
Getümmel zu allgemein schien, seine Gegenwart für nothwe
dig, etwaigen Unordnungen vorzubeugen. In seinen Man
gehüllt und den Degen in der Hand, geführt von einem Page
der eine Fackel trug, und von einem Bedienten begleitet, eilte er dur
die in den Straßen wogende Menge an das Hafenthor, und befal
es zu öffnen. Man erkannte ihn an der Stimme, und ließ i
nur hindurch, um ihn mit unzähligen Stichen niederzustoße
Der alte kranke Andreas wollte wie Anchises den Strei
des Mörders in seinem Zimmer erwarten, ließ sich aber endli
doch bewegen, die Flucht zu versuchen, und entkam glückli
durch das Thor, weil der Auftrag, ihn zu tödten, nicht den rec
ten Händen anvertraut war. »Fiesco und Freiheit!« hal
es in den Straßen wieder, und die Revolution war schon glü
lich beendigt, als man gegen Morgen — den Anführer ve
mißte. Niemand war jetzt, der den rohen Haufen zusamme
hielt; Keiner wußte, was er thun sollte, noch warum er da
was geschehen war, gethan habe. Die Verwirrung wuchs m
jedem Augenblicke, vergebens wartete man auf Fiesco's E
scheinung, und als der Tag anbrach, verlief sich der ganze Me
schentroß, und die vorige Ordnung kehrte von selbst zurü
Einige Tage nachher fand man Fiesco's Leichnam in de
Hafen. Der Unglückliche hatte über ein Bret nach einer G
leere gehen wollen, das Bret war umgeschlagen, und die schwe

Rüstung und der tiefe Schlamm hatten es ihm unmöglich gemacht, sich durch Schwimmen zu retten. Auch hatte ihn Niemand als angeschmiedete Galeerensklaven hinabstürzen sehen.

Der zurückgerufene Doria rächte die That an den Hinterbliebenen. Alle Fiesker wurden aus der Stadt verbannt, ihre reichen Güter und prächtigen Schlösser eingezogen und die Hauptverschwornen hingerichtet. Der aus dem Schlamme hervorgezogene Körper des Ertrunkenen ward, statt aller Bestattung, in's Meer geworfen. So endete eine That, die ohne jenen verhängnißvollen Zufall dem Staate von Genua eine neue Gestalt gegeben haben würde.

Peter III. (Fedrowitsch),

besteigt den russischen Kaiserthron am 5. Januar 1762. — Ermordet am 14. Juli 1762.

Peter III. (Fedrowitsch), Kaiser von Rußland. Seine Tante, die Kaiserin Elisabeth, Tochter Peters des Großen und Katharina's I., ernannte den jungen Carl Peter Ulrich, Herzog von Holstein-Gottorp, Sohn des Herzogs Carl Friedrich und Peter des Großen Tochter Anna, zu ihrem Thronfolger schon am 18ten November 1742, und vermählte ihn mit der Prinzessin von Zerbst, nachherigen Kaiserin Katharina Alexiewna. Peter bestieg den 5. Jan. 1762 den russischen Thron, und schloß alsobald Frieden mit dem Könige Friedrich dem Großen von Preußen. Als Großfürst beschäftigte er sich mit seiner kleinen holsteinschen Garde und den Angelegenheiten seines deutschen Staats lieber als mit den Angelegenheiten des großen Reichs, für welches er bestimmt war. Sein wichtigster Schritt war, daß er sofort nach seiner Thronbesteigung vom Dänischen Hofe die Wiederabtretung des Herzogthums Schleswig gottorpschen Antheils forderte, und als dieses ihm verweigert wurde, seinem Heere, das bisher in Preußen und Pommern gestanden, Befehl gab, durch Mecklenburg ins dänische Gebiet vorzudringen. Peter hatte die Aechtung abgeschafft, welche die russische Polizei unter Elisabeth wider Jeden eingeführt hatte, der wider Gott, Religion und die Regierung gesprochen haben sollte, er rief viele Staatsgefangene aus Sibirien zurück, schaffte die Bärte der Geistlichen ab, schwächte das unter Elisabeth zu sehr gestiegene Ansehn der Günstlinge, hatte die Absicht, die gutsherrliche Macht in seinem Reiche zu beschränken, und das preußische Disciplinarwesen, milder als das russische, im Heere einzuführen. Das Volk war nicht gedrückt, Peter hatte sich gehütet, den Garden der verstorbenen Kaiserin zu mißtrauen und Ausländern den Vorzug zu gönnen, ob-

gleich er dessen von den Aufrührern beschuldigt wurde; auch w die Macht der sich empörenden Garde keineswegs so furchtba daß der Kaiser, als er den Aufruhr zu Oranienbaum vernahn sich verloren zu geben nöthig hatte; er konnte über Kronstadt zu Heere nach Deutschland abgehen, oder sich nach Moskau beg ben, oder mit den ihm noch treuen Truppen Widerstand leiste aber er dachte sich den Verlust des Kaiserthrons für ersetzlic wenn er dagegen in Holstein persönlich regieren könne, und sta wenigstens seine Person zu retten, ließ er sich gefangen nehme resignirte den **10ten** Juli, und starb gleich nachher am **14t** Juli **1762** plötzlich. — Die Theilnehmer der Verschwörung e reichten ihre Zwecke auch unter der Thronfolgerin Katharin keineswegs ganz nach Wunsche.

Die Thronbesteigung Peters **III.** und der Tod der Ka serin Elisabeth waren für Friedrich den Großen zwei sel glückliche Ereignisse. Diese war seine größte Feindin, jener ab sein Verehrer und Freund. Der neue Kaiser hob sogleich d Bündniß mit Oestreich auf, räumte das Königreich Preußen u Colberg, gab alle preußische Gefangene ohne Lösegeld zurück, u bestätigte dieß alles durch einen Friedensschluß mit Preuße welcher am **5ten** Mai **1762** zu St. Petersburg ratifizirt wurd Auch Schweden trat diesem Frieden sogleich bei. —

Man sieht hieraus, daß Peter bei mehreren guten Eige schaften, die er besaß, unleugbar große Fehler hatte. Da sch zu Elisabeths Zeiten gegen seine Thronfolge eine Verschw rung Statt gefunden hatte, an der seine Gemahlin Katharin Prinzessin von Anhalt-Zerbst, Theil genommen; so war es des unvorsichtiger, daß er in mehreren, an sich guten Veränderung die Vortheile der Russen nicht schonte, und besonders die Gei lichkeit und die Garden von sich abwandte. Der gegenseiti Haß zwischen ihm und seiner Gemahlin machte es nothwendi daß Einer von ihnen fallen mußte. Katharina kam ihm z vor, zog die Garde-Regimenter mit Hülfe der Brüder Orlo an sich, und bemächtigte sich des Throns am **9.** Juli **176** Am **14.** Juli wurde Peter **III.** ermordet. Katharina's I Klugheit, ihre weisen inneren Regierungsmaaßregeln und no mehr ihre auswärtigen glänzenden Thaten erhielten während ih langen Regierung, Pugatschews Aufruhr ausgenommen, d innere Ruhe. Auch der bisher zu Schlüsselburg gefangen geha tene Kaiser Iwan **III.** wurde am **15.** Juli **1764** umgebracht.

Die Griechische Besatzung in Mesolonghi schlägt einen Sturm der Türken ab,

am 6. Januar 1823.

In Mesolonghi waren nur 900 Kämpfer zurückgeblieben, entschlossen, mehr als 10,000 stürmenden Türken die Spitze zu bieten. Ein Bote aus Anatoliko langte an und meldete, wie ihm ein unbekannter, im Schilf versteckter Christ zugeflüstert habe, die Stadt werde zwei Stunden vor Sonnenaufgang plötzlich, auf ein Zeichen aller Kanonen, gestürmt werden. Der Präsident nahm hiernach ungesäumt seine Maßregeln. Der Erzbischof Porphyr verbot alles Glockengeläute und setzte die Festfeier aus. Jeder griff zu den Waffen und begab sich auf seinen Posten. Die Wachen und Patrouillen wurden verdoppelt. Der Präsident ging überall umher, erklärte Jedem, was er zu thun habe, und ermunterte männiglich, nichts von einem Feinde zu fürchten, dem nur noch dieses letzte Wagestück eines verzweifelten, wilden Angriffs übrig geblieben sei, welches ihm aber, wenn die Gegenwehr so, wie Gott und die Pflicht es geböten, geleistet würde, schmählich mißlingen werde. — So wird die heilige Nacht auf den Wällen und in den Schanzen durchwacht. Bei dem bleichen Lichte des halbverhüllten Mondes schleichen sich dennoch unbemerkt 800 Albaneser (Schypetras) mit Faschinen und Sturmleitern in den Graben. Tausend Andere (wie Voutier, als Augenzeuge, erzählt) halten sich in einiger Entfernung zur Unterstützung der Vordersten bereit. Die Uebrigen stehen in dritter Linie. Jetzt ist es 5 Uhr. Die Türken donnern plötzlich mit allen Kanonen. Auf dieses Zeichen springen die im Graben versteckten Schypetras hervor, rennen mit gräßlichem Geheul die Mauer hinan und Mehrere schwingen sich hinauf. Aber die Christen, wohlbedenkend, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen sei, ergreifen jene Stürmer und schleudern sie in den Graben zurück, wo sie, indem sie den entgegenstehenden Rand erklettern wollen, niedergeschossen oder von Kanelos, mit den Arkadiern und Aetoliern, erwürgt und zertreten werden. Die zweite Linie kann sie nur wenig unterstützen, da sie, ohne die eigenen Genossen zu treffen, nicht wohl feuern darf. Dagegen wird sie selbst vom heftigsten Kartätschenfeuer schier bald gänzlich vernichtet. An 2000 Mann, der Kern des Feindes, bedecken mit ihren Leichnamen die Mauer, den Graben und den Sumpf. Zwanzig Fahnen sind erobert. — Jetzt steigt die Sonne empor und beleuchtet den blutigen Schauplatz, zeigt den Türken die Größe ihres Verlusts, den Griechen die Wichtigkeit ihres Sieges.

Unglaublich ist es, wenn nicht die fremden Offiziere es a Augenzeugen bestätigten, daß die Christen in diesem entscheide den Kampfe nur 5 — 6 Mann eingebüßt hatten. So w Omer's Plan, der während des Sturmlaufs jener 800 (einer andern Stelle mit ganzer Macht in die Stadt einbreche alles niedermetzeln, und dann (wie er an Varnakiotis geschri ben hatte) zu Mittag in Mesolonghi speisen wollte, vernicht Betäubt saß er in seinem Gezelte und zerraufte sich den Ba — Mehrere Griechenführer brannten nun vor Begierde, das tü kische Lager rasch anzugreifen, aber Maurokordatos, v höherer Weisheit geleitet, verbot es. Er wünschte, daß Om wieder guten Muth fassen und noch länger vor der Stadt ve weilen möchte, damit Petro Bey seine Rüstungen in Omer Rücken vollenden und dann ein zweiter, verderblicher Schl ausgeführt werden könnte.

Blanchard's Luftreise über den Kanal bei Calai am 7. Januar 1785.

Der kühne Unternehmungsgeist der Menschen, der si bei Beherrschung der Natur und ihrer Kräfte offenbart, ist b wunderns würdig; denn nicht zufrieden, das Innere der Erde durchwühlen, strebt er auch, sich in die hohen Luftregionen schwingen. Nach vielen verunglückten Versuchen des Dr. Bla Cavallo's und Lichtenbergs gelang es endlich im Jahre 17 am 5. Juni den Brüdern Montgolfier, den ersten Luftballon Annonay in Frankreich aufsteigen zu lassen. Dieser Luftballon erh sich in 10 Minuten zu einer Höhe von 1000 Toisen. Die erhitzte Lu womit diese Leinwand-Maschine angefüllt war, brachte di Wirkung hervor. Der berühmte Professor der Physik Charl bewirkte dasselbe bald nachher auch durch brennbares Gas. T jüngere Montgolfier kam bald darauf nach Paris, wo an dem Herrn Pilatre de Rozier, Vorsteher des Museum einen unermüdeten Gehülfen fand, der es auch schon am 1 Oktober 1783 zum ersten Male wagte, auf einer von Mo golfier verfertigten Maschine, 74 Fuß hoch, 48 Fuß br in dessen Gesellschaft 50 Fuß hoch aufzusteigen und 4½ Mim in der Höhe zu bleiben, wobei der Luftballon an Stricken fe gehalten wurde. Dieser Versuch wurde wiederholt, und dadu ermuntert, wagten es Pilatre de Rozier und der Marq d'Arlandes schon am 21. November 1783, auf eben derselb Maschine die erste förmliche Luftreise zu unternehmen. Bla chard wagte es sogar am 7. Januar 1785, nachdem den G

b

Brüdern Montgolfier dasselbe Unternehmen verunglückt war, über den etwa 5 Meilen breiten Kanal von Calais in einem Luftballon zu fliegen, und führte dieses kühne Wagestück in Gesellschaft eines Amerikaners glücklich aus. Um 1 Uhr verließen sie die englische Küste, und waren schon gegen halb 3 Uhr auf dem französischen Boden. Rozier und Romains unternahmen am 14. Juni 1785 dasselbe Wagstück, stürzten aber, da die Maschine in Brand gerieth, stark verbrannt herab und blieben todt. Nicolas Blanchard war ein französischer Mechaniker; seine erste Luftreise machte er 1784; — 1793 kam er in Arrest nach Kufstein, und starb 1809 im 71sten Jahre seines Lebens. Seine Frau setzte bis 1819 die Luftreisen fort, fand aber bei einer derselben ihren Tod.

Johann Georg, Kurfürst von Brandenburg,

gestorben am 8. Januar 1598.

Schon als Kurprinz zeichnete sich Johann Georg in der Schlacht bei Mühlberg so rühmlich aus, daß ihm Kaiser Carl V., wie seinem Vater einst, vor dem Heere den Ritterschlag gab.

Der neue Kurfürst war nicht der Mann, der das Vorgefallene mit dem Mantel der Liebe zuzudecken pflegte, sondern streng gerecht. Zuerst entfernte und bestrafte er alle unwürdige Günstlinge seines Vaters, und nur der verdienstvolle L. Distelmayer blieb auf seinem Posten. Der einzige, der wohl zu hart und ungerecht von ihm behandelt wurde, war der redliche Bürgermeister Th. Mathias in Berlin, der Joachim II. sein ganzes Vermögen aufgeopfert hatte. Ein grausames, aber nicht ganz unverdientes Schicksal erfuhr der Jude Lippold. Er wurde gefoltert, mit glühenden Zangen gezwickt, gerädert und geviertheilt, und alle Juden des Landes verwiesen. Joh. Georg war der Stifter der ältesten Schule in der Mark, des sogenannten grauen Klosters, (welches seinen Namen daher hat, weil die vormaligen Ordensmönche desselben graue Kappen trugen). Die vom König Philipp von Spanien aus den Niederlanden, wegen ihres Glaubens, vertriebenen Unterthanen fanden in der Kurmark eine freundliche Aufnahme. Mit ihnen erhoben sich Manufakturen, Gewerbe und Handel, und obgleich die Bevölkerung wuchs, waren doch die Lebensmittel äußerst niedrig im Preise. Ein Schaf kostete 16 Gr., ein Scheffel Roggen 12 Gr., eine Mandel Eier 1 Gr., ein Pfd. Butter 2 Gr., und ein Handarbeiter erhielt täglich 2½ Gr.

Johann Georg suchte das Land durch Sparsamkeit vo
Drucke der Schulden zu befreien, erwarb sich durch Klugheit u
Gerechtigkeit Achtung und Vertrauen bei den benachbarten Fü
sten, liebte seine Unterthanen, und begünstigte Betriebsamk
und Wissenschaften. Er vollendete den Bau der Festung Spa
dau und setzte den des Schlosses in Berlin eifrig fort.

Durch übertriebene Liebe zu seinem Sohne Christian a
der dritten Ehe, den er mit der Neumark belieh, verbitterte
sich seine letzten Lebensjahre, und lebte mit dem Kurprinz Jo
chim Friedrich in Uneinigkeit. Den 8. Januar 1598, nac
dem er sich auf dem Sterbebette mit dem Kurprinz ausgesöh
hatte, verschied er in einem Alter von 72 Jahren. Er hat r
giert von 1571 bis 1598.

Die Stadt Altona bei Hamburg, durch die Schw den unter dem General Stenbock in Asche gelegt,

am 9. Januar 1713.

Altona (Altona h. allzunah, nämlich an Hambur von welcher Stadt es nur eine Viertelstunde entfernt ist) lie an der Elbe und war ehemals nur ein Dorf, erhielt aber 16 das Stadtrecht. Die Unbiegsamkeit und Eroberungssucht Car XII., Königs von Schweden, nöthigte Friedrich Wilhelm König von Preußen, zu einem Feldzuge, in welchem sich Preußische Tapferkeit sehr glänzend zeigte. In dieser Zeit n war es, wo Altona von den fliehenden Schweden am Januar 1713 gänzlich in Asche gelegt wurde, aber aus de Aschenhaufen um so herrlicher und größer wieder erstand, inde es jetzt nach Kopenhagen die größte Stadt in sämmtlichen D nischen Staaten ist. Unter den 25,000 Einwohnern finden s fast alle Religionssekten; dieß nun, und die in mehrern Hinsic ten daselbst herrschende Toleranz zeichnet diese Stadt aus, u macht sie für Viele zu einer Art von Freistätte. Handel, Schi fahrt und Fabriken sind hier bedeutend; sie ist der Sitz der K niglichen Heringsfischerei, so wie sie auch an dem Grönländisch Wallfischfang Antheil nimmt. Auch findet man hier ein b rühmtes Gymnasium mit einer schönen Bibliothek und ein Zuc und Waisenhaus. Das Dorf Ottensen, wo der berühmte Di ter Klopstock ruht, hängt fast ganz mit Altona zusamm Die Lage am hohen Elbufer ist höchst reizend und sehr gesun

Altona hat sehr viel Schiffbau. Der hiesige bedeuten Handel steht in erfreulichem Einverständniß mit dem nah

Hamburg. Mildere Abgaben, mehr Freiheit des Handels und der Religionsausübung hat keine andere deutsche Handelsstadt. Sie besitzt die Rechte eines Freihafens. Es herrscht hier auch viel literarische Bildung, und bei großem Reichthume viel Sinn für Vergnügungen, und eine milde Polizei. 2500 Juden haben den meisten Kleinhandel, während die Reichern auch an andern Gewerben Theil nehmen.

Der Königsmörder Robert François Damiens,

geboren den 10. Januar 1715, hingerichtet den 28. März 1757.

Robert François Damiens wurde hingerichtet am 28. März 1757. Er ward in dem kleinen Dorfe Tieuley geboren, wo sein Vater ein armer Pächter war. In seiner Jugend trieb er schon so viele boshafte Streiche, daß er den Namen **Robert le Diable** (Robert der Teufel) erhielt. Er wurde Soldat, später Bedienter im Jesuiten-Collegio zu Paris, verheirathete sich, und diente in verschiedenen Häusern dieser Hauptstadt, wo er Einen seiner Herren vergiftete und 240 Louisd'or stahl. Dieser Schandthat wegen flüchtete er, und lebte sodann 5 Monate in den Niederlanden. Zu Poperingen bei Ypern äußerte er: »Wenn ich nach Frankreich komme, werde ich sterben, aber der Vornehmste des Landes wird auch sterben, und ihr werdet von mir sprechen hören.« Den 2. Januar 1757 kam er nach Versailles, wo er sich auf die Schandthat, die er den 5. Januar gegen 6 Uhr vollzog, vorbereitete. Als der König Ludwig XV. in den Wagen steigen wollte, um von Versailles nach Trianon zu fahren, versetzte ihm der Bösewicht einen Stich in die rechte Seite, ob dieser gleich von den Großen des Hofes umgeben war. Der Meuchelmörder wurde sogleich ergriffen und nach einigen Verhören nach Paris in den Thurm Montgomery in Verwahrung gebracht. Die furchtbarsten Martern wurden vergebens angewandt, ihn zum Geständniß der Mitschuldigen zu bringen. Er wurde zu eben dem grausamen Tode verurtheilt, wie der Mörder Heinrich's IV. Den 28. März 1757 ward das ausgesprochene Urtheil an dem Verbrecher vollzogen. Ruhig betrachtete er den Ort und die Werkzeuge seiner Strafe. Man brannte ihm anfangs die rechte Hand ab, zwickte ihn mit glühenden Zangen, und goß heißes Oel, geschmolzenes Blei und Harz in die Wunden. Nun wollte man ihn mit Pferden zerreißen, und vier starke Pferde strengten sich 50 Minuten lang vergebens an, um diesen Unglücklichen zu zerreißen. Nach Verlauf dieser Zeit, denn Damiens blieb voll Leben, zerschnitten ihm die

Henker mit Messern das Fleisch und die nervigen Bänder d
Arme und Beine. Diese Martern dauerten 1½ Stunden bis z
seinem Tode. Er behielt stets sein Bewußtsein und erhob meh
mals den Kopf, um die Pferde und seine verstümmelten Glied
zu sehen! — Mitten unter schrecklichen Qualen der Folt
scherzte er noch.

Kaiser Theodosius der Große,

gestorben am 11. Januar 395.

Flavius Theodosius, zu Cauca in Nord-Spanien g
boren, früh im Kriegsdienste geübt und zum Feldherrn gebilde
erhielt am 19. Januar 379 den Purpur als Cäsar Augustu
des Orients und Mitregent des Kaisers Gratian. Schon i
ersten Jahre seiner Mitregentschaft schlug er die Gothen, Hu
nen und Alanen, und nöthigte sie 382 zum Frieden. Zwa
konnte er den schwachen Gratian nicht schützen, als Max
mus ihm Land und Leben nahm, doch nachdem dieser Rebell i
Italien eingefallen und Valentinian II. nach Konstantinop
geflüchtet war, schlug er 388 in einer glücklichen Schlacht, i
der sein Gebet ihm den Sieg verschafft und ein Sturmwind d
feindlichen Pfeile gegen ihre Schützen zurückgetrieben haben sol
den Maximus, setzte den Valentinian wieder ein und lie
den zu Aquileja gefangenen Maximus hinrichten. Indeß wurd
Valentinian 392 vom Arbogast ermordet, und dies
setzte den Eugenius an dessen Stelle; doch auch diesen übe
wand Theodosius, und machte sich dadurch zum Alleinherrsch
des ganzen römischen Reichs. Er stellte das Ansehen des Reich
wieder her, gab weise Gesetze und zeichnete sich ruhmwürdig unt
seinen Vorgängern und Nachfolgern aus. Noch zu Thessaloni
hatte er sich 380 taufen lassen. Auf der 381 zu Konstantin
pel, wo er seit dem 24. November 380 residirte, gehaltenen Ki
chenversammlung ließ er sich aber ganz als Werkzeug der B
schöfe gebrauchen. Ueberhaupt hat nie ein Kaiser geduldet, wa
ihm Ambrosius in Mailand zumuthete; denn als Theodo
sius, wegen der Ermordung seines Militärpräfects zu Thessal
nich 390, die Stadt der Wuth seiner Soldaten Preis gab, un
diese bei einer allgemeinen Plünderung 7000 Einwohner ermo
det hatten, wies ihn nach seiner Ankunft in Mailand der B
schof von den Thüren der Kirche zurück. Acht Monate muß
er im Banne bleiben und im härnen Gewande Kirchenbuße thu
Für diesen Gehorsam erhielt Theodosius den Beinamen d
Großen. Den größten Fehler beging Theodosius gewiß d

durch, daß er das kaum vereinigte Reich wieder in zwei Theile theilte. Schon am 11. Januar (nach Andern am 17.) 395 starb er zu Mailand.

Er war ein Sohn des hingerichteten Comes Theodosius. Nach den Kirchenschriftstellern soll Theodosius höchst rühmlich regiert haben; wahrscheinlich weil er die Arianer verfolgte, die bürgerlichen Rechte der Heiden einschränkte, allen Götzendienst verbot, die Verheerung heidnischer Denkmäler duldete, streng gegen die Juden und abergläubisch war. — Staatsmann war er gewiß nicht, sonst hätte ihm die Theilung des römischen Reichs unter seine beiden Söhne Arcadius und Honorius nicht einfallen können. Das Reich ward seitdem nie wieder vereinigt.

Kaiser Maximilian I.,

geboren 1459, gestorben 12. Januar 1519.

Maximilian I., geboren 1459, ward 1486 zum römischen Kaiser erwählt, und trat im Jahre 1493 als Nachfolger seines Vaters Friedrichs III. unter sehr mißlichen Umständen die Regierung an. 1477 hatte sich Maximilian aus Klugheit und Politik mit Karls des Kühnen Tochter Maria, Erbin von Burgund, vermählt. Er hoffte nämlich durch diese Verbindung die großen Besitzungen, welche seiner Gemahlin einst zufallen mußten, an das Haus Oestreich zu bringen. Wenn nun auch Maximilians Spekulation richtig war, so konnte er es doch nicht verhindern, daß ihm Ludwig XI., König von Frankreich, Artois, Flandern und Burgund entriß. Maximilian hat sich als ein kluger, edler und tapferer Regent gezeigt; dennoch aber war er zuweilen unentschlossen, und nicht selten sogar unbesonnen. Wenn die funfzigjährige Regierung seines Vaters zu schläfrig gewesen war, so war dagegen die des Sohnes, ohne die reinste Politik des Erzhauses Oestreich stets vor Augen zu haben, in den Erblanden, wie in der Ferne, etwas zu regsam; denn seine Regierungsgeschichte liefert eine ununterbrochene Reihe von Kriegen. Es wird ihm zum Vorwurf gemacht, der sich immer näher heranwälzenden Türkenmacht viel zu wenig Widerstand geleistet zu haben. Diese hatte ihn in die Nothwendigkeit versetzt, stets gerüstet gegen sie sein zu müssen, was die Finanzen, die überhaupt nicht in besonderer Ordnung waren, gar sehr beeinträchtigte. Indeß gelang es ihm 1493, die Türken zurückzuschlagen und denselben einen solchen Damm zu setzen, daß er nicht ferner von ihnen angefallen wurde.

In den Niederlanden verfehlte er, die Politik des burgundi-

schen Hauses zu der seinigen zu machen, und da es dort, wie in Oestreich, herkömmlich war, den Adel vor dem Bürgerstande zu begünstigen, so veranlaßte er daselbst die unglückliche Opposition des Letztern, welche ihn, der so viel Geld brauchte, oft Geld entbehren ließ, welches aber den Herzögen von Burgund niemals fehlte. Der Bund zu Cambray mit einigen Fürsten Italiens, mit Spanien und Frankreich gegen Venedig war ein großer politischer Fehler, und schlug auch durch die Uneinigkeit der Alliirten sehr schlecht aus. Ihm war Venedig eine treue Hilfe im Türkenkriege, und Spanien nebst Frankreich waren in Italien ohnehin schon zu mächtig; allein Maximilians Rittergeist wollte an Allem, was in Europa projektirt wurde, Theil nehmen. Die Schweiz in den Jahren 1498 und 1499 zu bekriegen, lag wohl in dem Interesse des Schweizer Adels, aber keineswegs in dem seinigen, und die Behauptung der eroberten Schweiz war bei der Tapferkeit des dortigen Bauernstandes theils nicht möglich, theils viel zu kostspielig, und dieses Land riß sich gänzlich vom deutschen Reiche los. Eben so wenig vermochte Maximilian seine Ansprüche auf Mailand zu sichern, und kaum war er im Stande, sich die Anhänglichkeit seiner Tyroler Bauern dadurch zu erhalten, daß er ihre Rechte ehrte. Wenn Maximilians Thaten außerhalb auch nicht besonders glänzend waren, so waren sie doch im Innern des deutschen Reiches selbst nicht unrühmlich, denn 1495 machte er auf dem Reichstage zu Worms durch den ewigen Landfrieden den Befehdungen und Gewaltthätigkeiten ein Ende, und übte die größte Strenge gegen die Uebertreter. Um die Mangelhaftigkeit des deutschen Rechts und den entsetzlichen Justizmißbräuchen abzuhelfen, nahm er auf demselben Reichstage das römische und kanonische Recht als Entscheidungsquelle an, weil dieses für die damaligen Zeiten sehr viel Werth hatte. Er stiftete auch das Reichskammergericht und schaffte die ungeheuern Mißbräuche der Westphälischen oder Vehmgericht ab. Die Stiftung der deutschen Kreise rührt nicht minder von Kaiser Maximilian her. Er gab dem Erblande weise Polizeigesetze, deren Vorbild er in Burgund gefunden hatte, und schuf sich ein schönes Corps stehender Truppen in seinen sogenannten Lanzenknechten, die sich tüchtig mit der türkischen Miliz herumschlagen mußten. Er verbesserte ferner das grobe Geschütz, führte Posten und andere gemeinnützige Einrichtungen ein, und beförderte die Wissenschaften sehr; denn er suchte den Universitäten zu Wien und Ingolstadt bedeutend aufzuhelfen, und stiftete auf der erstern eine Professur der Dichtkunst, die er selbst auch übte. Gelehrte, Dichter und Musiker kosteten diesem Kaiser sehr viel Geld; dafür aber priesen sie ihn laut vor ganz Europa. Im Theurdank seines Sekretairs Pfinzing ließ er sich lobpre

sen. Sein eigenes Leben beschrieb **Maximilian** selbst in humoristischem Style im **Weißkunig**. Oestreichs Grenzen gegen Baiern dehnte er ohne Nutzen weiter aus und stellte sich und seine Lanzenknechte gegen Subsidien zu oft ins Feld; und excentrisch wie er war, wollte er sogar einmal Papst werden. — Groß ist sein Ruhm als Kaiser durch die Begründung des ewigen Landfriedens, durch die Kreisverfassung, welche er eingeführt, so wie durch seine Reichsjustiz. — Mitten in großen Entwürfen rief ihn der Tod von hinnen: er starb am 12. Januar 1519 in Oberöstreich und liegt in Neumark bei Wien begraben.

Prozeß und Hinrichtung des Marquis von Tavora und des Herzogs von Aveiro,
am 13. Januar 1759.

Unter **Pombals** Verwaltung von Portugal zeigte sich allerdings die Aufklärung auch im Westen von Europa, welche sich am deutlichsten gegen die Jesuiten aussprach. Diese Gesellschaft mußte im September 1757 den Hof verlassen, und der Papst **Benedict** XIV. ließ Maßregeln zur Verbesserung dieses so sehr gesunkenen Ordens treffen; man verbot ihnen Kanzel und Beichtstuhl, und der Staatssekretair Cardinal **Passioni**, ein Jesuitenfeind, ging mit dem Plane um, die gänzliche Vernichtung dieser Gesellschaft zu bewirken. Es fand sich auch bald eine Veranlassung hiezu.

Am 3. September 1758 ward nämlich der König von Portugal bei einer nächtlichen Fahrt zur Marquisin von Tavora durch einen Schuß verwundet. Die Sache machte großes Aufsehen, doch wurden die Thäter nicht sogleich entdeckt. Erst am 13. December trat der Minister und die Rache aus dem stillen Dunkel hervor. Früh Morgens wurde der Marquis von **Tavora** mit seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen, deren Einer der Gemahl der vom Könige zur Nachtzeit besuchten Dame war, seine beiden Brüder und seine beiden Schwiegersöhne, ferner der Herzog von **Aveiro**, in Verhaft genommen; an demselben Tage wurden auch die Häuser der Jesuiten besetzt. Ein außerordentlicher Gerichtshof aus weltlichen und geistlichen Richtern, unter denen **Pombal** selbst war, erklärte am 7. Januar 1759 den Herzog von **Aveiro**, den Marquis von **Tavora**, dessen beide Söhne und Gemahlin, die Marquisin **Eleonora**, für schuldig des Mordanschlags auf den König, die Jesuiten aber für Urheber und Mitwisser. Sie hätten nämlich jene beiden Familien, die angesehensten des Reichs, und selbst mit dem Königl. Hause

verwandt, die lange mit einander verfeindet gewesen, ausgesöhnt und sie dann bewogen, den Anschlag auf das Leben des König auszuführen, um eine Regierungsveränderung zu bewerkstelligen welche für die bedroheten Jesuiten, wie für den stolzen, de Herrschens gewohnten Adel, gleich wünschenswerth geschienen Geständnisse wurden aber nur von Einigen, durch die Folter er zwungen, und am 13. Januar die sämmtlichen für schuldig er klärten Personen, die schon im Gefängnisse mit der äußerste Härte behandelt worden waren, auf eine höchst grausame Weis hingerichtet.

Auf einem hohen, vor dem Schlosse zu Belem erbauten Ge rüste ward zuerst Donna Eleonora, des alten Marquis von Tavora Gemahlin, enthauptet, ihre beiden Söhne, ihr Eidan und drei ihrer Hausbedienten nach einander auf ein eisernes Kreu gelegt, und, nach vorhergegangener Erdrosselung, deren Gebein mit Keulen zerschlagen, dann der alte Marquis von Tavor lebendig gerädert, der Herzog von Aveiro auf eben diese Ar langsam zu Tode gequält. Bei dem Geschrei der ihnen sämmtlic genau befreundeten Unglücklichen, welches in den Zimmern de Königl. Palastes gehört ward, gerieth die Tochter des König die nachmalige Königin Maria Isabella, in eine Gemüths bewegung, die später in Wahnsinn überging. Zuletzt war Fereira, der Kammerdiener des Herzogs, der, in einen Winkel des Gerüstes an einen Pfahl gebunden, die Hinrichtun gen hatte mit ansehen müssen, an seinem Pfahle mitten auf da Gerüst gesetzt, dann dieses Gerüst mit allen Körpern und daz gebrauchten Werkzeugen verbrannt und die Asche ins Meer g worfen. Die Paläste des Herzogs von Aveiro und der Herre von Tavora wurden niedergerissen, ihre Güter eingezogen, ih Namen vertilgt, und alle Spuren ihres Daseins ausgerotte Dieses Urtheil und dessen Vollziehung erfolgte auf bloßen Ve dacht, und es ist bis heute unausgemacht geblieben, ob alle Hi gerichtete Mitwisser jenes nächtlichen Schießens gewesen, u ob die Schüsse dem Könige, oder einem Andern, der für d Buhlen der Marquise gehalten ward, gegolten haben. Es ist s gar behauptet worden, Pombal selbst habe den Anfall zu Verderben seiner Feinde veranstaltet. Er, der damals noch Ca valho hieß, ward für seine Thätigkeit in dieser blutigen Sac mit dem Titel eines Grafen von Oeyras belohnt.

Der Partheienkampf im Convente zu Paris über Ludwigs XVI. Verurtheilung,

am 14. Januar 1792.

Im Convente zu Paris erhob sich ein wüthender Partheienkampf über die Frage: ob das über Ludwig XVI. zu fällende Urtheil mit oder ohne Appellation an das Volk gültig sein solle. Die Girondisten, die auf jenem furchtsamen Seitenwege die Vollziehung des Urtheils zu umgehen gedachten, indem sie heuchlerisch dessen Gerechtigkeit anpriesen, wurden nun von den Jakobinern als Verräther des Volks und als geheime Freunde des Königs verdächtig gemacht. Derselbe Brissot, der durch seine Reden und sein Thun so viel zum Falle Ludwig's beigetragen hatte, sollte jetzt auf einmal das Oberhaupt einer Parthei sein, die mit den auswärtigen Feinden Frankreichs im Briefwechsel stehe; derselbe Pethion, der als Maire von Paris so oft vom Jubel des Volks begrüßt worden war, wurde nun durch wildes Geschrei zum Schweigen gebracht, als er seiner feigherzigen Behauptung, daß Ludwig schuldig sei und verurtheilt werden müsse, den Antrag beifügte, diesen Beschluß der Urversammlung zur Genehmigung vorzulegen. Nach den schrecklichsten Aeußerungen gegenseitiger Wuth und Schimpfreden kam es endlich am 14. Januar zur Abstimmung über die drei Fragen: »Ist Ludwig Capet schuldig?« — »Soll das Urtheil über ihn dem Volke zur Bestätigung vorgelegt werden?« — »Welche Strafe hat er verdient?« — Die erste Frage wurde beinah einstimmig bejaht, die zweite mit 424 Stimmen gegen 283 verneint. Ueber die dritte wurde erst gestimmt, nachdem vorher der Beschluß gefaßt worden war, daß die Verurtheilung nicht, wie in andern Halsgerichten, von zwei Drittheilen der Stimmen, sondern von der Mehrzahl auch nur einer einzigen Stimme über die Hälfte abhängig sein sollte. Geängstigt durch den Vorwurf des schlechten Republikanismus, stimmten nun die Girondisten alle für den Tod, mit der wenig bedeutenden Einschränkung, daß über die Vollziehung des Urtheils noch besonders berathschlagt, oder, nach Brissots Meinung, daß diese Vollziehung ausgesetzt bleiben solle, bis die neue Constitution durch das Volk angenommen worden sei. Die Abstimmung über das Leben des Königs begann am 16. Abends um 7 Uhr, und dauerte volle 24 Stunden ununterbrochen fort. Die Nacht vermehrte das Schreckliche dieser Sitzung. — Die Mehrstimmen waren für den Königsmord. — Schande über den Convent! ewig unaustilgbare Schande! Verruchtes Ergebniß menschlicher Leidenschaft!

Schlacht bei Rivoli, Corona und Mantua,

den 14., 15. und 16. Januar 1797.

Obgleich Napoleon die Oestreicher 1796 fast überall geschlagen und zu Ende des Jahres aus Italien nach Tyrol zurückgetrieben hatte, so brach das östreichische Heer doch gleich zu Anfang des Jahres 1797 aufs neue gegen Italien auf. Schon am 13. Januar standen die Oestreicher unter Alvinzy bei Rivoli, und drohten, die ihnen gegenüberstehende französische Division einzuschließen. Da eilte Napoleon selbst herbei, und Alvinzy ward schon am 14. Januar bei Rivoli gänzlich geschlagen; am 15. trieb ihn Napoleon nach einem hartnäckigen Widerstande aus seiner festen Stellung bei Corona, und drängte die Oestreicher abermals nach Tyrol zurück. Eine andere östreichische Colonne, unter Provera, hatte indeß versucht, nach Mantua vorzudringen; der östreichische General Wurmser, der diese Festung besetzt hielt, that, um sich mit dieser Colonne zu vereinigen, einen mörderischen Ausfall aus der Feste auf die Belagerer, aber Napoleon schlug den Ausfall zurück, ereilte Provera, und nöthigte ihn am 16. Januar, sich mit mehr als 5000 Mann ihm zu ergeben. Während nun die französischen Generale in Tyrol eindrangen, Trident wieder besetzten und Italien von dieser Seite sicherten, nöthigte Napoleon am 2. Februar die Oestreicher, nach tapferer Vertheidigung, Mantua zu übergeben, wodurch der Sieg in Italien entschieden war. Noch an demselben Tage rückte Napoleon auch in den Kirchenstaat ein.

Ausbruch und Uebersicht des Siebenjährigen Krieges.

Bündniß zwischen England und Preußen, am 16. Januar 1756.

Schon im Jahre 1746 waren Rußland, Oesterreich und Sachsen in ein Bündniß gegen Preußen getreten, und beabsichtigten dessen Untergang. Da nun England von Frankreich bedroht wurde, schloß es im Jahre 1756 den 16. Januar mit Preußen ein Bündniß. Hierauf verband sich Frankreich mit Oesterreich. Friedrichs allbekanntem Scharfblicke entgingen die gegen ihn gemachten Rüstungen nicht, und er wußte sie richtig zu deuten. Seine Vermuthungen wurden durch den Kanzellisten Menzel in Dresden bestätigt; denn dieser verrieth ihm den ganzen Plan, welchen man gegen ihn angelegt

hatte, so wie daß man ihn im folgenden Jahre angreifen wollte. Friedrich der Große ließ es dazu nicht kommen, sondern eilte seinen Feinden mit raschen Schritten zuvor, indem er schon den 29. August 1756 mit 60,000 Mann, und zwar in drei Kolonnen, in Sachsen einrückte. Diese vereinigten sich nach Verlauf von 8 Tagen in der Nähe von Dresden.

Von Schreck und Furcht ergriffen, eilte die sächsische Armee, 17,000 Mann stark, nach dem an der böhmischen Grenze bestimmten Lager bei Pirna. Dahin floh auch August III. mit dem Minister von Brühl und seinen beiden Prinzen.

Sachsen war also in der Hand Friedrichs des Großen, und dieser hielt nun den 10. September seinen Einzug in Dresden. Allerdings wurde dieses Land etwas hart gedrückt und Kriegscontributionen aller Art ausgeschrieben. Das Lager von Pirna umzingelten 3200 Preußen; eine andere eben so starke Heeresabtheilung stellte sich gegen Böhmen auf, um die Oestreicher abzuwehren, und obgleich Friedrich II. alles versuchte und ausbot, den verblendeten August III. auf seine Seite zu ziehen, so war doch alles vergebens. Der östreichische Feldmarschall Browne sollte die eingeschlossenen Sachsen mit 70,000 Mann befreien; um dieß aber zu verhüten, rückte Keith in Böhmen ein. Der Markgraf Karl erhielt darauf das Kommando über das Corps, welches die Sachsen einschloß, und Friedrich selbst ging zur Armee nach Böhmen ab. — So war also der siebenjährige Krieg, wovon wir hier eine kurze Uebersicht geben wollen, Folge einer vom sächsischen Kanzellisten Menzel dem preußischen Gesandten von Maltzahn in Dresden mitgetheilten eventuellen Verbindung des Dresdner, Wiener und St. Petersburger Hofes, um des Preußischen Staates Grenzen einzuschränken. Es ist jedoch höchst zweifelhaft, ob diese Verbindung jemals Erfolg gehabt hätte, da es Maria Theresia an Geld, und den beiden andern Höfen an Energie und wirklichem Interesse fehlte. König Friedrich II. hatte indeß die Kühnheit, sein streitfertiges Heer zusammenzuziehen und vom Wiener Hofe eine kategorische Erklärung über künftige Absichten desselben zu fordern. Dieselbe fiel nicht deutlich aus. Deshalb rückten im August 1756 die Preußen in Sachsen ein, dessen kleines Heer im Lager bei Pirna eingeschlossen, und bei der Langsamkeit der anrückenden Oestreicher und dem unentschiedenen Treffen bei Lowositz, gefangen wurde; Winterquartiere nahmen die Preußen in Sachsen. Es gelang jetzt Oestreich, daß der Reichstag den Einfall Friedrichs in dieses Land für einen Landfriedensbruch erklärte. Den 6. Mai 1757 siegten die Preußen über die Oestreicher bei Prag, verloren aber die Schlacht bei Kollin. Da Frankreich und Schweden zu

Preußens Feinden hinzukamen, indeß ihm England mit Truppen und Geld beistehen wollte, so wurde des Königs Lage nac der Niederlage der Alliirten, Hannoveraner, Britten, Hessen un Braunschweiger, den 16. Juli 1757, bei Hastenbeck, höch schwierig. Indeß schlug der König Friedrich den 5. Novemb die Franzosen bei Roßbach, und den 5. December die Oestre cher bei Leuthen. Aber die Niederlage der Preußen bei Groß Jägerndorf den 30. August hatte die Russen zu Herren in Prei ßen gemacht. Siegte nun freilich den 23. Juli 1758 der Herzo von Braunschweig bei Krefeld, so mußten dagegen die Prei ßen die Belagerung von Olmütz aufgeben, obgleich Friedric den 26. August die Russen bei Zorndorf schlug, aber den 1 October bei Hochkirch eine Niederlage erlitt; dennoch hatte de König außer Preußen seine übrigen Staaten am Ende des Jah res wieder im Besitz, und im Winter mußten Böhmen un Franken mit Mecklenburg Contributionen zahlen. Den Alliirte des Königs ging am 13. April 1759 bei Bergen eine Schlach verloren; jedoch am 1. August siegten sie glänzend über die Fran zosen bei Minden, und hernach bei Krefeld. Nun wurden abe Friedrichs Heere beim Mangel zahlreicher Rekrutirung schwächer General Wedel wurde bei Züllichau geschlagen, und Fried rich selbst den 12. August bei Kunersdorf. Am 20. Novem ber mußten 11,000 Preußen sich gefangen geben, und doc standen seine schwachen Heere wieder hergestellt am Ende de Jahres in allen Erblanden, aber Sachsen war verloren gegar gen. Der Feldzug 1760 begann mit der Gefangennehmung de Generals Fouquet und seines kleinen Heers bei Landshut un mit der Aufhebung der Belagerung von Dresden den 30. Ju für Preußen schlimm. Doch schlug der König den 15. Augu Laudon bei Liegnitz und siegte den 13. November bei Torga in großer Schlacht; die Russen mußten Kolbergs Belagerun aufheben. Wenig entschied am 31. Juli 1760 der Sieg vo Friedrichs Alliirten über die Franzosen bei Marburg. Abe seine Alliirten griffen am 11. Februar 1761 die Franzosen aufs neu an, schlugen sie am 14. Januar bei Langensalza, ihre Belage rungen von Ziegenhayn, Marburg und Cassel mißlangen jedoch und der Preußen Verhältnisse wurden sehr mißlich. Am 1. Oc tober 1761 nahm Laudon den Preußen Schweidnitz, un Prinz Heinrich behauptete sich nur mit Mühe in Sachsen; di Russen nahmen von Kolberg und Pommern Besitz. Am 1 Juli siegten Friedrichs Alliirte bei Willingshausen über di Franzosen. Friedrichs Heer war sehr geschmolzen, als ar 25. December die russische Kaiserin Elisabeth starb, und nu der Kaiser Peter III., am 5. Mai 1762, und hernach auch Schwe den mit Preußen Frieden schloß; aber die Kaiserin Mari

Theresia wurde nicht zu gleichem Entschlusse bewogen, obgleich Peter dem Könige ein Corps Truppen zur Hülfe gab, welches ihm die Thronfolgerin aber wieder entzog. — Bei Burkersdorf schlugen die Preußen die Oestreicher und nahmen Schweidnitz, und nachdem am 29. October Prinz Heinrich die Oestreicher und Reichstruppen bei Freiberg geschlagen hatte, schlossen Oestreich und Preußen einen Waffenstillstand. 1762 war der Anfang des Feldzugs der Alliirten Friedrichs wider die Franzosen unglücklich, doch erlitten Letztere am 24. Juni bei Wilhelmsthal eine Niederlage, und Cassel ergab sich den Alliirten am 1. November. — Am 10. Februar schlossen Frankreich und mehrere Reichsstände mit England und Preußen Frieden, und am 15. Februar 1763 stellten Preußen, Oestreich und Sachsen den Statum quo des Besitzes, wie vor dem Hubertsburger Frieden, wieder her. — Eine unglückliche Politik entzweite in jenem Kriege die mächtigsten deutschen Höfe mit einander und trennte sie; sie vergaßen, daß sie, vereinigt, Frankreich und Rußland widerstehen konnten, und entzweit deren Beute werden mußten.

Ludwig der Baier,

geboren 1286. — Zum Kaiser gekrönt am 17. Januar 1328, gestorben 1347 am 11. October.

Ludwig der Baier, einer der würdigsten deutschen Kaiser, Sohn des Herzogs Ludwig des Strengen, wurde 1286 geboren. Die Mehrheit, aber nicht sämmtliche Kurfürsten, erwählten ihn nach dem Tode Kaiser Heinrichs VII. zum Kaiser der Deutschen. Als von der kleinern Zahl der Kurfürsten erwählter Gegenkaiser trat der Erzherzog Friedrich von Oestreich auf, aber 1322 wurde Letzterer bei Mühldorf besiegt und gefangen, worauf ein Vergleich folgte, den aber der Erzherzog nicht zu erfüllen vermochte, und sich als Gefangener wieder stellte, auch als solcher 1330 starb. Ludwig war nicht frei von Eigennutz; seinen Bruder Rudolph, Kurfürsten von der Pfalz, dessen Stamm in unseren Tagen zum Gesammtbesitz aller pfalzbaierschen Staaten gelangte, vertrieb er, gab aber den Brudersöhnen des Vaters Land zurück und schloß mit ihnen den für dieses Haus wichtigen Familienvertrag zu Pavia. Mit seiner Gemahlin Margaretha, Erbin von Holland, erlangte er Ansprüche auf einen großen Theil Belgiens. Seinem ältesten Sohne wandte er die Mark Brandenburg zu, so wie er auch in Baiern seine Landeshoheit sehr ausdehnte, und aus Italien große Summen für bewilligte Gnaden und aufgehobene Kaiserrechte

wirklich als Mitglied derselben auf. Seitdem erwarb er sich un diese Wissenschaft noch mannichfache Verdienste, unter dene seine »Astronomischen Jahrbücher,« und sein groß »Himmelsatlas,« welcher 12000 Sterne mehr als die frü heren Charten enthält, ausgezeichnet sind. Er bemühte sich au ßerdem noch, durch einen populären Vortrag seine Lieblingswis senschaft allgemein verständlich zu machen. Sein Lehrbuch de Astronomie hat neun Auflagen erlebt. Seine astronomische Jahrbücher begannen 1774, und sein Himmelsatlas besteht au 20 Blättern, und enthält im Ganzen 17,240 Sterne. Er star am 23. November 1826 als ein geachteter Greis.

J. J. Barthelemy,

geboren den 20. Januar 1716, gestorben den 30. April 1795.

Johann Jacob (Jean Jacques) Barthelem wurde zu Cassis in der ehemaligen Provence den 20. Janua 1716 geboren; er erhielt eine äußerst gute Erziehung, und wurd anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, fand aber so weni Neigung dazu, daß er später alle Anträge zu geistlichen Stelle ausschlug, und den Titel Abbē nur annahm, um zu be zeugen, daß er zu diesem Stande gehöre. Er schätzte vor al lem das Studium der alten Sprachen und der Alterthümer übe haupt, und brachte es dahin, den Gelehrten in diesem Fach ganz neue Entdeckungen mitzutheilen, worunter das palmyri sche Alphabet, welches er bekannt machte, eine vorzüglich Stelle behauptet. Seit 1753 war er Oberaufseher des Me daillenkabinets in Paris, wo er die Bekanntschaft des so be rühmt gewordenen Ministers Choiseul gemacht hatte, welch nach Rom als Gesandter ging. Er nahm dessen Einladung an und begleitete ihn 1755 dahin, durchwanderte ganz Italien sammelte neue Schätze für Alterthümer, und beschäftigte sic nach seiner Rückkehr mit der bessern Einrichtung des ihm an vertrauten Kabinets, das er mit einer sehr großen Anzahl kost barer und seltener Medaillen vermehrte. Unter seinen Privat arbeiten zeichnete sich keine so sehr aus, als die Reise de jungen Anacharsis nach Griechenland, in der er all Theile des griechischen Alterthums aus verschiedenen Epoche des Staats in ein so schönes Ganzes verwebt und mit so vi Gelehrsamkeit und Geschmack bearbeitet hat, daß ihm dafür d größte Hochachtung und Bewunderung der berühmtesten Geleh ten Frankreichs und des Auslandes gezollt wurde.

Barthelemy wollte noch in seinem Alter ein vollständige

Ver

Verzeichniß des königlichen Medaillenkabinets ausarbeiten, wurde aber durch die 1788 sich erhebenden Stürme davon zurückgehalten, an denen er jedoch nicht den geringsten Antheil nahm. Zwar raubte ihm die Revolution einen Theil seines Einkommens, allein er ertrug diesen Verlust mit großer Gelassenheit. Ein Offiziant der National-Bibliothek beschuldigte ihn am 20. August 1793 des Aristokratismus, und Barthelemy wurde daher am 2. September verhaftet, jedoch an dem nämlichen Tage wieder in Freiheit gesetzt. Dieser Vorfall hatte auf seine ohnehin schon schwächliche Gesundheit die nachtheiligsten Folgen. Als der berüchtigte Oberbibliothekar der National-Bibliothek, Namens Carra, am 31. October 1793 guillotinirt worden war, trug man ihm diese Stelle an; er lehnte sie aber ab, um die wenigen Lebenstage, die ihm noch übrig blieben, in Ruhe zu verleben. Er beschloß seine irdische Laufbahn am 30. April 1795, mit dem Ruhme eines strengrechtschaffenen, gelehrten Mannes. Sein von ihm mit Sorgfalt erzogener Neffe ist der bekannte François Barthelemy.

Hinrichtung Ludwig's XVI., Königs von Frankreich,

am 21. Januar 1792.

Am 20. Januar 1792 wurde dem Könige von Frankreich das Todesurtheil verkündet; der Unglückliche bat um drei Tage Aufschub; dieser wurde ihm aber nicht gewährt, sondern Tags darauf das Urtheil vollzogen.

Der Morgen des 21. Januar war gekommen, Ludwig stand um 8 Uhr auf und empfing das Abendmahl, dessen Feier die wachthabenden Municipalen nach einigen Besorgnissen wegen Hostienvergiftung erlaubt hatten. Dagegen wurde die Bitte um eine Scheere, damit ihm sein Kammerdiener Clery die Haare abschneiden könne, mit Härte verweigert. »Der Gefangene könne sich am Ende noch ermorden; für ihn sei der Henker gut« — war die Antwort. Seit 5 Uhr hörte man das Geräusch der Truppen, durch welche die Hinrichtung gedeckt werden sollte, aber erst um 9 Uhr kam Santerre, von Municipalen und Gendarmen begleitet, das Schlachtopfer abzuholen. Ludwig nahte sich einem dieser Commissarien — (es war ein beeidigter Priester, Namens Roux) — mit einem Papiere, das seinen letzten Willen enthielt. »Ich bitte Sie,« sagte er, »übergeben Sie diese Schrift der Königin, — meiner Frau,« fügte er sogleich, sich verbessernd, hinzu. — »Ich habe hier nur den Auf-

trag, Sie zum Schaffot zu führen,« antwortete der Unmens
»Wohlan denn,« sagte der König, »wir wollen gehen.«
bestieg im zweiten Hofe eine Lohnkutsche, in welche sich da
noch Beichtvater und zwei Gendarmen setzten. Langsam fu
er durch die mit Truppen und Geschütz bedeckten Str
ßen. Seine Miene war ernst, aber nicht niedergeschlagen;
hatte sich völlig in sein Schicksal ergeben. Das Blutgerüst w
auf dem Revolutionsplatze, den Tuilerien gegenüber, am Fu
gestelle der zertrümmerten Bildsäule Ludwigs **XV.** aufgericht
Als der Wagen still hielt, sagte Ludwig gleichgültig: »W
sind also da!« Doch schien es ihn zu erschüttern, als ihn
Henker und dessen Gehülfen schon an der Treppe des Gerüst
empfingen und ihm daselbst den Rock auszogen. Da rief ih
der Beichtvater zu: »Sohn des heiligen Ludwig, steige g
Himmel!« worauf er festen Schrittes die Stufen hinauf gi
Oben betrachtete er das dicht gedrängte Volk, dann warf er
nen Blick nach den Tuilerien hinüber. Der Platz war von ei
unzähligen Menge Zuschauer und von **15** bis **20,000** Nation
garden besetzt; in einiger Entfernung standen mehrere mit K
tätschen geladene Kanonen gegen das Schaffot gerichtet.
ihn die Henker ergriffen, um ihm das Sünderkleid anzuleg
die Haare abzuschneiden und die Hände auf den Rücken zu bi
den, wollte er dieß, besonders das Letztere, nicht geschehen l
sen, fügte sich jedoch auf die Erinnerung des Priesters, daß
durch solches Binden dem Heilande ähnlicher werde. In die
Gestalt trat er an den Rand des Gerüstes gegen das Schl
zu und winkte der Kriegsmusik zu schweigen. Unwillkürl
verstummte sie, den erhaltenen Befehlen entgegen, und
sprach er so laut, daß es bis im Garten der Tuilerien geh
ward: »Franzosen, ich sterbe unschuldig. Ich vergebe mein
»Feinden. Ich wünsche, daß auch Gott ihnen vergeben u
»daß mein Tod das Wohl Frankreichs befördern möge.«
letzten Worte wurden von dem Getöse aller Trommeln verschl
gen, die auf Santerre's Befehl zu wirbeln begannen.
nige Minuten darauf fiel sein Haupt unter dem Fallbeil;
wurde von einem der Henkersknechte unter Luftsprüngen um
Gerüst herumgetragen, während von allen Seiten das Geschr
»Es lebe die Nation, es lebe die Freiheit!« ertönte. Hüte u
Mützen flogen in die Höhe, mehrere Personen tauchten ihre
cher in das Blut. Auf den Gesichtern der Zuschauer beme
man weder Mitleid noch Gefühl des begangenen Verbreche
Die Meisten zeigten eine rohe Freude, die Uebrigen eine
fühllose Neugier. Gleich nach der Hinrichtung tanzte der
bel um das Blutgerüst herum. Niemand wagte es, auch
eine Thräne zu vergießen. Am Abende waren die Schausp

häuser gedrängt voll, und drei Tage nachher sprach man in Paris nicht mehr von der schrecklichen That. Nur die Verläumdung erhob einige Wochen darauf ihre Stimme, und um dem unglücklichen Ludwig auch den Ruhm des muthvoll bestandenen Todes zu rauben, verbreitete der als geistreicher Schriftsteller bekannte Chamfort, damals ein eifriger Jacobiner, die Erzählung, er habe bis auf den letzten Augenblick die gewisse Hoffnung, begnadigt zu werden, gehegt, und dann, als er deren Täuschung erkannt, in kleinmüthiger Verzweiflung geschrieen: »Ich bin verloren!« bis er mit Gewalt unter die Guillotine gelegt worden sei. Er berief sich dabei auf das Zeugniß des Scharfrichters Samson. Aber die Macht der Wahrheit bewog den Letztern, eine Widerlegung dieses Vorgebens durch die Zeitungen bekannt zu machen, und darin die Kaltblütigkeit und Festigkeit zu rühmen, womit das königliche Schlachtopfer alles ertragen habe.

Ludwig war den 22. August 1754 geboren, und folglich 38 Jahre und 5 Monate alt, als er sein unglückliches Schicksal erfüllte. An seine angeblichen Verbrechen glaubten wohl selbst die Richter nicht, die ihn verurtheilt hatten; aber eben so sehr als seine Unschuld rührt, und sein edles, wohlwollendes Gemüth die Theilnahme aufregt, eben so eindringlich macht es seine Geschichte, daß Unentschlossenheit und Schwäche mehr Unheil als die entschiedenste Tyrannei über die Nationen zu bringen vermögen.

J. G. E. Lessing,

geboren am 22. Januar 1729, gestorben 1787.

Johann Gotthold Ephraim Lessing wurde am 22. Januar 1729 zu Kamenz, in der Oberlausitz, geboren, woselbst sein Vater Prediger war. Sein Name glänzt in der deutschen Literaturgeschichte mit großem Ruhme. Unter seinen dramatischen Stücken ist Emilia Galotti besonders bekannt und mit dem größten Fleiße ausgearbeitet. Sein geistreichstes und schönstes Werk, mit dessen Inhalt wohl jeder Gebildete bekannt sein sollte, ist Nathan der Weise. Durch seinen unruhigen Geist getrieben, blieb er anfänglich nie lange an einem Orte, bis er endlich Bibliothekar in Wolfenbüttel wurde. Von da begab er sich nach Wien, und am 25. April 1775 trat er mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig seine Reise nach Italien an, kehrte aber schon zu Ende des Jahres zurück. Durch seine vielfachen Schriften sah er sich in stete theologische

Streitigkeiten verwickelt, die zwar immer für ihn ehrenvoll endeten, ihm aber doch unaufhörliche Unruhe verursachten. Bei seinen vielen Arbeiten litt er an immer zunehmender Kränklichkeit. Nach einer anhaltenden Schwäche vom 3. bis 15. Februar 1781 legte er sich am letzterwähnten Tage, bei anscheinend recht leidlichem Befinden, gegen Abend zu Bette, starb aber allen Umstehenden ganz unvermuthet nach wenigen Minuten. Sein Bruder war der Conrector K. G. Lessing in Chemnitz.

Lessing hatte in Leipzig studiert, und sich dort Weisse's und Ernesti's Freundschaft erworben. Hier war es auch, so wie später in Wittenberg, wo er sich wahrhaft wissenschaftlich ausbildete. — Deutschland verdankt ihm die höhere Würdigung der neuern Gelehrsamkeit und der ausländischen Literatur, außer der französischen, das Beispiel eines gedankenreichen Styls, die Verbesserung des Jöcherschen Gelehrtenlexikons, die Gründung der Bibliothek der schönen Wissenschaften mit Nicolai und Moses Mendelssohn, und die Literaturbriefe. Er lebte, ehe er nach Wolfenbüttel kam, viel in Berlin und Hamburg, woselbst er seine Dramaturgie schrieb, indeß er später die ihm so viele Verdrießlichkeiten verursachenden Wolfenbüttelschen Fragmente, deren Verfasser Reimarus war, herausgab. — Zu bedauern ist, daß Lessing in der Polemik mit Klotz und Götze so viel Zeit vergeudete, und durch Aerger über jene Streitigkeiten das Ende seiner Tage beschleunigte.

William Pitt, englischer Minister,

geboren 1759, gestorben am 23. Januar 1806.

William Pitt, ein gefeierter brittischer Minister und Parlamentsredner, des großen Grafen Chatam zweiter Sohn, geboren 1759, starb im Jahre 1806 so arm, daß die Nation seine Schulden bezahlte, weil er nicht als Verschwender gelebt hatte. Schon 1782 wurde er Kanzler der Schatzkammer, und 1783 erster Lord derselben. Bis 1801 behauptete er sich als Minister wider eine mächtige Opposition, welche den Ausspruch that, daß die Ansichten des Ministers, so wohlgemeint sie auch sein mochten, dem Vaterlande nachtheilig wären; ferner, daß sein Haß gegen die französische Revolution England in unnöthige Kriege mit der damaligen Republik Frankreich verwickele, wodurch der Staat zwar mehr Colonien erwerbe, aber in schreckliche Schulden gerathe, und die Ungleichheit des Reichthums und der Armuth durch Vermehrung der Auflagen immer größer werde. Den Kredit hob er durch den mit der Schuld steigenden Til-

gungsfonds. Indem er drei Procent Fonds für die Anleihen ausgab, vermehrte er unmäßig die Nationalschuld zum Gewinn der spekulirenden Staatsgläubiger. Doch brachte er bessere Ordnung in die Finanzen, setzte die Verwaltung Ostindiens sehr unter Ministerialcontrolle, und stiftete endlich die Einkommentaxe, als alle übrigen Abgaben aufs höchste getrieben zu sein schienen. Nach dem Frieden von Amiens legte er sein Amt nieder; 1804 wurde er abermals Minister und betrieb den Continentalkrieg aufs heftigste wider Frankreich, bis der Preßburger Friede die Schwäche seiner Maaßregeln bewies. Glänzend waren seine Ministerien, und die Staatsgläubiger ehren sein Andenken, aber sparsam war seine Verwaltung nicht, und theurer, als andere Minister vor ihm, lieferte er dem Staate Anleihen, in denen er gegen kleine Zinsen viel mehr Geld in der Staatsschuld fundirte, als er empfangen hatte. —

William Pitt wurde während einer Reise seiner Eltern den 28. Mai 1759 zu Angers geboren. Bis zum 14. Jahre sorgfältig im väterlichen Hause erzogen, und von seinen Lehrern, Dr. Wilson und Canon von Windsor, trefflich unterrichtet, bezog er, schon in diesem Alter mehr als hinreichend mit Kenntnissen ausgerüstet, die Universität Cambridge. Hier studierte er mit eben so viel Anstrengung als gutem Erfolge, und dabei waren seine Sitten, so wie seine ganze Lebensweise, untadelhaft. Seine Bestimmung war der Beruf eines Sachwalters oder Richters. Nach vollendeten Universitätsjahren hielt sich Pitt einige Zeit in Rheims in der Champagne auf, trat dann mit allgemeinem Beifall als Sachwalter auf, und ward, noch ehe er sein 22. Jahr vollendet hatte, den 23. Januar 1781 vom Flekken Appleby zum Parlamentsgliede erwählt. So stieg er von Ehrenstelle zu Ehrenstelle, und wurde schon 1783, noch nicht volle 25 Jahr alt, erster Staatsminister oder erster Lord und Kanzler der Schatzkammer des brittischen Reichs; und was er war, das war er ganz. In diesen Worten liegt sein Ruhm, seine ganze Größe, und so steht er als einer der größten Männer seiner Nation da. Aber schon am 23. Januar 1806 starb dieser große unsterbliche Staatsmann zu London an einer zurückgetretenen Gicht im 47sten Jahre seines ausgezeichneten und thätigen Lebens.

Das Leben Friedrichs des Großen,

geboren am 24. Januar 1712, gestorben am 17. August 1786.

Friedrich II., mit dem Beinamen der Große, König von Preußen, geboren am 24. Januar 1712 zu Berlin, war

der Sohn des Königs Friedrich Wilhelm I. Die Leitung seiner ersten Kindheit war der Wittwe eines Obersten, Martha de Rocoule, anvertraut. Da diese immer nur französisch mit ihm sprach, so mag sie unstreitig den ersten Grund seiner überaus großen Vorliebe für diese Sprache gelegt haben. Diese Pflegerin mochte mit ihrem anvertrauten königlichen Zögling wahrhaft mütterlich umgegangen sein, denn Friedrich der Große ehrte sie als Mutter sein ganzes Leben hindurch. Als der Prinz die Jahre erreicht hatte, wo er eines Gouverneurs bedurfte, ward er zuerst dem General von Finkenstein und sodann dem Obersten von Kalkstein anvertraut. Dieß waren beides Männer, die den Soldatenstand über alles liebten, über alles erhoben. Auf den wissenschaftlichen Unterricht und eine feine, wahrhaft königliche Bildung wurde äußerst wenig Zeit verwendet, desto mehr aber auf militairische Förmlichkeiten. Der königliche Vater, welcher den Sohn bei Zeiten an Subordination gewöhnen wollte, ließ demselben eine streng militairische Erziehung geben. Als daher der junge Prinz kaum das siebente Jahr erreicht hatte, wurde er schon wie ein Rekrut behandelt, mußte, wie jeder andere gemeine Soldat, auf die Wache ziehen und Schildwache stehen, es mochte die Witterung beschaffen sein, wie sie wollte. In seiner Spielstube fand man lauter Waffen und Kriegsgeräthschaften. Um die Ausbildung seines mit außerordentlich glücklichen Anlagen begabten Geistes aber kümmerten sich weder die väterliche Majestät noch des Prinzen Erzieher. Der Geist aber, der sich nirgends bannen, noch in Ketten und Zwang schmieden läßt, wußte auch diesen Prinzen zu gewinnen und zu verherrlichen. Friedrich zeigte sehr früh Liebe zur Dichtkunst und Musik; auch suchte er im Geheimen jede sich ihm darbietende Gelegenheit auf, mehrere Sprachen zu erlernen. Außer der französischen wandte er noch besondern Fleiß auf das Lateinische und Griechische. Er liebte die alten klassischen Autoren sehr; er studierte ihren Geist, ohne sich an philologische Spitzfindigkeiten zu kehren; er studierte ihre Klassicität im eigentlichen Sinne des Worts und nicht nach dem bloßen, geisttödtenden Buchstaben. Unter seinen ersten Lehrern werden vorzüglich erwähnt: Hilmar Curas, der ihn im Schönschreiben und in der Geographie unterrichtete; der Organist Heyne, welcher ihm Klavierstunden gab, und der aus Dresden gekommene berühmte Flötenspieler Quantz, der ihn die Flöte spielen lehrte, für welches Instrument der Prinz sehr eingenommen war, und welches er in der Folge meisterhaft spielte. Alle diese Studien billigte und begünstigte Friedrichs Mutter, die verständige Prinzessin Sophie Dorothee von Hannover, deren Liebling er war, während sein Bruder August Wilhelm

vom Vater mehr geliebt und vorgezogen wurde. Aber auch die Königin Mutter durfte ihre wissenschaftliche Begünstigung nur insgeheim ausüben; denn der König wollte hievon gar nichts wissen. Als dieser eines Tages den Prinzen bei seinem Studium überraschte, sagte er ihm harte kränkende Worte, nahm ihm Mehreres weg, ließ es verbrennen und die Bücher beim Buchhändler Haude in Berlin verkaufen. Durch solche Härte entfernte der Vater, wie natürlich, seinen Sohn immer mehr; es entstand eine förmliche gegenseitige Abneigung, wenn es nicht besser Haß zu nennen wäre. Der Prinz wurde auf des östreichischen Gesandten Grafen von Seckendorfs Eingebungen immer härter und strenger behandelt; der Vater haßte endlich Friedrich so sehr, daß er sogar wünschte, es möchte derselbe zu Gunsten seines jüngern Bruders dem Throne entsagen. Nun war auch die Zeit herangekommen, wo an eine politische Vermählung gedacht werden mußte. Des Kronprinzen Mutter wünschte ihren Sohn mit der Prinzessin Amalie, der Tochter des Königs Georg II. von England, vermählt zu sehen; allein der König willigte nicht in diesen Plan. Unwillig über des Vaters Druck, der von Tag zu Tag unerträglicher wurde, wollte Friedrich zu seinem mütterlichen Oheim, dem Könige von England, flüchten. Um dieses Geheimniß wußten nur des Kronprinzen Schwester, Friederike, sein Jugendfreund, der Lieutenant von Katt, der Page von Keith und der Lieutenant von Spaen. Der Plan sollte im Lustlager, welches im Juli 1730 bei Mühlberg gehalten wurde, und wohin Friedrich dem Könige gefolgt war, insgeheim ausgeführt werden, aber der Prinz wurde durch den sächsischen Minister von Hoym daran verhindert. Einen Monat später, im August, kam der König mit dem Kronprinzen nach Wesel am Rheine, und hier sollte nun aufs neue versucht werden, Friedrichs Projekt auszuführen. Gewiß wäre der Prinz auch glücklich nach England entkommen, wenn sein Freund Katt nicht aus Unvorsichtigkeit von dem Plane gesprochen hätte. Man ließ den Prinzen zwar entfliehen, holte ihn aber unweit der Stadt Wesel am 11. August wieder ein, und führte ihn als Gefangenen zurück. Keith entkam zu seinem Glücke nach England, aber der unglückliche Katt ward in Berlin festgenommen. Der König war vor Wuth über seines Sohnes Vorhaben außer sich, und hätte ihn gewiß im Kommandantenhause, wo derselbe vor ihm erschien, mit eigener Hand erstochen, wenn es nicht der Kommandant von Mosel verhindert hätte.

In Begleitung des Ministers von Seckendorf wurde nun Friedrich nach Mittenwalde gebracht und vor eine Militairkommission gestellt, allein es war nichts von ihm heraus-

zubringen, wodurch der Haß seines Vaters noch hartnäckige wurde. Hierauf wurde der Prinz nach Küstrin gebracht, wo e anfänglich eine sehr harte Gefangenschaft erdulden mußte, un sein Unterhalt täglich nicht mehr als 8 Groschen kosten durfte Von einem Kriegsgericht, welches in Berlin gehalten wurde und wobei der König, weil es seinen Sohn betraf, selbst den Vorsitz hatte, ward Friedrich zum Tode verurtheilt. So seh glaubte der Vater durch jene Flucht die Majestät beleidigt, und gewiß wäre dieses Urtheil auch vollzogen worden, wenn nicht viele Assessoren jenes Gerichts und besonders der Fürst von Des- sau dagegen aufgetreten wären, und das Urtheil laut für unge- recht und unmenschlich erklärt hätten. Ja selbst der Kaiser Carl **VI.** erklärte in einem Schreiben, daß der Kronprinz, als ein Reichsfürst, nur vom Reichstage gerichtet werden könne. Alles dieses bewog den königlichen Vater, Anstand zu nehmen und seinen Richterspruch noch nicht vollziehen zu lassen. Auf diese Weise ward die Sache aufgeschoben und zugleich aufgeho- ben. Dafür aber bestand der Monarch mit Ungestüm auf der Hinrichtung Katts, als eines Mitschuldigen. Dieser 22jährige Jüngling wurde daher nach Küstrin abgeführt, um, wie es des Königs Wille war, vor seines Sohnes Augen hingerichtet zu werden, was denn auch wirklich geschah. Als am Morgen der Hinrichtung der ans Fenster geführte Kronprinz seinen unglückli- chen Freund erblickte, streckte er weinend die Arme nach ihm aus und rief: »Katt! vergieb mir!« Katt erwiderte: »Leicht ist der Tod für einen so liebenswürdigen Prinzen; lebt wohl!« und der Jüngling empfing standhaft den Todesstreich. Des Kronprinzen Schmerz war außerordentlich, so daß er den gan- zen Vormittag aus einer Ohnmacht in die andere sank. — Nicht lange nachher, als der Prinz beschworen hatte, an Nie- mand Rache zu nehmen, und sich ohne des Vaters Wissen und Willen nicht wieder zu entfernen, erhielt er endlich Degen und Orden zurück, und die Erlaubniß, frei herumzugehen. Obgleich nun Friedrich seiner Haft entlassen war, mußte er doch noch ein volles Jahr in Küstrin verbleiben und als jüngster Rath in der Domainenkammer daselbst arbeiten. Ruhig und ergeben fügte sich der Sohn in des strengen Vaters Willen, und erst nach einem Jahre durfte der Prinz zur großen Freude Vieler wieder in Berlin erscheinen. Es war gerade die Vermählungs- feier der Prinzessin Friederike mit dem Erbprinzen Fried- rich von Baireuth, als der König den begnadigten Sohn am Hochzeitmahle unerwartet in den Saal führte, und zur Königin sagte: »Seht Ihr, Madame! da ist nun der Fritz wieder!« Der Königin Freude, welche alle Anwesenden, Hohe Verwandte und Gäste aufrichtig theilten, war außerordentlich. Bei dieser

feierlichen Gelegenheit mochte sich wohl der Vater mit dem Sohne ausgesöhnt haben. Am 27. November 1731 wurde Friedrich wieder zum Militairdienste angenommen, worauf ihm der Vater das schöne Infanterie-Regiment in Ruppin übergab. 1733 mußte sich der Kronprinz ohne die Zustimmung seines Herzens mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern vermählen. Der König schenkte ihm zugleich die Grafschaft Ruppin, und 1734 erhielt Friedrich Rheinsberg, wo er das verfallene Schloß prachtvoll wieder aufbauen ließ. Seit jener Zeit lebte auch der Kronprinz größtentheils an diesem Orte in der Umgebung mehrerer Gelehrten und Freunde. Hier bildete er sich ganz zum geistvollen Manne aus. Sein gewöhnlicher Umgang war der Freiherr von Knobelsdorf, ein vorzüglicher Baumeister, Kaiserling, sein größter und erster Liebling, der Graf von Chazot, der berühmte Violinist Benda, und Jordan, vormaliger Prediger zu Prenzlow, welcher durch seine freien, jedoch höchst rationellen Ansichten von Religion und Kultur manchen Einfluß auf Friedrichs nachmalige religiöse Ideen haben mochte, welche übrigens keinesweges von der Art waren, daß er, wie Viele behaupten wollen, keinen Gott geglaubt hätte. Wer sich von Friedrichs religiösen Ansichten überzeugen will, der lese seine Schrift **Pensées sur la Religion**, (Gedanken über die Religion), in welcher er das Prinzip aufstellt: »Jede wahre Religion muß das Criterium veritatis vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft im strengsten Sinne des Wortes aushalten.« Die Vernunft aber ist der Menschen höchste Gottesgabe, sie allein lehrt uns richtig denken, mithin muß die wahre Religion vor der Vernunft selbst als wahr bestehen, und hält sie diese Probe nicht aus, d. h. sind die Sonnenstrahlen der Vernunft zu gewaltig, daß die Religionssätze deren zusammenschmelzende Kraft nicht vertragen können, so ist auch jede Religion, ob sie gleich, positiv genommen, wahr ist, dennoch nicht wahrhaft, weil sie vor dem stellvertretenden Gotte der Vernunft nicht Stich hält, und vor diesem Richter vermag sich keine Religion, selbst die Christusreligion in ihrer bestehenden positiven Form, zu behaupten.« Auf diesen hohen und höchst möglichen Begriff von der Vernunft gründete Friedrich der Große seine Religion, und großes Unrecht thut man ihm, wenn man ihn unter die Atheisten zählt; denn er war im Gegentheil ein Deist, aber freilich ein strenger Monotheist.

Auf dem Schlosse Rheinsberg lebte Friedrich 5 Jahre lang, bis er am 31. Mai 1740 den Thron seiner Väter bestieg, um fast ein halbes Sekulum mit Muth und Weisheit zu regieren. Friedrich der Große zeichnete sich bald als ein klu-

ger und gerechtigkeitsliebender Regent aus; er erregte im In- und Auslande Bewunderung. Gegen seine treffliche Mutter bewies er sich stets als ein zärtlicher, dankbarer Sohn. Die Armen seines Landes überschüttete er mit Wohlthaten. Als er die Regierung antrat, fand er ein gerüstetes Kriegsheer von 70,000 Mann vor, und einen Schatz von 9 Millionen Thaler. Von dem kostbar zu erhaltenden Riesenregimente ließ er nur ein Bataillon unter dem Namen der alten Garde fortbestehen. Uebrigens aber änderte er wenig in den Einrichtungen seines Vaters, wenn sich ihm nicht eine nützliche Verbesserung ganz klar darlegte. Friedrich war sehr ruhmbegierig, und zur Befriedigung dieser Leidenschaft eröffnete sich bald ein Schauplatz in Schlesien, indem er wegen seiner gegründeten Ansprüche auf vier schlesische Fürstenthümer die Waffen gegen Oestreich ergreifen mußte. Er suchte von der Kaiserin Maria Theresia durch Vergleich gegen die Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau die Fürstenthümer Sagan und Groß=Glogau zu erlangen, und bot dagegen seinen Beistand mit 2 Millionen Thaler und die Kurstimme. Unglücklicher Weise aber riethen die österreichischen Minister ihrer Monarchin, die Vorschläge des Königs von Preußen zu verwerfen; und so kam es denn zum ersten schlesischen Kriege. Friedrich ließ Niederschlesien besetzen, und auch Oberschlesien fiel nach dem Siege der Preußen bei Molwitz und Chotusitz in Friedrichs Hände. 1742 am 28. Juli wurde im Berliner Frieden das jetzige preußische Schlesien nebst der Grafschaft Glatz an Preußen abgetreten. Auf diesen Krieg folgten nur zwei Friedensjahre, welche der preußische Monarch mit Weisheit zu benutzen wußte. Er vergrößerte seine Armee, ließ den Plauenschen Canal graben und den Hafen von Stettin aufräumen, rief Gelehrte von allen Seiten ins Land und verschönerte die Residenz. 1743 fiel durch den Tod des Fürsten Carl Edgard Ostfriesland unter Hannover's Protestation an Friedrich den Großen. Nun begann der zweite schlesische Krieg im Jahre 1744. Oesterreichs Siege wider die Alliirten machten den König für seine Erwerbungen besorgt, daher entschloß er sich, in Böhmen einzurücken; er vermochte sich aber hier nicht lange zu halten, und im Jahre 1745 konnten seine Siege bei Hohen=Friedberg, Sorr und Kesselsdorf bei Dresden dem Könige nur Schlesien ohne alle Vergrößerung erhalten. Nun folgten zehn glückliche und für Preußen höchst segensreiche Friedensjahre, in welchen Friedrich für sein Volk und seinen hohen Beruf leben konnte. Dieser Monarch verbesserte jetzt seine innere Staatsverwaltung und vermehrte sein Heer bis auf 160,000 Mann. Die schlesischen Festungen Neiße, Kosel, Glatz, Glogau wurden stärker befestigt, und Schweidnitz zur Festung erhoben. Der Militair

Verdienstorden **pour le mérite** wurde gestiftet. Er ließ meilenlange Moräste austrocknen, legte 280 neue Dörfer an, setzte in die urbargemachten Obersümpfe 3500 Familien ein, und lebte in seinem Lustschlosse Sanssouci bei Potsdam, unablässig für das Wohl seiner Unterthanen beschäftigt. Jedermann hatte freien Zutritt bei dem Monarchen, weil er nicht, wie viele Regenten, mit unnützen Hofschranzen umgeben war. Er liebte die Wahrheit, und um diese rein und klar zu erfahren, giebt es kein besseres Mittel für Regenten, als ihren Unterthanen freien Zutritt zu ihnen nicht zu versagen. Swinemünde erhob Friedrich zur Stadt, das Ober-Pupillenkollegium wurde von ihm errichtet und die Gerechtigkeitspflege beträchtlich verbessert. 1748 erschien ein allgemeines preußisches Landrecht, unter dem Titel **Codex Friedericianus** bekannt. Das neue Invalidenhaus in Berlin, mit der Ueberschrift **Laeso et invicto** militi (den verwundeten aber unbesiegten Kriegern), verdankt seine Existenz ebenfalls dem großen Friedrich; die ausgedienten Soldaten bezogen dasselbe im Jahre 1748, den 14. November. Im Jahre 1750 wurden das neue Schloß und die Domkirche eingeweiht. Zum Baue der katholischen Kirche steuerte der König reichlich bei. Aber diese friedliche, für das ganze preußische Land so wohlthätige Ruhe, welcher man so viel Schönes, Gutes und Großes verdankte, ward bald durch neues Kriegsgetümmel unterbrochen. Die nunmehr gekrönte Maria Theresia konnte noch immer den Verlust Schlesiens nicht vergessen, und versuchte daher Alles gegen Friedrich den Großen aufzuregen, um Preußen zu demüthigen und jenes Land wieder an sich zu reißen. So näherte sich denn der so denkwürdige siebenjährige Krieg, welchen Friedrich der Große vielleicht etwas zu voreilig Anno 1756 schon begann; allein die ihm zugekommene Kunde eines Vereins zwischen Oesterreich, Rußland und Sachsen, um Preußen anzugreifen, bewog ihn rasch zu handeln. In diesem, Deutschland so viel Unheil bringenden, Kriege war Friedrich der Große bei der Ueberlegenheit seiner Feinde an Truppen sehr oft dem Untergange nahe, so glorreich er denselben auch durch den zufälligen Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland und durch die Thronbesteigung des Kaisers Peter **III.** beendigte. In diesen Krieg verwickelten sich Frankreich, und gegen solches, für Hannover, die Häuser Hessenkassel, Braunschweig und Bückeburg, welche Truppen in brittischen Sold gaben. Die Mehrheit des Reichstags erklärte den König von Preußen in die Reichsacht und bekriegte ihn durch ein Reichsbundesheer.

Alle Länder des weiten Kriegsschauplatzes wurden schrecklich verheert, und endlich überließ England's kurzsichtige Politik den König seinem Schicksale. Es gelang ihm aber nach dem Siege

des Prinzen Heinrich über die Oesterreicher und Sachsen b
Freiberg, den Statum quo vor dem Kriege im Frieden v
15. Februar 1763 zu Hubertsburg herzustellen. Schnell war
beflissen, seinen unglücklichen Unterthanen wieder aufzuhelfen, l
Pferde und Getreide vertheilen, baute verheerte Städte wieder a
errichtete Kolonien von kleinen Landstellen, ließ Kanäle grab
legte Fabriken und Manufakturen an, unterstützte den Adel
Vorschüssen, gründete die Berliner Bank und die freilich dr
kende Accise, bauete Straßen, und schloß mit Rußland eine
lianz. 1772 trennten Preußen, Rußland und Oesterreich ein
Theil von Polen, auf den sie Ansprüche zu haben vermeint
1778 begann der baiersche Erbfolgekrieg mit Oesterreich u
wurde durch Vergleich in Teschen den 13. Mai 1779 beendi
worin Oesterreich den Innkreis Baierns behielt und seine Lehn
rechte in und an den fränkischen Markgrafthümern aufgab. N
1785 schloß der königliche Greis, gegen Oesterreichs Absic
Baiern gegen die Niederlande einzutauschen, den Fürstenbund,
doch vielleicht, wenn die Vertauschung Baierns Statt fand, zu
Oesterreich mächtiger, aber schwerlich je der französische Re
lutionskrieg herbeigeführt worden wäre. Den 17. August 1786 st
der große Monarch zu Sanssouci und hinterließ einen Sch
von 70 Millionen, ein Heer von 200,000 Mann und 6 M
lionen Unterthanen. Zu einer hohen Bildung erhob er sein V
und hinterließ den Staatsdienst in der besten Ordnung; lei
verbarg er seine Abneigung wider jedes Priesterthum zu wen
und Freigeisterei wurde zur Thorheit bei Manchen, die sich gebil
nannten. Die deutschen Gelehrten achtete Friedrich selten. Se
Schriften sind bekannt: als Dichter leistete er wenig, und
Geschichtschreiber seiner Zeit war er nicht immer unpartheiis
doch sind die Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg s
bestes Werk. Er legte sich freiwillig im Leben, und so auch sein
Mitregenten in seinen Werken, strenger als vor ihm irgend
andrer Schriftsteller, viele Pflichten auf, und übereilte sich b
weilen, wenn er streng gerecht sein wollte. Er vollendete
seine Zeit Preußens Größe, und so hing auch die ganze Nati
sehr an ihrem großen Fürsten.

Mit dem Teschner Friedensschluß den 13. Mai 1779 w
auch die kriegerische Laufbahn dieses großen Monarchen beschl
sen, und wir führen daher nur noch einiges Merkwürdige a
seinen letzten Lebensjahren an. — Er war ein Freund guter Sp
sen; bei Tische heiter, oft aber auch beißend witzig ohne Sc
nung der Personen. Tabak schnupfte er leidenschaftlich. Un
seinen Hunden, die er etwas zu übertrieben liebte, zeichnete
den einen, als seinen Liebling, besonders aus; er saß ihm
Tage zur Seite und mußte des Nachts bei ihm schlafen; an

hatten diese Thiere ihren besondern Bedienten. Sein Gedächtniß war bewundernswürdig zu nennen, seine Ordnungsliebe groß. Vom Dasein Gottes war er überzeugt, doch achtete er andere Religionslehren, die sich auf den bloßen Glauben gründeten, nur wenig, und war kein Freund der Religionslehrer; den Adel zog er dem Bürgerstande sehr vor, doch galt ihm der Bauernstand viel, und seine Soldatenliebe war natürlich und verzeihlich. Die Offiziere, hoch oder niedrig, nannte der König gewöhnlich »Er«. Leicht konnte Friedrich in Zorn gerathen, doch übte er keine Rache; er war gerecht und seinem Worte treu, und oft bat er, wenn er Jemand beleidigt hatte, nachher um Verzeihung. Im Frühling 1785 bekam er einen Anfall von Gicht, die er aber so wenig als das darauf folgende Fieber achtete; allein im Februar 1786 schwollen ihm schon die Füße, und es zeigten sich Spuren von Wassersucht; obgleich nun das Uebel immer zunahm, so beklagte er sich doch nie, und war, wenigstens scheinbar, stets heiter dabei. In seinem Lehnstuhle sitzend und die Sonne anblickend, rief er einst aus: »Sie ist meine einzige Freundin, bald werde ich ihr näher kommen.« Am 16. August trat eine Art von Bewußtlosigkeit ein, und er rief in seiner Phantasie: »Mir ist wohl; der Berg ist erstiegen; ich will mich ordentlich niederlegen.« Dieß waren seine letzten Worte. Der große, allgemein bewunderte König starb am 17. August 1786 im 47sten Jahre seiner glorreichen Regierung und im 75sten Jahre seines thatenreichen Lebens. Das Volk beweinte den gütigen Vater, den weisen Regenten und seinen größten Helden mit Recht.

Ruhe der Asche des Großen, des Einzigen! er hat sich in der Völkergeschichte ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Seine Leiche ruht neben der seines Vaters zu Potsdam unter der Kanzel der Garnisonkirche.

Kaiser Carl V.,

geboren am 25. Januar 1500, (nach andern Angaben ist als Carls V. Geburtstag der 24. Februar 1500 anzunehmen,) gestorben am 21. September 1558.

Carl V., Enkel des Kaisers Maximilian und Sohn Philipps von Burgund und Johanna's von Castilien, war geboren am 25. Januar 1500 zu Gent in den Niederlanden. Er hatte von seinem Lehrer, dem nachmaligen Papste Alexander VI., eine ausgezeichnete Erziehung erhalten. Nach dem Tode seines Vaters, welcher ein Sohn des Kaisers Maximilian I. war, wurde er 1506 Erzherzog, 1516 trat er die Regierung als König von Spanien an, und 1519 wurde er römi=

scher Kaiser. Mit Franz I., König von Frankreich, wurde gl
anfänglich der Kaiser in einen Krieg verwickelt, dessen Hau
schauplatz Italien war. Carl war in diesem Kriege sehr gl
lich, ja es gelang ihm sogar in der berühmten Schlacht
Pavia, am 24. Februar 1525, den König Franz gefangen
nehmen. Dieser mußte sodann seine Freiheit durch einen schim
lichen Frieden erkaufen, wobei vorauszusehen war, daß ihn
französische König nicht halten würde. Als des Kaisers B
desgenossen ihre Gesinnungen indessen geändert hatten, na
Carl V. sofort den Papst Clemens VII. in der Engelsb
gefangen, und verordnete zu seiner Befreiung Processionen u
Gebete, während er ihn ohne Mühe mit einigen Zeilen hätte
Freiheit setzen können. Der Traktat von Cambrai 1529 mac
endlich diesem Kriege auf kurze Zeit ein Ende. Aber C
führte sodann noch zwei Kriege gegen Frankreich, ohne jed
seine Absicht zu erreichen. Im Jahre 1535 ging der Kai
persönlich nach Afrika, dem Muley-Assan zu Hülfe, erob
Tunis und schlug den berühmten Barbarossa. Im Ja
1541 wollte er auch Algier erobern, hatte aber auf dieser Ex
dition kein Glück.

Für Deutschland war Carls V. Regierung sowohl in H
sicht der politischen als religiösen Verfassung eine äußerst wi
tige Epoche; denn nie hatte Deutschland wieder einen so mä
tigen Kaiser gehabt.

Carl V. war für die Geschichte von ganz Europa
höchst merkwürdiger Mann des sechszehnten Jahrhunderts. Na
dem dieser Fürst sein Glück und seinen Ruhm überlebt hatte,
schloß er, seinem Sohne Philipp, der schon Neapel, Sicil
und Mailand regierte, auch noch die Herrschaft über die spa
sche Monarchie zu übergeben. In Gegenwart der Stände v
zog er schon 1555 die Abtretung der Niederlande und empf
seinem Sohne die Grundsätze und Pflichten, nach denen er
gieren sollte. Am 14. Januar 1556 übergab er ihm auch
Scepter von Spanien. Sonach wurde denn Philipp II.
herrscher von Spanien und beider Indien. Gern hätte i
Carl auch die Krone des deutschen Reichs zugewandt, aber
römische König Ferdinand I. weigerte sich, seines Brud
Wunsch zu erfüllen. Philipp war 29 Jahr alt, als er die Z
gel des mächtigsten Reichs in Europa ergriff, welche er zwar
Jahre lang festhielt, aber die innern Kräfte des Reichs zerri
und mit finsterer Herrschsucht die feindlichen Verhältnisse der
nachbarten Staaten verwirrte. Seine Zeitgenossen nannten i
nur den Dämon des Südens. Ohne Grund verglichen i
Viele mit Tiberius; denn dieser war Feldherr, Phili
aber nicht; jener war ohne Aberglauben, dieser aber gebot nic

selten den Meuchelmördern, das Crucifix in der Hand tragend; Tiberius verstellte sich, Philipp war undurchdringlich und seiner Natur nach ganz Spanier. Beide gleichen sich nur in ihrer kalten überlegten Grausamkeit.

Carl V. überließ seinem Bruder Ferdinand die großväterlichen Erblande, die er ohne die kräftige Hülfe des Bruders wider die Türken nicht zu vertheidigen vermochte. Er war gegen den Bruder gewiß nicht freigebig, als er diesem, zufolge eines, wie man sagt, den Kurfürsten gegebenen Versprechens, im heiligen römischen Reiche selbst nichts besitzen zu wollen, die Erblande in Oesterreich, Schwaben und Elsaß abtrat; da nicht er, bei beständigem Geldmangel und Kampf wider Frankreich, sondern sein wirthschaftlicher Bruder, als König von Böhmen und Ungarn, Oesterreich wider die Türken, die an der Donau und Sau leicht vordringen konnten, zu vertheidigen im Stande war. Er fügte nicht einmal die nahgelegene Franche-Comté hinzu, mit der sich Elsaß und Lothringen in geschlossenerer Grenze vertheidigen konnten. Weil er die demokratischen Republiken haßte, unterließ er es, die Franche-Comté mit der Schweiz in Verbindung zu setzen. Seinen lutherisch gewordenen Schwager, König Christian von Dänemark, den dessen Oheim, Herzog Friedrich, und der insurgirte Reichsadel vom Throne stießen, unterstützte er so schlecht, daß er sich wider die Insurrektion nicht zu behaupten vermochte. Seine Verschwendung nöthigte ihn, bei der Größe seiner Entwürfe in Deutschland, Italien und Frankreich, zu drückenden Auflagen in allen seinen Staaten; daher lähmten die zerrütteten Finanzen bei allen großen Einkünften stets die Kräfte seiner Monarchie. Statt, von Neapel und Ungarn aus, die unterdrückte griechische Nation wider den Erbfeind der spanischen Monarchie, die Pforte, zu unterstützen und das griechische Reich, mit Venedigs und des Bruders Hülfe, wieder herzustellen, dachte er auf die Eroberung Mailands und auf Kriege wider Frankreich, dessen König Franz I. ihn sehr erbittert hatte, weil er sich ebenfalls um die deutsche Krone bewarb, dann auf Verringerung der päpstlichen Macht in Italien, und endlich auf Unterdrückung der evangelischen Reformation. Er nannte sich einen katholischen König, und war als solcher der allgemeinen christlichen Kirche Schutz schuldig. Er konnte, wenn er leidenschaftslos bloß das Interesse der Christenheit ins Auge faßte, in der Levante das Papstthum wieder zu Ansehen bringen, was es im Abendlande verlor. Er vernichtete anfangs den Schmalkaldischen Bund der Protestanten, mußte aber doch am Ende den Passauer Vertrag 1552 eingehen und auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 bestätigen. Er gab Deutschland ein mangelhaftes Criminalrecht 1530, aristokratisirte in den Reichsstädten die früher weit demokratischere Verfassung, organisirte

die Trennung der Reichsritterschaft von den deutschen Reich und Kreisständen, und ließ sich eine die kaiserliche Autorität so s schwächende Wahlkapitulation gefallen. Wir verdanken ihm ei höchst unvollkommene Reichsmatrikel zur Reichsbewaffnung, u einen noch schlechtern Kontributionsfuß nach Römermonat In den Niederlanden unterdrückte er die alten Freiheiten dur Klugheit, in Neapel und Sicilien mit Gewalt, in Spanien dur die Inquisition und Erhebung der Aristokratie der Privilegirt über die Communeros, indem er Letztere nicht selbst, sonde durch die Privilegirten, denen er die meisten Gemeinden unt warf, züchtigen ließ; in Amerika wurden der neuen Welt Abenteurer, die er zur Eroberung in seinem Namen autorisir eine Geißel. Seine indische Verwaltungs-Ordnung war dess ungeachtet menschenfreundlich, er verstand aber nur Strenge han haben zu lassen, und niemals die Milde, ungeachtet er Grunde ein weiches Herz zu haben schien. Ueberall, in Sp nien, in Italien und in Amerika, hat er die Meistbeerbten wi nicht zum Vortheile seiner Staaten mit sich in nähere Bez hung gesetzt und diesen das übrige Volk unterworfen. Nur den Niederlanden und in Hochburgund hielt er aus triftig Ursachen, weil ihm die Stände starke Subsidien bewilligten, er nirgends sonst so reichlich fließen lassen konnte, das Stän wesen und die Vorrechte der einzelnen Stände in und außer Landtagen aufrecht. Er legte den Grund zur Auflösung der sp nischen Macht durch die von ihm, wo er Credit finden konn mit und ohne Versatz zu hohen Zinsen negociirten Staatssch den, so wie durch Anticipationen und Verschleuderung der nach Dotationen der Königin Isabella in Spanien noch übrig Domänen.

Unter Carl V. brach die Reformation in ihrer gan Stärke hervor. Er nahm sie anfänglich sehr leicht und erklä sich, wegen seiner Verhältnisse zu mehreren protestantischen F sten, für keine Parthei ernstlich; allein nach dem Frieden Crespy 1544 mit Frankreich, nach dem fünfjährigen Waff stillstande mit der Türkei 1546 und einem Bündnisse mit d Papste, trat er ernstlich wider die Protestanten auf. Diese men ihm aber zuvor und erklärten ihm 1546 den Krieg, w cher in der Geschichte den Namen des Schmalkaldischen füh Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, und Philipp Hessen führten das Kommando, auch fochten sie anfangs Glück; allein der Herzog Moritz von Sachsen gewann Zeit, die Kurlande einzufallen, und der Rückzug des Kurfürsten, seine Lande zu decken, veranlaßte eine Zerstreuung der Arm und störte die Eintracht des schmalkaldischen Bundes. Der K ser rückte nach Sachsen und gewann die Schlacht bei Mü

b

g, den 24. April 1547, wo er den Kurfürsten Johann iedrich gefangen nahm, und dadurch auch den Landgrafen n Hessen nöthigte, sich ihm zur Haft zu stellen. Durch die= Sieg glaubte er sich in den Besitz einer unumschränkten Macht etzt zu haben. Eigenmächtig ließ er dem Kurfürsten das To= urtheil sprechen, welches jedoch nicht vollzogen wurde; eigen= chtig ertheilte er dem Herzog Moritz die seinem Vetter ab= ommene Kurwürde; eigenmächtig publicirte er 1548 das so= nannte Interim, bis der neue Kurfürst Moritz 1552 un= muthet mit ihm brach, und in seiner Unternehmung so glück= war, daß er zu Insprucк den Kaiser beinah gefangen ge= nmen hätte. Moritz zwang den Kaiser, den Passauer ertrag zu unterzeichnen, vermöge dessen das Interim aufge= en, und den Protestanten Gewissensfreiheit und eine friedliche ilegung ihrer Streitigkeiten mit den Römisch=Katholischen ver= ochen wurde, welche auch durch den am 25. September 1555 Augsburg geschlossenen Religionsfrieden erfolgte. Carl legte 14. Januar 1556 aus freiem Antriebe die Regierung nieder ging in ein Kloster bei Placencia in Estremadura. Hier b er am 21. September 1558, nachdem er noch den Tag her sein eigenes Leichenbegängniß gefeiert hatte: er legte sich nlich in einen Sarg, ließ feierlich für sich singen, und verließ Sarg nicht eher, als bis er sich ins Bett legen wollte.

Eroberung der Burg von Korinth,
am 26. Januar 1822.

Akrokorinth wurde am 26. Jan. 1822 erobert. — Diese rg nimmt den weit umfassenden Gipfel eines 1800 Fuß ho= schroffen Felsens ein, an dessen Fuße sich die Stadt aus= tet. Nur ein einziger Pfad führet hinan. Der Eingang durch eine dreifache Reihe von Befestigungswerken, mit zahl= hem schweren Geschütze versehen, vertheidigt. Aber jetzt zählte Besatzung nur 600 Kampffähige, und man konnte sie vom ge Penterkuphi aus mit zwei von Hydra herbeigeschafften onen fortwährend beunruhigen und einengen. Ueberdieß hatte mil dem Bey von Korinth, der in Tripolitza mit gefangen den war, durch sein Ansehen die Uebergabe zu beschleunigen rochen; aber späterhin suchte er Ausflüchte und konnte nur h (Colokotroni's) fürchterliche Drohungen endlich bewo= werden, an seine Mutter und Frau in der Burg (Akrokorinth) chreiben, daß sie etwas sparen sollten, um schnelle Ueber=

gabe zu bewirken. Heimlich jedoch hatte er ihnen bereits and
Befehle zufließen lassen, und diesen gemäß waren sie unermü
thätig gewesen, die vor Hunger zum Abzuge schon sehr geneig
Albaneser umzustimmen und zu einer fortgesetzten Vertheidig
aufzumuntern. — Unterdessen aber wurden die Umstände
Griechen immer beängstigender: die drei Halbinseln Macedoni
waren erobert, ein starkes Heer bedrohte Livadien und Atti
diese Landschaften riefen angstvoll um Hülfe. In diesem A
genblick der Bedrängniß erschien zum Glücke der Hellenen je
Bergkrieger Panorias oder Panuria, der schon im vorigen Jah
nebst Odysseus, die Völker des Parnassus zu den Waffen
rufen, Amphissa und Salona erobert, und die dortigen Tür
vertilgt hatte, im Lager vor Korinth. Dieser vormalige, bis
sein 35stes Jahr schlichte, ruhige, fleißige Ackersmann trat j
mit dem Stolz und dem rauhen Wesen der Bergkrieger in den v
sammelten Kriegsrath und schalt ihn wegen seiner Langsamkeit u
Gleichgültigkeit. Barsch rief er aus: »Was treibt ihr, ihr,
»ihr mit dem Raube der Türken geschmückt seid, und feiger W
»euren vormaligen Herren nachahmt? Wie stimmen diese bl
»denden Shawls, diese goldglänzenden Waffen, diese schimme
»den Kleider zur Trauer des Vaterlandes? Ziehet eure grob
»wollenen Röcke wieder an, nehmet eure alten Schwerter
»Hand, fliehet euren Brüdern zu Hülfe! — Noch macht e
»die Entfernung der Gefahr blind. Aber wenn ihr länger
»dieser schimpflichen Ruhe verharret, so werdet ihr bald un
»liegen. Wenn unser Ruf euch nicht aus dem Schlummer
»telt, wenn ihr uns nicht beisteht in der Gefahr, so werden
»sämmtlich umkommen; aber wir kommen dann doch als f
»Männer um, mit den Waffen in der Faust, und das Blut un
»Weiber und Kinder, die wir durch schnellen Tod vor der R
»der Barbaren zu retten wissen werden, kommt dann über euc
Diese Rede that ihre Wirkung; es erhob sich wieder der P
triotismus der Griechen. Panorias vermochte aber außerd
noch, mittelst seiner genauen Verbindung mit dem Häuptling
Albaneser, daß diese die Burg früher verließen und abzogen,
Beibehaltung ihrer Götter d. h. ihrer Waffen und Gelder.
22. Januar verließen sie Akrokorinth. Nun ward den Tü
bange. Tripolitza's Schicksal schwebte ihnen vor Augen. D
sie fingen an zu unterhandeln, und am 26. Januar streckten
Anführer vor dem Hauptthore der Feste mit folgenden Wo
das Gewehr vor den Griechen: »Hier übergeben wir euch
Waffen, die wir zu tragen nicht mehr würdig sind!« D
diese Eroberung war nun Morea vor einem plötzlichen Einbr
über die Landenge gesichert, und die Volksversammlung zu
dauros bestimmte die Burg Akrokorinth zum Sitze der n

Regierung. Diese begab sich schon am 27. Januar ungesäumt dahin, um für das Vaterland weise Anordnungen zu treffen.

Kaiser Heinrichs VI. Krönung und Vermählung mit Constantia,

am 27. Januar 1186.

Nach vielen harten Kämpfen in Italien eröffnete sich endlich eine Aussicht, auf dem Wege der Güte zu Stande zu bringen, was bisher mit vielem Blute erkauft werden sollte. König Wilhelm II. von Sicilien war kinderlos; seine einzige Verwandte und Erbin war seine Vaterschwester Constantia. Um diese ließ der deutsche Kaiser Friedrich für seinen Sohn Heinrich anhalten, unter der Bedingung, daß sie ihm Apulien und die Herrschaft Capua sogleich zubringe, und für Sicilien sich von den dortigen Ständen vorläufig die Erbhuldigung leisten lassen sollte. Die Heirath kam wirklich zu Stande, und die Mailänder baten sich zum Zeichen der völligen Versöhnung die Ehre aus, daß die Vermählung in ihrer Stadt gefeiert würde; es kamen nun dort so viele deutsche und italienische Fürsten zusammen, daß die Mauern von Mailand sie kaum fassen konnten. Die Pracht und Mannigfaltigkeit der Lustbarkeiten, Schmausereien und Spiele wird als ganz außerordentlich beschrieben. Am 27. Januar 1186 segnete der Patriarch von Aquileja den 21jährigen Heinrich und die 30jährige Constantia ein, und krönte zugleich den Erstern zum römischen Kaiser. Dieses Ereigniß, wodurch die Normannische, der Kirche bisher so hülfreiche, und den Kaisern so feindselige Macht von nun an mit der kaiserlichen vereinigt ward, erschreckte und erbitterte die Päpste nicht wenig, und brachte eine Spannung hervor. Der Papst suchte alle deutsche Bischöfe gegen Friedrich aufzuhetzen. Dieser kehrte nach Deutschland zurück und überließ seinem Sohne Heinrich die Regierung in Italien.

Dieser Heinrich, von welchem hier die Rede ist, war Heinrich VI. von Schwaben, der Gestrenge genannt, Sohn des Kaisers Friedrich Barbarossa, und seine Gemahlin Constantia war Rogers, des Königs von Neapel und Sicilien, hinterlassene Tochter. Nach einigen Geschichtschreibern vermählte sie sich im 30sten, nach andern erst im 34—35sten, ja sogar im 50sten Jahre ihres Alters. Der Papst Coelestinus krönte dieses kaiserliche Ehepaar am 15. April 1191 zu Rom. Hierauf begab sich Heinrich nach Apulien, um Besitz zu nehmen von Neapel und Sicilien, welcher Länder sich Tancred,

Wilhelms des Guten Bastardbruder, bemächtigt hatte. E belagerte lange vergeblich die Stadt Neapel, welche endlich doc in seine Gewalt fiel. Die Bewohner von Palermo ließ er sein Rache und seinen Zorn in nicht geringem Maße fühlen, weil si die Kaiserin, seine Gemahlin, Tancred überliefert hatten. Vo seinen hier angewandten strengen Maßregeln führt er den Beina men des Strengen oder Grausamen. Er nahm unter ander Sibylle, Tancreds Wittwe, dessen Sohn Wilhelm und viel Vornehme des Reichs gefangen. Die Fürstin sperrte er in ei gräßliches Gefängniß, dem Sohne ließ er die Augen ausstecher und die Uebrigen behandelte er ebenfalls mehr oder weniger grau sam. Noch vorher hatte er auch den englischen König Richard welcher aus dem heiligen Lande zurück kam, gefangen genommen und ein überaus hohes Lösegeld von ihm verlangt. Der Pap exkommunicirte ihn deshalb sowohl, als auch, weil er Kirchengüte an seine Anhänger vertheilt hatte. Diese Mißhelligkeiten wurde indessen geschlichtet, und Heinrich nöthigte 1196 die Fürste des Reichs, seinen 3jährigen Sohn Friedrich zum Könige z erwählen. Hierauf begab er sich mit einer furchtbaren Arme nach Italien und übte daselbst so viele Grausamkeiten aus, da seine Gemahlin gezwungen war, die Waffen gegen ihn zu ergre fen. Er versöhnte sich jedoch mit ihr, und beabsichtigte nac dem heiligen Lande zu ziehen, wohin er bereits eine Armee ab geschickt hatte; allein er wurde in Messina auf Sicilien vom Tode überrascht. Nach Einigen starb er eines natürlichen Tode an den Folgen einer Krankheit, nach Andern aber an Gift, am 28. September 1198. Er hinterließ einen Sohn, Friedrich II und eine Tochter, Maria, des Markgrafen Conrad von Mäl ren Gattin.

Carl der Große,

geboren 742, nach Einigen 747, gestorben am 28. Januar 81

Carl der Große, König der Franken und Deutschen war ein Sohn Pipins des Kleinen, welcher 768 starb. Sein Söhne Carl und Carlmann theilten das Reich. Unter de Brüdern herrschte keine Freundschaft; aber Carlmann star schon 771. Nun entriß Carl seinen Neffen die väterlichen Län der und wurde Alleinherr der fränkischen Monarchie. Er ve einigte die nordwestlichen Deutschen oder die Sachsen mit seine übrigen Unterthanen und verheirathete sich mit Grafentöchtern nachdem er nämlich der Grille entsagt hatte, durch Heirath m einer Thronerbin von Konstantinopel die Kronen der occidentalische

und orientalischen Kaiserwürde mit einander zu verbinden. Erstere trug er seit 800. — Carl der Große herrschte über alle Länder vom Ebro bis an die Weichsel und Theis, und von der Nord- und Ostsee bis an Süd-Italien, und verband damit den nicht unwirksamen Kaisertitel. Diese so verschiedenen Nationen wurden von ihm nach einem so richtigen Plane regiert, daß unter ihnen eine hinlängliche Verbindung zur Einheit des Staats entstanden sein würde, wenn seine Nachfolger dieselben Maßregeln befolgt hätten. Auch war keine auswärtige Macht vorhanden, die ihm hätte gefährlich werden können. Seine Regierung war eine Reihe glücklicher Begebenheiten. Sein liebster Aufenthalt war zu Ingelheim am Rhein und in Aachen, wo er begraben liegt. Er sprach und beschützte die damalige Hofsprache, die deutsche, obgleich die Geschäfts- und Kanzleisprache lateinisch war; er beförderte Talente, Wissenschaften und Künste außerordentlich, und für die deutsche Sprache hatte er so viel Vorliebe, daß er selbst eine Grammatik geschrieben haben soll. Von 772 bis 803 mußte er Krieg führen, ehe er die Sachsen völlig unterwerfen, zum Frankenbunde bewegen und das Christenthum unter ihnen einführen konnte. Mehrere Male bezwungen ergriffen sie immer wieder die Waffen gegen ihn. Die Eroberung ihrer Festung Ehresburg, die Unterwerfung ihres tapfern Heerführers Wittekind 785, die blutigste Strenge, die Verpflanzung eines Theils von ihnen in andere Gegenden, halfen vielleicht nicht so viel, als die billigen Bedingungen, unter welchen Carl ihr König wurde. Verlängert ward ihr Widerstand, weil oft andere Kriege Carln nöthigten, von ihnen abzulassen. Hierher gehört der Longobardische Krieg vom Jahre 774, der Baiersche vom Jahre 788, und der damit verbundene Avarische vom Jahre 799. Zur Führung des letztern Krieges sollte die Donau mit dem Rheine verbunden werden, welches der erste, obgleich mißlungene Versuch dieser Art in Europa, nach der Römerzeit war. In einem Kriege zum Beistande des Emirs Ibn al Arabi gegen den Kalifen Abdor Rahman, 778, eroberte er die Länder bis an den Ebro oder der **Marca hispanica**, und 799 Majorca und Minorca. Er überwand die Wilzen, Sorben und Böhmen, welches Alliirte der Sachsen waren, und nöthigte sie zur Unterwerfung. Der jütische König Gottfried, ein anderer Bundesgenosse der Sachsen, der die Eyder zu Deutschlands Grenze machte, wurde gleichfalls zum Frieden gezwungen. So viele Siege verdienten, daß Carln von dem römischen Volke und dem Papste Leo im Jahre 800 der Titel eines römischen Kaisers beigelegt wurde. Carl der Große war der größte Mann seiner Zeit, unter einer rohen Nation, in einem rohen Jahrhunderte durch sich selbst gebildet, ein geschickter General, ein einsichts-

voller Staatsmann, wenig gefesselt durch die Bande des Aberglaubens, ein Freund der Gelehrten, und selbst ein Gelehrter; allein seinen Charakter entstellte unersättliche Eroberungssucht. Er gab den nordwestlichen Deutschen das Christenthum als ein Unionsmittel zur fränkischen Civilisation mehr aus politischem als religiösem Zwecke, um durch die Priester, die aus Franken kamen, die Civilbeamten, welche er aus den vornehmen Eingebornen erkor, besser zu beobachten, und dotirte die Geistlichkeit aus dem confiscirten Eigenthume der heidnischen Priestergenossenschaften. Sein erhabener Geist begriff, daß ein so ungeheurer Staat der verschiedensten Nationen, die er noch nicht amalgamirt hatte, sich nur durch eine Repräsentativ-Verfassung regieren lasse. Obgleich er nur das Haupt einer Lehensaristokratie war, verstand er doch, diese, 33 Jahre lang, zu fast jährlichem Kriegsdienste wider die wilden Sachsen aufzubieten und die Vasallen durch das Zutrauen zu seiner Einsicht aufzumuntern, daß sie den großen jährlichen Aufwand und Menschenverlust ohne Rebellion ertrugen. Wo die Vasallen, wie in Aquitanien und in Baiern, am mächtigsten waren, da brach er deren Macht durch Abschaffung der Herzogswürde und Fesselung der Grafen und Freigebornen an seine Dynastie. Er hatte es erfahren, wie schwer es dem Lehnskönige war, gehorsame Vasallen zu finden. Ohne das Hervorheben der Freigebornen, denen er sich anschloß, konnte er unmöglich im Innern Ruhe behaupten und als Eroberer im Auslande auftreten. Im Herbste berief er die Seniores (Leute von Geschlechtsansehen) und die **Consiliarii** (Leute von Amtsansehen), und berieth sich mit ihnen über Krieg, Frieden und innere Verwaltung. Der Beschluß hieß **Plaid (placitum).** Die Initiative hatte er folglich in Allem, was ihm besonders wichtig zu sein schien; aber auch die Berufenen erklärten frei, was ihnen in der Vorberathung der Vormänner der Nation gemeinnützig zu sein schien. Im Mai berief er alle vornehme Kreisbeamte mit Einschluß der Grafen, und jeder Gau stellte diesen Grafen und zu dessen Begleitung 12 Schöffen. Diese Lokalrepräsentation nennen die Kapitularien **Populus**, zumal da sich jeder Freigeborne an die vom Grafen ernannten Schöffen auf dem Maifelde anschließen konnte. Merkwürdig ist, daß sich Geistliche und Weltliche über ihre Kasseninteressen abgesondert, und über die allgemeinen zusammen berathschlagten. Genehmigte das Maifeld den Beschluß der **Plaids**, der aristokratischen Vorberathung, den der **Populus** nicht immer genehmigte, so wurde das **Capitulare** (Gesetz) publicirt, bald weil dieß die Franken wollten, bald durch Zustimmung des Volkes für den Willen des Königs, bald durch Zustimmung des Königs für den Willen des Volks. Er selbst dachte, am besten zu regieren, wenn er

besehle, was das Volk wünsche, oder das Volk zu dem bestimme, was er befohlen habe, und nahm sich sehr in Acht, irgend einen Einfluß auf die Abstimmung der Einzelnen zu üben. Er erschien daher hier niemals selbst, wie in den **Plaids**, als wenn es darauf ankam, Uneinige zu vereinigen. Aber durch seine Getreuen verstand er die Versammlung zu lenken. Einmal schrieb er dem Priesterstande: »Euer Kirchenwesen ist verfallen, deswegen übergebe ich euch die Gesetzentwürfe, überlegt sie und nehmt meinen guten Rath nicht übel.« — Damit seine Grafen nicht eigenmächtig walten konnten, was er mit Recht immer besorgte: so ordnete er zugleich in mäßigen Distrikten vierteljährige Provinzialversammlungen an, denen er einen Vorstand gab, wo alle Ortsbeamte bis zum Centrichter, und jeder mit drei oder vier Schöffen, erscheinen mußten, um auf die Anklagen wegen ihrer Verwaltung sich zu verantworten. Auch hier stimmte jeder erscheinende Freigeborne mit. Für die gemeine Freiheit waren die ausländischen Priester hier sehr wichtig, um die Meistbeerbten zu kontrolliren, damit die Freigebornen von den mächtigen Staatsbeamten nicht unterdrückt würden. Das Streben des großen Mannes konnte nicht sein, das Lehnswesen ganz zu unterdrücken, denn damals kannte man kein besseres Verwaltungswesen, aber das Gleichgewicht zwischen seinen eigenen Beamten und den Freigebornen herzustellen, erreichte er; allein schon unter seinen Söhnen siegte die Lehnshoheit in Folge der Uneinigkeit der Dynastie unter sich. Diese übte nun das Vergeudungssystem der Domänen, um Anhang zu finden durch Lehnsbewilligung aus solchen. Als der Staat später zu arm geworden war in Domänen und Regalien, um auf Carls des Großen Fuße fort zu regieren, der Vasall keine Steuern geben wollte, der Aftervasall und die Gemeinden aus Armuth nicht viel geben konnten; da mußte man aus Noth, ihrer Wohlfeilheit halber, die Lehnsregierung der Staaten zum Unglück der meisten Regierten einführen; die Monarchen schafften aber später immer mehr die Lehnshoheit ab, und setzten sich in landesherrliche Beziehung zu allen Unterthanen, sobald diese den Aufwand dieser freilich kostbarern Verwaltung ertragen konnten.

Carl war 12 Jahr alt, als er vom Papste Stephan III. nebst seinem Bruder zum künftigen Nachfolger seines Vaters und zum römischen Patricius gekrönt wurde. Seinen ersten Feind bekämpfte er 769 in Aquitanien, welche Provinz er sich im ersten Jahre unterwarf. Im Jahre 772 beschloß er auf einer Volksversammlung zu Worms den Zug gegen die Sachsen. Auf einem neuen Reichstage 773 wurde der Krieg gegen die Longobarden beschlossen. 774 während der Belagerung von Pavia

reiste Carl zum Osterfeste nach Rom, wo ihm Hadrian viel Ehre erwies. 775 finden wir den Helden wieder an Weser, und 776 abermals in Italien. 777 hielt er Reichs im Lande Paderborn. Im folgenden Jahre 778 stand er Ebro, eroberte Pampelona und Saragossa, und machte die A ber zittern. 779 und 780 drang er vom Niederrhein tief Westphalen ein und bauete einige Elbfestungen. 781 machte eine zweite Reise nach Rom, um seine Söhne Pipin Ludwig vom Papste salben zu lassen. 782 ließ er 45 gefangene Sachsen niederhauen. 783 lieferte er die Schlacht Detmold. Die folgenden Jahre 784 und 785 brachte er Westphalen zu. 786 eilte er wieder nach Rom dem Papste Hülfe. 787 hielt er Reichstag zu Worms. 789 unternahm einen Zug über die Elbe und unterjochte die Wilzen. 791 fin wir Carln in Ungarn, um die Avaren zurückzutreiben. N Empörungen der Sachsen veranlaßten ihn 794—798 zu einer R neuer Feldzüge. 799 hatte er einen Besuch des Papstes Hadri in Paderborn. 800 begab sich dieser wieder nach Rom zur Nach einem 30jährigen Kriege waren die Sachsen endlich m des Kämpfens, daher kam 803 der Friede von Seltz zu Star 813 krönte Carl zu Aachen seinen Sohn Ludwig selbst seinen Nachfolger, und im Januar 814 verfiel der 72jäh Greis in ein heftiges Fieber, woran er am 28. Januar starb

Carl der Große war körperlich stark und voll, von maje tischem Wuchse, 7 Fuß groß, sein Kopf war rund, die Augen groß und lebhaft, das Haar glänzend, die Miene heiter fröhlich, seine ganze Gestalt von hoher Würde, der Nacken wenig gebückt und kurz, der Bauch etwas weit hervorragend, Gang fest, seine Haltung männlich, seine Stimme hell, seine Gesundheit stets gut.

Von Charakter war Carl der Große sanft, großmüt wohlthätig; übrigens heitern Geistes und ein Feind aller Sch cheleien und Lügen. In wissenschaftlicher Hinsicht zeichnete dieser große Mann sehr aus; die Geschichte liebte er vor allen sehr, daß er sich sogar während der Mahlzeit daraus vorl ließ; besonders wichtig war ihm die seiner königlichen Vor ren; auch sammelte er alle alten Verse, welche die schönen heroischen Thaten der Germanen und Franken enthielten, um derselben als Memoiren bei deren Geschichte, die er selbst schreiben Willens war, zu bedienen. Er zog viele Gelehrte sich, vorzüglich aber schätzte er den Alcuin, welchen er England zurück berufen hatte, und dem er die Abtei **St. M tin de Tours** verlieh. Wie sehr er alle Schulwissensche begünstigte, davon zeugen die pädagogischen Anstalten, welch errichten ließ. Für astronomische Kenntnisse war er nicht

der eingenommen; auch verstand er sich so gut auf die Theologie, daß ihn selbst der große Alcuin zuweilen über theologische Zweifel befragte.

Das ganze Jahr pflegte dieser große Mann ungefähr so zu verleben, daß er den Frühling und Sommer im Kriege, den Herbst auf der Jagd, und den Winter mit seinen Regierungsgeschäften zubrachte.

Bei allen diesen löblichen Eigenschaften wird Carl der Große aber auch von einigen Geschichtschreibern der Unbeständigkeit und Unenthaltsamkeit hinsichtlich des weiblichen Geschlechts beschuldigt. Er soll nämlich fünf Konkubinen und eine große Anzahl natürlicher Kinder gehabt haben. Andere behaupten sogar, er habe neun Frauen nach einander geehlicht; von denen die vier ersteren aller königlichen Vorrechte theilhaftig und feierlich anerkannt waren, und die letzteren fünf als nicht minder legitim betrachtet wurden, ohne daß sie jedoch Theil an der Regierung hatten.

Carl der Große kann seiner kirchlichen Disciplinargesetze und anderer theologischer Gegenstände wegen unter die lateinischen Kirchenskribenten gerechnet werden. Unter anderen Schriften der Art zeichnen sich seine Briefe an den Erzbischof von Toledo und mehrere andere spanische Bischöfe, nebst den gegen das zweite Nicäische Concilium in Betreff des Bilderdienstes unter seinem Namen und auf seinen Befehl abgefaßten Carolinischen Büchern aus.

In Kirchenwissenschaften, Sprachen und anderen nützlichen Kenntnissen rühmlichst erfahren, las er fleißig die heilige Schrift und die Werke des heiligen Augustin. Er ließ eine Menge Kirchen bauen, stiftete verschiedene Bisthümer in Deutschland, und dotirte mehrere Abteien mit reichen Fonds. Er war auch der erste Regent, der in Frankreich den Gesang und römischen Kirchenritus einführte.

Carl der Große starb fromm und gottergeben, sein Leichnam ward in der Hauptkirche zu Aachen beigesetzt. Vom Antipapst Paschalis **III.**, der gegen Alexander **III.** auf Friedrich Barbarossa's Seite war, wurde er kanonisirt, und von der Zeit an unter die Heiligen versetzt. Sein Fest ward auch am 28. Januar in verschiedenen römisch-katholischen Kirchen feierlich begangen; seine Versetzung wurde am 27. Juli gefeiert.

Der Kaiser Nero,

geboren im Jahre 37 nach Christo; ermordete sich am 29. Januar 68.

Lucius Domitius Ahenobarbus Nero, nach seiner Adoption Claudius Drusus genannt, war der Sohn des Cajus Domitius Ahenobarbus und der Agrippina, Tochter des Germanicus, welche sich hernach mit dem Kaiser Claudius vermählte. Er wurde geboren zu Antium, am 15. December 37 nach Christo. Nach seiner Mutter Verheirathung adoptirte ihn der Kaiser Claudius. Er bestieg im Jahre 54 am 13. October als Nachfolger seines Stiefvaters den Thron der römischen Cäsaren im 18. Jahre seines Lebens. Er hatte eine vortreffliche Erziehung genossen; und Burrhus und Seneca hatten ihn ganz zum großen kenntnißreichen Manne herangebildet. Zu Anfang seiner Regierung war er äußerst mild, und als man ihm das erste Todesurtheil zur Unterschrift vorlegte, äußerte er den Wunsch, lieber nicht schreiben zu können; aber nur zu bald gelang es Schmeichlern und Verführern, seinem Charakter eine andere Richtung zu geben, und seine erste Schandthat war, daß er des Claudius Sohn, den Britannicus, zu dessen Nachtheil er den Thron bestiegen hatte, vergiften ließ. Bald ergab er sich den gröbsten Ausschweifungen, und ließ sogar seine Mutter ermorden. Dabei wollte er als ein großer Künstler in der Musik gelten, auch im Wagenrennen glänzen, und es ist wohl natürlich, daß man einem solchen Tyrannen, wie Nero war, stets und unbedingt den ersten Preis zuerkannte. Seine beispiellose Grausamkeit bezeichnete er ferner durch die Ermordung seiner beiden Lehrer Burrhus und Seneca, seiner Gemahlinnen Octavia und Poppaea Sabina, mit welchen der Dichter Lucan ein gleiches Schicksal theilen mußte. »Meine Vorgänger,« sagte er einst, »haben die Rechte der Alleinherrschaft noch nicht gekannt. Man hasse mich, wenn man mich nur fürchtet.« Er ließ Rom an verschiedenen Ecken anzünden, blos um sich das Vergnügen zu verschaffen, eine lebendige Vorstellung des Brandes von Troja zu haben. In diesem neuntägigen Brande gingen viele der schönsten Denkmäler der Kunst und Geschichte zu Grunde. Dieser Brand wurde auf die Christen geschoben, und Nero ließ sie in seinem ganzen Reiche aufs heftigste verfolgen; den abgebrannten Theil von Rom ließ er jedoch schöner und prachtvoller wieder aufbauen. Das merkwürdigste Denkmal seiner Bau- und Verschönerungssucht war sein eigener Pallast, unter dem Namen **Domus aurea** bekannt. Die Nation wollte seine Grausamkeiten nicht länger dulden, es brachen daher Verschwörungen aus, um

ter welchen besonders die Empörung des spanischen Statthalters Galba, für welchen sich auch der römische Senat erklärte, von Erfolg war. Nero kam indeß seiner gerechten Strafe durch einen am 29. Januar 68 vollzogenen Selbstmord zuvor. Niemand als seine unwürdigen Günstlinge, die er bereichert hatte, beklagten seinen Tod. — Seine Statüe ist bewunderswürdig; sie wurde neben der Rednerbühne aufgestellt.

Carl I., König von England, Schottland und Irland,

geboren 1600, hingerichtet am 30. Januar 1649.

Carl I., geboren am 19. November 1600, folgte im Jahre 1625 seinem Vater Jakob I. auf dem Throne von Großbritannien, und vermählte sich am 11. Mai desselben Jahres mit der französischen Prinzessin Henriette, Heinrichs IV. Tochter und Ludwigs XIII. Schwester. Carl suchte durch eine unter dem Herzog von Buckingham stehende Armee im Jahre 1627 die Hugenotten in Frankreich nach Kräften zu unterstützen, und die Einnahme von La Rochelle zu verhindern; allein diese Expedition fiel unglücklich für die Engländer aus; denn sie erlitten eine große Niederlage. 1628 schickte Carl I. eine zweite Flotte ab, welche aber nicht minder unglücklich war, als die erstere. Die Einnahme von La Rochelle erfolgte, und es wurde zwischen den beiden Kronen ein Friedenstraktat abgeschlossen. Einige Zeit darnach revoltirten die Schotten. Anfänglich ergriff der König die Waffen, um sie zu züchtigen; dann aber verzieh er ihnen und verabschiedete die Truppen. Diese Gnade hatte aber nicht die erwünschten Folgen, welche sich erwarten ließen; denn die Schotten wurden dadurch nur noch stolzer und beharrlicher in ihrer Rebellion. Carl, welcher dem englischen Parlament das Recht ertheilt hatte, versammelt zu bleiben, so lange es nöthig wäre, wurde von dieser Versammlung angegriffen, und genöthigt, im Jahre 1644 aufs neue zu den Waffen zu greifen, um nur seine königliche Autorität aufrecht zu erhalten und sich gegen seine Unterthanen, welche einen grausamen innern Krieg von neuem führten, zu vertheidigen. Nach einigen harten Kämpfen und Belagerungen mußte Carl unterliegen, und ward seiner Königswürde beraubt. Nun floh er zu den Schotten; diese lieferten ihn aber an England aus. Nach London zurückgeführt, wurde Carl in dem Palaste St. James, bei Whitehall, in der Westminster-Vorstadt gefangen gehalten, und Sonnabend den 20. Januar 1649

versammelten sich die Parlamentsglieder von Cromwels Fa-
tion zu Westminster. Sie hielten ihre Sitzung in einem groß
Saale, in welchem sich zu beiden Seiten scharlachbedeckte Si
für die Kommissäre befanden, nebst einem rothen Sammetleh
stuhl und einem Katheder für den Präsident Bradshaw. Zwa
zig mit Partisanen bewaffnete Edelleute, vom General F
kommandirt, hatten die Wache. Nachdem die Richter und Kom
missarien ihre Plätze eingenommen hatten, und das Volk hi
eingelassen worden war, führte man den König herbei, welch
auf einem mit rothem Sammet ausgeschlagenen Lehnstuhle Pl
nehmen mußte. Der General-Prokurator John Couk klag
hierauf mit lauter Stimme Carl Stuart der Verrätherei u
verschiedener andern Verbrechen an, und dieß geschah im N
men der englischen Nation. Es wurde dem Könige nämlich z
Last gelegt, daß er das Königreich nicht nach den Gesetzen d
Staats, sondern vielmehr nach tyrannischer Willkür regie
und das Parlament unterdrückt habe; daß er, anstatt sein
Völkern die Freiheit zu erhalten und sie zu beschützen, dieselb
mit Krieg gedrückt habe, und so zum Urheber vieles mordve
ursachenden Unglücks geworden sei. Hierauf beschuldigte Co
den König ferner im Namen des Volks einer unversöhnlich
Feindschaft gegen den englischen Staat, und forderte Ca
Stuart auf, Rede zu stehen. Der König aber weigerte sic
in Gegenwart der Richter, welche keine legitime Gewalt hätte
auf diese Beschuldigungen zu antworten, und erklärte, daß
diesen neuen Gerichtshof nicht anerkennen würde. Auf gleic
Weise protestirte er in den folgenden Sitzungen am 22., 23. u
27. Januar, an welchen Tagen die Richter, 67 an der Zah
versammelt waren. In der letzten Sitzung trat der mit rothe
Gewande geschmückte Präsident Bradshaw auf, und erklär
dem Könige, daß die Versammlung beschlossen habe, das U
theil über ihn zu sprechen; wenn er also noch etwas zu sein
Vertheidigung anführen könne, so möchte er es nun thun,
es die höchste Zeit sei. Der König bat um Aufschub, um si
vor einem andern Gerichtshofe rechtfertigen zu können; alle
es ward ihm keine Zeit mehr vergönnt, sondern die Sentenz g
sprochen: »daß König Carl Stuart von England, als e
Verräther, Mörder und öffentlicher Staatsfeind zum Tode ve
urtheilt sei.« Als hierauf der König noch sprechen wollte, g
stattete ihm Bradshaw keine Rede mehr; es war um ihn g
schehen, seine Rechnung mit der Welt war abgeschlossen, u
der verurtheilte Monarch wurde sogleich in den Palast Whiteh
abgeführt, wo er noch tausenderlei Beschimpfungen der wach
habenden Soldaten Preis gegeben war.

Als am Sonntage darauf der Bischof von London v

Sr. Majestät eine Predigt gehalten hatte, brachten die Häupter der Verschwornen dem Könige eine Schrift, welche verschiedene Artikel gegen die Gesetze und die Religion des Königreichs enthielt, und versprachen, ihm das Leben zu retten, wenn er dieselbe unterzeichnen würde. Der König aber gab, nachdem er Einiges durchgelesen hatte, den Ueberbringern besagtes Papier zurück, und sagte: »er wollte sich lieber für sein Volk aufopfern, als Freiheit, Vermögen und Leben seiner Unterthanen einer bewaffneten zügellosen Parthei Preis geben.« Montags führte man den Herzog von Gloucester und die junge Prinzessin Henriette, seine Kinder, dem Könige vor. Der Verurtheilte machte ihnen allerlei Vorstellungen, umarmte sie und segnete sie. An diesem Tage wurden auch alle königliche Insignien, bis auf seine Waffen und seine Statüe, vernichtet.

Dienstag den 30. Januar 1649 wurde endlich der König gegen 10 Uhr des Morgens aus dem St. Jakobs-Palaste, in welchem er die letzte Nacht zugebracht hatte, nach dem Whitehall abgeführt. Er mußte zu Fuß durch den Park gehen, umringt von einem Infanterieregimente, mit fliegenden Fahnen und unter Trommelschlag. Im Whitehall betrat er noch einmal sein gewöhnliches Zimmer, um mit dem Bischof seine Andacht zu verrichten. Das Evangelium dieses Tages war das 27. Capitel Matthäi. Nach der Predigt empfing der König das Abendmahl aus des Bischofs Hand, und genoß nachher nichts weiter als einen Bissen Brot und etwas Wein mit Wasser. Hierauf ward er aufs Schaffot geführt, welches ganz in der Nähe errichtet und ringsherum mit schwarzem Tuche behangen war. Das Beil lag auf dem Richtblock, woran vier eiserne Ringe befestigt waren, um den König anzuschließen, im Fall er sich widersetzen würde. Das gemeine Volk strömte von allen Seiten herbei, um dem Schauspiele beizuwohnen, während die vornehmeren und gebildeteren Klassen in häuslicher Stille ihres unglücklichen Monarchen Schicksal beweinten. Um das Schaffot zu besteigen, durfte der König nur aus dem Saale des Schlosses Whitehall zum Fenster hinaustreten, was auch wirklich in Begleitung des Bischofs von London, des Obersten Thomlinson und einiger anderen Offiziere geschah. Er behauptete noch auf der Richtstätte seine Unschuld und erklärte mit lauter Stimme, daß er im Glauben der anglikanischen Kirche sterbe. Als er die beiden Männer erblickte, welche ihn vom Leben zum Tode befördern sollten, sagte er zu ihnen mit einer bewundernswürdigen Fassung, »sie sollten ihren Befehl vollziehen, sobald er seine Hände ausstrecken würde.« Nach gegebenem Zeichen fiel des Königs Haupt auf einen Schlag vom Körper. Beides wurde sogleich mit einem schwarzen Sammettuche bedeckt und sodann

ergießt sich der aus den Winnipecsee strömende Nelsonfluß, der die Straße der brittischen Pelzhändler geworden ist; der Fluß Churchill oder Missisippi, der Severn, der Moose und Albany. Hier ist die eigentliche Heimath der Biber, Muskusratten, der Moschusochsen, der Bisons, der Elenns und überhaupt der edelsten Pelzthiere. Hier sind auch die einträglichsten Faktoreien der englischen Hudsonsbay=Gesellschaft, indem der Gewinn des Pelzhandels hier reine 400,000 Thaler jährlich einbringt. Reich ist die wandernde Fauna an den Küsten der Hudsonsbay, desto ärmer aber die Flora unter dem Banne der eisigen Zone.

Februar.

Die Schlacht bei Brienne oder la Rothière, am 1. Februar 1814.

In den ersten 20 Tagen des Januars 1814 waren schon die Schweiz, Elsaß, Lothringen und Burgund von den Verbündeten im schnellen Laufe durchzogen, das Juragebirge, die Vogesen, der Hundsrück, die Ardennen, und eine Anzahl von Flüssen glücklich überschritten, die dreifache Reihe der Festungen durchbrochen, und Schwarzenbergs Heer von der einen, das Blüchers von der andern Seite, standen an den Ufern der Seine und des Aubeflusses, 25 Meilen von Paris, nahe bei einander. — Da endlich erschien Napoleon an der Spitze seines wieder zusammengerafften Heeres auf dem Kampfplatze. Er wollte sich zwischen die Feinde drängen, ihre Vereinigung hindern, und sie einzeln in die Gebirgsschluchten zurückwerfen, durch die sie eben gezogen waren, und wo ihnen der Winter und die Waffen der Bergbewohner einen schlimmen Rückzug bereiten sollten.

Zu Brienne, einer kleinen Stadt unweit des Aubeflusses, stand der Feldmarschall Blücher mit 20,000 Mann des Sackenschen Heerhaufens. Er hatte sein Hauptquartier in demselben Schlosse, wo einst eine der berühmtesten Kriegsschulen Frankreichs gewesen war, und wo Napoleon selbst die Kriegskunst studiert hatte, welcher er in der Folge seinen so großen Ruhm verdankte. Plötzlich erschien das französische Hauptheer und griff den Ort lebhaft an. Die Angriffe wurden tapfer zurückgeschlagen, allein der Kapitain Chateau, mit der Lage des Orts genau bekannt, drang in der Dämmerung mit seinen Grenadieren unbemerkt durch den Garten des Schlosses bis dicht an die hohen Terrassen. Dieß war ein gefährlicher Augenblick für des preußischen Feldherrn Leben: kaum gewann er so viel Zeit, sich mit seinem Gefolge auf die Pferde zu schwingen, um auf ungebahnten Wegen die Hügel des Schlosses hinunter zu seinen Kriegern zu entkommen. Er feuerte die Seinigen an zum tapfern Widerstande;

denn beim ersten Zusammentreffen mit dem Feinde in Frankreic
ohne einen rühmlichen Kampf das Feld zu räumen, hätte d
alte Feldherr für schimpflich gehalten. Wirklich hielt Blücher
Corps hier auch den ungleichen Streit bis um Mitternacht au
nahm sogar dem linken Flügel der Franzosen durch einen rasche
Reuterangriff mehrere Kanonen weg, und verließ Brienne selb
nicht eher, als bis die Stadt von Napoleon in Brand g
schossen war. So legte der französische Kaiser gleichsam sei
Wiege in Asche. Allein hier galten keine Rücksichten: Napo
leons Absicht war, den Feldmarschall Blücher von Schwar
zenbergs Heer abzuschneiden; jedoch der Plan mißlan
Dieses Gefecht hat am 29. Januar stattgefunden.

Am 1. Februar aber stellte sich der preußische Feldmarscha
an demselben Platze zu einer förmlichen Schlacht auf. Er hat
sein Heer zwar nicht beisammen; denn Langeron stand no
bei Mainz, und York und Kleist waren noch auf dem Marsch
aber Schwarzenberg bot dem tapfern Feldmarschall den grö
ten Theil seines eigenen Heeres zur Hülfe an. Blücher nah
also mit der Abtheilung Giulay's und des Kronprinzen vo
Würtemberg, nebst den russischen Reserven, seine Stellun
gegen Napoleon, welcher eine sehr feste Position in d
Gegend von Brienne inne hatte, indem er sein Centrum auf da
Dorf la Rothière stützte, und so der Deutschen Angriff erwartet
Um die Mittagszeit begann derselbe auf allen Seiten. Es war e
rauher Wintertag; Schneegestöber verdunkelte die Luft so sehr, da
sich zwischen den kämpfenden Partheien gleichsam ein dicht
Schleier hinzog. Man mußte aufhören mit Feuern, bis ein hell
Augenblick den Feind wieder gegenseitig sichtbar machte. D
tapfere Kronprinz von Würtemberg bahnte sich zur Recht
durch den Wald von Eclance einen Weg, durchschritt Sümp
und enge Hohlwege, und erstürmte La Gibrie und Petit Mesn
ein paar wichtige Dörfer in der französischen Schlachtlinie. D
braven Würtemberger hatten einen schweren Stand gegen d
mit vielem Geschütze versehenen und weit überlegenen Feind; i
eigenes Geschütz konnte ihnen erst später durch die Hohlwege nac
folgen, allein ihre Tapferkeit bahnte ihnen doch den Weg zu
Siege. — Ihnen zur Seite drang Wrede mit Baiern u
Oesterreichern vor und eroberte die Dörfer Chaumenil und Mo
villiers, wodurch Napoleons linker Flügel ganz entblößt wa
Da kam der Kaiser selbst mit seinem Gardegeschütz eiligst her
und ließ Morvilliers aufs heftigste beschießen, um den Feind, d
den Kugeln und Bajonetten nicht weichen wollte, durch Rau
und Flammen hinauszutreiben. Der baiersche Feldherr, welch
gegen diese Maßregel auch Rath wußte, schickte einige der best
baierschen und österreichischen Reuterhaufen unter dem tapfe

Oberst Dietz aus, um die Feuerschlünde zum Schweigen zu bringen. Der Oberst theilte seine Reiter in einzelne Geschwader, welche das Feld durchschwärmen, und bald hier, bald da, einen Scheinangriff machen mußten, um des Feindes Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Als der rechte Punkt ausfindig gemacht war, da stürzten die Reiter auf ihres Anführers Zeichen alle vereint auf den Feind los, ritten das zur Bedeckung des Geschützes aufgestellte Fußvolk zu Boden, zersprengten die französische Reiterei, stachen die Kanoniere nieder und eroberten die Kanonen. Der auf diesem Flügel erfochtene Sieg war für die ganze Schlacht von sehr großer Wichtigkeit, daher gebührt dem General Wrede ein großer Theil des Ruhms hinsichtlich der Schlacht von La Rothière.

Im Centrum ward noch immer um das Dorf La Rothière gestritten, denn dieses war der Schlüssel der französischen Stellung; Napoleon befehligte hier in eigener Person, und immer führte er neue Verstärkungen gegen die muthigen Angriffe der Russen ins Feuer. Auf der andern Seite waren auch der Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm **III.** zugegen; kurz es war ein Kampf von hoher Wichtigkeit. Gegen Abend endlich stellte sich Blücher an die Spitze der Stürmenden mit folgenden Worten: »Ihr nennt mich den Marschall Vorwärts, nun will ich euch zeigen, was vorwärts heißt!« Hierauf trieb er sein Pferd mitten in den Donner des ihm aus dem Dorfe entgegenbrüllenden Geschützes hinein. Die Seinigen stürmten ihm nach, und so ward das Dorf in vollem Sturmlauf eingenommen. — Dieß war der entscheidende Augenblick der Schlacht. Von nun an waren alle Versuche Napoleons, das Dorf wieder zu gewinnen, vergeblich. Auch der rechte französische Flügel, der den Flecken Dienville gegen die Oesterreicher unter Giulay vertheidigt hatte, mußte weichen, und die Schlacht war für Frankreich verloren.

Entdeckte Verschwörung der Strelitzen,
am 2. Februar 1697.

Strelitzen ist ein russisches Wort und heißt Schützen. Die russischen Czaren benannten ihre zahlreichen Garden mit diesem Namen. Iwan Wasiliewitsch errichtete sie in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts; sie bestanden bis zu Peters **I.** und Großen Regierung als Leibwache der russischen Czaren, machten zugleich die sämmtliche stehende Infanterie des Reichs aus, und waren zuweilen 40,000 Mann stark. Sie gal-

ten als die besten und tapfersten der damaligen russischen Trup
pen, aber ihre Kriegskunst und Mannszucht waren schlecht, un
dabei wurden sie wegen ihrer vielen Vorrechte und ihrer häufige
Empörungen der Regierung eben so furchtbar, wie die Janitscha
ren es vor kurzer Zeit noch der Türkei waren. Viele Groß
des Reichs, denen die Reformen Peters des Großen lästi
waren, stifteten mit den Strelitzen eine Verschwörung gegen da
Leben desselben an, die er aber am 2. Februar 1697 entdeckt
Mehrere mit dem Tode bestrafte und die Uebrigen nach Astra
chan verbannte. Als sie auch dort sich unruhig zeigten, wurde
sie 1705 aufgelös't, gänzlich zerstreut und vernichtet.

Ueberschwemmung im Herzogthum Bremen un in der Landschaft Hadeln,

am 3. Februar 1825.

Der Anfang der Nacht vom 3. zum 4. Februar 182
war die verhängnißvolle Zeit, in welcher durch Sturmfluth
und Teichbrüche im Herzogthume Bremen und dem Lande H
deln, beides zum Königreiche Hannover gehörig und zwischen d
Elbe, Weser und Nordsee liegend, gegen 7000 Wohnungen u
ter Wasser gesetzt, viele derselben zertrümmert, gegen 500,0
Menschen der größten Gefahr Preis gegeben, und eine zahllo
Menge Vieh von den Wellen verschlungen wurden. Mehr a
200 Menschen fanden in den Alles verheerenden Fluthen i
Grab, und die sonst so glücklichen und gesegneten Marschgege
den boten nachher in einer Strecke von mehr als 12 Quadra
meilen, zwischen Hamburg, Ritzebüttel und Bremen, nur ein jar
mervolles Schauspiel dar. Durch die reißenden Fluthen wurd
die Kanonen im Leher=Hafen von der Batterie geworfen, d
Hafen selbst beschädigt und die Pulverhütte zertrümmert. Z
Neuenfelde zerrissen sie den hohen Teich an mehr als 50 St
len, zersprengten die Brücken und überraschten die unglücklich
Einwohner in ihren Betten, wobei 70 Menschen in den Fl
then ums Leben kamen und 24 Wohnungen ganz zerstört wu
den. Eben so schrecklich waren die Verwüstungen bei Emd
und im Oldenburgischen.

Caracalla und Geta, die Söhne des Septimius Severus, werden gemeinschaftlich vom römischen Senate als Kaiser anerkannt,

am 4. Februar 211.

Der römische Kaiser Septimius Severus hatte mit seiner Gemahlin Julia zwei Söhne gezeugt, den Antoninus Bassianus, unter dem Namen Antoninus Caracalla bekannt, geboren zu Lyon 4. April im Jahre 188, und den Septimius Geta, geboren im Jahre 189. Schon als Knaben nahm sie der kaiserliche Vater mit in einen Feldzug gegen die Parther, bei welcher Gelegenheit sie von der Leibwache als Cäsaren ausgerufen wurden. Severus ernannte den ältern dieser beiden Söhne, Caracalla, schon in seinem 14ten Jahre zu seinem Reichsgenossen, und vermählte ihn zu Rom mit der Fulvia Plautilla, der Tochter seines Günstlings Plautianus. Dieser Auszeichnung ungeachtet war dieser schändliche Sohn an dem früh erfolgten Tode seines Vaters Schuld. Als nämlich Severus seinen zweiten Sohn Severus Geta zum Augustus ernannte, faßte Caracalla gegen Vater und Bruder einen solchen Haß, daß er sie Beide zu ermorden suchte. Nach Beendigung des brittischen Krieges 206, trachtete er seinem Vater, während er mit den Britten Friede schloß, in der Nähe beider Heere, meuchlerisch nach dem Leben; dieser abscheuliche Plan mißlang aber. Um nun seine Blutgier dennoch zu stillen, suchte er das römische Heer gegen seinen Vater aufzuwiegeln, wofür ihn dieser unbestraft ließ. Diese Schändlichkeit seines Sohnes zog Severus sich so zu Gemüthe, daß er tiefsinnig wurde, und nicht lange darauf im Jahre 211 zu York oder Eboracum in England, seine irdische Laufbahn beschloß. Er war nämlich dorthin gereis't, um einen neu aufgeführten Bau, wovon noch heut zu Tage Spuren vorhanden sind, zu besichtigen. Es ist hier die Rede von der berühmten Mauer zwischen England und Schottland, welche damals erbaut worden war, um die römischen Provinzen gegen die Einfälle der Pikten, welche das heutige Schottland bewohnten, zu schützen. Am Todestage des Kaisers Septimius Severus wurden seine beiden Söhne, Caracalla und Geta, von den römischen Soldaten zu gemeinschaftlichen Kaisern ausgerufen, und ihre Wahl ward am 4. Februar 211 von dem Senate zu Rom bestätigt.

Sogleich nach des Vaters Tode ließ Caracalla sämmtliche Hofärzte des Verstorbenen umbringen, weil sie den Kaiser während seiner Krankheit auf Caracalla's Befehl nicht durch Gift hatten von der Welt schaffen wollen. Dieß war die erste

Schandthat, welche er nach dem Antritte seiner gemeinschaftli- chen Regierung beging; bald aber fügte er derselben, noch schänd licher, den Brudermord hinzu. Die Mitregentschaft des Get war ihm nämlich lästig, und um denselben auf dem kürzeste Wege aus der Welt zu schaffen, ermordete er ihn schon am 27 Februar 212 in den Armen seiner Mutter, welche er sogar mi verwundete. Hierauf ließ er sofort dessen ganze Familie, all seine Freunde und Diener, ja selbst einige Vestalinnen, welch des bessern Geta Tod zu beklagen wagten, ums Leben bringen Sogar Papinianus, ein bewährter Jurist, ward hingerichtet weil er die Vertheidigungsschrift für den Caracalla an de Senat, wegen des begangenen Brudermordes, nicht hatte verfer tigen und diese That, wie Seneca, beschönigen wollen, sondern zu Antwort gab: »Es sei leichter einen Brudermord zu begehen, al ihn zu vertheidigen.« Wie grausam und blutdürstig Caracall gewesen ist, beweist Dio's Angabe seiner Schlachtopfer, dere Zahl er auf 20,000 anschlägt. Die ganze Regierung dieses Wüth richs war nichts als eine ununterbrochene Reihe von Gewalt thätigkeiten und Schandthaten. Das Sonderbarste hierbei wa daß Caracalla sehr wohl wußte, welche Gräuel er verübte denn er pflegte gewöhnlich zu sagen: »Ich kann weder etwa Gutes denken, noch thun, weil ich nicht darin aufgewachsen bin.

Eben so groß wie im Blutdurste war Caracalla in de Verschwendung bei Festlichkeiten hinsichtlich des glänzenden Au wandes, den er machte, und der Pracht mit seinen öffentliche Gebäuden, wovon die Antonianischen Bäder ein Beweis sin Um dieses alles bestreiten zu können, erhob er die drückendste Steuern. Auch erkaufte er von dem in seine Länder eindringen den Feinde mehrere Male mit erpreßtem Bürgergelde einen schänd lichen Frieden, und doch wollte er für einen Helden gehalte sein. Um dieß alles auszuführen, wußte er sich immer die Gun der Soldaten durch reiche Geschenke zu erwerben. Eunuche und Sklaven erhielten die höchsten Staatsämter; überhaupt ve sammelte er die verworfensten Menschen um sich, wie es von ih nicht anders zu erwarten war. Hierdurch in Rom verhaßt, mach er es wie Hadrianus, er durchreiste alle seine Provinzen. I Alexandrien richtete er wegen der Reden einiger Bürger, d seinen Brudermord betrafen, ein gräßliches Blutbad an. Von hi begab er sich nach Antiochien und verwüstete die parthischen Pr vinzen ohne alle Ursache und ohne alle Kriegserklärung. Hie auf stiftete Macrinus, der Centurio oder Befehlshaber der pr torianischen Truppen zu Edessa, eine Verschwörung an gegen d Tyrann, und Caracalla ward hier am 8. März (April) 21 im 29sten Jahre seines Lebens von dem Hauptmanne J lius Martialis, zur allgemeinen Freude, ermordet, als d

Kaiser eben auf dem Wege nach dem Tempel des Lunus war. Obgleich Caracalla nicht viel über 6 Jahre regiert hatte, so war er doch eine schreckliche Geißel für sein Volk gewesen, und mit Recht kann er den Tyrannen Caligula und Nero an die Seite gesetzt werden. Als seine Mutter Julia ihres Sohnes Tod und die gleich darauf erfolgte Erhebung des Macrinus auf den römischen Thron erfuhr, starb sie aus Verdruß und Gram des freiwilligen Hungertodes.

Caracalla hatte schon in zarter Kindheit gleichsam mit der Milch den Geist des Christenthums eingesogen; denn einer seiner Hofmeister Evodus hatte eine Frau und einen Sohn, welche Beide dem Christenthume anhingen, und nach diesen besonders bildete sich Caracalla, so daß er in der Folge Spuren eines sanften und milden Charakters verrieth, was ihn auch bei Jedermann beliebt machte, und gewiß wäre ein guter Regent aus ihm geworden, wenn sein Vater nicht alle diejenigen vom Hofe entfernt hätte, welche seinem Sohne fromme Gesinnungen beizubringen suchten; kurz der Vater erstickte alle edleren Triebe jedes guten Samens in dem Herzen seines Sohnes, und bildete ein wahres Ungeheuer aus demselben, obgleich er ihn nach seiner Art zu einem tüchtigen Fürsten erziehen wollte. Caracalla hatte nur 6 Jahre, 2 Monate und 4 Tage regiert, als er von Mörderhänden seinen wohlverdienten Tod fand. — Den Namen Caracalla legte man ihm bei wegen einer gewissen Kleidung, die er aus Gallien mitgebracht, und verlangt hatte, daß sich das Volk derselben bedienen sollte. Nachdem er einige deutsche Völker, welche sich empörten, besiegt hatte, ließ er sich auch Germanicus nennen, und wollte, daß man ihn noch überdieß mit den Beinamen Parthicus und Arabicus beehren sollte. — Auf Caracalla folgte der Urheber seines Todes Macrinus in der Regierung. Man hat von Caracalla Denkmünzen, welche diesen Kaiser treu abgebildet darstellen wie er war, als er den Thron bestieg. Er hatte gerunzelte Augenbraunen, tief liegende Augen, in die Höhe stehende Nasenlöcher, ein denkendes, verstelltes und boshaftes Gesicht. Außer den Grausamkeiten, welche er verübte, war er auch dem Trunke und der Unzucht ergeben, stolz, frech und betrügerisch. Körperlich war er sehr klein und ungesund; auch hatte er fast gar keine Haare.

Trotz seiner Schandthaten wurde Caracalla unter die Götter versetzt; denn seine Medaillen führen das Attribut **Divinus**.

Wahrscheinlich wollte sich sein Nachfolger Macrinus durch diese seinem Vorfahren erzeigte Ehre von dem Verdachte des Mordes reinigen; vielleicht geschah diese Consecration aber auch aus sklavischer Schmeichelei, die jenem Jahrhunderte eigen war.

Johann Friedrich Böttcher,

geboren am 5. Februar 1682, gestorben am 13. März 1719.

Johann Friedrich Böttcher, der Erfinder des Meißner Porzellans, ward am 5. Februar 1682 zu Schleiz im Voigtlande geboren, in Magdeburg erzogen, und als 15jähriger Knabe Lehrling des Apothekers Zorn in Berlin. Später beschäftigte er sich nebenbei mit alchymistischen Versuchen und verwandelte am 1. October 1701 wirklich 18 Silbermünzen dem Ansehn nach ins feinste Gold, kam dadurch in den Ruf, daß er Gold zu machen verstände, und floh noch im October nach Wittenberg. Hier wurde er verhaftet, und sollte nach Berlin zurückgebracht werden; auf seine Bitte aber und unter dem Versprechen, seine Kunst zu offenbaren, ließ ihn der damalige Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Friedrich August II., nach Dresden bringen. Hier läugnete er standhaft, Gold machen zu können, und nach vielen Winkelzügen und Lügen, die er vorbrachte, entfloh er abermals, wurde aber in Ems in Oesterreich eingeholt, und nun vom bekannten Tschirnhausen zu seinen Versuchen, Porzellan und Borax zu machen, mit gebraucht, und weil damals die Schweden Sachsen überschwemmten, mit noch drei Gehülfen 1706 auf die Festung Königsstein gebracht, wo sie mit ihren Arbeiten fortfuhren, und wo es ihnen auch wirklich mit der Erfindung des Porzellans schon sehr gut gelang. Nach dem Tode Tschirnhausens wurde Böttchern wohl nicht ganz mit Recht die Erfindung des Porzellans allein zuerkannt. Anfangs wurde es in Dresden verfertigt, aber 1710 ward in Meißen eine Fabrik desselben angelegt, und Böttcher zum Administrator derselben ernannt. Hier fuhr er nun fort, seine Erfindung immer mehr zu vervollkommnen; er wurde auch von dem Könige zur Belohnung in den Adelstand erhoben. Aber sein liederliches Leben und der Trunk brachten ihn schon im 37. Jahre seines Alters in das Grab. Obgleich er bei seiner Stelle einen sehr hohen Gehalt hatte, war er doch so verschuldet, daß er aus seinem Nachlaß kaum anständig beerdigt werden konnte. Er starb zu Dresden am 13. März 1719.

Berathung der Sulioten und ihrer Bundesbrüder zum Siege der Freiheit,

am 6. Februar 1821.

Es war bei den Griechen nicht so, wie manche gegen die Klagen des unglücklichen Hellas gefühllose Leute den Europäern, diesen Zöglingen und Schülern Athens, erzählen wollten: »Die »Griechen haben alles verloren. Wissenschaft, Kunst, Tapferkeit, »Tugend der Vorfahren, dieses alles ist dahin. Die Sonne be»scheint dort nur noch ein treuloses und entwürdigtes Volk. In »den wilden Thälern von Epirus hauset ein räuberisches Ge»sindel, in Thessalien, dem Centaurenlande, sind selbst die Rosse »ausgestorben; in Athen treibt sich nur noch ein Haufen Schwäz»zer umher, das Siegesfeld von Marathon steht für 16000 »Piaster zu Kaufe. Kurz, ganz Griechenland ist zu Grabe ge»gangen!« — So war es aber nicht.

„O Tag der Sklaverei, — o Schmerz!
„Nur Thränen trösten noch mein Herz.“

Hörte man in den Thälern des Taygetus singen. Und nie, zu keiner Zeit waren die Griechen mit dem Sklaventhume gänzlich vertraut geworden. Getrennt von den türkischen Tyrannen durch Religion, Sprache und Sitten, hat das griechische Volk, wiewohl überwunden, doch nie mit seinen Bedrängern dadurch ein gütliches Abkommen zu treffen gesucht, daß es den Gott seiner Väter verlassen und dem falschen Propheten gehuldigt hätte. Immer bereit, die Freiheit wieder zu erkämpfen, selbst wenn alle Hoffnung gänzlich verloren schien, focht das griechische Volk gegen das Unglück mit einer Ausdauer, die weit höhere Bewunderung verdient, als das Glück seiner Vorfahren, wodurch diese sich nur hatten verschlechtern und in Verfall bringen lassen. Diese Hellenen unserer Tage glichen einem unter Trümmern versteckten Schößling, der im Verborgenen wieder ergrünt und treibt. So sah man bei den Griechen, seitdem sie von den Russen verlassen waren, in der Stille wissenschaftliche Stiftungen und Handelshäuser, die sich gegenseitig unterstützten, hervorsprießen. Der Handel schuf die öffentlichen Schulen auf Chios, zu Kydonien, in den Nachbarstädten des Berges Pelion, am Fuße des Taygetus, in den Thälern des Menalus, zu Athen und zu Janina. Da lernten die jungen Griechen aus den alten Geschichtsbüchern, wie die freien Völker ihres Vaterlandes, verdorben durch das Glück, und zur Strafe, daß sie der Tugend untreu geworden, Sparta und Athen verloren hatten. Gewitzigt durch die Fehler der Vorfahren und erleuchtet durch eine Religion, welche lehrt, daß der Sohn Gottes sein

Blut nicht vergossen, um schlechte, zum blinden Dienen geborn Thiere, sondern um Menschen, nach dem Bilde Gottes geschaf fen, vom Dienste der Finsterniß zu erlösen und zur Freiheit de Kinder Gottes zurückzuführen, — gaben alle Griechen forta sich nur dem einen Gedanken hin: »die Ketten zu zerbrechen. Durch diesen Gedanken auf das innigste vereint, beriethen sic die Salioten und ihre Bundesbrüder am 6. Februar 1821, un beschlossen, daß sie ihrer Tyrannen selbst sich bedienen wollten um der Freiheit zum Siege zu verhelfen. — Der Augenblic war gerade günstig: die griechischen Seeleute waren unzufrieden weil sie keinen Sold erhielten, und die Griechen zu Lande im mer gedrückt und gemißhandelt, so daß der völlige Aufruhr aus brach und sich schon am 12. Febr. 1821 in Patmos auf More sehr kräftig zeigte. Nun war die Fackel der griechischen Frei heit angezündet; hoch entbrannt begannen die Söhne des alte Hellas sich aufzuschwingen, und sich ihres berühmten Namen würdig zu machen. —

Schlacht bei Eylau,

am 7. und 8. Februar 1807.

Die Eroberung Schlesiens ward von den Franzosen mi Eifer fortgesetzt, und seine Hauptstadt Breslau ergab sich an 5. Januar 1807, nach einer 25tägigen Belagerung. Am 17 capitulirte Brieg und den 16. Februar Schweidnitz. Am 8. Fe bruar fand ein mörderisches Gefecht bei Wartha Statt. I den ersten Tagen des Decembers begann auch der Lieutenant vo Schill in Pommern seine Streifzüge, welche im Anfange de Jahres 1807 immer häufiger und glücklicher wurden. Die ruf sische Armee hatte aus dem Innern des Reichs bedeutende Ver stärkungen erhalten, und setzte sich nunmehr in Bewegung, un den Kriegsschauplatz an die Niederweichsel zu verlegen. Na poleon befahl seinen Generalen sich zurückzuziehen und so di Angriffsunternehmungen der Russen zu begünstigen, damit sie dies nach dem niedern Theile der Weichsel zögen. Zugleich ward da Hauptquartier aufgehoben; am 30. Januar reis'te Napoleo von Warschau ab und kam am 31. zu Willemberg an. De 7. Februar setzte sich die ganze französische Armee gegen die Ruf sen in Bewegung, und stieß bei Passenheim auf den russische Vortrab, der angriffsweise verfuhr und schon seine Richtung au Willemberg nahm. Murat ließ ihn durch mehrere Reiterco lonnen angreifen und schlug ihn zurück. Zwei Tage darau erschien die russische Armee, welche in aller Eile zurück

gegangen war, als sie sich auf ihrer linken Flanke umgangen und an die Weichsel geworfen sah, in Schlachtordnung, was zu dem Treffen bei Bergfried Veranlassung gab, wo die Russen in Unordnung gebracht wurden. In der Nacht zog sich ihre Armee zurück, und vier Tage lang wurde sie von mehreren französischen Armeecorps verfolgt. Es fanden noch mehrere Gefechte bis nach Preußisch Eylau hin Statt, welches in der Nacht des 7. Februar von den französischen Truppen mit Sturm erobert wurde.

Den 8. Februar ward die blutige Schlacht bei Eylau geliefert. Mit Tagesanbruch fingen die Russen den Angriff mit einer lebhaften Kanonade auf die Stadt Eylau an. Napoleon begab sich nach der Stellung bei der Kirche, welche die Russen den Abend vorher so muthig vertheidigt hatten. Das Corps des Marschalls Augereau ließ er vorrücken und die Anhöhe mit 40 Kanonen von seiner Garde beschießen. Von beiden Seiten entstand nunmehr ein schreckliches Kanonenfeuer. Die russische Armee war in Colonnen aufgestellt und stand in halber Kanonenschußweite; jeder Schuß traf. Ueber das fürchterliche Gemetzel ungeduldig, wollte sie den linken Flügel der Franzosen überflügeln, aber in demselben Augenblicke ließen sich Davousts Plänkler im Rücken der russischen Armee vernehmen. Augereau brach zu gleicher Zeit auf den Mittelpunkt und der General St. Hilaire auf den rechten Flügel los. Beide mußten manoeuvriren, um sich mit Davoust zu vereinigen; aber kaum waren sie hervorgebrochen, so hüllte beide Armeen ein so dichter Schnee ein, daß man nicht zwei Schritte vor sich hin sehen konnte. In dieser Dunkelheit verlor man den Richtungspunkt, und die Colonnen, die sich zu weit links wandten, schweiften ungewiß umher. Als es nach einer halben Stunde wieder hell ward, ging Murat an der Spitze der Reiterei um die Division St. Hilaire herum und warf sich auf die feindliche Armee. Dieses kühne Manoeuver war unter den Umständen nothwendig geworden, in denen sich die französischen Colonnen befanden; es wurden mehr als 20,000 Mann Fußvolk geworfen, welches sein Geschütz stehen lassen mußte; dieser Angriff würde ohne das Gehölz und einige Schwierigkeiten des Bodens auf der Stelle die Schlacht entschieden haben. Lange war der Sieg ungewiß; endlich aber ward er entschieden, als Davoust auf die platte Anhöhe hervorbrach und die Russen überflügelte, welche vergeblich alle Anstrengungen machten, um sie wieder zu erobern, sich aber zuletzt zurückziehen mußten. Zwölf Stunden lang verbreiteten 300 Feuerschlünde die schrecklichsten Verheerungen. War die Schlacht bei Eylau für die Franzosen blutig, so war sie es noch mehr für die Russen,

welche Wunder der Tapferkeit thaten. Der Verlust der Franzosen betrug 12 bis 13,000 Mann, jener der Russen belief sich über 20,000. Auf dem Schlachtfelde ließen sie 16 Kanonen stehen.

Friede zu Lüneville,

am 9. Februar 1801.

Lüneville, Stadt des französischen Departements La Meurthe, am Zusammenflusse der Meurthe und Vozouze, in einer fruchtbaren Ebene, mit 10,500 Einwohnern und einem jetzt zu Kasernen eingerichteten Schlosse, allwo der letzte Herzog von Lothringen, der Exkönig Stanislaus Leszynski von Polen, residirte.

Das Jahr 1801 eröffnete sich für die Franzosen unter den glänzendsten Aussichten. Alle Feinde waren besiegt und alle Bedingungen des Friedens wurden erfüllt. Auch die Wünsche des Vaterlandes würden insgesammt befriedigt worden sein, wenn dessen Freiheit für seinen Helden noch der Zweck seines Ruhmes gewesen wäre; allein schon sah er diese Freiheit für eine seiner Eroberungen an, und sein Ruhm sollte hinfort Nationalruhm heißen. Im Januar stellte Bonaparte die afrikanische Gesellschaft wieder her. Den 9. Februar ward zwischen Frankreich und Oestreich der Friede zu Lüneville unterzeichnet, welcher alle Bedingungen des Friedens zu Campo Formio bestätigte, indem Frankreich alle Länder des linken Rheinufers und Belgien erhielt und die Etsch zur Grenze der östreichischen Besitzungen in Italien bestimmt wurde; der deutsche Kaiser erkannte die Unabhängigkeit der cisalpinischen, batavischen und helvetischen Republik an, und überließ die freie Verfügung über Toscana dem ersten Consul. Am 12. Februar überraschte diese wichtige Neuigkeit Paris und versetzte Alles in die größte Freude. Das Volk verfügte sich in Schaaren nach den Tuilerien, tanzte, veranstaltete auf der Stelle Spiele und ließ Bonaparte hoch leben. Der Kanonendonner dauerte bis in die Nacht hinein, in den Schauspielhäusern tönten Siegsgesänge, die Stadt ward glänzend erleuchtet, und die Fonds, welche bisher den Interessen Frankreichs so nachtheilig gestanden hatten, stiegen ansehnlich. Das glänzendste Fest gab jedoch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand. Der erste Consul wohnte ihm bei und empfing die Ehrfurchtsbeweise von Allem, was Paris Ausgezeichnetes und Hohes in allen Classen der Gesellschaft enthielt. Alle Großen der Monarchie und der Republik, die ehemaligen vornehmen Herren

und die neuen Reichen, Krieger, Gelehrte, Beamte, Gesetzgeber, Dichter und Künstler hatten sich daselbst vereinigt, um in der Person des ersten Consuls die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft zu ehren. Die Erinnerung an diesen Enthusiasmus ist vielleicht verloren, aber die Ehre, welche der Mann der Schlachtfelder dem Nationalgewerbfleiße erwies, sollte auf immer in der Festsetzung des 4. März fortleben. An diesem Tage ward die Ausstellung der Erzeugnisse des französischen Gewerb- und Kunstfleißes zum Schlusse des republikanischen Jahres, vom 17. bis zum 22. September, beschlossen. Diese Einrichtung, welche für sich allein die Größe der damaligen Zeit bezeichnet, erhob den Ruhm der Künste auf die Höhe jenes der Waffen, welchen jener gänzlich überlebt hat, und die nützliche, fleißige und bescheidene Wissenschaft feierte auch ihre Eroberungen und Siege. Der ausruhende Genius des Krieges erkannte die Ehrenbezeigung dem Frieden zu, und vermachte sie dem Vaterlande.

Der Vertrag von Lüneville überließ Toscana, den Kirchenstaat und das Königreich Neapel dem ersten Consul zur Verfügung; allein wenn man sah, daß die erste obrigkeitliche Person der französischen Republik Toscana zu einer Belohnung der Treue des Königs von Spanien, für seinen Neffen, machte; daß der General Murat die Staaten des Papstes von der neapolitanischen Besitznahme befreite, und ihm, im Namen Bonaparte's, Worte der Ehrfurcht und der Freundschaft brachte, und daß Bonaparte den König Ferdinand bloß zufolge der Vermittelung des russischen Kaisers auf dem Throne ließ; so mußten die Gemüther, wie bei dem Anblick einer neuen Welt und eines unbekannten Schauspiels, welches die Macht und das Glück der Erde gaben, in Verwunderung gerathen. Hellsehende Männer sahen ein, wie ansteckend die Nachbarschaft des Königreichs Hetrurien für die cisalpinische Republik sein werde, deren Consulta zu Mailand unter dem Einflusse des ersten Consuls von Frankreich regierte. Aus diesen drei großen politischen Unternehmungen in Italien erfolgte die Abtretung des Herzogthums Parma an die französische Republik von Seiten Spaniens für die Ueberlassung von Toscana, die Schließung der Häfen der Königreiche Hetrurien und Neapel für die Engländer und Türken, ein nahes Concordat zwischen dem Papste Pius VII. und Bonaparte, und zuletzt von Seiten Neapels und Toscana's die Abtretung der Insel Elba, welche England militairisch besetzt hatte. Alle diese Unternehmungen fielen als sonderbar, sowohl den republikanischen Beobachtern, als den fremden Diplomaten auf. Frankreich und Europa, welche mit Erstaunen den außerordentlichen Mann betrachteten, der eben so unerwartet als triumphirend aus dem Kampfe

mit der Anarchie und der Coalition hervorging, wagten es nicht, den Schleier der Zukunft zu lüften, sondern harrten im Stillen.

Carl Theodor Anton Maria, Freiherr von Dalberg, Primas und Großherzog von Frankfurt,

gestorben am 10 Februar 1817.

Napoleon erhob die Familie Dalberg zur herzoglichen Würde, und Ludwig **XVIII.** den Herzog von Dalberg zum Pair von Frankreich. Aus diesem Geschlechte war auch der Kurfürst, Reichserzkanzler, nachher Primas und Großherzog von Frankfurt, Carl Theodor Anton Maria, Freiherr von Dalberg, von der Herresheimer Linie, denn die andere heißt Dalberg Dalberg.

Seine literarischen Schriften verrathen einen für seine Zeit und deren Bedürfnisse nützlich wirkenden Mann. Er war Mitglied mehrerer Akademien, und wurde im Jahre 1744 auf dem Stammsitze Herresheim bei Worms geboren. Die Natur hatte nicht stiefmütterlich für ihn gesorgt. Sein Vater, Burggraf zu Friedberg, verhalf ihm zu der Capitularherrnstelle in Mainz und zur Domherrnstelle in Worms und Würzburg. Seine großen Einkünfte verwandte schon der Jüngling edel für Künste, Wissenschaften und Wohlthätigkeit. Zog ihn auch als Denker die Theorie an, so wirkte er doch noch lieber für die praktischen Wissenschaften. 1772 wnrde er Statthalter zu Erfurt, nahm sein Amt persönlich wahr, und blieb bis ans Ende seines Lebens nach Kräften ein wohlthätiger Mäcen aller Gelehrten jeder Confession. 1797 wurde er in Würzburg Dompropst mit Vermehrung von 30,000 fl. Einkommen; 1799 Bischof von Constanz. Im Jahre 1802 gelangte er als Kurerzkanzler zum Besitz von Regensburg und Aschaffenburg. Um das verschuldete Regensburg machte er sich unendlich verdient. Durch Anschließung an Napoleon glaubte er in damaliger Zeit die Deutschheit retten zu können, und wirkte so auch bei der Stiftung des Rheinbundes mit; 1813 im September begab er sich nach Constanz und legte zu Gunsten des designirten künftigen Großherzogs diese Würde nieder.

Er beschloß seine Tage zu Regensburg in stiller Zurückgezogenheit am 10. Februar 1817. Fromm war sein Wandel immer. Der weiblichen Schönheit war er in seiner Jugend nicht abhold gewesen, sondern, jedoch mit Sittlichkeit, gewogen. Er war unwandelbar in seiner Zuneigung. Dieß mag es erklären, daß er, gegen die Erwartung Vieler, von Napoleon bei dessen Un-

glück nicht öffentlich abfiel, sondern lieber seine Würden, welche er ihm zum Theil verdankte, niederlegte. In den letzten Lebensjahren hatte er nur 100,000 fl. Einkünfte, that aber davon viel Gutes, und hinterließ, als er starb, nichts als eine rückständige Pension. — Des Großherzogs Bruder war Wolfgang Heribert, Reichsfreiherr, der als badenscher Staatsminister 1816 starb, und dessen Sohn Emmerich Joseph, Herzog von Dalberg, Pair von Frankreich, auf dem Wiener Congreß zweiter französischer Gesandter war.

Die Familie Dalberg trug viel zur Wahl Rudolphs von Habsburg zum deutschen Kaiser und zur Behauptung der östreichischen Erblande an der Donau bei. Die Familie besitzt eine kostbare Bibliothek, die Fideicommiß ist, und war immer der Gelehrsamkeit in allen Fächern hold. Ueber 20 Dalbergs waren selbst Schriftsteller. Sie hat den Hochstiften viele Prälaten, dem Hofe, dem Heere, dem Civilstaate und dem gelehrten Stande manche gefeierte Männer gegeben. Bei jeder Kaiserkrönung schlugen die deutschen Kaiser einen Dalberg, die dazu aufgerufen wurden, zum Ritter.

Carl Wilhelm Reichsgraf von Finkenstein,

geboren den 11. Februar 1714, gestorben 1799.

Dieser in der preußischen Geschichte rühmlich glänzende C. W. Reichsgraf von Finkenstein, Minister Friedrichs des Großen, wurde am 11. Februar 1714 geboren. Schon von frühester Jugend an hatte er eifrig für seinen spätern Stand studiert und ging schon als Jüngling von 19 Jahren in der Eigenschaft eines Geschäftsträgers nach Stockholm. Als Friedrich II. eines einsichtsvollen Ministers am Hofe Georgs II. von England bedurfte, wählte der scharfsichtige Monarch hierzu den Grafen von Finkenstein, dessen kluge Unterhandlungen ein erwünschtes Resultat herbeiführten. Hierauf ging derselbe als Gesandter an den russischen Hof, von wo ihn aber der König zurück berief, um ihm die Stelle eines Kabinetsministers zu übertragen, welche Würde er 50 Jahre hindurch mit rastloser Thätigkeit bekleidete. Nach der Feier seines funfzigjährigen Dienstjubiläums bat er, gebeugt von der Last seiner Jahre, 1799 um seinen Abschied, und starb ein Jahr darauf, nachdem er noch eine halbe Stunde vor seinem Tode eine Depesche unterschrieben. Er hatte drei Königen gedient, Friedrich dem Großen, Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III.

Finkensteins Geschlecht ist sehr alt; es ist ein ostpreußisches Rittergeschlecht, dessen Ahnen sich im Gefolge der Heermeister verlieren. Es giebt in dieser Familie Grafen, Freiherren und bloße Edelleute. Der Rittersitz Finkenstein in Ostpreußen gehört jetzt der gräflichen Familie Dohna. Hier hielt Napoleon im Winter 1806—1807, während des Krieges mit den Preußen und Russen, Winterquartier.

Johanna Gray,

hingerichtet am 12. Februar 1554.

Johanna Gray oder Johanna von Suffolk war die älteste Enkeltochter Mariens, der jüngern Schwester Heinrichs **VIII.**, und Gemahlin Guilfords, des Sohnes Johann Dudley's, Herzogs von Northumberland. Bevor Eduard **VI.**, König von England, starb, erklärte er die siebzehnjährige Johanna Gray testamentarisch zu seiner Nachfolgerin und rechtmäßigen Kronerbin. Nach dem Tode des Königs im Jahre 1553 ward sie auch in London von einem Theile der englischen Nation als Königin anerkannnt; allein der größte Theil der Adeligen stimmte für Maria, Heinrichs **VIII.** Tochter, welche ebenfalls als Königin proklamirt wurde. Man weiß nicht, ob dieses aus Haß gegen den Herzog von Northumberland, Johanna's Schwiegervater, geschah, welchen man wegen des Todes des jungen Königs im Verdacht hatte, oder vielleicht, weil Johanna Gray Kalvinistin war, und man nur einer katholischen Fürstin gehorchen wollte. Da die Parthei der Katholiken stärker war, wurden Johanna, ihr Gemahl, ihr Vater und Schwiegervater verhaftet und zum Tode verurtheilt. Vergebens that Johanna auf die Königswürde, welche sie nur 9 Tage bekleidet hatte, Verzicht; Maria ließ sie in den Tower von London setzen, und nachdem ihr der Prozeß gemacht war, am 12. Februar 1554, enthaupten. Dasselbe Schicksal mußte zu gleicher Zeit ihr Gemahl Guilford Dudley mit ihr theilen. Auch der Vater Johanna's mußte sterben, am 21. desselben Monats. Am 22. August 1553 war bereits der Schwiegervater, Johann Dudley, Herzog von Northumberland, hingerichtet worden. So starb denn Johanna Gray in einem Alter von 17 Jahren als das schuldlose Opfer der Herrschsucht ihres Schwiegervaters. Sie war die dritte Königin, welche in England auf dem Blutgerüste ihr Leben endigte. Sie war eine eifrige Verehrerin Plato's, eine gelehrte Fürstin, welcher die griechische Sprache so geläufig war, daß sie noch am

Mor-

Morgen ihres Sterbetages einen griechischen Brief an ihre Schwester, die Gräfin Pembrock, schrieb.

Ein alter Geschichtschreiber sagt: Johanna Gray habe die englische Krone ungern angenommen. Sie soll dem Herzog von Northumberland geantwortet haben, sie begehre nicht, sich auf Kosten Anderer zu erheben, die Krone gehöre einmal der Prinzessin Marie, und nach ihr der Prinzessin Elisabeth. Man redete ihr dieses aus, und so ergab sie sich in den Willen ihrer Parthei und nahm die Krone an. Sie ward hierauf am 10. Juli 1553 als Königin proklamirt. Marie wurde zu Norwich zur Königin ausgerufen, und in kurzer Zeit erklärten sich sämmtliche Großen des Reichs für Letztere. Als Johanna erfuhr, daß sie abgesetzt sei, war sie sehr erfreut und sagte zu ihrem Vater, dem Herzog von Suffolk: »Mylord, die Nachricht von meiner Erhebung war mir weniger angenehm, als mir heute die Nachricht von meiner Entthronung ist. Sie wissen, mit welchem Widerwillen ich in jene einwilligte. Sie und meine Mutter haben alle Ihre älterliche Autorität gebrauchen müssen, um meine Einwilligung zu erlangen. Jetzt verhält es sich anders; denn ich folge meinem Herzen.«

Mit welcher christlichen Ergebung Johanna ihr Schicksal ertrug, beweisen mehrere in griechischer Sprache geschriebene Briefe, welche alle voll wahrhaft christlicher Ermahnungen und Trostgründe sind. Außer dem bereits oben erwähnten Briefe an die Gräfin Pembrock schrieb sie noch den Abend vor ihrem Tode an ihren Vater, um ihn zur Standhaftigkeit zu ermahnen, und eben so auch an Harding, ihres Vaters Kaplan. Ihren Gemahl wollte sie nicht wieder sehen, aus Besorgniß, sie möchte zu sehr gerührt werden; und als sie den Wagen mit ihres Gemahls Leichnam kommen sah, sagte sie bei diesem traurigen Anblicke: »Lebe wohl, mein Gatte, das ist nur noch der schlechtere Theil deiner Person, der edlere ist schon dort oben im Himmel. Lebe wohl; ich werde bald wieder mit dir vereinigt sein, alsdann sind wir unzertrennlich. Der Chevalier Gattes, Lieutenant des Tower, bat sie noch um ein Andenken ihres Wohlwollens; dieß geschah kurz zuvor, ehe sie ihr Zimmer verließ, um das Schaffot zu besteigen, und gefaßt nahm sie noch ihre Schreibtafel hervor und schrieb ihm folgende drei Sentenzen in drei verschiedenen Sprachen nieder. Die griechische lautete also: »Wenn mein Körper, der den Tod erleiden muß, vor den Menschen ein Zeuge gegen mich war, so wird meine Seele, welche bald der ewigen Glückseligkeit des himmlischen Paradieses theilhaftig wird, vor Gott für meine Unschuld zeugen.« Die zweite Sentenz war lateinisch und hieß: »Die menschliche Gerechtigkeit wird Gewalt an meinem Körper üben, aber die

göttliche Barmherzigkeit wird sich meiner Seele erbarmen. Der dritte Spruch war englisch und enthielt folgende Worte »Wenn mein Fehler strafwürdig wäre, so verdienten doc »meine Unerfahrenheit und meine Jugend Nachsicht; doch ic »hoffe, daß die Nachwelt mir gewogener sein wird, als mein »Zeitgenossen.« — Auf gleiche Weise sprach sie noch auf der Richtplatze mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. —

Wer noch etwas Näheres und Ausführlicheres über Johanna Gray wissen will, wird seine Wißbegierde in Rapi Thoyras und Larrey's Geschichte von England vo Jahre 1553, sowie in den Litterarischen Memoire über Großbritannien im 16. Theile, und in Imhoff Familien der englischen Pairs hinlänglich befriedig können. —

Charles Ferdinand d'Artois, Duc de Berry,

geboren am 24. Jan. 1778, ermordet am 13. Februar 1820.

Charles Ferdinand d'Artois, Duc de Berr zweiter Neffe des entthronten Königs von Frankreich, wur 1778 zu Versailles geboren; und da weder der Monarch no sein Vater, noch sein älterer Bruder andere eventuelle Erben a ihn hatten, so war die Aussicht da, daß er einst den Thr Frankreichs besteigen würde. Aber wenn er auch keinen Po humus (den Herzog von Bordeaux) hinterlassen hätte, so erlos doch mit ihm der Stamm der Bourbone aus der Linie d Capetinger keinesweges, denn der Herzog von Orleans od der jetzige König der Franzosen aus Ludwigs XIII. Geblüt le noch mit fünf Söhnen, und ein Nachkomme des groß Condé, ja die ganze Dynastie Spaniens und Neapels a Ludwigs XIV. Geschlecht sicherte Frankreich vor der Gefal einer neuen Dynastie huldigen zu müssen. Als mehrjähriger Waff gefährte der Emigrirten theilte der Herzog von Berry freil sehr deren Ansichten über die für Frankreichs allgemeines I teresse passende Verwaltung, und sah den Theil der Nati welcher gegen die Emigrirten gekämpft hatte, nebst manch Milderungen des absoluten Königthums, bei sonst persönlich Edelmuthe, als gefährlich für den Thron an. Von seiner Ci liste von $1\frac{1}{2}$ Millionen Franken war er Wohlthäter seiner e maligen Kampfgenossen. Verheirathet mit einer Enkelin Königs beider Sicilien, überlebte ihn, als er, am 13. Febr 1820 die Oper verlassend, durch einen Dolchstoß Louvels mordet wurde, nur eine eheliche Tochter und eine unglück gewordene Wittwe. Jung hatte der Prinz eine Engländerin

Geliebten gewählt, welche ihm zwei Kinder gebar. Sterbend ließ er diese, die in Paris erzogen wurden, zu sich führen, segnete sie und empfahl sie seiner Gattin, die, wie man sagt, die ältere mit einem Herrn von Possini aus einem Nebenstamme des königlich sardinischen Hauses, und einer Dotation von fast 1½ Million Franken verlobt haben soll. — Sein Sohn, der Herzog von Bordeaux, wurde den 29. September 1820 geboren, und nach dem Stammvater der Bourbonen Heinrich genannt. Berry's Andenken war und blieb den Franzosen theuer. Sein Lobredner, der Vicomte und Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten, Chateaubriand, hat seine Lebensgeschichte der Nachwelt erhalten. Schon unter Napoleon war Chateaubriands Schmeichelei, die er der damaligen Staatsgewalt als Weihrauch darbot, etwas verrufen, und als ein ritterlicher Kämpfer erlaubte er sich in jenen Elogen das matte Witzspiel, vom Verblichenen, als Bändiger wilder Rosse, zu sagen: diese Geschöpfe Gottes wären so edel, daß sie ihren Namen dem Chevalier der ausgezeichnetsten, tapfersten und großmüthigsten Classe der menschlichen Gesellschaft gaben. — Wichtig wurde der Tod dieses Prinzen durch die Entfernung des als liberal verdächtigen Herzogs de Decazes aus dem Ministerium, sowie durch manche neue Ausnahmegesetze, die angeblich die Dynastie persönlich vor dem Anfalle ähnlicher Verrückten sichern sollten. Auch begannen seitdem schärfere Verwaltungsgesetze wider jeden des übeln Willens Verdächtigen, und die Abänderung des Wahlgesetzes und des Wahlkörpers der Abgeordneten in der zweiten Kammer, endlich die Destitution vieler als liberal Verdächtigen, und zwar keine Vermehrung der königlichen, wohl aber der ministeriellen Macht, jedoch unter Zustimmung der mitgesetzgebenden Kammern. Erst spät überzeugte man sich, daß Louvel keine Mitwisser gehabt habe. Die Acten scheinen fast darzulegen, daß er an temporärem Wahnsinn litt. Uebrigens war der allbeliebte König Georg III. von England mehrere Male auch von mordsüchtigen Fanatikern angefallen worden, die man als gefährliche Menschen für die öffentliche Sicherheit einsperrte.

James Cook,

geboren am 3. November 1728, ermordet am 14. Februar 1779.

James Cook gehört in die Zahl der ausgezeichnetsten Seefahrer aller Zeiten. Er war zu Yorkshire in England geboren am 3. November 1728; seine Eltern waren aus armem Bauernstande, daher James nur den kümmerlichsten Jugend-

unterricht erhalten konnte. Von 1741 bis 1748 diente James Cook bei einem Kohlenschiffer von Newcastle und erwarb sich während dieser Dienstzeit einige Kenntnisse vom Schiffswesen. Nachdem diese sieben Dienstjahre verflossen waren, trat er als Steuermannsgehülfe auf einem englischen Schiffe ein und machte hier bedeutende Fortschritte in der Mathematik und andern nöthigen Wissenschaften. Seine bereits erlangten praktischen Kenntnisse fand er Gelegenheit auf mehreren Reisen nach Petersburg, Norwegen u. s. w. nützlich anzuwenden und zu vermehren. Bei der Eroberung von Ludwigsburg und Cap Breton, sowie einige Jahre später, bei der Wegnahme von Canada und Quebeck, legte er als Schiffsmeister vortheilhafte Proben von seiner Tüchtigkeit ab, und in den Jahren 1764—1767 wußte er sich die höchste Zufriedenheit der englischen Regierung, die ihn mit einem Schiffe nach New-Foundland geschickt hatte, durch die genauesten von ihm selbst gefertigten Spezialkarten dieser Insel, zu verdienen. 1769 ward er zum Kommandeur eines Schiffs ernannt, welches auf Ansuchen der englischen Societät der Wissenschaften nach Otahaiti gesandt wurde. Bei dieser Unternehmung, welche astronomischer Beobachtungen wegen veranstaltet worden war, erwarb sich Cook sowohl einen großen Ruhm, als auch ein Vermögen von 4000 Pfd. Sterling. Ihm zu Ehren wurde die Meerenge zwischen den beiden Inseln, aus welchen, seinen Beobachtungen zufolge, Neuseeland bestand, die »Cooksmeerenge« genannt. Auf derselben Fahrt entdeckte er auch die Meerenge zwischen Neuholland und Neuguinea. 1772 ward ihm von Seiten der Regierung ein neuer ehrenvoller Auftrag, dessen vorzügliche Ausführung nicht wenig zur Vergrößerung seines Rufs beitrug. Es war dieß nämlich eine genauere Untersuchung des Südmeers, welche er in Verbindung mit Furneux und den Gebrüdern Forster unternahm, und wobei ihm 28 Schiffe anvertraut wurden, mit denen er unter zahllosen Gefahren zwischen dem 60. Grade südlicher Breite und dem Polarkreise hinsegelte und 2 Jahre und 4 Monate lang unterweges war. Die Resultate von Cooks Forschungen waren durchaus genügend, so daß er 1776 zum Schiffscapitain ernannt wurde, und noch in demselben Jahre mit 28 andern Schiffen unter seiner und Capitain Clarke's Führung auf neue Entdeckungen ausfuhr, um durch Auffindung einer nördlichen Durchfahrt aus der Südsee in das atlantische Meer und durch Annäherung zum Pole bis auf einen Grad sich die vom Parlament als Belohnung für die Lösung dieser Aufgabe festgesetzten 25,000 Pfund Sterling und die Unsterblichkeit seines Namens zu erringen. Doch ehe er das vorgesteckte Ziel zu erreichen vermochte, ward er auf einem Abstecher, den er während seiner Fahrt machte,

am 14. Februar 1779 von den wilden Bewohnern der Insel Owaihi, nachdem er bei seiner ersten Landung auf derselben freundlich aufgenommen worden war, in einem Alter von 51 Jahren getödtet. Auf dieser seiner letzten Reise hatte er die Sandwichinseln und viele andere Inseln im stillen Meere entdeckt. Owaihi (oder O why he) ist die größte unter den Sandwichinseln. Die Bewohner von Owaihi waren ihm dießmal sehr feindlich entgegen getreten und hatten ihm viele Dinge entwendet und sogar ein Boot geraubt, so daß er in Streit mit ihnen kam und Feuer geben mußte, worauf ein mörderisches Gefecht entstand. Schon waren alle seine Leute vom Strande vertrieben, als Cook sich noch allein vertheidigte, bis er endlich, von Dolchstichen durchbohrt und von Keulenschlägen zerschmettert, todt zu Boden sank. Sein Leichnam wurde zerrissen und größtentheils verzehrt. So endigte die Laufbahn des größten Seefahrers und Weltenentdeckers der neuern Zeit, welcher die Erde drei Mal umschifft und mehr als 40,000 Meilen zur See zurückgelegt hatte.

Cook war von mürrischem, abstoßendem Charakter; er besaß aber nichts desto weniger die Liebe aller derer, die mit ihm umgingen, und selbst der gerechte Vorwurf, der ihm wegen seines übertriebenen Geizes gemacht wird, vermag nicht das Lob zu schmälern, welches ihm wegen seines unerschütterlichen Muthes, seiner Geistesgegenwart und des großen Umfangs seiner Kenntnisse, vorzüglich aber wegen der wichtigen und zahlreichen Entdeckungen und Aufschlüsse im Gebiete der Erdkunde, Astronomie und anderer Fächer des menschlichen Wissens von Rechtswegen gebührt. Alles was dieser große Mann war, war er ganz durch sich selbst geworden. Viele der spätern Entdecker sind seine Schüler. Ihm verdanken wir, außer so manchen anderen Entdeckungen, die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Südsee und Südindien.

Der Friede zu Hubertsburg,

am 15. Februar 1763.

Friedrich der Große machte den Entwurf, einen neuen Feldzug zu eröffnen mit 200,000 Mann, allein die Lust, den Krieg fortzusetzen, wurde in Wien immer schwächer; denn der König von Preußen war jetzt im Besitz aller seiner Länder, und nach sieben schrecklichen Feldzügen so furchtbar und mächtig als jemals. Die österreichischen Finanzen waren erschöpft, es wurden Anleihen über Anleihen gemacht, Friedrich hingegen kannte keinen Mangel und er war daher schon deshalb zu fürchten. Uebrigens hatte

Deutschland während des siebenjährigen Krieges unbeschreiblich gelitten; es war zum großen Theil menschenleer, öde, verwüstet und arm.

Diesem so weit verbreiteten Jammer machte der 15. Februar 1763 ein Ende. An diesem Tage wurde der Friede auf dem Schlosse Hubertsburg in Sachsen geschlossen, nachdem einige Tage zuvor der Reichstag in Regensburg sich förmlich neutral erklärt hatte. Nur ein paar Wochen waren zu diesem so wichtigen Friedensgeschäft erforderlich, weil man es jetzt ernstlich meinte, und daher die zweckmäßigsten Maßregeln ergriff, um es abzukürzen. Die Friedensräthe waren keine Staatsminister und außerordentliche Botschafter, die sich gewöhnlich mehr durch Gepränge, Gastmähler und Ceremonien als durch Arbeit auszeichnen, sondern drei wegen ihrer Klugheit und Thätigkeit bekannte Männer, die mehr mit Verdiensten als mit Titeln prangten.

Es war der österreichische Hofrath Kollenbach, der preußische Legationsrath Herzberg, nachmaliger Staatsminister, und der sächs. Geh. Rath Fritsch. Diese, mit ausgedehnter Vollmacht versehen, entwarfen die Friedensartikel, deren Inhalt vorzüglich die Räumung der im Kriege eroberten oder besetzten Länder und Oerter betraf, wobei von jeder Seite auf Entschädigung Verzicht gethan wurde. Dies war die von Friedrich vorgeschlagene Grundlage der Unterhandlung. Der Wiener Hof machte zwar Versuche, Glatz zu behalten, und erbot sich, dafür andere Ländereien und Geld zu geben, Friedrich aber wollte diesen wichtigen Ort um keinen Preis verlieren. Die Oestreicher bequemten sich daher zur Zurückgabe desselben, wobei sie nichts von den neuen Festungswerken zerstörten, sondern alles ließen, wie es war, und dies mit der Erklärung, die Kollenbach that, daß sein Hof sich kein Verdienst daraus zu machen gedächte. Der König befahl dagegen seiner Seits, da die Räumung des Orts, wegen mangelnder Pferde am bestimmten Tage nicht wohl geschehen konnte, die Oesterreicher nicht zu übereilen. Diese übergaben den Preußen alle zur Festung gehörige Kanonen und Mörser, nebst 2641 Centner Pulver; dabei ließen sie von ihrer eigenen Munition 9219 Bomben und Granaten, wie auch 52,803 Kanonenkugeln zurück, um den kostbaren Transport zu ersparen; ein freiwilliges Geschenk von einer sehr sonderbaren Art, da die künftige Bestimmung dieses an den Grenzen von Böhmen aufbewahrten Kriegsbedarfs wohl nicht zweifelhaft war.

Sachsen wurde nun von den Preußen geräumt, nachdem sie noch zuvor die rückständigen Contributionen eingetrieben hatten. — Es waren im siebenjährigen Kriege von den Preußen und ihren Feinden 16 bedeutende Schlachten geliefert und 20 Belagerungen unternommen worden. Friedrichs Kriegskosten

betrugen 125 Millionen Thaler, die Frankreichs aber 677 Millionen Livres.

Friedrich Wilhelm Bülow, Graf von Dennewitz,

geboren am 16. Februar 1755, gestorben am 25. Februar 1816.

Friedrich Wilhelm Bülow wurde 1755 am 16. Februar auf seines Vaters Gute Falkenberg, in der Altmark, geboren. Im 14ten Jahre trat er als Junker in preußische Militairdienste, stieg bis zum Capitain, ward 1793, mit Majorscharakter, Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, und wohnte als solcher im französischen Revolutionskampfe dem Feldzuge am Rheine bei, wo er durch seine Entschlossenheit bei der Belagerung von Mainz den Ueberfall der Franzosen bei Marienborn vereitelte. Beim Sturme auf die Zahlbacher Schanze war er einer der Tapfersten, und Friedrich Wilhelm II., damaliger König von Preußen, belohnte seinen Muth mit dem Orden pour le mérite. Als 1795 seine Stelle als Gouverneur des Prinzen aufhörte, bekam er ein Bataillon; 1806 ward er Oberstlieutenant in dem belagerten Thorn, und kämpfte heldenmüthig in mehrern Treffen, wurde 1808 Brigadegeneral, lieferte 1813 das erste glückliche Treffen bei Möckern, unweit Magdeburg, am 5. April, und zwang die Franzosen, sich über die Elbe zurückzuziehen und Magdeburg zuzueilen; nahm am 2. Mai Halle und am 4. Juni Luckau ein, und vereitelte dadurch den Marsch der Franzosen nach Berlin.

Nach dem Waffenstillstande hatten sich 90,000 Mann Franzosen, Baiern und Sachsen, unter Oudinot, Berlin zum Ziele ihres Siegs gesetzt, und waren bis Groß=Beeren vorgedrungen. Hier griff sie Bülow am 23. August an, siegte, wurde zum zweiten Mal Berlins Retter, und machte durch die entscheidende Schlacht von Dennewitz, am 6. September, wo er die Hauptstadt zum dritten Mal rettete, seinen Namen unsterblich. Sein dankbarer König ertheilte ihm dafür das Großkreuz des eisernen Kreuzes, nachdem er bereits Generallieutenant und General der Infanterie geworden, und ernannte ihn nach Beendigung des Feldzugs, für sich und seine Nachkommen, zum erblichen Grafen Bülow von Dennewitz. Er erhielt den rothen und schwarzen Adlerorden, und wurde von Rußland, Oestreich, Schweden u. s. w. mit den höchsten Ehrenzeichen geschmückt. Auch an der Schlacht von Leipzig nahm er glorreichen Antheil, focht bei Laon, eroberte Holland, und war unter den Siegern, die in Paris einzogen. Nach dem ersten mit Frankreich geschlossenen Frieden wurde er kommandirender General in Ostpreußen. 1815 erhielt er den

Oberbefehl über das 4te Armeekorps, kam zwar zur Schlacht bei Ligny zu spät, machte aber diese unverschuldete Versäumniß durch seinen bedeutenden Antheil an der Schlacht bei Belle-Alliance wieder gut, denn ohne ihn wäre es wohl nicht zu diesem glänzenden Siege gekommen. Dies erkannte sein König, indem er ihn zum Chef des 15ten Linienregiments machte, welches nun den ehrenvollen Namen: Regiment Bülow von Dennewitz erhielt; und so kehrte er am 11. Januar 1816 mit Ruhm gekrönt nach Königsberg in Pr. zurück, wo er aber schon am 25. Februar als Mensch und Feldherr allgemein betrauert im 61sten Jahre seines ruhmvollen Lebens starb. König und Vaterland galten ihm mehr als Ruhm und Leben, und er gehört nicht nur durch sein seltenes Glück, sondern auch durch seine Kenntnisse, Talente und Studien zu den ausgezeichnetsten Heerführern der Preußen; sein Charakter war Liebe, Frömmigkeit und Herablassung. Seine kolossale Statüe ist in Berlin neben der Scharnhorsts unweit des Königl. Palais aufgestellt.

Die Familie Bülow ist ein altadeliges Geschlecht, zum Theil freiherrlichen, zum Theil gräflichen Standes. Sie hat sich überall in dänischen, preußischen, mecklenburgischen, hannöverschen, braunschweigischen, polnischen, schwedischen und sächsischen Hof-, Civil- und Militairdiensten ausgezeichnet. Seit 1470 besitzt sie in Lauenburg die Erbmarschallswürde. In einer Urkunde von 1154 findet man schon einen Bülow, der bei Gadebusch zu Bülow Grundstücke besaß; 1250 und 1291 war ein Bülow Bischof von Schwerin, 1489 ein andrer Bülow Bischof zu Lebus, und dieser war in der Folge 1506 Kanzler der Universität zu Frankfurt, die er begründen half. Hartwig ist der Stifter des Hauses Wehningen, er lebte 1428; seine Söhne Werner und Friedrich erkauften Gadow mit der Erbmarschallswürde als Lehen. Der mecklenburgische Rath Stephanus kaufte 1500 das Gut Marnitz; 1618 erlosch diese Linie und das Lehen fiel zurück. — Das Haus Putrems, Essenrode und Brunsrode, gestiftet von Gödicke von Bülow ums Jahr 1378, besitzt noch jetzt diese Güter, ersteres in Mecklenburg, letzteres im Braunschweigschen.

Die Linie zu Plüskow und Scharfsdorf begann mit dem Ritter Heinrich ums Jahr 1368. Aus dieser Linie stammte der preußische Staatsminister Friedrich, Freiherr von Bülow, 1699 geb., 1733 Kriegsminister mit Sitz und Stimme in der Regierung des Königreichs Preußen, und Prälat zu Colberg. Er starb 1738. — Folgende Männer dieses Geschlechts machten sich in unsrer Zeit besonders berühmt: 1) Heinrich von Bülow, welcher sich als Soldat in Preußen und Belgien, als Schauspieler, und als Kaufmann in Europa und Amerika auf man-

nigfaltige Weise als ein genialer Kopf bewies; er war auch Schriftsteller, und lebte in London, Paris und Berlin, wohin er 1804 zurückkehrte. 2) Ludwig Friedrich Victor Hans Graf von Bülow, 1774 geboren, ein Schwestersohn des preußischen Staatskanzlers von Hardenberg. Er zeichnete sich aus als Jurist und Staatsmann; 1801 war er Kriegs- und Domänenrath in Berlin; 1804 Präsident der Kammer in Magdeburg; 1808 war er im Finanzministerium; 1811 erhielt er seinen Abschied; 1813 ward er preußischer Finanzminister; 1817 Commerzienminister. 3) Sein Stiefbruder Graf August Friedrich Wilhelm von Bülow, rühmlichst bekannt durch seine hannöverschen und preußischen Staatsdienste, durch seine juristischen Schriften, ward 1805 preußischer Regierungsrath zu Münster, 1816 Oberpräsident der Provinz Sachsen; 1820 traf ihn ein Schlagfluß, welcher seine Thätigkeit lähmte.

Graf Kleist von Nollendorf, Preußischer General-Feldmarschall,

geboren 1762, gestorben am 17. Februar 1823.

Emil Friedrich Graf Kleist von Nollendorf, Königl. Preuß. General der Infanterie und kommandirender General in der Provinz Sachsen, wurde im Jahre 1762 zu Berlin geboren. Er hatte sehr früh Kriegsdienste genommen und schon dem Feldzuge von 1778 beigewohnt; später war er Adjutant des Feldmarschalls von Möllendorf, dann im Generalstabe angestellt, in welchem er, zum Kapitain avancirt, die Rheinkampagne mitmachte, und sich, durch seltene Entschlossenheit zum glücklichen Ausgange des Gefechts vom 2. Oktober 1792 beitragend, den Verdienstorden erwarb. Einige Jahre lang bekleidete er sodann die Kommandeurstelle eines Grenadier-Bataillons und bewies als solcher gegen seine ihm untergebenen Soldaten viel Humanität, denn er war ein abgesagter Feind vom strengen militairischen Despotismus. 1803 ward er zum vortragenden General-Adjutanten Friedrich Wilhelms III. ernannt, welchem Posten er sehr zur Zufriedenheit seines Königs vorgestanden haben muß, denn er blieb 5 Jahre darin, und schied nur aus, um ein bedeutendes Kommando zu übernehmen. Nach der Schlacht bei Auerstädt folgte er seinem Könige, und ward von demselben an Napoleon ins Hauptquartier Osterode abgesandt, um auf die durch den General Bertrand gemachten Friedensvorschläge zu entgegnen. Bei der Rückkehr der vaterländischen Truppen war er als Generalmajor und Chef der westpreußischen Brigade in Frankfurt a. d. O. angestellt. Als solcher erhielt er bald einen

neuen Beweis des Vertrauens seines Monarchen, indem ihn dieser, als nach Schills Auszuge der Kommandant von Berlin Chazot seine Stelle niederlegte, zu diesem ehrenvollen Posten bestimmte. Kleist folgte dem Rufe seines Fürsten und genügte auch in seiner neuen Würde den schweren Anforderungen der Zeit. Als 1812 auch ein preußisches Armeekorps ins Feld gerufen wurde, ward er hierbei angestellt und nahm rühmlichen Antheil an mehreren Gefechten, in welchen er Beweise von Tapferkeit und Hingebung in seines Königs Befehle bewies. Bei den eifrigen Rüstungen zum Kriege gegen Frankreich war auch Kleist sehr thätig. Als Generallieutenant finden wir Kleist Ende März vor Wittenberg, welches damals blockirt wurde. Als die große verbündete Armee die Elbe überschritt, folgte Kleist mit seinem Corps dieser Bewegung über Dessau und besetzte den Saalübergang bei Halle, dessen patriotische Bewohner den langersehnten Befreier mit Jubel aufnahmen. Am 28. April ward der General mit Uebermacht angegriffen, er hielt sich aber, wiewohl mit großem Verluste, den ganzen Tag gegen den Feind, um die Stadt vom Sturme zu retten, und zog sich darauf über Skeuditz zurück. Die Hallenser erkannten, was Kleist für sie gethan hatte, und beeilten sich, demselben ihren Dank bei erster Gelegenheit an den Tag zu legen. In der Schlacht von Bautzen fand der Generallieutenant von Kleist zuerst eine rühmliche Gelegenheit, seinen Feldherrnruf notorisch zu begründen. Unter den Augen Alexanders und Friedrich Wilhelms vertheidigte er am 20. Mai den ganzen Tag hindurch den Spreeübergang bei Burg mit geringen Streitkräften, und zog sich erst dann zurück, als der General Miloradowitsch die Stadt Bautzen verlassen hatte. Alexander lobte den tapfern Kleist bei dieser Gelegenheit außerordentlich. Kleist war es auch, der als preußischer Bevollmächtigter den Waffenstillstand mit abschließen half. Nach Ablauf desselben kommandirte er das Corps, welches nebst den Garden zur großen österreichischen Armee in Böhmen stieß. Sein Corps nahm auch an der Schlacht von Dresden Theil und folgte dem allgemeinen Rückzuge. Bei dieser Gelegenheit trat die Katastrophe ein, wo dem Helden nur die verhängnißvolle Wahl zwischen Tod oder Gefangenschaft zu bleiben schien. Vandamme war bereits auf nähern Wegen mit 40,000 Mann in Böhmen eingedrungen, und so war dem General Kleist der Rückzug abgeschnitten. Hier faßte der Held den kühnen Entschluß, sich das Gebirge hinab gerade in den Rücken des Feindes zu werfen. Ein Theil seiner Truppen blieb zur Sicherung des eigenen Rückens auf den Höhen von Peterswalde zwischen Berggießhübel und Nollendorf stehen, der Rest stürmte am 30. August in das Thal von Culm hinab, und ent-

schied die Schlacht, welche Böhmen und einen großen Theil der verbündeten Armee rettete. Diese mit kalter Entschlossenheit vollführte That erwarb dem Helden und seinen Truppen einen unvergänglichen Ruhm, der die Erinnerung an diesen Tag auf die spätesten Geschlechter fortpflanzen wird. Nachdem der General von Kleist noch manchen Antheil an den Gefechten in den böhmischen Grenzgebirgen genommen hatte, erwarb er sich aufs neue in der Schlacht bei Leipzig Ansprüche auf den Dank seines Vaterlandes und einen Ehrenplatz in der Geschichte. Er kommandirte damals auf dem linken Flügel der großen Armee bei Markkleeberg, Gossa und Wachau. Das Corps blockirte sodann Erfurt, und folgte, als sich die französische Garnison in die Citadelle zurückgezogen, dem Heere nach Frankreich, wo es eben noch bei der schlesischen Armee ankam, um das Gefecht bei Joinvilliers, am 14. Februar 1814, zu beschließen. Am 9. Mai bei Laon errang der linke Flügel der verbündeten Armee unter York und Kleist abermals beträchtliche Vortheile. Bei Claye, am 29. März, führte Kleist persönlich eine Brigade zum Sturme an. Nach diesem Gefechte rückten die Armeen nach Paris. — Von dem Könige zum Grafen Kleist von Nollendorf erhoben, mit einem Infanterieregimente (dem 1sten Westpreußischen oder 6ten in der Armee) beliehen, folgte er seinem Monarchen nach England, und kommandirte später die Armee, welche am Rheine stehen blieb. Bei Napoleons Rückkehr von Elba wurde ihm das norddeutsche Bundescorps und das 2te preußische Corps übergeben; allein er konnte seine Truppen nicht vor den Feind führen, denn es überfiel ihn eine langwierige gefährliche Krankheit, die ihn auch an den folgenden Ereignissen keinen Antheil nehmen ließ. Als in der Folge die neue Eintheilung der preußischen Monarchie in Provinzen und Militairabtheilungen erfolgte, ward Kleist der Provinz Sachsen als kommandirender General gegeben. Hierüber war man allgemein sehr erfreut; denn der Ruf so vieler menschlichen und geselligen Tugenden waren dem Grafen bereits vorangegangen, und Kleist rechtfertigte sowohl seines Monarchen Vertrauen, als der neuen Unterthanen frohe Hoffnungen zur allgemeinen Zufriedenheit.

Kleist war bis an sein Ende, welches am 17. Februar 1823 erfolgte, allenthalben geehrt und geliebt; gewiß ein beglückendes Gefühl für den edlen verewigten Helden, für welchen die dankbarste Verehrung und aufrichtigste Liebe die Brust aller derer erfüllt, welche sein thatenreiches Leben und seine Person gekannt haben.

Der Reformator Dr. Martin Luther,

geboren 1483, gestorben am 18. Februar 1546.

Martin Luther, der größte Mann des sechszehnten Jahrhunderts, wurde am 10. November 1483 zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld von armen Eltern geboren. Sein Vater hieß Hans Lotter, Lauther, (Luther), und seine Mutter Margaretha Lindemann. Jener war Bergmann, und kam später zu Mansfeld, wohin er 1484 gezogen, seiner Rechtschaffenheit wegen in den dortigen Rath. Martin wurde von seinen Eltern sehr streng erzogen und fleißig zur Gottesfurcht angehalten. Im 14ten Jahre wurde Martin erst auf die Schule nach Magdeburg geschickt; da er aber hier keine Unterstützung fand, so wandte er sich 1498 nach Eisenach, wo er anfänglich als Currentschüler mit Singen sein Brot vor den Thüren verdienen mußte. Bald aber veränderte sich hier seine Lage; er wurde nämlich von einer bemittelten Verwandten in Pflege genommen. Unter der Leitung des Rektors Trebonius machte der Jüngling so schnelle Fortschritte in der lateinischen Sprache sowohl, wie in den übrigen Schulwissenschaften, daß er schon 1501 die Universität Erfurt beziehen konnte, allwo er 1503, nach Vollendung seines 20sten Jahres und seines philosophischen Kursus, die Magisterwürde erlangte, und sich durch Vorlesungen über die Physik und Ethik des Aristoteles den Studierenden nützlich machen konnte. Luther war eigentlich von seinem Vater zum Studium der Rechtswissenschaften bestimmt; allein zwei Hauptbegebenheiten zogen ihn bald hiervon ab, und lenkten seine ganze Aufmerksamkeit auf das Studium der Gottesgelahrtheit.

Er fand nämlich auf der Bibliothek zu Erfurt von ungefähr eine lateinische Bibel; es soll die erste gewesen sein, welche ihm je in ihrem ganzen Umfange zu Gesicht gekommen war; denn bis dahin hatte er von diesem Buche nur die gangbaren Perikopen gekannt. Es ist dieß um so eher zu glauben, als damals selbst den Klerikern nur die evangelischen und apostolischen Bibeltexte bekannt waren. Luther studierte in dieser heiligen Schrift und gewann sie lieb. Vielleicht hätte ihn dieser glückliche Fund noch nicht gänzlich von seiner einmal betretenen Studienbahn abgezogen, wenn ihm nicht eine andere Begebenheit, oder vielmehr ein wichtiger Unfall zugestoßen wäre. Er ging nämlich eines Tages, wie einige Historiker sagen, vor den Thoren von Erfurt mit seinem jungen Freunde, Namens Alexis, spazieren, und plötzlich ward dieser an Luthers Seite nach Einigen vom Blitze, nach Andern meuchlerisch erschlagen. Andere

Geschichtschreiber behaupten, diese Begebenheit habe sich zwischen Mansfeld und Erfurt ereignet, als die beiden Freunde gerade auf einer Reise begriffen waren.

Sei dem übrigens wie ihm wolle, so viel bleibt als wahr ausgemacht, daß ihm der unerbittliche Tod plötzlich den Freund von seiner Seite riß. Dieser Unfall stimmte Luthers ohnehin schon durch eine strenge Erziehung und niederbeugende Dürftigkeit eingeschüchtertes Gemüth ganz düster, und Luther beschloß, sich von nun an dem Mönchsstande zu widmen, um durch fromme Uebungen die so oft von ihm bezweifelte Seligkeit zu verdienen. Er ging also im 22sten Jahre 1505 gegen seines Vaters Willen ins Augustinerkloster zu Erfurt, und unterwarf sich mit der größten Geduld allen Büßungen und Erniedrigungen, welche die Ordensvorsteher den Novizen auferlegten. Hiebei glaubte der geängstigte Luther immer noch nicht genug zu thun; unschuldig und unverdorben, wie nur Wenige seiner Ordensbrüder waren, machte er sich täglich harte Vorwürfe. Diese Seelenangst verursachte, daß er in eine schwere Krankheit verfiel, in welcher nur ein alter Ordensbruder sein geängstigtes Gewissen zu beruhigen vermochte, indem er ihn auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jesum Christum verwies. Diese damals beinahe vergessene tröstliche Lehre brachte neues Licht und Leben in Luthers Seele, und die väterliche Milde seines Ordensprovinzials Staupitz, welcher des Jünglings Talente anerkannte, ihn von allen niedrigen Klosterverrichtungen befreite, und zur Fortsetzung seiner Studien aufmunterte, weckte wiederum Luthers Selbstgefühl.

Im 24sten Jahre (1507) erhielt der genesene Luther die Priesterweihe, und am 2. Mai dieses Jahres las er seine erste Messe, welcher Verrichtung er sich von diesem Tage an unausgesetzt 15 Jahre lang unterzog. 1508 erhielt Luther durch seinen Gönner Staupitz den Ruf als Professor der Philosophie nach der neu errichteten Universität Wittenberg. In diesem neuen Wirkungskreise entwickelte sich sein Genie sehr schnell. Er warf bald die Fesseln der mit dem hierarchischen Systeme des römischen Stuhles eng verwebten scholastischen Philosophie von sich und machte die Rechte der gesunden Vernunft immer mehr geltend. Seine Vorträge wurden sehr gern gehört, und die Zahl seiner Zuhörer und Schüler wuchs immer mehr. Nachdem er über 3 Jahr lang seine philosophischen Vorlesungen mit vielem Glücke gehalten hatte, ward ihm im Jahre 1510 von Seiten seines Ordens der sehr ehrenvolle Auftrag, nach Rom zu reisen, um daselbst einige Angelegenheiten der Augustiner zu schlichten. Dieses Geschäfts entledigte er sich mit so großer Klugheit, daß ihm nachher die Revision der thüringischen Augu-

stinerklöster übertragen wurde. In Rom, am Hofe des Papstes Leo X., lernte er den Skandal der Irreligiösität und Sittenlosigkeit des römischen Clerus in seiner nackten Gräuelgestalt kennen, und verlor seit dieser Zeit seine gewohnte Achtung und Ehrfurcht vor der päpstlichen Heiligkeit. Nach seiner Zurückkunft aus Italien nahm er eine Predigerstelle in Wittenberg an, und wurde 1512 Doctor der Theologie, eine Würde, deren Eid ihn nach seinem Glauben zur unerschrockensten Vertheidigung der heiligen Schrift verpflichtete. Als Prediger glänzte der gelehrte Luther nicht wenig durch sein außerordentliches Gedächtniß, seinen scharfblickenden Geist und seine natürliche Beredsamkeit. 1516 fing er an, sich mit aller Anstrengung auf das Studium der griechischen und hebräischen Sprache zu legen, studierte die alten Klassiker, sowie die Kirchenväter immer gründlicher, und errang sich auf diese Weise bald den Ruf des größten Gelehrten seiner Zeit, welcher er sich als ein kräftiger Beförderer alles Lichts der neu eindringenden wissenschaftlichen Ausbildung zeigte. 1517, als Papst Leo X. für diejenigen, welche zum Baue der St. Peterskirche in Rom beitragen würden, den Ablaß der Sünden verkaufen ließ, welcher Handel eigentlich den Augustinern zukam, gab Staupitz, der Generalvikar dieses Ordens in Deutschland, Luthern den Auftrag, gegen den neuen Ablaßkram zu predigen. Dieser vollzog seines ehemaligen Vorgesetzten Befehl aufs strengste und mit so vieler Heftigkeit, daß bald darauf ein hitziger Streit entstand, welcher von beiden Seiten mit gleicher Leidenschaft geführt und lange unterhalten wurde. Es ward für und gegen die Indulgenzen und deren Handel geschrieben und gepredigt. Am 31. October 1517 ließ Luther 95 Sätze gegen den Ablaßkram des Dominikaners Tetzel, der in ganz Deutschland sein Wesen trieb, an die Thür der Hauptkirche zu Wittenberg anschlagen und erregte hierdurch ungemeines Aufsehen. Luthern trieb nichts dazu, als die Liebe zur Wahrheit und der Unwille über das öffentliche Aergerniß des Ablaßhandels, dessen verderbliche Folgen sich bereits in seiner Kirchgemeinde zu Wittenberg äußerten. Ehrgeiz oder Ordensneid hatte bei Luthern keinen Antheil an diesem Schritte. Jene Sätze wurden indessen eben so schnell verketzert als verbreitet. Der Dominikaner Hogstraaten zu Cöln, Dr. Eck zu Ingolstadt und Prierias, ein Offizial des römischen Hofes, griffen Luthern mit Streitschriften an; allein weder ihre Schmähungen, noch die Citation des Papstes nach Rom, welcher er nicht folgte, sowie die Unterredung, die der Cardinal Cajetan 1518 zu Augsburg, und 1519 der Nuntius von Miltitz zu Altenburg nicht ohne lockende Anerbietungen von Seiten des Papstes mit ihm hielten, waren im Stande, ihn zum Widerrufe

zu bewegen. Er antwortete seinen Gegnern kühn und gewaltig, und fuhr auch, nach der 1519 mit Dr. Eck zu Leipzig gehaltenen Disputation, fort, die Unstatthaftigkeit der Indulgenzen und des päpstlichen Primats zu behaupten. Widerlegt hatte ihn Niemand, und mit gutem Grunde appellirte er von Cajetans Entscheidung an den Papst, und von diesem an ein allgemeines Concilium. Daher wurde Luther 1520 durch eine päpstliche Bannbulle exkommunizirt. Die theologische Fakultät zu Paris und mehrere andere berühmte Universitäten verdammten ihn einstimmig, und seine Schriften wurden zu Rom, Cöln und Löwen verbrannt. Alles dieses half nichts, Luther wurde nur immer mehr erbittert, und verbrannte am 10. Dec. 1520 die Bannbulle und die Dekretaten des päpstlichen kanonischen Rechts. Mit diesem Schritte sagte er sich förmlich vom Papste und der römischen Kirche los. Laut jauchzten viele Großen des Adels, die trefflichsten Männer der deutschen Nation, die er zur Vertheidigung seiner neuen Lehre aufgerufen hatte, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg, dem Helden der evangelischen Freiheit Beifall zu, und boten ihm, bei der Unschlüssigkeit des Churfürsten Friedrich von Sachsen, ihre Burgen und Schwerter zum Schutze an. Luther aber vertraute auf keines Menschen Schutz, sondern nur allein auf Gott. Aengstliche Freunde und Rathgeber, die ihn zur Nachgiebigkeit und Mäßigung aufforderten, hörte er nicht mehr, ein innerer, gewaltiger Geist, den er selbst nicht hemmen konnte, trieb ihn an zu immer neuen Thaten. Mit Bewunderung und Erstaunen vernahm das deutsche Volk die Reden des Mönchs, der allein es wagte, gegen Papst und Klerisei, gegen Kaiser und Fürsten als Vertheidiger einer neuen Lehre aufzutreten. Einen kühnen Schritt wagte Luther, als er am 4. April 1521 in Begleitung weniger Freunde und des kaiserlichen Herolds, der ihn gefordert hatte, die Reise zum Reichstage nach Worms antrat. Sie glich einem förmlichen Triumphzuge. Alles wollte den Mann sehen, der es wagte, die Vorurtheile eines Jahrtausends zu bekämpfen und es mit allen Mächten seiner Zeit aufzunehmen. Bei 2000 Personen zu Pferde und zu Fuß kamen ihm eine Stunde vor Worms entgegen. Die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sache war so stark in ihm, daß er dem Boten, durch welchen Spalatin ihn warnen ließ, antwortete: »Und wenn so viel »Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern — doch »wollte ich hinein.«

Am 17. April erschien Luther in der Reichsversammlung vor dem Kaiser, dem Erzherzog Ferdinand, 6 Kurfürsten, 24 Herzögen, 7 Markgrafen, 30 Bischöfen und Prälaten, vielen Fürsten, Grafen, Herren und Gesandten. Hier bekannte er

sich freimüthig zu seinen Schriften, und schloß am folgenden Tage seine zweistündige Vertheidigungsrede vor dieser Versammlung mit den Worten: »Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen »der heiligen Schrift oder mit öffentlichen klaren und hellen »Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde; so »kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich »kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.« Luther war und blieb Sieger. Er verließ hierauf die Stadt Worms, aber sein Untergang schien ihm von seinen Feinden bereitet zu sein und wahrscheinlich wäre er ums Leben gekommen, hätte ihn Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen unterwegs nicht auffangen und heimlich zu seiner Sicherheit auf die Wartburg schaffen lassen. An diesem Orte, den Luther die Insel Pathmos zu nennen pflegte, wendete er alle seine Zeit zur Ausarbeitung verschiedener Schriften und besonders zur Verdeutschung der Bibel an. Hier war er ungestört, gesichert vor den Folgen der kaiserlichen Achtserklärung sowohl, als vor den Bannbullen des Papstes. Die Uebersetzung des Neuen Testaments war in 10 Monaten vollendet. — Auf die Nachricht von Karlstadts Bildersturme in Wittenberg ließ sich Luther nicht länger auf der Wartburg halten, sondern eilte, ungeachtet der neuen vom Kaiser zu Nürnberg gegen ihn erlassenen Achtserklärung und auf Gefahr der Ungnade seines Churfürsten, mitten durch das Land des schrecklich gegen ihn erzürnten Herzogs Georg von Sachsen nach Wittenberg. Bevor er jedoch sein Asyl verließ, schrieb er noch an den Churfürst Friedrich, um sich seines Schrittes wegen bei demselben zu rechtfertigen; dieser Brief ist, eben so wie sein Betragen zu Worms, ein Beweis seines unerschrockenen Muthes und seiner Seelengröße. Er sagt darin unter andern: »Ich kehre nach Wittenberg zurück in gar viel einen höhern »Schutz, als ein Churfürst von Sachsen mir geben kann. Ich »hab's auch nicht in dem Sinn, Ew. Churfürstlichen Gnaden »Schutz zu begehren. Ja, wenn ich wüßte, daß Ew. Churfürstlichen Gnaden mich könnten und wollten schützen, so wollte »ich erst nicht kommen. Dieser Sache soll, noch kann kein »Schwert rathen oder helfen, Gott muß hier allein regieren »ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer hier »Gott traut, der ist sich selbst und Anderen Schutz. Da ich »Ew. Churfürstlichen Gnaden nicht für den Mann ansehe, der »mich retten oder schützen könnte. — Ew. Churfürstlichen Gnaden wissen nun und zweifeln nicht daran, daß im Himmel »ganz anders als zu Nürnberg über diese Sache beschlossen ist. — »In Leipzig wollte ich hineinreiten, wenn's gleich 9 Tage eitel »Herzog George regnete, und ein jeglicher wäre neunfach wü-

»then-

thender denn dieser ist. Es ist ein andrer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. — Wenn Ew. Churfürstliche Gnaden glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen, weil sie aber noch nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen.« — Mit solcher Zuversicht und Kühnheit durfte nur Luther zu seinem Fürsten sprechen, er, der schon ein Ansehn in der Welt genoß, welches alles fürstliche Ansehn übertraf.

Nachdem Luther wieder in Wittenberg war, fuhr er fort, 1522, acht Tage nach einander gegen den Aufstand der wüthenden Neuerer zu predigen, und diese Predigten sind als Muster der Mäßigung, der Lehrweisheit und Volksberedsamkeit zu betrachten. Auch sind diese Predigten ein Beweis, daß Luther nicht immer hitzig und heftig war, wie ihn Viele beschuldigen wollen. Diese Ruhe und Mäßigkeit verließ ihn freilich zuweilen da, wo er bösen Willen und unlautere Gesinnungen zu bekämpfen hatte, oder die evangelische Wahrheit in Gefahr sah. Hierher gehört seine, beißende Antwort auf die kleinliche Schmähschrift des Königs Heinrich **VIII.** von England, und die Erbitterung in seinen Streitigkeiten mit Karlstadt und Erasmus. Den Letztern hielt er nicht ohne Grund für lau in der guten Sache; in Karlstadts Angriffen auf seine Abendmahlslehre glaubte er aber offenbare Abtrünnigkeit und ehrgeizige Eifersucht zu erkennen. Unter diesen Kämpfen und Anfechtungen war es endlich Luthers Entschluß, auf eine völlige Reformation der Kirche, welche die Nation laut verlangte, hinzuarbeiten. Seines Berufs zum Kirchenreformator sich deutlich bewußt, schritt Luther nun mit Nachdruck zur Ausführung seines Werks. Zuerst fing er also 1523 an, in Wittenberg die Liturgie abzuändern und vom eiteln Zeremoniendienste zu reinigen. 1524 legte er die Mönchskleidung ab, und ein Jahr später, 1525, verehlichte er sich mit einer gewesenen Nonne, Catharina von Bora, welche zuvor schon das Kloster verlassen hatte; die Vermählung fand am 11. Juni 1525 öffentlich Statt. Luther war 42 Jahr alt, als er diesen wichtigen Schritt that; er mag wohl diesen Entschluß aus verschiedenen Gründen gefaßt haben, und gewiß mag er ihm nicht leicht geworden seyn. Wenn auch wohl mit Recht angenommen werden kann, daß der Reformator bei der Wahl einer Gattin seiner Neigung gefolgt sei, so beabsichtigte er gewiß bei dem Schritte selbst, allen Geistlichen mit seinem Beispiele voranzugehen, um dieselben wieder für die Menschheit zu gewinnen, und der unter ihnen eingeschlichenen Unzucht durch legitime Verbindungen Einhalt zu thun. So that er einen Schritt nach dem andern, fern

von Meuterei, fern von Ueberspannung und Schwärmerei, wes sen ihn seine Feinde haben beschuldigen wollen. Mit der Ge lassenheit und Fassung eines bedachtsamen muthigen Manne ließ er jetzt seine Gesinnungen nochmals öffentlich bekannt ma chen, und arbeitete mit Melanchthons und anderer Freund Hülfe rastlos fort an der Kirchenverbesserung, welche unter den weisen Churfürsten zuerst in Sachsen Eingang fand un sich von hier aus immer weiter verbreitete. 1526 bis 152 vollendete der große Reformator seine beiden Katechisme zum Behufe des Schulunterrichts. Zu gleicher Zeit erwacht auch der Geist der Vernunft in der Schweiz, allwo Calvin Zwingly und Oecolampadius dasselbe wichtige Werk de Reformirens übernahmen, welches Luther mit so bewunderns würdiger Schnelligkeit in Deutschland betrieb. Zu bedauern, j sehr zu bedauern ist es indessen, daß sich der deutsche Reforma tor nicht mit den Ansichten seiner schweizerischen Brüder verein gen konnte, und daß er mit so großer Heftigkeit ihre Abend mahlslehre verwarf. Gewiß hätte die Reformation sich noc viel weiter verbreitet, wenn die Römischkatholischen nich gleich im Anfange der Entstehung der Reformation die Uneinig keit bemerkt hätten, welche die Lutheraner und Reformirten dem Geiste und der Form nach in zwei kirchliche Partheien theilt 1530 kam endlich die Confession der Protestanten zu einem ö fentlichen Vertrage auf dem Reichstage zu Worms, welch allen päpstlichen Bannbullen und Bannflüchen, so wie alle kaiserlichen Edikten gegen Luthern alle Kraft benahm. Wen nun Luther auch vor der Gewalt gesichert war, so war er aber noch nicht gegen die päpstliche List; denn diese versuch alles, um dem deutschen Reformator etwas von seiner gewonn nen Sache abzudringen. Luther aber blieb standhaft, un schrieb 1537 die schmalkaldischen Artikel, gab den brandenbu gischen und anhaltinischen Gesandten, welche 1541 vom Reichs tage zu Regensburg aus an ihn geschickt wurden, um ihn zu Nachgiebigkeit gegen die Katholiken zu stimmen, eine runde ab schlägige Antwort, und verweigerte 1545 die Theilnahme se ner Parthei am Concilium zu Trident. Scharf und heftig ve focht er seinen Glauben, und keine Beleidigung seiner Gegn ließ er ungeahndet.

Luther sagte einst: »Ich bin dazu geboren, daß ich m »Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum »meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich mu »die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weg »hauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten; ab »Philippus (Melanchthon) fährt säuberlich und still dahe »bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ih

»Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber ein »Fehl haben, so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die »Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal »heuchelte und die Wahrheit inne behielte.« Mit Recht verdient Luther das Zeugniß, ohne Falsch und überall ehrlich zu Werke gegangen zu sein; selbst seine Feinde müssen ihm dieses bezeugen. Geradheit, Treue und Redlichkeit waren herrlich entwickelte Grundzüge seines echt deutschen Charakters. Er gestand seine eigenen Schwächen eben so ungescheut, als er Anderer Fehler rügte, und vereinigte damit außerordentliche Eigenschaften der Milde, Liebenswürdigkeit und Geisteskraft. Erstaunen muß man über Luthers unermüdliche Thätigkeit, vermittelst welcher er nach allen Seiten hinwirkte. Seine Bibelübersetzung brachte er von **1521** bis **1534** völlig zu Stande; ein Beweis von seinem unermüdlichen Fleiße und seiner unerschütterlichen Beständigkeit. Außerdem kam er durch seine vielen Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens den fruchtbarsten Schriftstellern aller Zeiten gleich, und übertraf an Gehalt die meisten Zeitgenossen. Seit **1512** predigte er jede Woche mehrere Male, zu gewissen Zeitperioden sogar täglich; er verwaltete sein geistliches Amt im Beichtstuhl und am Altare, führte eine ausgebreitete lateinische und deutsche Correspondenz über Gegenstände aller Art mit Großen, Gelehrten und Freunden, und mitten unter diesem Drange von Arbeiten, die ihm täglich noch einige Stunden zum Gebet und zur Selbstbetrachtung Zeit lassen mußten, war er für jeden Besuchenden zugänglich und half mit Rath und That, wo er nur konnte, bekümmerte sich um jeden Armen, der ihn ansprach, und gab sich mit ganzer Seele den Freuden der Geselligkeit hin, wo man ihn immer jovial, voll von Einfällen, kernig und geistreich in seiner Unterhaltung und mäßig in seinen Genüssen fand.

Luther blieb auch selbst der Kunst nicht fremd: hiervon zeugen seine verschiedenen Kirchenlieder und seine entschiedene Vorliebe für die Musik; denn er sang, blies die Flöte und spielte auf der Laute. Nur eine in der Jugend nicht geschwächte Natur konnte einem so vielseitig anstrengenden Leben die nöthige Kraft geben.

Seit **1531** hatte Luther mit harten körperlichen Leiden (mit Steinschmerz und Schwindel) zu kämpfen, und war in mehreren Krankheiten dem Tode nah; doch erhielt ihn die Vorsehung bis ins 63ste Jahr. Kurz vor seiner letzten Reise nach Eisleben, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit riefen, schilderte er seinen Zustand in einem Briefe folgendermaßen:

»Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch »einäugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben

»so werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden
»Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrie
»ben, geredt und gethan hätte. Ich bin der Welt satt und di
»Welt meiner, wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast
»der die Herberge quittirt. Darum bitte ich um ein gnädige
»Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr.« So hatte e
im Januar 1546 geschrieben, und am 18. Februar dieses Jah
res starb er zu Eisleben im 63sten Jahre seines Alters, un
wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben.

Er hinterließ seine zärtlich geliebte Frau, welche 1552 zu
Torgau starb, mit 4 Kindern, in dürftigen Verhältnissen. Sein
3 Söhne hießen: Johann, Martin und Paul. Im vorige
Jahrhundert erlosch Luthers letzte männliche Nachkommenschaf
mit Martin Gottlob Luther, Rechtskonsulent zu Dresden
welcher 1759 starb.

Nicolaus Copernicus,

geboren am 19. Februar 1473, gestorben 1543.

Nicolaus Copernicus, ein berühmter Mathematiker
Philosoph und Arzt des 16. Jahrhunderts war am 19. Februa
1473 zu Thorn im Königreich Preußen geboren. Er studiert
zunächst auf der Schule zu Thorn und sodann in Crakau Phi
losophie und Medizin, und nahm hier die medizinische Doctor
würde an. Zugleich widmete er sich auch dem Studium de
griechischen Sprache, vorzüglich aber der Mathematik und Astro
nomie. Die Namen zweier Deutschen, Peurbach und Re
giomontan, die Wiederhersteller der Astronomie in Europa
begeisterten den Jüngling außerordentlich; er wollte Letzterm ein
gleich kommen, seinen Ruhm mit ihm theilen, wo nicht ih
noch übertreffen. Um dieses hohe Ziel desto sicherer zu erreichen
mußte er die größten Männer dieser Wissenschaft kennen lerner
und unter ihrer Leitung seine Forschungen beginnen. Er reis'
daher im 23sten Jahre seines Alters nach Italien, wo nac
dem Umsturze des byzantinischen Kaiserthums die Wissenscha
ten zu blühen anfingen. Hier hielt er sich eine Zeit lang i
Bologna auf, wo er bei Dominicus Maria, dessen Freun
und Vertrauter er wurde, Astronomie hörte. Von hier bega
er sich nach Rom, allwo er als Professor der Mathematik zahl
reich besuchte Vorträge hielt: Gelehrte und Künstler beeiferte
sich, seine Schüler zu sein. Man setzte ihn jetzt schon der
Regiomontan an die Seite. Von der Tiber kehrte er zurü
in sein deutsches Vaterland, wo ihm sein mütterlicher Oheim
Lucas Waisselrod, ein Kanonikat am Dome zu Frauenbur

ertheilte. Hier zur Ruhe gekommen, gab er sein Buch: **De motu octavae Sphaerae** heraus, und begründete sein System von der Unbeweglichkeit der Sonne und der Bewegung der Erde. Hierdurch erneuerte und behauptete er die alte Meinung des Philosophen Aristarchos von Samos, daß die Erde beweglich sei, und daß sie nicht im Mittelpunkte des Universums liege, was nach Copernicus vielseitig behauptet worden ist. Nicht lange vor ihm hatte dieses System schon am Cardinal von Casa einen eifrigen Vertheidiger gefunden; allein man kann es doch mit Recht dem Copernicus zuschreiben, weil er die Welt erst in Stand gesetzt hat, sich von den Bewegungen und himmlischen Phänomenen Rechenschaft zu geben. Des Copernicus Ansichten theilten zuerst Rheticus, Rothmanus, Landsberg und Kepler, und im 17. Jahrhunderte pflichteten denselben Galilei, Descartes, Gassendi und der Graf von Pagon nicht minder bei.

Im Jahre 1521 ward er vom Kapitel auf den Landtag nach Graudenz gesandt, wo eine der Hauptangelegenheiten war, die Verwirrung des Münzwesens, die durch gesetzloses Münzen entstand, zu heben. Copernicus arbeitete, hierdurch veranlaßt, eine Schrift aus, in der er auf den unbilligen Münzfuß der 3 Städte Elbing, Danzig und Thorn aufmerksam machte, und den Vorschlag that, daß diese ihre Münzen an einen vierten Ort verlegen sollten, wo sie auf des Landes Kosten und unter Aufsicht gingen. Man stritt lange über das Copernicanische Münzsystem und legte es endlich zu den Akten.

Copernicus starb nach Einigen am 11. Juni, nach Andern am 24. Mai 1543, in einem Alter von 70 Jahren.

Um eine kurze Uebersicht von dem Copernicanischen Planetensysteme zu geben, mag Folgendes hier eingeschaltet werden. Copernicus setzt die Sonne ins Centrum des Universums und behauptet ihre Unbeweglichkeit. Mercurius, der nächste Planet bei der Sonne, bewegt sich in 3 Monaten um dieses große Gestirn. Die Venus bewegt sich in 7½ Monaten zirkelförmig um die Sonne und schließt den Mercur in ihren Kreis ein. Die Erde bewegt sich in 1 Jahre in einem den Venuszirkel umgebenden Kreise ebenfalls um die Sonne. In 24 Stunden vollendet sie ihre zweite Bewegung um ihre eigene Axe, und von dieser letztern rührt Tag und Nacht her. Der Mond hingegen bewegt sich ungefähr in 27 Tagen um unsere Erde. Mars bewegt sich auch, und vollendet seine Bahn in einem vierten, den der Erde einschließenden, Zirkel, und hat die Sonne zum Centrum. Er vollendet seine

Bahn in circa zwei Jahren. Jupiter befindet sich über dem Mars und bewegt sich in etwa 12 Jahren um die Sonne. Saturnus ist der höchste aller Planeten, und vollbringt seinen Lauf um die Sonne in etwa 30 Jahren. Ueber den Kreis des Saturnus hinaus setzt nun Copernicus den gestirnten Himmel, welcher seiner Meinung nach unbeweglich sein soll. Mercur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn vollbringen ihren Lauf um die Sonne in 6 verschiedenen Kreisen.

Durch die Aufstellung dieses Systems hat Copernicus die Schwierigkeit, sich die tägliche Bewegung der Sonne in einem unermeßlichen Raume mit unbegreiflicher Schnelligkeit zu erklären, gehoben.

Obgleich nun Copernicus die Sonne als ein unbewegliches Gestirn in das Centrum des Universums setzt, so schreiben Viele der Sonne dessenungeachtet eine Bewegung um ihre eigene Axe zu, welche sie in 27 Tagen vollbringen soll. Sie setzen diese Bewegung deshalb fest, um sich die anscheinlichen Flecken oder Schatten, welche man vermittelst eines Teleskops oder guten Fernglases auf der Oberfläche dieses Gestirns wahrnimmt, und welche in 27 Tagen ihre Lage verändern, zu erklären. — Der Erde schreibt Copernicus 3 Bewegungen zu: die erste, welche sie in einem Tage, die zweite, welche sie in einem Jahre vollbringt, und die dritte, welche die Erdaxe stets in derselben Lage erhält. Die erste Bewegung in 24 Stunden macht die Erde gegen Morgen um ihre eigene Axe, so daß derjenige Theil der Erde, welcher der Sonnenscheibe gegenüber steht, erleuchtet, der andere entgegengesetzte aber finster ist. Die jährliche Bewegung macht die Erde unter den Zeichen des Thierkreises, wenn sie zwischen Venus und Mars in einem Jahre ihren Lauf vollendet. Die dritte Bewegung veranlaßt die verschiedenen Jahreszeiten und die Ungleichheit der Tage unter den verschiedenen Himmelsstrichen.

Dieß ist also, in aller Kürze dargestellt, das Copernicanische Sonnensystem, welches die meisten Astronomen als richtig annehmen und beweisen. Nachdem Copernicus sein System bekannt gemacht hatte, gab er seine Schrift: **De Revolutionibus** heraus.

Copernicus war einer der seltensten Menschen, welche je gelebt haben. Er gehört zu den klaren, hellen und besonnenen Deutschen, aus deren Verzeichniß wir mit Verehrung die Namen eines Leibnitz, Lessing, und Göthe nennen. Deshalb kann man nicht zuviel von einem solchen Manne sagen und wissen. — Sein Vater, Nicolaus Copernik, war

etwa 10 Jahre vor seines Sohnes Geburt Bürger in Thorn geworden. Man will behaupten, die Familie stamme aus Westphalen, wo der Name Copern noch mehrfach zu finden ist, und glaubt, dieser Name sei an der Weichsel in Copernik und durch den gelehrten Ruhm des Sohnes in Copernicus verwandelt worden. Es ist allerdings möglich, daß diese Familie mit den deutschen Rittern nach Preußen gezogen sei; denn es waren viele Westphalen und Rheinländer unter deren Gefolge. Copernicus Mutter war die Schwester des Bischofs von Ermeland, Waisselrod, genannt von Alten.

Da Copernicus sein Amt als Geistlicher antrat, machte er sich drei Lebensregeln zum festen Gesetze: 1) Seine gottesdienstlichen Verrichtungen treulich abzuwarten; 2) Keinem Armen seinen ärztlichen Beistand zu versagen; 3) Alle übrige Zeit seinen Studien zu widmen.

Copernicus hatte den Himmel genauer betrachtet, als alle seine Vorgänger; er fand endlich, daß die Menschen sich seit 2000 Jahren so mannichfaltige, aber zugleich eben so irrige Vorstellungen von der Einrichtung unsers Planetensystems gemacht haben. Dieses Feld des menschlichen Wissens zu verbessern, lag ihm am Herzen, und es gelang ihm rühmlichst, den Glauben an die Ptolemäische Weltordnung, welcher selbst Pythagoras, Aristoteles, Plato, Hipparch und Archimedes, diese scharfsinnigsten Geister des Alterthums, zugethan waren, und welche Ptolemäus, ein berühmter alexandrinischer Astronom im zweiten Jahrhunderte, in seinem Almagest, dem einzigen vollständigen Werke über die Astronomie der Alten, vorgetragen hatte, zu widerlegen und zu stürzen. Nachdem sich Copernicus die Bahnen der Gestirne gezeichnet hatte, fand er, daß, so einfach auch jene Kreise waren, sie doch alle himmlische Bewegungen erklärten. So halte man, wenn man auf einem Schiffe fährt, oft einen auf dem Lande fahrenden Wagen für stillstehend, und oft für rückwärtsgehend, wenn die Bewegung des Schiffs schneller sei. Es war nun so das wahre Weltsystem gefunden, und der Mensch sagte sich los von dem Scheine des Trugs, wenn gleich die Dekrete der römischen Inquisition noch eine Zeit lang alle Diejenigen verketzerten, welche es wagten, sich laut für das Copernicanische System zu erklären.

Hinsichtlich des Charakters zeichnete sich Copernicus nicht minder aus; herrlich und klar offenbart sich derselbe in seinem Sendschreiben an den Papst Paul III., welchem er sein Werk überschickte, und worin der deutsche Domherr mit Seiner Heiligkeit über das Weltgebäude zu philosophiren wagt. Diese Zuschrift an den Papst wird von des Copernicus Biographen,

Lichtenberg, für ein Meisterstück des Styls und männliche[r] Bedachtsamkeit gehalten. — Wie kühn und unerschrocken indessen Copernicus sein mußte, wird man leicht begreifen, wenn man die Zeitverhältnisse bedenkt, in welchen dieser Astronom sein System aufgestellt hat: daß er verketzert werden würde, konnt[e] er sich zwar voraus denken, weil der alte Glaube an das Ptolemäische System zu tief und fest gewurzelt hatte, und die Bibel selbst von einem Laufe der Sonne spricht. Es konnte daher nicht fehlen, daß das Copernicanische System von den römischen Obscuranten verkannt werden mußte; aber eine Schande bleibt es für die römische Kurie, daß sie den Bann, womit sie diesen Gelehrten belegte, erst 1821 aufhob.

Andreas Hofer,

erschossen zu Mantua am 20. Februar 1810.

Andreas Hofer, in den Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Passeyr in Tyrol geboren, war Besitzer eines Gasthofes am Sande bei St. Leonhard im Passeyr-Thale, weshalb er gemeinniglich Sandwirth Hofer genannt wird. Dieser seinen Einsichten nach nur beschränkte, und weder durch besondern Muth und vorzügliche Charakterstärke, noch durch andere zu großen Dingen nöthige Eigenschaften ausgezeichnete Landmann hatte zuerst im J. 1796 eine Compagnie Schützen am Gardasee geführt, und mit dem Freiherrn von Hormayr den Aufstand Tyrols im J. 1809 organisirt. Die Ausführung war indessen Hofers und Schneiders Werk, wodurch das baierische Tyrol alsbald von den fremden Truppen gereinigt wurde. Gleiches beabsichtigten Hofer und Hormayr im italienischen Tyrol; indeß entschied die am 5. und 6. Juli 1809 bei Wagram gelieferte Schlacht den Krieg, und die Franzosen mit ihren Alliirten dämpften theils mit Gewalt, theils durch Amnestie den Tyroler Aufruhr, wobei Hofer das Oberkommando geführt hatte. Hofer war eine hohe herkulische Gestalt, welcher ein langer schwarzer Bart Bedeutsamkeit gab; dieses Aeußere sowohl als seine strenge Rechtlichkeit, seine treuherzige Milde und Frömmigkeit, erwarben ihm allgemeine Achtung und allgemeines Vertrauen unter seinen Landsleuten. Daß er aber zu so großem Ansehen kam und als ein wahres Orakel des Landvolks verehrt wurde, war weniger sein eigenes Verdienst, als das Werk von Hormayr's Bemühungen, der sich in diesem ehrlichen Manne eine Puppe bildete, die bald zum Schrecken, bald zum Besänftigen, bald zum Vereinigen zu brauchen war. Auf diese Weise ist Hofern der Ruhm zu Theil geworden, von der Mit- und Nachwelt

als Stellvertreter seines ganzen Volks zu stehen und zu fallen. In der Kaiserburg zu Insprucк leitete der schlichte Bauer, unter dem Titel eines K. K. Oberkommandanten in Tyrol, das gesammte Verwaltungs- und Kriegswesen des Landes. Vaterländisch gesinnte Männer, die seinen Entschluß gefördert hatten, entwarfen die dahin gehenden Kundmachungen und Befehle, und ließen sie von ihm bloß unterzeichnen. Abgerechnet eine größere durch die Umstände hervorgebrachte Oeffentlichkeit und Volksmäßigkeit, trat Hofers Regierung Schritt für Schritt in die Fußstapfen der abgezogenen östreichischen Verwaltung. Die eigenen Verordnungen, welche er erließ, betrafen Erstattung des von den Baiern geraubten und verkauften Guts, Heilighaltung der Religion und Abstellung der Gelegenheiten zu unsittlichem Leben. Mehr als mit dem Kriege beschäftigte er sich damit, Ehefrieden zu stiften, Tanzmusik zu untersagen u. dgl. m.

Als nach dem Abschlusse des Friedens die Gewalt des Feindes auf Tyrol fiel, der Paß von Scharnitz genommen, Inspruck verlassen und der Iselberg erstürmt ward, weil die Tyroler, durch die Friedensnachricht entmuthigt, nicht mehr mit der alten Zuversicht fochten, da ließ sich Hofer bestimmen, das Volk zur Niederlegung der Waffen zu ermahnen und sich zu unterwerfen. Allein irregeleitet durch die Berichte von Erneuerung der Feindseligkeiten, erließ der leichtgläubige Sandwirth am 15. November einen neuen Aufruf an die Pintschgauer und Ober-Innthaler zur Wiederergreifung der Waffen. Dieß war ein großer Mißgriff, der noch viel unnützes Blutvergießen nach sich zog und Hofers nachmaliges trauriges Schicksal veranlaßte. Von Wien aus und andererseits zur Flucht aufgefordert, hätte sich indeß Hofer sehr leicht retten können; allein er konnte sich nicht entschließen, seinen vaterländischen Boden zu verlassen. Zwei Monate lang verbarg er sich daher mit seiner Familie in einer Alpenhöhle in Passeyr unter Schnee und Eis, um nur den Nachforschungen seiner Verfolger zu entgehen, bis der Pfaffe Donay den Mann, welcher die Speise hinauftrug, an die Franzosen verrieth, und diese nun unter erzwungener Führung am 30. Januar 1810 in tiefer Nacht zu Hofers Hütte gelangten. Auf das erste Anklopfen trat er hervor und bekannte sich als den Gesuchten, mit der Bitte, seines Weibes und seiner Kinder zu schonen. Man führte ihn in Ketten, sein Weib, seinen zwölfjährigen Sohn, seine Tochter und seinen Schreiber mit ihm, durch die Städte Meran und Botzen, durch lange Spaliere französischer Soldaten. In Botzen wurden ihm die Ketten abgenommen, seine Familie freigelassen, und er selbst unter starker Bedeckung nach Mailand geschickt; sein Schreiber blieb aber in seiner Begleitung. Aller Orten strömte das Volk

zusammen, um der Spur seines letzten Weges mit nassem Blicke zu folgen; nur in Trient verhöhnte ihn der Pöbel; die Franzosen aber behandelten ihn als einen Staatsgefangenen von Rang und Achtung. In Mantua ward das Kriegsgericht zu seiner Verurtheilung bestellt. Die Stimmenmehrheit war nicht für den Tod; aber der Vizekönig von Italien sandte durch den Telegraphen den Befehl, den Gefangenen binnen 24 Stunden zu erschießen. Hofer vernahm und ertrug sein Schicksal mit der Fassung eines Märtyrers. Als er zur Erfüllung desselben am Morgen des 20. Febr. 1810 auf eine Bastei der Festung geführt ward, segnete er noch seine gefangenen Landsleute, die in und vor den Kasematten wehklagend sich zur Erde warfen, und tröstete sie mit der Zusicherung, daß ihr Land doch wieder unter den Kaiser Franz kommen werde. Auf der Todesstätte angekommen, ließ er sich die Augen nicht verbinden, und gab selbst, nach einem kurzen Gebete, den Grenadieren das Zeichen. Der Jüngling aus Grätz, sein Schreiber, theilte dieses Loos mit ihm. Der Wittwe und der Familie Hofers hat sich der Hof zu Wien auf eine würdige Weise angenommen. — Die österreichische Regierung verwandelte sein Haus in ein Armenhaus; der Sohn wurde geadelt und mit einem Landgute dotirt.

Der Großmogul, Aureng-Zeyb oder Zeb,

geboren 1619, gestorben 21. Februar 1707.

Aureng-Zeyb war der 2te Sohn Schach Jehans, und Großmogul oder König des indischen Festlandes diesseit und jenseit des Ganges. Seinen Namen Aureng-Zeyb oder Zierde des Thrones verdankte er seinem Großvater, welcher ihm denselben bei seiner Geburt aus Freude, daß sich seine Familie wieder um einen männlichen Sprößling vermehrt hatte, beilegte. Als Aureng-Zeyb 9 Jahr alt war, kam sein Vater, der Schach Jehan, zur Regierung. Als jüngerer Sohn des Letztern nicht zum Throne bestimmt, verbarg er seine Herrschsucht unter dem Scheine der Frömmigkeit. Als er aber 20 Jahr alt war, erhielt er das Gouvernement von Dekan. Hier wollte er einst den Fakirs oder Mönchen einen Beweis seiner Freundschaft geben, er bat sie daher zu einem großen Gastmahle, und nöthigte dieselben, so sehr sie sich auch sträubten, neue, anständigere Kleider anzuziehen. Die alten Gewänder ließ er sogleich verbrennen, und man fand darin eine außerordentliche Menge Gold- und Silberstücke, die ihm sehr zu Statten kamen, als er mit seinem Bruder Krieg führte. Er veruneinigte seine Brüder, und unterdrückte den Einen mit Hülfe des Andern;

nahm sie gefangen und ließ sie alle drei ermorden; auch machte er 1658 seinen Vater zum Gefangenen, bemächtigte sich 1660 des Thrones, und übernahm unter dem Titel Allum Ghir (Ueberwinder der Welt) die Regierung. Er hatte viele Kriege, eroberte Golconda und Visapur, schlug die Rajabuter, vertrieb die Maratten aus ihrem Vaterlande, und dehnte sein Reich so weit aus, daß er über 300 Mill. Thaler Einkünfte hatte. Zwei von seinen Söhnen, welche sich gegen ihn empört hatten, ließ er festsetzen und durch langsam tödtendes Gift ums Leben bringen; die Uebrigen wurden ins Gefängniß geworfen. Dessenungeachtet folgte ihm Einer derselben, Schach Alem, in der Regierung, als er, nach Einigen, am 21. Februar, nach Andern am 4. März 1707, nachdem er 50 Jahr, 2 Monat, 27 Tage regiert hatte, gestorben war. Nach seinem Tode gerieth aber das Reich der Mongolen in Verfall. Aureng-Zeyb hatte seine Unterthanen mild und gerecht regiert. Folgende Anekdote mag als Beweis hiezu dienen: Als sich Aureng-Zeyb in Dekan gelagert hatte, leiteten seine Soldaten einen Bach ab, der eine Mühle trieb, welche allein eine Frau und eine Familie ernährte. Er erfuhr dieß, und ließ nicht nur den Bach in sein voriges Bett zurück leiten, sondern bat sie um Vergebung wegen des Unrechts, das er gethan habe, und gab ihr ansehnliche Geschenke. Aureng-Zeyb war auch sehr prachtliebend, wovon die zum Andenken an die Eroberung von Bidschapur gegossene Kanone, 14 Fuß lang, an der Mündung 4 Fuß 3 Zoll stark, und für ein Kaliber von 2640 englische Pfund eingerichtet, die noch jetzt vorhanden ist, zeugen mag. Einen zweiten Beweis liefert eine höchst merkwürdige, diesem Monarchen von der Stadt Delhi 1673 zum Neujahrsgeschenke gebotene Silbermünze von 1 Fuß im Durchmesser, 1 Zoll Dicke und 5 Pfund Schwere, welche alle seine Titel enthält und sich jetzt im Münzkabinet zu Gotha befindet.

Aureng-Zeyb hatte sich durch lauter unrechtmäßige Mittel auf den Thron geschwungen. Aber merkwürdig ist, daß, sobald er sich im ruhigen Besitze der Krone sah, er sich selbst eine freiwillige Buße für seine Verbrechen auferlegte; er nährte sich nämlich von dieser Zeit an nur mit Gerstenbrot, Kräuterwerk und Konfitüren, und genoß durchaus kein angenehmes Getränk. Er war sehr kriegerisch; denn er eroberte viele Königreiche und Länder. Auf seinen Kriegszügen kampirte er gewöhnlich mitten unter seiner Armee, weil er fürchtete, es möchten seine Söhne ihn eben so behandeln, wie er seinen Vater behandelt hatte. Er hatte nämlich vier Söhne, den Schach Alem, Schach Akbar, Azembara und Cambax. Schach Akbar hatte sich empören wollen; da es ihm aber nicht gelang, entfloh

er nach Persien, wo er einige Jahre hernach starb. Schach Alem hatte ein Gouvernement in Hindostan, und die anderen Brüder waren beim Vater in Dekan, bei der Festung Amadaragar, allwo Aureng-Zeyb am 7. Februar 1707 in eine schwere Krankheit verfiel, welche ihm, wie wir bereits oben erwähnt haben, noch in demselben Monate das Leben kostete. Seine Krankheit verursachte eine große Unordnung in seinem Lager, und entzweite seine beiden Söhne Azembara und Cambar. Ihre Leute schlugen sich gegenseitig, und 20 blieben auf dem Platze.

Aureng-Zeyb, welchem dieß zu Ohren gekommen, befahl hierauf seinem ersten Vezier Assed-Chan, die Ruhe herzustellen, und seinem Sohne Azembara gebot er, Besitz zu nehmen vom Königreiche Dekan, von Aurengabad, Brampur, Badbar, und andern Ländern bis an den Naarbadafluß. Cambar erhielt den Befehl, von den Königreichen Visapur und Golconda Besitz zu nehmen.

Die Söhne gehorchten beide dem kranken Vater. Cambar unterwarf sich sogleich mit einer Armee von 30,000 Mann das Königreich Visapur. Azembara, welcher seines Vaters Todeskampf erfuhr, kam von seinem Marsche wieder zurück, um bei dessen Hinscheiden gegenwärtig zu sein. Dieses erfolgte, wie wir schon gelesen haben, am 21. Februar oder 4. März 1707, welche Angaben wahrscheinlich von der Kalenderverschiedenheit herrühren. Aureng-Zeyb hatte ein Alter von beinahe 100 Jahren erreicht, und noch vor seinem Tode seinen Sohn Schach Alem zum König von Hindostan ernannt. Azembara kam am folgenden Tage nach seines Vaters Tode an und wurde vom ersten Vezier und den Offizieren als König anerkannt; er ließ sich sodann unter dem Namen Mahomet Azem Schach proklamiren. Er ließ neue Münzen schlagen, zeigte sich sehr freigebig gegen seine Generale und Soldaten, und schickte eine Armee nach den Grenzen von Hindostan, um den rechtmäßigen Thronerben des mongolischen Reichs Schach Alem, seinen Bruder, zurück zu halten. Dieser rückte mit einer furchtbaren Macht heran, siegte, und blieb endlich nach vielen Schlachten Herr seines Reichs.

Herzog Conrad von Franken, zum deutschen Kaiser erwählt

am 22. Februar 1138, gekrönt am 6. März desselben Jahres.

Conrad III., ein Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben, und Heinrichs V. Schwester Agnes, wurde nach

Lothars II. Tode am 22. Februar 1138 in Koblenz am Rheine, zum deutschen Kaiser gewählt, und am 6. März desselben Jahres von Theodorich, Cardinallegat des Papstes, welcher die Stelle des Erzbischofs von Cöln, der nicht Priester war, vertrat, zu Aachen gekrönt. Heinrich der Stolze, Herzog von Sachsen und Baiern, welcher ebenfalls nach dem Reiche trachtete, brachte eine furchtbare Armee auf die Beine und zog gegen Conrad zu Felde. Dieser wurde zuerst in Augsburg angegriffen. Conrad ächtete seinen Gegner und konfiscirte alle seine Güter, was zu einem langen und grausamen Kriege Veranlassung gab. Da Ludwig, der jugendliche König von Frankreich, das Kreuz genommen hatte, um nach dem heiligen Lande zu ziehen, so fand sich der deutsche Kaiser Conrad ebenfalls zu einem Kreuzzuge veranlaßt, und ließ 1147 seinen Sohn Heinrich zum König krönen. Dieser starb aber kurz darnach. Conrad zog durch Ungarn nach Konstantinopel, allwo er mit einer Armee von 50,000 Mann Kavallerie und einer großen Menge Fußvolk zu Ende Mai 1147 ankam. Dieser Kreuzzug fiel durch die Feigheit und Verrätherei der Griechen unglücklich aus. Sie mischten nämlich Kalk und Gips unter das Mehl, welches sie für Conrads Armee lieferten. Nachdem der Kaiser Damaskus vergeblich belagert hatte und in Jerusalem gewesen war, wurde er genöthigt nach Deutschland zurückzukehren, allwo er Freitags am 15. Februar 1152 im Schlosse Lautrech starb, nachdem er 12 Jahr, 10 Monate und 14 Tage Kaiser gewesen war. Er wurde in Bamberg begraben. Er war vermählt gewesen mit Gertrud, des Grafen von Sulzbach Tochter, mit welcher er zwei Söhne, Namens Heinrich und Friedrich, zeugte. Letzterer starb 1155 an der Pest, bei der Belagerung von Rom, unter der Regierung des Kaisers Friedrich Barbarossa.

Unter Conrads Regierung gehört unter andern die Anekdote der Weiber von Weinsberg, welche hier ihren Platz finden mag: »Nachdem Conrad die Stadt Weinsberg, welche sich gegen ihn empört, eingenommen hatte, befahl er, alle männlichen Bewohner derselben gefangen zu nehmen, den Weibern aber ihre Freiheit zu lassen. Dieser Befehl des Kaisers ward vollzogen; aber die Frauen kamen bittend bei Conrad ein, er möchte ihnen doch erlauben, ihr Wichtigstes und Liebstes mitzunehmen; der großmüthige Kaiser gewährte den Flehenden diese Bitte. Hierauf nahmen sämmtliche Weiber von Weinsberg ihre Ehemänner auf den Rücken und auf die Schultern, ihre Kinder unter die Arme, und zogen so beladen zur Stadt hinaus. Der Kaiser, welcher von diesem Beispiele ehelicher Liebe gerührt war, ließ sogleich allgemeine Amnestie verkündigen und die Männer um

ihrer Weiber willen begnadigen.« — Nun noch einige historische Worte über das fränkische Kaiserhaus, welchem Conrad angehörte: Schon in der Schlacht bei Merseburg 1080 zwischen Kaiser Heinrich IV. und Rudolph von Schwaben, zeichnete sich der Ritter Friedrich von Staufen, Herr zu Hohenstaufen in Schwaben, unter den Augen des Kaisers so rühmlich aus, daß dieser ihm das Herzogthum Schwaben verlieh und seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab, denn Rudolph war in der Schlacht geblieben. So ward der erste Grundstein zur nachmaligen Größe eines Hauses gelegt, dessen Erhebung und Verlöschen die wichtigsten Epochen in der Geschichte des deutschen Reichs bezeichnen. Schon sein Sohn Friedrich II. von Schwaben (der Einäugige) war nach Heinrichs V. Tode am 23. Juli 1125, der den Mannsstamm des fränkischen Hauses beschloß, mit zur Wahl als Kaiser bestimmt, aber seine Verwandtschaft mit Heinrich V. und seine Anhänglichkeit an denselben brachten es dahin, daß ihm Lothar von Sachsen vorgezogen wurde. Dies entzündete zwischen Beiden einen heftigen Krieg, dessen zehnjähriger Fehde endlich der Friede von Mühlhausen 1135 ein Ende machte. Aber das achtbare Haus der Hohenstaufen war vom Schicksale zur Krone bestimmt, denn hatte auch der päpstliche Legat und die Geistlichkeit nach Heinrichs V. Tode dem Herzoge Friedrich von Schwaben den Weg versperrt, so waren diese jetzt diejenigen, welche nach Lothars 1137 erfolgtem Tode den Herzog Conrad von Franken am 22. Februar 1138 auf Deutschlands Thron erhoben. Conrad, klug und gewandt, hatte die geistlichen Stände während Lothars Regierung für sich zu gewinnen gewußt, und schien auch weniger gefährlich zu sein, als sein Nebenbuhler, der Herzog Heinrich der Stolze von Sachsen und Baiern, dessen große Macht man fürchtete. Hierdurch war aber auch der Grund zu dem ewigen Hasse der Welfen gegen die Hohenstaufen, der 300 Jahre lang dauerte, gelegt. Von jetzt an sehen wir dies edle Haus auf Deutschlands Throne, bis es mit Conradin, Conrads IV. einzigem Sohne, wiederum erlosch.

Carl X. Gustav, König von Schweden,

geboren 1622, gestorben am 23. Februar 1660.

Carl X. Gustav, Sohn des rheinischen Pfalzgrafen Johann Casimir aus der Zweibrücker Linie, und Catharinens, Carls IX. Tochter und Gustav Adolphs Schwester, wurde am 2. November 1622 geboren. Es ward ihm eine vortreffliche Erziehung zu Theil, welche er sich sehr zu Nutze

machte, in den Geist der Schweden eindrang, sich dieselben befreundete, und sich beständig in den Waffen übte. Er kommandirte später die schwedische Armee und trug 1648 viel zum Westphälischen Frieden bei. Da die Königin Christina sich nicht zu vermählen beschlossen hatte, so ernannte sie 1650 bei ihrer Krönung Carl Gustav zu ihrem Erben und Thronfolger. 1654 bestätigte sie diese 4 Jahre früher gegebene Erklärung, und übergab ihm noch in demselben Jahre, als sie die Krone feierlich niederlegte, den Scepter des schwedischen Königreichs. Bald nachher nahm der polnische Krieg seinen Anfang; denn obgleich der von 1635 an gerechnete, auf 26 J. zwischen Schweden und Polen geschlossene Waffenstillstand noch nicht abgelaufen war, so hielt sich doch Carl Gustav nicht für verpflichtet, denselben zu halten, weil der Polenkönig Johann Casimir durch seinen Gesandten Canasiles gegen Carls X. Succession protestirt hatte. Bei dieser Gelegenheit sagte Christina zu dem polnischen Gesandten: »Mein Vetter wird Euch durch 30,000 Zeugen beweisen, »daß er legitimer König von Schweden ist.« Sonach begann der Krieg 1656. Der schwedische General Wittenberg marschirte durch Pommern und die Neumark sogleich nach Polen, wo ihm 15,000 Mann Milizen entgegen gestellt wurden. Da aber diese sahen, daß die Sache von schwedischer Seite sehr ernst genommen wurde, ergaben sie sich dem Könige von Schweden auf Gnade und Ungnade, und als Carl X. selbst nach Polen kam, sah er seine Parthei in diesem Lande allenthalben zunehmen. Er holte seinen General Wittenberg bei Conim ein, und marschirte dem Könige Johann Casimir geradezu entgegen. Warschau und mehrere andere Städte ergaben sich den Schweden. Als Carl Gustav auf Cracau los marschirte, schlug er den König von Polen mit 10,000 Mann, und kurze Zeit darauf die übrige polnische Armee an den Ufern des Dunayecflusses, 8 Meilen von Cracau. Johann Casimir zog sich nach Schlesien zurück, und der König von Schweden bemächtigte sich in Zeit von 3 Monaten fast des ganzen Königreichs Polen. Als sich hierauf Carl Gustav in Preußen befand, zog Johann Casimir wieder nach Polen. Späterhin kam es mehrere Male zu Schlachten, in welchen das Kriegsglück sich bald auf diese bald auf jene Seite wandte. Die Polen alliirten sich mit den Tartaren, und der König von Schweden mit dem Kurfürsten von Brandenburg. 1656 wurde endlich bei Cracau eine dreitägige äußerst blutige Schlacht geliefert, am 18., 19. und 20. Juli. Die Polen und Tartaren, deren mehrere Tausend ums Leben kamen, mußten unterliegen. Während dieser Streitigkeiten fielen die Moskowiten in Liefland ein, und belagerten Riga, wenn gleich ohne Erfolg. Das Haus

Oestreich und Holland mischten sich sehr ernsthaft in diese Händel, und bewogen den König Friedrich **III.** von Dänemark, eine für Schweden sehr gefährliche Stellung zu nehmen. Sobald Carl Gustav hievon Kenntniß hatte, begab er sich in aller Eile 1657 nach Holstein, und von da nach Dänemark. In Holstein nahm er in weniger als 14 Tagen alle Plätze weg, deren sich die Dänen bemächtigt hatten. Die schwedische Flotte schlug sich zu gleicher Zeit nicht ohne Erfolg. Als 1658 das baltische Meer zugefroren war, benutzte dieß Carl Gustav, und marschirte über das Eis nach Fünen, wo er 4400 Dänen und 1500 Mann Milizen schlug. Er wollte direkt nach Copenhagen marschiren, aber die Dänen, welche doch nicht alles aufs Spiel setzen wollten, schlugen dem Könige von Schweden einen Frieden vor, welcher zu Roschild auch wirklich in demselben Jahre noch zu Stande kam. Schweden behielt Scandinavien, Halland, Bleckingen, die Insel Huën, Bornholm, Bahns und Drontheim in Norwegen. Obgleich indessen der schwedische und der dänische König zu Friedrichsburg eine sehr freundschaftliche Zusammenkunst gehabt hatten, so wurde der Friede doch in demselben Jahre noch gebrochen. Die Schweden fingen den Krieg an, unter dem Vorwande, sie hätten den feindseligen Absichten ihrer dänischen Nachbaren zuvorkommen müssen. Gustav marschirte nach Seeland und belagerte Copenhagen. Da aber die Schweden zu Korsör, 16 Meilen von der dänischen Hauptstadt, landeten, so hatte Copenhagen Zeit gehabt, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, und kurz gesagt: diese Belagerung mißlang den Schweden, besonders da der Admiral Opdam dieser Stadt von Holland aus Hülfstruppen brachte. Nun sah der König von Schweden, daß er es nicht allein mit Dänemark zu thun hatte, sondern daß auch Holland, England und Frankreich die Parthei der Dänen ergriffen; er machte daher 1659 noch einen Versuch gegen Copenhagen, welches er mit einer letzten Anstrengung durch Sturm erobern wollte; allein das Unternehmen mißlang abermals, denn der Sturm ward mit Heftigkeit glücklich abgeschlagen. Aus Rache nahm er nun die kleinen Inseln um Seeland herum weg, wurde aber dagegen mit einem Verlust von 4000 Mann aus Fünen vertrieben; und die Polen, welche diese Zeit auch wahrzunehmen wußten, hatten sich 1657 mit Hülfe der Oestreicher wiederum in den Besitz von Cracau gesetzt. Im folgenden Jahre nahmen die Schweden den Herzog Jakob von Curland mit seiner ganzen Familie gefangen, und führten sie nach Narva ab, verloren aber dagegen in Preußen die Stadt Thorn. 1659 verloren sie auch Curland, und der Kurfürst von Brandenburg vereinigte sich mit Oestreich gegen Schweden. Nun sah sich Carl Gustav in einer nicht geringen

Ver=

Verlegenheit; er versammelte daher 1660 zu Gothenburg die Stände seines Königreichs, und eben hier ward er von einem Fieber überfallen, woran er schon am 23. Februar 1660 in einem Alter von 31 Jahren sterben mußte. Am 27. des folgenden Monats wurde mit Copenhagen ein Traktat und der Frieden geschlossen, und am 23. April ward auch der polnische Krieg durch den Traktat von Oliva beendigt.

Carl Gustav hatte sich 1654 mit Hedwig Eleonora, Tochter Friedrichs, Herzogs von Holstein-Gottorp, vermählt. Er zeugte mit dieser seiner Gemahlin im J. 1655 einen Sohn, Carl IX., welcher seinem Vater in der Regierung folgte. Er hinterließ auch einen natürlichen Sohn, Namens Gustav, Graf von Carlson, welchen er mit Brigitte Allerts gezeugt hatte. Der Graf Carlson trat in der Folge in holländische Dienste, ward hier Oberst, ließ sich aber endlich auf der Herrschaft Bedkum in Friesland nieder, welche ihm von Marie Amalie von Schwartzenberg, mit welcher er sich 1685 vermählt hatte, zugefallen war. Er starb am 1. Januar 1708 in einem Alter von 59 Jahren.

Treffen bei Pavia und Gefangennehmung Franz I., am 24. Februar 1525.

Die drei Verbündeten Carl V., Heinrich VIII. und Bourbon machten den Plan mit einander, Franz I. vom Throne zu stoßen und sein Land sodann brüderlich zu theilen; allein dieses Vorhaben zerschlug sich. Der König von Frankreich, welcher wohl wußte, daß die kaiserlichen Truppen vom letzten Feldzuge sehr erschöpft waren, hielt gerade diesen Zeitpunkt für den besten, Mailand wieder zu erobern, und zog aufs neue nach Italien.

Am 24. Februar 1525 ward endlich das blutige Treffen bei Pavia geliefert, das sich mit der gänzlichen Niederlage der Franzosen und mit der Gefangennehmung ihres Königs endigte. Die ganze französische Artillerie ging verloren, und 8000 Todte bedeckten das Schlachtfeld. Während der Schlacht bewies Franz I. viel persönliche Tapferkeit, und gegen das Ende derselben, da schon alles im wildesten Tumulte floh, vergaß er sich so sehr, daß er noch immer um sich hieb, als wollte er allein die Schlacht gewinnen. Endlich, als er schon eine Wunde an der Stirn, eine andere an dem Arm, und noch eine an der Hand bekommen hatte, und vom Fechten ganz ermattet war, wollte er seinem Pferde die Sporen geben, aber in diesem Augenblicke ward es unter ihm erschossen. Er fiel zur Erde; zwei

8

Spanier, die ihn nicht kannten, sprangen herzu, setzten ihm d
Degen auf die Brust und rissen ihm die goldene Ordenskette a
Da kam der Herr von Pomperant herangesprengt, ein m
Bourbon zugleich entflohener Franzose, der nun dem Kais
diente. Dieser erkannte den König und fragte ihn, ob er si
dem Connetable ergeben wolle, der in der Nähe sei? »Was?
rief der König, »dem Verräther? Eher sterben! Ist denn ke
Anderer, ist Lannoy nicht in der Nähe?« Man holte de
selben. Der König gab ihm seinen Degen. Lannoy empfi
diesen knieend, und überreichte ihm dafür den seinigen, weil e
wie er sagte, unschicklich sei, daß ein König vor einem Unte
than unbewaffnet stehe. Dann ward er in sein Lager geführ
wo man ihm die Wunden verband. Er ward der Aufsicht d
Herrn von Alarçon übergeben, der in der Folge große Vo
sicht nöthig hatte, damit er nicht entkam. Seiner Mutt
schrieb er weiter nichts, als die Worte: »Madame, alles ist ve
loren, nur die Ehre nicht.«

Franz wurde nach Madrid gebracht und ging dort die ih
vorgelegten Friedensbedingungen ein. —

Wallenstein, Herzog von Friedland,

geboren zu Prag am 14. September 1583, ermordet zu Eger in der Nacht vom 24. zum 25. Februar 1634.

Albrecht von Waldstein, Walstein, Wallenstei
war ein böhmischer Edelmann, der sich zum Grafen und endli
zum Herzog von Friedland emporschwang. Da er in seiner Juge
keinen Geschmack an den Schulwissenschaften oder anderweitig
Studien zeigte (erst auf der protestantischen Schule zu Goldberg
Schlesien, studierte er denn auf der Universität Altorf), so kehrte
nach Hause zurück, um als Page in des Markgrafen von Burga
Dienste zu treten. Dieser war der Sohn des Erzherzogs Fe
dinand von Steiermark. Nachdem seine Pagenzeit vorüber wa
trat er zur katholischen Kirche über, reis'te sodann nach Sp
nien, Frankreich, England und Italien, und hielt sich eine Z
lang in Padua auf, um daselbst seine Studien wieder vorz
nehmen. Hier befleißigte er sich vorzüglich der Politik u
Astrologie. Er kehrte sodann nach Hause zurück und vermähl
sich, hatte aber das Unglück oder das Glück, seine sehr reic
Gattin alsbald durch den Tod zu verlieren. Nach ihrem To
bot er dem Erzherzoge Ferdinand seine Dienste gegen Venet
an, bei der Belagerung von Gradisca im Friaul. Er erwa
sich die Freundschaft dieses Fürsten, und ward alsbald zum M

liz-Obersten in Mähren ernannt, wo er sich zu Olmütz niederließ und mit einer Gräfin von Harrach zu einer zweiten Ehe schritt. Zur Zeit der Unruhen in Böhmen (1619) bot er sich und eine 30,000 M. starke Armee dem Kaiser als Unterstützung an, unter der Bedingung, daß ihn S. Majestät zum General derselben ernennen möchte. In dieser Würde unterwarf sich Wallenstein Halberstadt und das Bisthum Halle, verheerte den Magdeburger und Anhaltiner Kreis und schlug Mansfeld zum ersten Male, und als er denselben, der sich mit Bethlen Gabor verbunden hatte, zum zweiten Male geschlagen, trieb er ihn über Deutschlands Grenzen hinaus, allwo er und seine Armee ein Schrecken des Volks geworden waren. Unterstützt von Tilly's Truppen eroberte er Schlesien, schlug den Marquis von Urlach, unterwarf sich das Erzbisthum Bremen und Holstein, bemächtigte sich aller Länder zwischen der Nordsee, dem baltischen Meere und der Elbe, und ließ dem Könige von Dänemark, den er aus Pommern vertrieb, nichts als Glückstadt. Nach dem Traktate von Lübeck beschuldigte ein Edikt des kaiserlichen Hofes gegen die Mitschuldigen der Empörung, vorzüglich den Herzog von Mecklenburg, welcher sich den Titel Hoheit beizulegen wagte. Während dieser Konjunkturen empörte der Kaiser durch seine Erklärung, daß sämmtliche Kirchengüter an die katholische Kirche restituirt werden sollten, alle Protestanten, welche sich nun genöthigt sahen, ihre Zuflucht zum schwedischen Könige Gustav Adolph zu nehmen. Der furchtsame Kaiser willigte 1629 in die von mehreren Seiten verlangte Heerverringerung auf 39,696 Mann, so wie in die Absetzung des Herzogs von Friedland, und verband sich hierdurch den Herzog von Baiern, Spanien und ganz Deutschland, welche alle einstimmig gegen Wallenstein waren, und setzte nun den König Gustav Adolph, der bereits in Pommern vorschritt, Tilly und dessen Armee entgegen. Wallenstein ergab sich in des Kaisers Willen, und zeigte sich um so ruhiger, als ihm sein Astrolog Johann Baptist Seni eine weit glorreichere Wiederherstellung seines Ansehens aus den Gestirnen prophezeite; er zog sich hierauf nach Prag zurück, wo er als Privatmann, aber mit ungeheurem Aufwande, lebte. Der Hauptanführer der katholischen Truppen, Tilly, war ein großer Feldherr, aber zu sehr abhängig vom Wiener Hofe, um große Thaten verrichten zu können; er wurde bei Leipzig von den Schweden geschlagen. Hierauf durchflog der schwedische Sieger ganz Deutschland wie mit Blitzesschnelligkeit, und wurde dem Kaiser immer gefährlicher, so daß sich dieser genöthigt sah, Wallenstein in seinen Dienst zurückzurufen und ihm den Titel eines Generalissimus zu ertheilen, mit unumschränkter Gewalt, Frieden zu schließen und Krieg zu führen. Der Fürst

Eggenberg, Wallensteins Freund, suchte ihn in Znaim auf und überbrachte ihm des Kaisers Nachricht. Nun sah Wallenstein, daß er unentbehrlich sei, und machte sogleich den Plan, sich in einen solchen Stand zu setzen, daß er nie wieder etwas zu fürchten hätte. Jetzt betrat der kühne Friedländer an der Spitze von 40,000 Mann den Kampfplatz gegen den schwedischen Monarchen, den er, wie er prahlerisch sagte, mit Ruthen aus Deutschland hinausgejagt hätte, wenn ihm das Kommando nicht abgenommen worden wäre. Wallenstein schlug den König Gustav Adolph zu verschiedenen Malen, ward aber auch seinerseits von den Schweden öfters geschlagen. Der Herzog entriß dem Könige durch die Einnahme von Prag fast ganz Böhmen, erhielt seinen großen Feldherrnruhm bald zum Vortheil, bald zum Nachtheil, bis zum 6. November 1632, als dem Tage der blutigen Schlacht von Lützen. Diese Schlacht, welche besonders der Herzog Bernhard von Weimar entschieden hatte, endigte, obgleich der große schwedische König gleich zu Anfang derselben rühmlichst gefallen war, dennoch mit Wallensteins gänzlicher Niederlage. Hierauf schritt Wallenstein ganz öffentlich zu der Erklärung seiner Unabhängigkeit, die er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte. Er fing nun an, dem Kaiser nicht nur verdächtig, sondern sogar gefährlich zu werden, daher ihn dieser abermals aller seiner hohen Gewalt beraubte und ihn am 18. Februar 1634 seiner Feldherrnwürde entsetzte. Dieß geschah zu Gunsten des Gallas. Als Wallenstein diese Kunde hörte, ließ er sich am 12. Januar 1644 von den sämmtlichen Offizieren seines Heeres in Pilsen den Eid der Treue schwören. Piccolomini aber, der zum Vertrauten gemacht worden war, ließ durch Gallas und Aldringer den Kaiser hiervon in Kenntniß setzen. Jetzt faßte der Kaiser den letzten Entschluß gegen seinen furchtbarsten Feind: er machte Wallensteins Freunde durch geheime Intriguen und List von ihrem Herzog abwendig; Wallenstein aber bewarb sich öffentlich um die Freundschaft der Protestanten, schickte seinen Minister von Einem zum Andern, um zu versuchen, ob er sie nicht für sein Interesse gewinnen könne; er selbst zog sich indeß nach Eger, einer an den Grenzen von Böhmen und Sachsen gelegenen festen Stadt, zurück, allwo Gordon, eine seiner Kreaturen und Oberst-Lieutenant des Grafen von Terzky, seines Schwagers, Kommandant war. Gordon, von Gallas oder dem Oberst Buttler, seinem Freunde, von dem wirklichen beabsichtigten Hochverrathe Wallensteins benachrichtigt, beschloß, um seine eigene Größe zu beschleunigen, mit dem Irländer Buttler, seinem Sergentmajor Walter Leßlie, Buttlers Sergentmajor Robert Girardin, dem Capitain Debbrock und mehreren

Andern den Herzog meuchelmörderisch aus dem Wege zu schaffen. Gemäß der zur Ausführung dieses Planes verabredeten Maßregeln gab nun Gordon den Herren Terzky, Kinsky, Illo und Neumann, Hauptmann von Terzky's Garde, welche Alle Wallensteins Vertraute waren, eine Abendmahlzeit, bei welcher der Herzog nicht erschien, weil er, um über seine Angelegenheiten in Ruhe nachdenken zu können, allein sein wollte. Zwischen 9 und 10 Uhr Abends, als man gerade beim Dessert war, traten plötzlich Girardin und Debbrock, welche nicht Theil an der Mahlzeit genommen hatten, mit 10 oder 12 tüchtig bewaffneten Männern in den Speisesaal. Auf die Frage: »Wer da?« antwortete Gordon, Leßlie und Buttler: »Es lebe Ferdinand und das Haus Oestreich!« und mit diesen Worten stürzten die Bewaffneten über Wallensteins Freunde: Terzky, Kinsky, Illo und Neumann her und ermordeten sie. Gordon blieb zur Wache im Schlosse, Leßlie begab sich hinunter auf den öffentlichen Platz, um daselbst Unordnung und Verwirrung zu verhüten, Buttler und Debbrock aber verfügten sich nach des Herzogs Gemach, dessen Thür sie plötzlich einschlugen. Sie fanden Wallenstein noch im Hemde, und da er der bedeutenden Höhe wegen nicht zum Fenster hinausspringen konnte, so tödtete ihn Debbrock mit einer Partisane, welche er ihm durch den Leib stieß.

So endete der furchtbare Wallenstein, Herzog von Friedland, in der Nacht vom 24. zum 25. Februar (nach einigen Geschichtschreibern am 15. Februar) 1634 im 51sten Jahre seines Lebens.

Wallenstein war von starkem und hohem Wuchse, hatte schwarze, funkelnde, kleine Augen, aber ein ernstes und zurückstoßendes Aeußere. Klugheit, Menschenkenntniß, rastlose Thätigkeit, Schlauheit und persönliche Tapferkeit zeichneten ihn vorzüglich aus. Er war nebst Gustav Adolph, Bernhard von Weimar und Tilly der größte Feldherr seiner Zeit. Er hinterließ Isabelle von Harrach, seine zweite Gemahlin, und Marie Elisabeth, seine einzige Tochter, verbunden mit Rudolph, Graf von Kaunitz. —

Wir haben hier deshalb so ausführlich Wallensteins Geschichte dargestellt, wie sie eigentlich ist, weil durch Schillers trilogisch-dramatische Dichtung, welche mehr ein Gebilde der Phantasie als wahre Geschichte ist, so manche falsche Ansicht über Wallensteins Leben im Publikum herrschend sein mag.

Odoaker, König von Italien, übergiebt nach einer dreijährigen Vertheidigung sich und seine Feste Ravenna dem Ostgothenkönig Theodorich, auf die Bedingung, daß er Leben und Freiheit behalten solle,

am 26. Februar 493.

Odoacer oder Odoaker, ein Sohn Edicons oder Edicas, Königs der Heruler oder Eluren, der Scirren und Turcillingier, welches ursprünglich scythische Völker waren, wurde von den Partheigängern des Nepos im Jahre 478 nach Italien gerufen. Nachdem er sich hier der venetianischen Landschaft und des cisalpinischen Galliens bemächtigt hatte, schlug er den Orest und seinen Bruder Paul, und verbannte den Augustulus auf ein Schloß bei Neapel. So vernichtete Odoaker das römische Kaiserreich in Italien. Aber er war nicht etwa stolz darauf, wie viele Eroberer es zu sein pflegten, sondern genoß sein Kriegsglück mit großer Bescheidenheit und Mäßigung: er begnügte sich mit dem Bewußtsein, unumschränkter Herr zu sein, ohne die mit diesem Range verbundenen Titel und äußern Zierden anzunehmen. Obgleich er Arianer war, behandelte er die Katholiken dennoch nicht schlecht; er gewährte ihnen im Gegentheil auf die Bitten mehrerer Bischöfe viele Gnadenbezeigungen. In der Folge bekriegte er die Rugier am baltischen Meere, schlug sie in einer im Jahre 487 gelieferten Schlacht gänzlich aufs Haupt, nahm ihren König Pelethus oder Pheba nebst seiner Gattin Gisa gefangen und schickte sie nach Italien. Friedrich, ihr Sohn, nahm die Flucht und begab sich nach Mösien zu dem Ostgothenkönig Theodorich, welcher ihm Truppen gab, um sich mit gewaffneter Hand wieder in den Besitz seines Landes zu setzen. Friedrich war nun zwar stark genug, um ein solches Unternehmen zu wagen, allein Odoaker war immer noch stärker und zwang ihn ebenfalls zur Flucht. Nun marschirte im Jahre 489 Theodorich selbst nach Italien. Odoaker ging ihm an der Spitze seiner Armee entgegen, um demselben den Einmarsch in sein Land zu verwehren. Es kam im Gebiete der Venetianer zu einer bedeutenden Schlacht, welche der König von Italien verlor. Ein gleiches Mißgeschick traf Odoakern noch zwei andere Male gegen denselben Feind, und er sah sich im Jahre 490 genöthigt, sich in seine Feste Ravenna einzuschließen. Theodorich belagerte nun diese Stadt drei Jahre lang vergeblich, bis er endlich, dieser langwierigen Belagerung müde, den Entschluß faßte, mit Odoaker Frieden zu schließen und das ita-

ienische Reich mit ihm zu theilen. Der König von Italien glaubte em großmüthigen Versprechen seines furchtbaren und hartnäcki- en Feindes, und öffnete am 26. Februar 493 die Thore von Ravenna. Der Ostgothe hielt ihm aber nicht Wort; denn er ieß Odoakern wenige Tage darauf bei Gelegenheit eines gro- ßen Festes ums Leben bringen.

Als Nachsatz mag hier noch Folgendes stehen:

Der durch die gänzliche Zerstörung des abendländisch-römi- schen Reichs merkwürdig gewordene Odoaker stand in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts als Anführer an der Spitze einer großen Menge römischer Miethstruppen, die aus Rugiern, Herulern, Scirren und andern deutschen Völkern zu- sammengesetzt waren. Er benutzte die Schwäche, in welcher sich das römische Reich 475 bei der Thronbesteigung des Ro- mulus Augustulus befand. Er forderte nämlich für seine Truppen, die sich von Zeit zu Zeit sehr verstärkten, den dritten Theil aller Länder in Italien. Als ihm aber dieß verweigert worden war, trat er feindlich gegen den römischen Kaiser auf, schlug ihn und nahm ihn 476 in Ravenna gefangen, machte seinem Reiche ein Ende, und unterwarf sich ganz Italien, Vin- delicien, Rhätien und Noricum. Er behauptete sich aber, wie wir oben gesehen haben, nicht lange in dem Besitze seiner weit- läufigen Länder, indem er, aller seiner verzweifelten und tapfern Gegenwehr ungeachtet, doch unterliegen und 493 kapituliren mußte. Ob er sich nun bei der Kapitulation die Mitregent- schaft in Italien wirklich ausgemacht, oder ob er nur einen stan- desmäßigen Unterhalt, sein Leben und seine persönliche Freiheit sich ausbedungen habe, darüber sind die Geschichtschreiber nicht ei- nig; die Einen sind für diese, die Andern für jene Meinung. Dem sei übrigens wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß Odoa- ker am 26. Februar 493 Ravenna übergeben hat und am 5. März desselben Jahres bei einem Feste von Theodorich eigen- händig ermordet worden ist, unter dem Vorwande, der Ermordete habe ihm selbst nach dem Leben getrachtet. Sonach hatte Odoakers Reich nur 16 Jahre bestanden.

Abschluß des Bündnisses der Protestanten z Schmalkalden zwischen dem Kurfürsten Johan von Sachsen, dem Landgrafen Philipp von He sen, drei Herzögen von Braunschweig und Lü neburg, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld und elf Reichsstädten,

am 27. Februar (nach Andern im März) 1531.

Unter dem Schmalkaldischen Bunde versteht man d Vereinigung, welche im Jahre 1531 von neun protestantisch Fürsten und Grafen und elf Reichsstädten zur gemeinschaftlich Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer politischen Selbstständig keit gegen den Kaiser Carl V. und die katholischen Stände, z Schmalkalden, im Hennebergschen, vorläufig auf 6 Jahre g schlossen und auf den Conventen zu Frankfurt im Juli und D cember desselben Jahres mit der Bestimmung bestätigt wurd daß der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp v Hessen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten als Häupter d Bundes leiten sollten. Er wurde auf einem Convente zu Schma kalden, 1535, durch den Zutritt neuer Glieder, durch die Ve längerung auf 10 Jahre und durch den Beschluß, ein stehend Bundesheer von 12,000 Mann zu unterhalten, sehr verstärk und erhielt auf dem Convente 1537 ein neues Band der Ver nigung durch die von Luther abgefaßten Verwahrungsartik welche von den zu Schmalkalden anwesenden Theologen unte schrieben wurden und unter dem Namen der Schmalkald schen Artikel bekannt sind. Ihre erste Bestimmung war, a dem in Mantua vom Papste angekündigten Concilio zur Da stellung des evangelischen Glaubens zu dienen; allein diese B stimmung konnten sie nicht erreichen, da dieß Concilium nic zu Stande kam. Sie sind jedoch als völlig übereinstimme mit der Augsburgschen Confession unter die symbolischen Büch der evangelischen Kirche aufgenommen worden. Der derbe To in welchem sie abgefaßt sind, dient zum Beweise, wie sehr Lu ther und seine Parthei in der Bestreitung der papistischen Lehr und Mißbräuche erbittert waren und mit rücksichtsloser Heftigk verfuhren. Seit dieser Zeit nahm der Schmalkaldische Bund im mer mehr eine feindliche Stellung gegen die Katholiken a Die volle Hälfte der Streitkräfte Deutschlands waren damals a seiner Seite. Ganz Sachsen, Hessen, Würtemberg, Lünebur Dänemark, Pommern, Brandenburg, die anhaltischen und man feldischen Lande, vereinigt mit den oberdeutschen, schwäbische fränkischen, rheinischen, westphälischen und niedersächsischen Stä

ten, die fast alle dem Bunde zugethan waren, boten eine Macht dar, gegen die sich weder die 1533 geschlossene heilige Ligue der katholischen Fürsten, noch der durch die Ränke und wiederholten Kriege mit Frankreich beschäftigte Kaiser stark genug fühlte. Daher blieb der kühne Schritt, den der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen 1542 auf einem Feldzuge zu Gunsten der Städte Goslar und Braunschweig durch Vertreibung des Herzogs Heinrich von Braunschweig, welcher das eifrigste Mitglied der Ligue war, und durch völlige Besitznahme seiner Lande wagten, vor der Hand ungestraft. Der König von Frankreich wendete jedes Mittel der List an, die Protestanten durch Unterhandlungen friedlich hinzuhalten, und diese würden gerade jetzt ohne einen offenen, gemeinsamen Angriff des Kaisers alles erlangt haben, was sie wünschten, wenn nicht die Uneinigkeit unter ihnen selbst die Verlegenheit Philipps, wegen seiner Doppelehe, und Johann Friedrichs grillenhafter Eigensinn ihre Thatkraft gelähmt hätte. Sie sahen der Unentschlossenheit und Demüthigung des ihnen geneigten Herzogs von Cleve und dem geringen Erfolge der Reformation des von ihnen verlassenen Kurfürsten von Cöln unthätig zu; sie lehnten aus Fürstenstolz den Beitritt tapferer, vielgeltender Reichsritter zu ihrem Bunde ab; sie setzten auf die wiederholt angebotene und wieder hinausgeschobene Unterstützung des Königs von Frankreich, der freilich weit entfernt, den Protestantismus beschützen zu wollen, ihren Bund nur als Gegengewicht gegen den Kaiser zu gebrauchen dachte, bald zu viel, bald zu wenig Vertrauen, und verwilligten dem römischen Könige gegen die Türken Hülfe zu einer Zeit, wo dieser selbst ihr ärgster Feind zu werden drohte. Indeß war ihre Macht, als der Krieg im Juli 1546 von dem Heere der oberdeutschen Städte unter Schärtlin, und von den beiden Bundeshäuptern in Schwaben begonnen wurde, groß genug, um den wenig gerüsteten Kaiser in Verlegenheit zu setzen. Schärtlin rückte glücklich an die Donau vor, um der aus Italien heranrükkenden kaiserlichen Armee den Paß zu versperren; doch die leidige Eifersucht des Kurfürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp lähmte auch diesen großen Feldherrn. Dazu kam noch, daß, nach der am 20. Juli gegen beide Bundeshäupter erlassenen kaiserlichen Achtserklärung, Moritz von Sachsen die Kurlande, als Vollstrecker der Acht, in Besitz nahm, wodurch der Kurfürst zum Rückzuge genöthigt wurde. Nun eroberte zwar Johann Friedrich sein Kurfürstenthum noch im Herbste 1546 wieder, allein während des Winters rückte Carl V. nebst seinem Bruder Ferdinand mit einem schlagfertigen Heere, welches ihm schon sämmtliche oberdeutsche Bun=

desglieder unterworfen hatte, durch Franken vor; bald standen Johann Friedrich und Philipp in der Nähe der Gefahr allein und von den übrigen Bundesgliedern verlassen, und die unglückliche Niederlage bei Mühlberg an der Elbe, am 24. April 1547, brachte sie Beide in des Kaisers Gewalt. Dieser traurige Erfolg, an welchem Verrätherei und Schwäche gleichen Antheil haben mochten, beendigte den schmalkaldischen Krieg und lös'te den ohnehin zerstreuten Bund völlig auf. Der Zweck des Bundes aber, die Sicherstellung der Religionsfreiheit, für welche die Protestanten gekämpft hatten, wurden durch den kühnen Streich des Kurfürsten Moritz erreicht, der 1552 den Passauer Vertrag zur Folge hatte.

G. H. Freiherr von Görz,

enthauptet am 28. Februar 1719.

Georg Heinrich, Freiherr von Görz, stand erst als Rath und Hofmarschall im Dienste des Herzogs August von Holstein, der König Carl XII. von Schweden gewann ihn aber so lieb, daß er ihn für sich zu gewinnen suchte. In der That waren Beide ganz zur wechselseitigen Anziehung gemacht, denn was Carl an der Spitze seines Heeres war, das war Görz im Kabinette: unternehmend, kühn, keine Gefahr scheuend und voll der feinsten Gewandtheit. Zweimal wurde Görz verhaftet; einmal in Sachsen, wo er aus der Mitte von sechs Kavalieren entfloh, das zweite Mal in Holland, wo er aber in wenig Monaten wieder in Freiheit gesetzt wurde. Nach dem Unglücke, welches Carl'n in der Schlacht bei Pultawa und während seines fünfjährigen Aufenthalts in der Türkei betroffen hatte, bot der Minister Görz alles auf, was zur Rettung seines Königs irgend dienen konnte. Sein Plan war, einen erträglichen Frieden zu erzwingen; Geld war nöthig, und er ließ statt der Münze Münzzeichen machen. Bei allem Aufwande seiner seltenen Kraft und Thätigkeit hatte Görz als Ausländer doch sehr viele Feinde und Neider unter den Großen des schwedischen Reichs, und kaum war daher Carl am 11. December 1718 vor Friedrichshall gefallen, als die lang verhaltene Wuth gegen ihn ausbrach. Man verhaftete ihn und klagte ihn an: er habe dem Könige seine Unterthanen verhaßt gemacht, ihn zu verderblichen Unternehmungen verleitet, habe schlechte Münzen eingeführt und die ihm anvertrauten Summen schlecht verwaltet.

Ohne auf seine Entgegnungen zu achten, ward er verurtheilt und am 28. Februar 1719 enthauptet. Er verfertigte sich selbst die Grabschrift: »Des Königs Tod, und Treue, gegen den

König, ist mein Tod.« — Mit der Standhaftigkeit eines Helden ging er dem Tode entgegen.

Die Familie Görz ist eine freiherrliche, großherzoglich hessische standesherrliche Familie, welche seit dem neunten Jahrhunderte die Reichsherrschaft Schlitz besaß. 1726 erlangte der kurbraunschweigische Staatsminister Friedrich Wilhelm von Görz den Reichsgrafentitel, und 1804 der jetzige großherzoglich hessische Standesherr Graf Carl Heinrich die Einführung in das wetterausche Grafenkollegium. Die Besitzer führen den Titel Grafen Schlitz genannt zu Görz. Bekannt ist unter den berühmten Mitgliedern dieser Familie, außer dem großen Minister des Königs Carl XII. von Schweden, der verstorbene Graf, preußische Minister und Comitialgesandte Johann Eustach Graf von Görz, und der jetzige Standesherr Graf Carl Heinrich, königl. sächsischer Geheimerath, welcher zu Schleiz privatisirte. Er hat einen Sohn und einen Enkel.

Kaiser Theodosius I., oder der Große,

mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet am 19. Januar 379, getauft am 29. Februar 380, gestorben am 11. Januar 395.

Theodosius I. oder der Große, war der Sohn eines großen spanischen Feldherrn der Kavallerie, ebenfalls Theodosius genannt, welcher im Jahre 365 unter Valentinian und Valens gedient hatte, und 376 in Afrika getödtet ward. Die Geschichtschreiber jener Zeit sprechen mit großen Lobeserhebungen von ihm.

Als Theodosius der Große seines Vaters Tod erfuhr, hatte er schon bei verschiedenen Gelegenheiten die Feinde geschlagen und rühmliche Beweise seiner Klugheit und seines Muthes abgelegt, so daß der Kaiser Gratian, welcher sich von den Gothen und Deutschen angefallen sah, den Entschluß faßte, seine souveraine Kaisergewalt mit Theodosius zu theilen; daher denn dieser schon am 19. Januar 379 im 43sten Jahre seines Alters zu Sirmich mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet wurde.

Kurz darauf marschirte der neue Kaiser nach Thracien, schlug daselbst die Gothen gänzlich aufs Haupt, und brachte seinem Mitkaiser Gratian in eigener Person diese für ihn so höchst wichtige und erfreuliche Nachricht. Ein Jahr darauf, anno 380, befand er sich zu Thessalonich, und zwar etwas kränklich. Hier ließ er sich am 29. Februar taufen, und gab verschiedene Edikte gegen die Heretiker heraus. Uebrigens aber ließ er sich die Sorge für die Erhaltung des Friedens und der

Einigkeit der christlichen Kirche sehr angelegen sein. Den Athanaricus, König der Gothen, welcher aus seinen Staaten vertrieben worden war und welcher sich nach Konstantinopel flüchtete, nahm er sehr ehrenvoll auf. Einige Zeit darauf baten ihn die Perser um Frieden; er ward ihnen gewährt und unter sehr günstigen und ruhmvollen Bedingungen für das Kaiserreich und den Kaiser selbst abgeschlossen. 381 veranstaltete Theodosius das zweite allgemeine Kirchenconcilium zu Konstantinopel.

Maximus, welcher den Kaiser Gratian getödtet und sich zum Kaiser hatte ausrufen lassen, drückte den jungen Valentinian aufs äußerste. Daher bereitete sich Theodosius durch Fasten und Beten zum Kriege gegen den Tyrannen vor, schlug denselben in zwei Schlachten, in Ungarn und in Italien, und nachdem er ihn bis Aquileja verfolgt hatte, zwang er seine Soldaten, ihm ihren Führer auszuliefern. Maximus ward in das Lager des Theodosius abgeführt; dieser aber veranstaltete keine Feierlichkeiten, sondern genoß seine Siegesfreude im Stillen. Er war so gnädig, daß er dem Maximus sogar verzeihen wollte; allein die Soldaten, welche denselben der kaiserlichen Gnade unwürdig und seine Person für die Ruhe des Reichs gefährlich hielten, schleppten ihn vor sein Zelt hinaus und enthaupteten ihn. Hiermit endigte der Krieg von 383, worauf Theodosius zu Gunsten Valentinians dem Occidente den Frieden schenkte, und sich und seinen Kindern den Orient sicherte. Als er im folgenden Jahre nach Rom kam, um seinen Triumph zu feiern, ließ er hier alle Reste der Abgötterei vertilgen. Nachdem er seinen Triumph gehalten hatte, hielt Latinius Pacatus im Senate eine Lobrede zur Ehre des Kaisers. Im Jahre 390, als die Thessalonicher in einem Aufruhr einen kaiserlichen Generallieutenant ermordet hatten, gerieth Theodosius dergestalt in Zorn, daß er diese Stadt sogleich der Willkür seiner Truppen überließ, bei welcher Gelegenheit 15,000 Menschen ihren Tod fanden. Alles war nun gegen den Kaiser aufgebracht, das Volk murrte laut, und St. Ambrosius schrieb einen Brief an Theodosius, um ihm die begangenen Greuel seiner Soldaten zu schildern und ihn zur Reue zu bewegen. Einige Zeit nachher, als der Kaiser in Mailand die Kirche besuchen wollte, ward er von dem heiligen Prälaten abgewiesen, und ihm der Eintritt nur dann erst gestattet, wenn er Buße gethan haben würde.

In der Folge wußte Arbogast, welcher den Valentinian ums Leben gebracht hatte, um der gefürchteten Strafe zu entgehen, die Zeitumstände zu benutzen, und wählte Eugenius, einen Mann aus der Hefe des Volks, zum Kaiser, unter der Bedingung, daß er das Heidenthum wieder einführen sollte. Theo-

dosius bereitete sich aufs neue zum Kriege vor; wurde anfänglich zwar geschlagen, überwand jedoch am 16. September 394 seinen Feind glücklich. Nach diesem Siege begab sich der Kaiser wiederum nach Mailand, wo er am 11. Januar 395 an der Wassersucht in einem Alter von 60 Jahren starb.

Er hinterließ den orientalischen Kaiser Arcadius, den occidentalischen Kaiser Honorius, Gratian und Pulcheria, zusammen vier Kinder.

Alle Historiker geben dem Kaiser Theodosius einstimmig das Lob eines vollkommenen, rechtschaffenen Fürsten, ausgenommen Zosimus, ein heidnischer Geschichtschreiber.

März.

Joseph Carl Franz I., Kaiser von Oestreich, Köni[g] von Ungarn, Böhmen, Gallicien, Lodomerien &c.

geb. am 12. Februar 1768, bestieg den Thron am 1. März 1792.

Joseph Carl Franz, geboren am 12. Februar 1768 war der Sohn des römischen Kaisers Leopold II. und dessen Gemahlin Marie Louise, Tochter Königs Carl III. von Spanien. Franz folgte am 1. März 1792 seinem Vater als Regent in allen östreichischen Erblanden, ward zum König von Ungarn gekrönt am 6. Juni 1792, zum römischen Kaiser erwählt am 7 und gekrönt am 14. Juli 1792, und zum Könige von Böhmen am 5. August desselben Jahres. Damals hieß er in der Reihenfolge der deutsch-römischen Kaiser Franz II. Aber in der Vorahnung der Zukunft, und nachdem am 18. Ma[i] 1804 Frankreich zum Kaiserthum erhoben worden war, erklärt[e] er sich durch Patent vom 11. August und Proklamation vom 7 December 1804 zum Erbkaiser von Oestreich, und rettet[e] so seiner Person und seinem Hause Würde, Rang und Titel als er im Gange der raschfolgenden Ereignisse sich veranlaß[t] fand, die römische Kaiser- und deutsche Königskrone am 6. August 1806 niederzulegen, und damit zugleich seinen Namen Franz II. in Franz I., als erster Erbkaiser Oestreichs zu verwandeln. Seine erste Erziehung erhielt er zu Florenz unter den Augen seines Vaters; doch sein Onkel, der damalig[e] Kaiser Joseph II., übernahm die Vollendung seiner Bildung Er ließ den jungen Erzherzog nach Wien kommen und übergab ihn den geschicktesten Männern aus allen Fächern. In seinem zwanzigsten Jahre begleitete Franz seinen Onkel gegen die Türken und übernahm im folgenden Jahre selbst das Oberkommando der Armee, wo Laudon ihm zur Seite stand. In diesem Feldzuge bewies er viel persönliche Ausdauer; er brannte eigenhändig die erste Kanone auf Belgrad ab, welches sich ihm am 9. October desselben Jahres ergab. Nach dem Tode Josephs 179[0]

nahm er sich der Regierungsgeschäfte bis zur Ankunft seines Vaters mit rühmlichem Eifer an; und nach dem Tode des Letztern (1792) nahm er als Kaiser Antheil an dem gemeinschaftlich mit Preußen begonnenen Kriege gegen Frankreich, nachdem er zuvor in Gesellschaft des damaligen Kronprinzen und jetzigen Königs von Preußen und des Grafen Artois, zweiten Bruders Ludwigs **XVI.** von Frankreich, der auf den ganzen europäischen Continent so einflußreichen Zusammenkunft beigewohnt hatte, worauf ihm Frankreich am 20sten April 1792, als König von Ungarn und Böhmen, den Krieg erklärte, den er dann auch, als Preußen einen Separatfrieden mit der Republik geschlossen hatte, mit Nachdruck fortsetzte, wobei ihn seine Unterthanen nach Kräften unterstützten. 1794 am 2. April stellte er sich in eigner Person an die Spitze seiner niederländischen Armee, die er mit vieler Energie haranguirte. Durch des Monarchen Gegenwart war dieselbe in mehreren Affairen sehr glücklich und siegreich. Da ihm aber Brabant den Landsturm und das nöthige Geld verweigerte, so kehrte er am 13. Juni desselben Jahres nach Wien zurück. Der Friede von Campo Formio 17. October 1797 verschaffte seinen Waffen auf einige Zeit Ruhe; doch im neuen Bündnisse mit England und Rußland fuhr Franz 1799 in der Bekämpfung der französischen Republik fort, bis sie zum Lüneviller-Frieden genöthigt wurde. 1805 brach der Krieg zwischen Oestreich und Frankreich von neuem aus; aber nach der Schlacht von Austerlitz, am 2. December 1805, verabredeten Franz und der französische Kaiser mündlich die Bedingung eines Waffenstillstandes, und die Grundlagen des am 22. December 1805 geschlossenen Friedens zu Preßburg. 1806 und 1807 blieb Franz **I.** bei dem Kriege Frankreichs gegen Preußen und Rußland neutral, und bot sich zum Vermittler zwischen beiden Partheien an, allein seine Mühe war vergebens. Als aber der Tilsiter Friede Alexander und Napoleon mit einander vereinigt hatte, da rüstete sich Franz **I.** mit aller Kraft zu einem neuen Kriege, erließ am 8. April 1809 Proklamationen an Oestreichs Völker, und erklärte am 27. März 1809 Frankreich den Krieg. Das Jahr 1809 kostete aber dem Kaiser Franz sehr viel. Erst durch den Wiener Frieden erhielt er seine Hauptstadt wieder, und seine Einwilligung in die Vermählung seiner ältesten Tochter, aus seiner zweiten Ehe, Marie Louise, mit Napoleon, knüpfte für jetzt zwischen beiden Häusern ein festes Band. Franzens erste Gemahlin war eine Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg gewesen, sie war ihm am 18. Februar 1790 gestorben. Seine zweite Gemahlin war die Tochter des Königs Ferdinand **IV.**

von Sicilien, Marie Theresia, welche ihm 13 Kinder gebar. Aus seiner dritten Ehe mit Marie Louise Beatrix, der jüngsten Tochter seines Oheims, des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand von Oestreich, Herzogs zu Modena=Breisgau, am 6. Januar 1808 geschlossenen Ehe hat er keine Kinder. Seine vierte Gemahlin ist Charlotte, zweite Tochter des Königs Maximilian Joseph von Baiern (geschieden von ihrem ersten Gemahle, dem Könige von Würtemberg, im Januar 1816, und vermählt mit dem Kaiser Franz im November 1816).

Das Familienband zwischen Oestreich und Frankreich vermochte den französischen Kaiser nicht zu besänftigen, denn ungeachtet der nahen Verwandtschaft, als Eidam und Schwiegervater, dauerte dieses freundschaftliche Verhältniß doch nicht lange. 1813 verband sich Franz I. mit Rußland und Preußen, um die französische Uebermacht zu stürzen. Er wohnte dem Kriege bis zu Ende in eigener Person bei. Erst im November 1814 ward in der Hofburg zu Wien zwischen den europäischen Monarchen der feste Grund zu einem dauernden Frieden gelegt. — 1818 nahm Franz am Congreß zu Aachen Theil; 1819 machte er eine Reise nach Rom und Neapel; 1820 legte er die in Wien entworfene Schlußacte des deutschen Bundes dem Bundestage vor.

Außerdem hat Franz für Künste und Wissenschaften, Staatseinrichtung und Finanzen bis auf die neueste Zeit alles gethan, was er zum Besten seiner Völker zweckmäßig gefunden hat, und genießt dafür die allgemeine Liebe seines Volks, welches ihn als seinen Landesvater hoch verehrt.

Nicht leicht dürfte in einem Lande die Anhänglichkeit an den Monarchen größer sein, als in den östreichischen Staaten, was dem braven, biedern Kaiser Franz zur größten Ehre gereicht. Möge er zum Frieden seiner Völker noch recht lange leben!

Der Tempelherren=Orden,

entstanden 1118, bestätigt 1127 und aufgehoben am 2. März 1312.

Dieser militairische Orden nahm seinen Anfang um das J. 1118 zu Jerusalem. Hugo von Paganis oder Payens, Gottfried von S. Omer (Uldemar) und sieben Andere, deren Namen unbekannt sind, weihten sich dem Dienste Gottes und legten ihre Religionsgelübde vor dem Patriarchen von Jerusalem ab. Der König Balduin II., welcher den Eifer dieser neun Diener Gottes mit Wohlgefallen bemerkte, wies ihnen eine Wohnung an der Ostseite des jüdischen Tempels Salomonis an, weshalb sie Templer oder Ritter der Tempelmiliz genannt

nannt wurden. Da sie anfänglich nur von Almosen lebten, so gaben ihnen der König, die Prälaten und andere Großen Vermögen, Einige auf eine gewisse Zeit, Andere auf immer. Der Zweck dieses Ordens war, die nach Palästina wallfahrenden Ritter und Pilger vor den Grausamkeiten der Ungläubigen zu beschützen und den Weg nach dem heiligen Lande frei zu erhalten. Diese ersten neun Tempelritter nahmen Niemand in ihre Gesellschaft auf, bis im J. 1125 nach der Feier des Conciliums von Troyes in der Champagne, allwo Papst Honorius II. den Tempelherren-Orden bestätigte. Seine Heiligkeit wohnte zwar diesem Concilium nicht in eigner Person bei, ließ sich aber durch einen bischöflichen Legaten, welcher den Vorsitz hatte, vertreten. Außerdem waren gegenwärtig die Erzbischöfe von Rheims und Sens, nebst ihren Suffraganbischöfen und einigen Aebten, unter welchen sich auch St. Bernhard befand. Hugo von Paganis war auch zugegen, nebst 5 seiner Mitbrüder. Sie verlangten gesetzmäßige Ordensvorschriften, welche St. Bernhard auszuarbeiten beauftragt wurde. Das Concilium verordnete den Templern die weiße Kleidung, und Papst Eugenius III. fügte 1146 noch ein Kreuz auf ihren Mantel hinzu. In der Folge erwarb sich dieser Orden einen großen Namen und viele Güter. Einige Historiker versichern, das Vermögen der Tempelherren sei unermeßlich gewesen. Sie besaßen späterhin auch 9000 Wohnsitze; allein, wie es in der Welt zu gehen pflegt, die großen Reichthümer machten diesen Orden anmaßend und stolz. Die Templer wollten sich endlich von Niemand mehr befehlen lassen; sie verweigerten dem Patriarchen von Jerusalem den schuldigen Gehorsam und erhoben sich sogar über gekrönte Häupter, welche sie zu verschiedenen Malen zu bekriegen wagten; auch plünderten und beraubten sie heidnische und christliche Länder ohne Unterschied; ja sie schlugen sich sogar auf die Seite der Ungläubigen, denn sie unterstützten den Sultan von Aegypten und verhalfen ihm zur Gefangennehmung des Kaisers Friedrich II., welcher einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande unternommen hatte. Eitelkeit, Hochmuth, Unbeständigkeit, Unenthaltsamkeit und Geiz waren zuletzt bei diesem Orden vorherrschend. Hieraus entstanden Exzesse aller Art, wodurch die Templer sämmtlichen Fürsten verhaßt wurden, und ihr Orden endlich ganz untergehen mußte.

Zwei Ritter, welche ihrer Verbrechen wegen aus dem Orden verstoßen worden waren, der Prior von Montfaucon in der Provinz Toulouse, und Florentin, genannt Noffo Dei, gaben die Hauptveranlassung zu dessen Untergange. Sei es aus Rache gegen ihre gewesenen Ordensbrüder, oder um der ihnen drohenden Strafe zu entgehen, kurz sie offenbarten alle geheimen

Laster, Ausschweifungen und Unordnungen der Templer, und beschuldigten sie solcher entsetzlicher Verbrechen, daß selbst der König Philipp der Schöne, obgleich er ein großer Feind dieses Ordens war, Mühe hatte, solche Dinge zu glauben. Dieser Fürst benachrichtigte indessen den Papst Clemens V. auf dem Concilium zu Lyon hiervon, und ließ in Poitiers noch einmal über dieselbe Angelegenheit mit dem heiligen Vater Rücksprache nehmen. Der Papst versprach Philipp dem Schönen durch eine Bulle vom 23. August 1306, sich in wenig Tagen nach Poitiers zu begeben, um die vom Großmeister des Templerordens für falsch ausgegebenen Anklagen in eigner Person in Betrachtung zu ziehen. Dessenungeachtet aber beschloß der König, seinen gegen den Orden gefaßten Plan zu vollziehen. Er gab Befehl, alle Templer seines Königreichs an einem Tage festzunehmen, welcher Befehl am 5. October 1307 vollstreckt wurde. Der Papst nahm es zwar sehr übel, daß man in einer so wichtigen Angelegenheit ohne seine Einwilligung verfügte, Philipp der Schöne ernannte aber dennoch Wilhelm von Paris, aus dem Predigerorden, zum Commissar, und ließ den Templern den Prozeß machen.

Die größten Verbrechen, deren man sie beschuldigte, waren 1) daß sie diejenigen, welche in ihren Orden aufgenommen wurden, nöthigten, Jesum Christum zu verleugnen und drei Mal das Krucifix anzuspeien; 2) daß Jeder bei seiner Aufnahme demjenigen, welcher ihn aufnahm, auf den Mund, den Nabel und den Hintern küssen mußte; 3) daß sie, unter der Bedingung, sich des weiblichen Umgangs zu enthalten, die Erlaubniß zur Sodomiterei ertheilten; 4) daß sie ein vergoldetes oder versilbertes hölzernes Götzenbild, mit einem großen Barte, anbeteten. Einige dieser Beschuldigungen soll der Großmeister Jakob Molē Gui und Hugo Pērault nebst 140 anderen Tempelrittern, welche in Paris hierüber vernommen wurden, eingeräumt haben. In den übrigen Städten von Frankreich, wo ebenfalls Verhöre gegen die Templer angestellt wurden, sollen alle Verbrechen, deren man diesen Orden beschuldigte, den einzigen Artikel von der Anbetung des Götzenbildes ausgenommen, zugestanden worden sein. Viele läugneten wohl anfänglich, aber nachdem sie auf die Folter gespannt worden, räumten sie alles ein. Clemens V. war höchst aufgebracht, daß Philipp der Schöne einem Militairorden, welcher der päpstlichen Kirche untergeordnet war, so willkürlich den Prozeß gemacht hatte; er beklagte sich hierüber bei der Pariser Fakultät, welche ihm beipflichtete. Hierauf wurde der König von Frankreich genöthigt, die vornehmsten Gefangenen der Tempelritter in die Hände zweier Kardinäle auszuliefern, welche beauftragt waren, dieselben nach Poitiers zu

bringen, allwo der Papst sie erwartete. Von Seiner Heiligkeit über die oben genannten Anklagepunkte befragt, thaten sie das nämliche Geständniß wie früher. Nun erst durften die französischen Bischöfe und Erzbischöfe in ihren Diözesen mit ihren Verhören gegen die Templer fortfahren; nichtsdestoweniger aber behielt sich der H. Vater vor, sich von dem Prozesse gegen den Großmeister der Tempelritter und gegen die Ordensmeister und Lehrer in Kenntniß zu setzen. Hinsichtlich ihrer Reichthümer befahl der Papst, daß sie zur Wiedererlangung des Heil. Landes verwendet werden sollten, und bekräftigte diesen Befehl durch eine Bulle. Nach einer nochmaligen Ordensuntersuchung von drei Kardinälen, von Seiten Sr. Heiligkeit hierzu veranlaßt, ergab sich abermals dasselbe Resultat der früheren Geständnisse. Endlich sprachen sich der Papst und der König von Frankreich in Poitiers, allwo sie dann den einstimmigen Entschluß faßten, dem ganzen Orden im Allgemeinen den Prozeß zu machen. Man fragte jedoch den Großmeister, ob er sich getraue, die Vertheidigung seines Ordens zu übernehmen. Dieser schien auch entschlossen dazu, und als man ihm die Geständnisse seiner Ordensbrüder vorlas, erwiderte er, von dem allen wisse er nichts, und beklagte sich höchlich über die Ungerechtigkeit, auf die bloßen Aussagen einiger falschen Zeugen, einen Orden, welcher der Christenheit so wichtige Dienste geleistet habe, aufheben zu wollen. Er betheuerte auch, daß alle erfolgten Geständnisse der Art nur aus Furcht vor der Folter abgelegt worden seien, oder weil sich einige Schwächlinge hätten verleiten lassen, dergleichen Dinge zu gestehen. In Folge dessen verurtheilte das Concilium von Sens nichtsdestoweniger 54 Templer, welche ihre früheren Geständnisse zurücknahmen; sie wurden degradirt, der weltlichen Gewalt überliefert und im Monat Mai des Jahres 1310 zu Paris vor dem Thore St. Antoine lebendig verbrannt. Sie betheuerten alle noch sterbend ihre Unschuld. In Italien, England, Castilien und Aragonien wurden die Tempelritter ungefähr auf gleiche Weise wie in Frankreich verfolgt. Aber der entscheidende Beschluß der gänzlichen Aufhebung dieses Ordens ward erst auf dem im Monat October 1311 zu Vienne gehaltenen allgemeinen Concilium gefaßt. Am 2. März 1312, nach Einigen erst im Mai dieses Jahres, wurde also der Tempelherren-Orden durch eine päpstliche Bulle als gänzlich aufgehoben erklärt, und am 18. März 1314 wurde Molay nebst dem Großprior der Normandie, Guido, auf einer Insel der Seine bei Paris lebendig verbrannt. In dem nämlichen Jahre starben auch der Papst und der König Philipp von Frankreich.

Das Concilium von Vienne erkannte des Ordens Grundeigenthum den Johannitern in Jerusalem zu, mit Ausnahme

derjenigen Güter, welche der aufgelös'te Orden im Königreiche Aragonien besessen hatte, allwo sie dem Orden von Calatrava zufielen. In Portugal wurden sie den Christusrittern zuerkannt. Außerdem theilten sich auch die Fürsten in die Reichthümer dieses Ordens, und Philipp behielt wohl zwei Drittheile seines mobilen Vermögens zur Deckung der Prozeßkosten. Der König von Aragonien nahm 17 Schlösser oder feste Plätze, welche den Templern gehört hatten, in Besitz, und der König von Castilien behielt auch einige.

Der Papst, welcher sich den Urtheilsspruch über den Großmeister und drei Andere der vornehmsten Ritter vorbehalten hatte, schickte einen Commissar nach Paris, um sein Urtheil daselbst zu vollstrecken. Nach des Papstes Urtheil sollten sie abgesetzt und mit lebenslänglicher Gefängnißstrafe belegt werden. Der Großmeister und Guido beschworen, daß alle gegen sie aufgebrachten Anklagepunkte falsch wären, und daß, wenn sie anfänglich Manches zum Nachtheile ihres Ordens ausgesagt hätten, solches nur auf des Papstes und des Königs Aufforderung geschehen sei. Uebrigens versicherten sie, daß sie bereit seien zu sterben, um diese Wahrheit mit ihrem Tode zu besiegeln. Hugo Pérault und ein andrer Tempelritter, welche, sobald ihr Urtheil gefällt war, gänzliches Schweigen beobachtet hatten, wurden begnadigt.

Also ward der Tempelherren-Orden in der ganzen Christenheit ausgerottet, ausgenommen in Deutschland, wo es 1319 noch Ritter dieses Ordens gab, dessen Güter auch hier, wie in Jerusalem, späterhin den Johannitern zufielen. Die letzten Templer sollen sich im Tempelhofe zu Görlitz in der preußischen Oberlausitz befunden haben. Die ihrer Gelübde Entbundenen traten sodann in den Johanniterorden. In Deutschland nämlich wurden die Templer für unschuldig erklärt, woher es wohl kommen mag, daß sie sich hier am längsten hielten.

Es kann wohl keinem Zweifel unterworfen sein, daß bei der heftigen Verfolgung, welche dieser Orden von Seiten des Papstes und anderer Fürsten erdulden mußte, die Begierde der Letzteren nach seinen Reichthümern eine Hauptursache gewesen sein mag; denn der Papst und der König von Frankreich theilten sich nach des Ordens Untergang brüderlich in seine Schätze.

Noch Etwas über den Orden selbst:

Die Tempelherren theilten sich in Ritter, Waffenträger, dienende Brüder und Geistliche. Die Ersteren waren von altem Adel und die eigentlichen Herren der reichen Ordensbesitzungen. Den Orden privilegirten Päpste und Regenten aufs höchste; er stand bloß unter dem Papste und regierte sich

selbst. Die meisten Güter des Ordens lagen in Frankreich, und meistentheils waren auch französische Ritter Großmeister.

Sie legten das Gelübde der Ehelosigkeit, des Gehorsams und der Armuth ab. Alle trugen als Ordenszeichen einen Gürtel von leinenen Fäden, der ihre Verpflichtung zur Ehelosigkeit andeuten sollte. Die Geistlichen trugen weiße, die dienenden Brüder graue oder schwarze Kleider; die Ritter hatten überdieß noch weiße leinene Mäntel mit achteckigen blutrothen Kreuzen versehen. Durch reiche Geschenke gelangte der Orden in kurzer Zeit zu einem ungeheuern Reichthume, aber Keiner besaß ein Privateigenthum, sondern der Orden nährte und kleidete Alle. Bis 1291 hatten sie ihren Sitz in Jerusalem. Der Großmeister war das Oberhaupt des ganzen Ordens.

Sultan Saladin der Gerechte, der Ejubite,

geboren 1137, gestorben am 3. März 1193.

Saladin, eigentlich Salaheddin Jussuf Ebn Ayub, Ben Schadi, ein berühmter Sultan von Aegypten und Syrien, geboren im Jahre 1137 auf dem festen Schlosse Tecrit, dessen Gouverneur sein Vater, ein Curdischer Krieger, war, diente in seiner Jugend mit seinem Bruder Schirgoueh unter seinem Vater und Oheim, welchen Letztern Sultan Noureddin nach Aegypten sandte, um Fatimite Calaph Adhed wider den Vesir Schawer zu unterstützen. Auf diesem Zuge erhielt Saladin die Befehlshaberstelle beim Heere; denn er hatte sich nebst seinem Bruder rühmlich in den Waffen ausgezeichnet. Kaum waren Noureddins Truppen auf dem Marsche, als der Kalife es bereute, fremde Streitkräfte herbeigerufen zu haben; denn er glaubte nun, da die fremde Macht stärker war, als seine eigene, Noureddin und Saladin würden ihm sein Ansehen schmälern, oder gar seine Herrschaft an sich reißen. Dessenungeachtet sah sich der Kalife genöthigt, den Feldherrn Saladin zum Vesir zu ernennen, und legte ihm den Titel Malek-Al-Nasser (siegreicher Fürst) bei. Saladin aber, der bisher dem Wein und Spiel ergeben gewesen, wurde plötzlich ein strenger Beobachter der Gesetze des Koran, haßte und unterdrückte die Sekte der Ali's, setzte im Jahre 566 der Hegira oder 1170 nach Christo alle Richter und Gouverneurs in Aegypten, welche zu dieser Sekte, deren Vorsteher der Kalife selbst war, gehörten, ab, und machte ein Jahr später der Fatimitischen Kalifendynastie in Aegypten ein Ende. Dieß war der Dank für des Kalifen würdevolle Erhebung Saladins. An des abgesetzten Kalifen Stelle erhob Saladin den Mostadhi, den dreiunddreißig-

sten Kalifen aus dem Stamme der Abbassiden, welcher zu Bagdad herrschte. Diese Veränderung geschah so plötzlich und ohne alles Aufsehen, daß der Kalife Adhed nicht einmal davon in Kenntniß gesetzt wurde; denn er war krank und starb alsbald. Kaum war Adhed mit Tode abgegangen, als sich Saladin seines Palastes bemächtigte und alle die Reichthümer und Schätze, welche die Kalifen aufgehäuft hatten, in Besitz nahm. Zugleich faßte er nun auch den Entschluß, sich unabhängig zu machen, und suchte zu dem Ende zuvörderst die Liebe der Aegypter durch eine milde und weise Regierung zu erlangen. Es gelang ihm auch alles vortrefflich, und Saladin ward unumschränkter Herr in Aegypten und hatte keinen Noureddin mehr nöthig. Um nun die Aegypter um so eher für sich zu gewinnen, durfte er den Ali's durchaus nicht mehr zugethan sein. Er ließ daher verschiedene Kollegien und Seminarien errichten, in welchen er nach einer den Ali's ganz entgegengesetzten Lehre unterrichten ließ. So ließ er unter andern im J. 569 der Hegira, oder 1173 nach unserer Zeitrechnung, in Cairo ein prachtvolles Kollegium erbauen, Al Madrassah Al Schafiah genannt, in welchem die muselmännische Theologie und Jurisprudenz nach orthodoxen Prinzipien vorgetragen werden mußte. Die Aegypter aber, welche sich nicht so schnell von ihrem alten Glauben losreißen konnten, beschlossen, das Fatimitische Kalifat, hinsichtlich der Religion, wieder zu errichten und das Ansehen der Abbassiden zu stürzen. Sie erhoben daher auf den Thron der Kalifen Amarah Ben-Ali-Al-Jemeni, einen berühmten Dichter aus dem glücklichen Arabien. Allein dieser neue Kalife hatte kein Glück; er fand keine Nachfolger, und sah sich daher genöthigt, in Kurzem wieder abzudanken. 1174 starb der Sultan Noureddin-Mahmond-Ben-Zenghi, welchem Saladin sein ganzes Glück zu danken hatte, und dessen unmündiger elfjähriger Sohn, Al-Malek-Al-Saleh-Jsmael, folgte ihm auf dem Throne, bei welcher Gelegenheit Saladin dieses Prinzen Namen in allen Moscheen öffentlich verkündigen ließ. Da aber dieser junge Fürst noch zu schwach war, sich zu behaupten, so nahm sich Saladin anfänglich, wenigstens dem Scheine nach, seiner als Beschützer an; allein er riß dessen Besitzungen nach und nach an sich, unterwarf sich Damascus und mehrere andere Städte, und belagerte endlich Al-Malek selbst in Aleppo, jedoch ohne Erfolg; denn die Einwohner vertheidigten sich so tapfer, daß Saladin abziehen mußte. Al-Malek starb 1181, und zwei Jahre darauf belagerte Saladin Aleppo noch einmal, welches sich jetzt seinem Sieger ergab, der nun ganz Syrien und Aegypten unter dem vom Kalifen Nasser bestätigten Titel eines Sultans besaß. Im J. 581 der Hegira oder 1185 n. Chr. belagerte

Saladin Mosul. Da er aber den Tigris durch einen bei Ninive eröffneten Canal von der Stadt ableiten wollte, und einsah, daß diese Belagerung bei der Hartnäckigkeit der Belagerten ein langwieriges Unternehmen werden könnte, zog er ab und eroberte erst Miafarekin, kehrte sodann wieder nach Mosul, wo er nun hinein konnte, und es auch dahin brachte, daß sein Name in allen Moscheen verkündigt und Münzen für ihn geschlagen wurden. Von hier begab er sich nach Damascus, um nun daselbst alle Vorkehrungen zur Belagerung von Jerusalem zu treffen, welche er schon lange beabsichtigte. Das Streben seines Religionseifers und seiner Politik war jetzt darauf gerichtet, die Christen aus Palästina zu vertreiben und dessen Hauptstadt zu erobern. Jene hatten seinen Zorn durch einen vertragswidrigen Ueberfall der Pilger nach Mecca noch mehr gereizt. Er vergalt ihnen diesen Treuebruch durch die im Jahre 1187 in der Ebene von Tiberias gelieferte berühmte Schlacht, in welcher Guy von Lusignan, König von Jerusalem, zugleich mit Chatillon, den Großmeistern der Tempelherren und Hospitaliers und vielen Rittern zu Gefangenen gemacht wurden. Alle Gefangene wurden niedergemetzelt, und Chatillon, der die Begnadigung durch den Uebertritt zum Islam nicht erkaufen wollte, fiel unter Saladins eigenem Schwerte, und nur der König von Jerusalem ward verschont und ehrenvoll behandelt. Die Folge dieses Sieges war die Einnahme von Acre, Seid, Barout u. s. w. und die Belagerung von Jerusalem, das sich ihm endlich nach einem hartnäckigen Widerstande auf die Bedingung ergab, daß die Christen mit ihrem Eigenthume frei abziehen, die Franken aber für den Kopf ein Lösegeld bezahlen oder Sklaven sein sollten. Saladin hielt einen triumphirenden Einzug in Jerusalem und erfüllte gewissenhaft den Vertrag, nachdem ihm alle übrigen Städte und Plätze, welche die Christen inne hatten, eingeräumt worden waren. Ramlah, eine Tagereise von Jerusalem entfernt, die königl. Hauptstadt der Christen in Syrien, machte Saladin viel zu schaffen. Im J. 583 der Hegira versuchte er mehrere Male, diesen Ort mit Sturm zu nehmen, bis endlich die Belagerten kapituliren wollten; allein Saladin antwortete den christlichen Gesandten, welche die Kapitulation mit ihm abzuschließen gekommen waren: er wolle Ramlah eben so mit Sturm wegnehmen, wie die Christen es den Muselmännern genommen hätten; worauf sich die Christen gezwungen sahen, dem Sultan ihr Leben und ihre Freiheit sehr theuer zu verkaufen. Hierauf verrichteten die Belagerten Wunder der Ausdauer und Tapferkeit, und Sultan Saladin sah endlich ein, daß ihm unmöglich war, was ihm früher möglich schien, und genehmigte der Christen Vorschlag zur Kapitulation. Es wurde

ein sehr harter Vertrag unterzeichnet, nach welchem die Christen überaus große Geldsummen bezahlen mußten.

Saladins Einzug in die heilige Stadt (Cods Scherif) fand am 17. des Monats Rescheb im Jahre 583 der Hegira Statt, was so viel heißt, als: am 2. October 1187. Die Belagerung hatte 14 Tage gedauert. Die Christen zogen aus Jerusalem ab, nachdem sie dasselbe 88 Jahre inne gehabt hatten. Als die Moslemim das goldene Kreuz vom Tempel herunternahmen, soll in Jerusalem ein förmlicher Aufruhr entstanden sein, welchen Saladin nur durch sein kluges Benehmen zu stillen vermochte. Christen und Türken sollen sich späterhin, so lange sie noch beisammen waren, sehr gut vertragen haben. Im J. 585 d. Hegira oder 1189 n. Chr., als die Christen Jerusalem verlassen und sich nach Tyrus zurückgezogen hatten, erhielten sie von den europäischen Fürsten bedeutende Verstärkung, und stellten sodann eine sehr große Armee ins Feld, von welcher jeder einzelne Soldat das Bild des Messias oder das Kreuz trug. Nun marschirten sie nach St. Jean d'Acre, welche Stadt sie belagerten; aber auch hier stellte sich ihnen Sultan Saladin wieder entgegen, und belagerte sie in ihrem eigenen Lager; der Stadt selbst konnte er jedoch keine Hülfe leisten und mußte ruhiger Zuschauer sein, als dieselbe vor seinen Augen erobert wurde. Was ihn aber am meisten kränkte, war die Härte, mit welcher die kreuztragenden Eroberer verfuhren; sie verschonten nämlich Niemand, sondern metzelten alles ohne Unterschied nieder, oder nahmen gefangen, wen sie nicht tödteten. Dieser Sieg, dessen sich die Christen im J. 587 d. Hegira oder 1191 n. Chr. erfreuten, machte sie stolz und unternehmend. In demselben Jahre noch belagerten sie Cäsarea und Jaffa, welche ihnen ebenfalls, ungeachtet aller Anstrengungen Saladins, diesen Städten zu Hülfe zu kommen, in die Hände fielen.

Da nun Saladin sah, daß er zu schwach sei, um dem Heere der Christen zu widerstehen, entschloß er sich, Ascalon und Ramlah selbst zu demoliren und nur Jerusalem bestmöglichst zu befestigen. In demselben Jahre unterhandelten die Muselmänner mit den Christen, und es wurde unter andern das als Vertragsartikel vorgeschlagen, daß Malek-Al-Adel, Saladins Bruder, des Königs Richard von England Schwester heirathen sollte, und daß Saladin sodann seinem Bruder das Königreich Jerusalem abtreten wolle, so wie, daß ferner die Königin, seine Gemahlin, als Mitgift die Stadt Ptolemais oder St. Jean d'Acre haben solle. Die christlichen Bischöfe wollten aber unter keiner andern Bedingung in diese Heirath willigen, als wenn Saladins Bruder dem Muhamedanismus entsagen und sich taufen lassen würde. Da nun die Muhamedaner ihrerseits nicht

hierein willigen wollten, so zogen sich die Unterhandlungen in die Länge, und die Christen und Muhamedaner, Beide in der Erwartung, daß die Heirath noch zu Stande kommen würde, fingen an, sich freundschaftlich zu behandeln, und sich in gegenseitigen Festlichkeiten zu übertreffen, so daß endlich eine förmliche Freundschaft zwischen beiden Partheien entstand; und wenn auch die Heirath nicht wirklich vor sich ging, weil keine Parthei in ihren Bedingungen nachgeben wollte, so kam doch ein Waffenstillstand von 3 Jahren und 3 Monaten zu Stande. Bei diesem Waffenstillstande, erzählt ein berühmter Geschichtschreiber, sollen sich der König von England und Saladin gegenseitig bloß durch einen Handschlag das Wort gegeben haben, den Waffenstillstand nicht zu brechen, während hingegen alle anderen christlichen Fürsten und Saladins Kinder sich gegenseitig schwuren, jenes gegebene Wort unverbrüchlich halten zu wollen. In diesem Traktate wurde festgesetzt, 1) daß die Städte St. Jean d'Acre, Jaffa, Cäsarea, Arsof und Anka den Franken verbleiben sollten; 2) Jerusalem hingegen und dessen Gebiet wurde Saladin und seiner Parthei zuerkannt; 3) Ascalon und Ramlah sollten in geschleiftem Zustande verbleiben.

Kaum war dieser Vertrag geschlossen und König Richard wiederum aus Palästina abgereis't, als Saladin in seinem 57sten Lebensjahre, dem 589. der Hegira, vom Tode überrascht wurde. Er starb zu Damaskus am 3. März 1193 nach unserer Zeitrechnung, nachdem er 24 Jahr in Aegypten und 19 Jahre in Syrien geherrscht hatte. Saladin gebührt der Ruhm eines Fürsten von großer Einsicht und Tapferkeit, der die Gerechtigkeit liebte und seinem Worte stets treu war. Er hinterließ 17 Söhne und eine Tochter, und war der Stifter der Ayoubiten. Bei seinem Tode wurde in allen seinen Staaten öffentlich und allgemein getrauert, und sein ältester Sohn und Nachfolger in der syrischen Herrschaft Malek Al-Afdhal hatte 3 Tage nichts anderes zu thun, als Leidbezeigungen anzunehmen; der zweite Sohn Malek Al-Aziz herrschte in Aegypten; der dritte Malek Al-Dhaher regierte in Aleppo und ganz Ober-Syrien. Die übrigen Ländereien Saladins blieben in den Händen seiner Brüder und Vettern. Von seinen drei Söhnen schreiben sich drei getrennte Herrscherfamilien oder Dynastien in Aegypten her: nämlich die von Nieder-Syrien, Palästina und Ober-Syrien.

Saladins einzige Tochter vermählte sich in der Folge mit Malek-Al-Kiamel, Malek-Al-Akels Sohn und Bruder Saladins.

Lord George Gordon Byron,

geb. am 22. Januar 1788, gestorben am 19. April 1824, (mit Eckenhead aus Europa nach Asien hinübergeschwommen am 4. März 1810).

Lord Byron, geboren 1788, im wilden Hochschottlande erzogen, studierte in Cambridge und zeigte schon früh ein großes poetisches Talent. Seit seinem 19ten Jahre war er schon Schriftsteller. Er ist durch gute Uebersetzungen seiner Gedichte in die deutsche Sprache und durch Theilnahme an der englischen Literatur auch bei uns rühmlich bekannt. Wir erlauben uns hier einige seine Persönlichkeit betreffende Notizen anzuführen.

Er war mit der Welt und sich selbst unzufrieden, wahrscheinlich weil er die Lieblingswünsche seines Herzens, welche er mit so glühender Seele umfaßte, späterhin aufgeben mußte. Er stand noch unter Vormundschaft, als ihn die Leidenschaft der Liebe an eine Mündel seines Vormunds knüpfte; das Fräulein, die schon Braut eines Andern war, liebte ihn nicht wieder und mußte seine Hand abweisen. Nun wollte er, durch Ausschweifungen erschöpft, seine erste Geliebte vergessen lernen. Die hieraus entstandene Unzufriedenheit mit sich selbst trieb ihn 1809 nach Portugal und Spanien und endlich nach Griechenland. Hier machte er sich gleich anfangs durch ein äußerst kühnes Unternehmen berühmt. Er schwamm nämlich am 4. März 1810 bei Sestos über den Hellespont aus Europa nach Asien hinüber. Sein Begleiter auf dieser Schwimmparthie war der eben so kühne Britte Eckenhead. Sie kamen Beide glücklich in dem andern Welttheile an. Es war dieß ein kühnes Wagestück, welches noch nie Jemand vor Byron unternommen hat, und auch nach ihm gewiß nicht so leicht unternehmen wird. — Im Jahre 1811 kehrte er nach England zurück, begründete seinen Ruhm als Dichter durch eine Reihe von erzählenden Dichtungen. Er machte unter andern auch Spottlieder auf die wenige Treue spanischer Frauen und Mädchen. Er war antiministeriell gesinnt. Seinen Aufenthalt in Griechenland pflegte man Sonderbarkeit zu nennen. Später machte er Reisen durch die Niederlande, die Schweiz und Italien, hielt sich eine Zeit lang in Venedig auf, ging sodann wieder nach Griechenland, wo er an der Spitze der englischen Unterstützungskommission für die Griechen stand. Er leistete diesen vielen Beistand mit Rath und That. Er hatte und unterhielt ein eigen angeworbenes Corps, und starb am 19. April 1824 zu Mesolonghi. Seine Ueberreste sollen erst auf der Insel Zante beerdigt und sodann nach England geschafft worden sein.

Seine Werke sind durch vielfache Ausgaben allenthalben verbreitet.

Die **Pilgrimage of Childe Harold**, sein Corsar, sein Gjaur, sein Dom Juan, **Bride of Abydos**, Manfred, Vampyre, sind übersetzt worden, und befinden sich in den Händen der Liebhaber der schönen und neuern Literatur. Seit dieser Mann endlich in der Welt handelnd auftrat, schien sein Schriftstellertalent zu schweigen. In seinen Versen athmet Unzufriedenheit mit Gott und Menschen, die Verzweiflung, nicht glücklich zu sein. Im Jahre 1815 heirathete er Miß Milbank, wurde Vater einer Tochter, beleidigte die Gattin schwer, die sich im nächsten Jahre von ihm scheiden ließ. Gewohnt, seine Leser in jeder Schrift mit seiner Persönlichkeit immer bekannter zu machen, gestand der Lord sein Unrecht, seine Liebe zur Gattin und zum Kinde, und beklagt, daß Reue ihm keine Versöhnung verschafft habe. Auch in literarischen Fehden leuchtet seine Leidenschaftlichkeit hervor, jedoch auch einige Gutmüthigkeit, wenn er später seine Uebereilung einsieht. Seine Verse sind wechselsweise matt, erhaben, schlüpfrig und voll geschrobener, oft excentrischer Gedanken. Stellen seiner Dichtungen können gefallen und das Gemüth ergreifen, das Ganze Keinem, als einem eben so abenteuerlichen Kopfe, der sich gefällt, das Verworfenste in der verdorbenen Menschheit mit seinem Griffel immer besonders hervorzuheben.

Marquis de la Place,

geboren 1749, gestorben am 5. März 1827.

La Place oder Laplace, einer der berühmtesten Mathematiker und Astronomen der neuesten Zeit, war bei Beaumont in Auge in der Normandie 1749 geboren, und lehrte einige Zeit an der dortigen Militärschule die Mathematik. Später begab er sich nach Paris, und widmete seine Thätigkeit der Astronomie und der mathematischen Geographie, welche beide Wissenschaften von ihm bedeutend erweitert wurden. Ihm gelang es, die Kunstgriffe der Analyse dergestalt zu vervollkommnen, daß nunmehr die verwickeltsten Erscheinungen im Planetenlaufe auf das von Newton erfundene Gesetz der Attraktion zurückgeführt werden konnten. Aber nicht allein die Wissenschaft, sondern auch der Staat nahm seine Thätigkeit in Anspruch. Von den Konsuln nach dem 18. Brumaire zum Minister des Innern ernannt, ward er bald in diesem Posten von Lucian Buonaparte abgelöst. Im December 1799 trat er in den Erhaltungssenat, ward 1803 zum Vicepräsidenten, und im September zum Kanzler desselben erwählt, außerdem noch in den Grafenstand erhoben und mit dem großen Bande der Ehrenlegion geschmückt. Ludwig **XVIII.** ernannte ihn nach seiner Thronbe-

steigung zum Pair von Frankreich. Seine Schriften sind sämmtlich sehr wichtig, und finden sich zum Theil in den Memoiren der französischen Akademie zerstreut. Einige derselben sind 1800 in Berlin von J. L. Burckhard übersetzt erschienen. In Frankfurt a. M. erschien 1797 von J. K. F. Hapff eine deutsche Uebersetzung einer Schrift über das Weltsystem von Laplace, welche ihrer gedrängten Kürze, populären Sprache und ihrer Gediegenheit wegen die größte Empfehlung verdient. Laplace ist am 5. März 1827 zu Paris gestorben.

Die Schlacht bei Ragaz in der Schweiz,

am 6. März 1446.

Die Oestreicher von dem Arlenberge in der heutigen Schweiz beschlossen einen Versuch auf das Land Appenzell, welches die Lage zu einer gefährlichen Nachbarschaft, und, wenn es eingenommen würde, zu einer wichtigen Position machte. Hierin wurden sie von den Peyern begünstigt, welche Edelleute seit 20 Jahren Pfandherren von Rheineck waren. Dieses Schloß, auf einer Anhöhe am Eingange des Appenzeller Gebirges, wurde Sammelplatz des Adels, welcher nebst diesem Kriege die alten Fehden und immer neue Streithändel mit Appenzell ausfechten wollte. Die Reisigen zogen von Thal die berüchtigte Wolfhalde hinauf. Die Appenzeller und verlandrechtete Freunde hielten im Walde. Trotzig zog der Adel durch schlecht verwahrte Schanzen herein, bis durch die gewöhnlichen Künste eines unerwarteten Angriffs von der Seite, Steinrollen und Einhauen, die Pferde geschreckt und der Feind (als Reiterei mit größtem Nachtheil) den Berg hinunter geschlagen wurde.

Alle Thaten des langen Krieges brachten den Ritter von Rechberg zu der Ueberzeugung, daß so ein Feind nur durch Uebermacht, nicht überwunden, aber ausgerottet werden könne. Also, indeß die Furcht wiederkehrender Armagnaken und Beunruhigung durch den benachbarten Adel Basel und Solothurn, gefährliche Zwietracht mit Freiburg, Bern beschäftigte, und die Hirtenländer aus Mangel an Geschütz und Schiffen gegen Zürich nicht viel vermochten, bildete Rechberg, mit Hülfe Wolfhards von Brandis, ein für diese Zeit großes Heer aus dem kriegerischen Lande zwischen Bodensee und Etsch. Es zog sich in der Herrschaft Vaduz zusammen, aus welcher, wenn es über den Rhein kam, je nach den Umständen, gleich sicher durch Rheinthal oder Sargans den Schweizern beizukommen, und der Rücken gedeckt war. Hiervon wurden die Eidgenossen durch Appenzell unterrichtet; zugleich baten die Glarner, daß ihnen

gefallen möge, von dem Lande Sargans festen Besitz zu nehmen, weil, so lang es feindlich war, sie nicht wagen dürften, an entfernteren Zügen erwünschten Antheil zu nehmen. Sie stellten vor, wie die geheimen Verständnisse diese Maßregel erleichtern würden. Auch der Rhein (es war Winter) floß so schwach, daß es möglich schien, ehe der Feind sich jenseits mächtig sammeln konnte, ihn zu überraschen und aus einander zu sprengen.

Zu dieser Unternehmung bestimmten die Eidgenossen von jedem Orte **100** Mann; doch sandte Bern nur **50**, und Solothurn ward dießmal nicht aufgefordert, sich anzuschließen; hingegen zogen mit Landammann Jost Tschudi **500** Glarner, und **100** Mann von Gaster gesellten sich zu Ulrich Wagner von Schwytz; das Land Appenzell und Rarons Leute von Toggenburg wurden vollzählig erwartet. Da nur Kunst und Eile wider die Macht etwas vermochten, so sollte der Zug durch Ober-Toggenburg und Werdenberg schnell über den Rhein, und nach bei Ragaz vollbrachter That Sargans in den Rücken fallen. Dieser Plan wurde vereitelt und alles in Gefahr gebracht, eben durch die Appenzeller, welche in das Thurthal statt Banner und Schaaren bloß die Anzeige schickten, der Feind sei nicht mehr zu Vaduz, und, als die Schweizer mit ihnen Sargans von zwei Seiten angreifen wollten, der Theilnahme sich entäußerten; ein Benehmen, dessen Veranlassung unbekannt ist. Die Schweizer, auf sie zählend, zogen aus dem Thurthal eilends an den Wallensee und in der Dämmerung nach Quarten, fielen ins Sarganserland ein, machten ihren Freunden Luft, und kamen siegreich bis nahe an den Rhein in das Dorf Ragaz, welches am Eingange hoher Bergthäler des rhätischen Alpegebirges ein mannigfaltig wichtiger Posten ist. Indeß, als am Rasttage das Landvolk beeidigt wurde, wagten kühne Krieger durch Furthen des Rheins gegen Maienfeld Raub. Die feindlichen Schaaren hatten zu besserer Unterkunft sich verlegt (nicht entfernt). Hievon belehrte jene Krieger ein Ausfall, welchen **300** Mann, die Hälfte der Leute des Herrn von Brandis in Maienfeld, auf sie gemacht. Die Schweizer hielten, bis ihnen Verstärkung den Vortheil gab. Dieses Beispiel erleichterte fernere Thaten. Der Zorn, welchen Brandis mehr als alle andere Herren verdiente, kam fürchterlich über sein armes Volk. Die Schweizer gingen auch bei Triesen über den Rhein, wo die feindliche Reiterei sie anrannte, nicht aber angriff. Die Natur rettete den übrigen Wohlstand des Ländchens Vaduz, indem plötzlich der Strom die Ufer höher anfüllte, so daß die Eidgenossen zurückeilten, um nicht abgeschnitten zu werden. Hier fanden sie mit Verwunderung weder Appenzell noch Toggenburg an dem Orte, wohin sie beordert waren. Sie beschlossen heim zu ziehen, und nur noch

ihrer Parthei im Lande die Oberhand zuzusichern, insofern da sein mochte, so lange der Feind Walenstatt und Sargans hatt Der Feldzug schien wie ein Streifzug zu endigen.

Sie lagen unbesorgt in Mels. Aber Hans von Rech berg, Ritter, Schwiegersohn des Grafen zu Sargans, gin mit seinem ganzen Heere und wohl versehenen Magazinen übe den Rhein. Ragazer Partheifreunde unterrichteten die 110 Eidgenossen, »der Feind, 6000 Mann stark, sei zu Roß un Fuß wohlgerüstet, in Ragaz angekommen.« Die Schweizer weit entfernt an den Rückzug zu denken, faßten an der Höh vor dem Dorfe, so gut als möglich, eine Stellung. Der Fein hielt Rast oder erwartete vielleicht mehr Geschütz. Die Eidge nossen, statt sich Nachts zurückzuziehen, waren nun unschlüs sig, ob sie den mehr als fünfmal stärkern Feind erwarten ode aufsuchen sollten? Da dachten die Glarner, auf ihres heiliger Fridolins Banner blickend: »Der Gott zu Lieb von der Wel Enden hierher kam, sollte er von Gott nicht erhalten, daß Mor gen, an seinem Feste, sein Banner bestehe wie sonst!« Mit einen Mal rufen alle: »Es kann nicht fehlen! St. Fridolin, un Gott mit uns!« Damit marschirten sie auf den Feind zu, in fester Ordnung, stark und still. Landkundigen Führern folgten sie den ungewohnten Weg, rechts, dem Feinde in die Seite ode in den Rücken seines Quartiers.

St. Fridolins Morgen brach an; sie von der Höhe mu thig in das Feld hinab, wo zu Ragaz der kaum aufgewachte Feind beim Morgenbrot sich stärkte, wider sie nach Mels zu ziehen. Der Feldherr nur, mit Wenigen, war schon zu Pferde, ritt hinaus, blickt auf, sieht Itel Reding, hinter ihm die Schweizer. Rechberg eilends hinter sich; fast freudig (er hatte sie geschätzt); Andere erstaunten, fürchteten List oder Ver zweiflung. Die Herren, Ritter und Reisigen in der Mitte, das Fußvolk auf den Flügeln, diese und die Fronte durch Geschütz wohl gedeckt, und im Rücken durch Reservetruppen gesichert, rückte der Feind in das Feld, die festen schweizerischen Linien durch das Geschütz zu sprengen, durch den Stoß der Kavallerie zu werfen, einzuhauen, zu verwirren, während rechts und links das Fußvolk in die Seiten fallen sollte. Die Schweizer bewie sen auch darin Verstand, daß sie bei der großen Schwäche ihrer Zahl auch noch den Vortheil der Höhen aufopferten, und gegen eine starke geübte Reiterei sich in das flache Feld wagten. Bei offenbaren Mißverhältnissen der Macht ist Hintansetzung aller gewöhnlichen Regeln die wahre Kunst; die Feinde müssen die Besinnung verlieren. Das ließ sich nicht hindern, daß Rechberg in der Eile sich gut genug ordne; die Hauptan stalten waren gemacht, weil er in Schlachtordnung nach Mels

zu ziehen vorgehabt. Der Hauptmann Itel Reding, an Muth, Geschick, Wohlredenheit und Volksgunst des vor kurzem verstorbenen Vaters würdiger Sohn, und der Landammann Jost Tschudi, auf Tagen und in Schlachten nun 30 Jahre den Eidgenossen ehrwürdig, redeten, kurz und kraftvoll. Ehe die Ordnung der Feinde geschlossen war, wurde sie durch das Banner von Glarus und die Landfahne von Schwytz mit Entschlossenheit angefallen. Da brannten die großen Büchsen los; nicht ganz vergeblich, doch, wegen unvollkommener Richtung, oder weil sie zu schnell unterlaufen wurden, ohne die erwartete Wirkung. Da sprengte die Reiterei unter Paul von Stein hervor, in die feindlichen Reihen gewaltig eindringend. Sie widerstanden; es fiel der von Stein, das Banner von Montfort ward unterschlagen, bald riß ein Unterwaldner das Banner von Brandis davon. Plötzlich kam von der Eidgenossen Mannschaft, ein unaufhaltbarer Stoß, wie, wenn angeschwollenes Alpenwasser einen Damm durchbricht. Beim Anblick Tschudis und Redings, beim Eindringen der siegreichen Banner, gedachte der Adel des großen Todes, durch diesen Feind, bei Sempach und Näfels; und, sintemal im Schrecken Ueberlegenheit, Vortheile, Hülfsmittel vergessen werden, lös'te das Heer sich auf; rechts Berg und Wald, meist links dem Rheinstrom zu. Die Ritter mit verhängtem Zügel sprengten davon, so daß das Fußvolk zu vielen Hunderten hülflos dahin fiel, und nur eine Bewegung der Reserve dem gänzlichen Untergange zuvorkam. Als der Feind, sehr erleichtert, denn Munition, Geschütz, Magazine blieben zurück, doch stark noch an Zahl, ungeordnet am Rheinstrom anlangte, und ohne Beobachtung der Furthen jeder der erste hinüber sein wollte, ging ein Drittheil der Fliehenden im Wasser zu Grunde. Bis hierher die Verfolgung; dem von Ellhofen und andern Adeligen gab im Strome der Feind noch den Tod. Bald verhüllte sie Staub. Die Sieger jauchzten St. Fridolin Jubel; triumphirend zogen Stuki, Wieserlen mit erbeuteten Bannern einher. Nach Marsch und Schlacht erquickte was zu Ragaz zur Nahrung für 6000 Krieger, Rechberg reichlich zugerüstet. Die Morgens den Tod nicht gescheut, beschlossen den Tag in froher Theilung der Beute. Diese Rettung der Eidgenossenschaft, welche den Feind so früh im Jahre erschreckte, beschlossen sie ewig zu feiern. Weit und breit zog, sie zu besingen, Ower umher. Dieser erstaunenswürdige Tag benahm dem Feinde den Muth.

Buonaparte's Eroberung von Jaffa,
am 7. März 1799.

Am 3. März 1799 kommt der französische Obergeneral Buonaparte an der Spitze seiner siegreichen Armee vor Jaffa, einer befestigten Hafenstadt von 12,000 Einwohnern in Syrien an. Dieser Ort, einst Joppe genannt, wird von einer starken Besatzung vertheidigt; hohe Mauern, mit Thürmen versehen, beschützen sie. Djezzar hat sie ausgesuchten Truppen anvertraut; eine furchtbare Artillerie wird darin von 1200 türkischen Kanonieren bedient. Die Wichtigkeit dieses Orts, welcher der Eskadre einen Hafen gewährt und der Schlüssel zu den Provinzen des Pascha's ist, gestattet keinen Aufschub der Belagerung. Nach drei Tagen ist der Platz eingeschlossen; die Laufgräben werden eröffnet, der Angriff beginnt und bald wird die Bresche für zugänglich erklärt. Buonaparte läßt durch einen Türken den Befehlshaber von Jaffa zur Uebergabe auffordern, welcher dem Unglücklichen zur Antwort den Kopf abschneiden läßt und einen Ausfall befiehlt; aber dieser fällt für die Belagerten unglücklich aus, denn noch an demselben Abende schoß das Geschütz der Belagerer einen Thurm zusammen. Der Ort wird gestürmt und trotz des hartnäckigen Widerstandes am 7. März weggenommen. Die Metzelei wird allgemein, der Wuth des gemeinen Soldaten kann nichts Einhalt thun. Auf diese Art wird die Pest mitgetheilt. Zwei Tage und zwei Nächte lang vernichtet das mörderische Schwert viele Vertheidiger Jaffa's. Unter der Besatzung entdeckte man auch eine große Anzahl türkischer Soldaten, welche man vorher zu El=Arisch zu Gefangenen gemacht und nach Bagdad geschickt hatte. Sie hatten ihr Wort gegeben, wenigstens ein Jahr lang nicht gegen die Franzosen zu dienen. Buonaparte ließ sie 12 Stunden weit auf dem Wege nach Bagdad begleiten, allein diese Türken, welche wahrscheinlich das Christen gegebene Wort für nichts achteten, setzten ihren Marsch nicht fort, sondern warfen sich in Jaffa, das sie sehr muthig vertheidigten, wodurch Buonaparte viele Leute verlor. Er glaubte, daß er ohne diese Verstärkung der Besatzung keinen Mann bei Jaffa verloren haben würde.

In Jaffa wurden ungefähr 4000 Türken niedergemetzelt und 3000 verschont; etwa 1200 von diesen wurden als Kriegsgefangene nach Aegypten geschickt, welche daselbst geboren waren; Mehrere erhielten ihre Freiheit, Andere wurden nach Damask, Haleb, Jerusalem und anderwärts hingeschickt, um die Nachricht von den Siegen der Franzosen daselbst zu verbreiten. Die

Die Uebrigen, etwa 800 an der Zahl, wurden vor Jaffa erschossen, weil sie, als zur Besatzung von El-Arisch gehörig, ihr Wort gebrochen hatten. Diese Maßregel war er dem Wohle seiner Armee schuldig.

Wilhelm III., Erbstatthalter von Holland, König von England, Schottland und Irland,

geboren 1650, gestorben 8. (nach Anderen 16.) März 1702.

Wilhelm III. wurde am 14. November 1650 im Haag geboren. Sein Vater war Wilhelm II. König von England, und seine Mutter Maria, Königs Carl I. von England Tochter. Der frühzeitige Tod seines Vaters, welcher damals eben Amsterdam belagerte, war für Wilhelm III. von sehr großem Nachtheil. Die wahren Republikaner nämlich fürchteten, es möchte die Macht des Prinzen von Oranien zu groß und ihrer Freiheit einst gefährlich werden; sie vereinigten sich daher, um den jungen Prinzen der Würden eines General-Statthalters und Admirals der Provinzen Holland, Zeeland und Utrecht zu entsetzen, und erklärten eidlich, diese Stellen nie wieder mit einander zu verbinden. Wilhelm III. war also, vorbenannten Umständen nach, gezwungen, seine Jugend als Privatperson zu verleben. Er hatte aber bereits das 22ste Jahr erreicht, als 1672 der König von Frankreich Ludwig XIV., die vereinigten Staaten mit Krieg überzog. Die schnell auf einander folgenden Siege dieses Monarchen versetzten die niederländischen Provinzen in die größte Bestürzung; der Prinz Wilhelm aber wußte hieraus seinen Vortheil zu ziehen, um die ihm entrissenen Würden baldigst wieder zu erlangen. Cornelius und Johann von Witt, von denen Ersterer Bürgermeister zu Dortrecht, und Letzterer Pensionair oder erster Minister von Holland war, und welche Beide zu der Faktion der Freiheitseiferer und zu den Feinden des Hauses Nassau gehörten, wurden vom Volke, welches über die erlittenen Verluste aufgebracht und von den Partheigängern des prinzlichen Hauses gereizt waren, in Stücken zerrissen. Diese Blutscene bahnte Wilhelm den Weg zum Kommando einer Armee von 25,000 Mann. Zu seinen ersten kriegerischen Versuchen gehören die Bewachung der Ysselufer, welche er nach dem Uebergange der Franzosen über den Rhein verließ; die Belagerung von Woerden, welche er durch den Herzog von Luxemburg mit 3000 Mann aufzuheben gezwungen ward; die Belagerung von Charleroi, von wo ihn die tapfere Vertheidigung des Grafen Montal abzuziehen zwang. Sonach war das erste Kriegsjahr für den Prinzen von Oranien

ungünstig abgelaufen; allein das folgende Jahr **1673**, welches Ludwig **XIV.** mit der Wegnahme von Mastricht eröffnete, war etwas glücklicher für Wilhelm. Nachdem er die kleine Stadt Naerden wieder genommen hatte, vereinigte der Kaiser, von den meisten Reichsfürsten unterstützt, seine Macht mit der niederländischen, so daß die Gesammtmasse dieser beiden Armeen **60,000** Mann betrug, welche im Jahre **1674** dem Prinzen von Condé eine Schlacht lieferten. Der Prinz von Oranien, einer der drei kommandirenden Generale der Alliirten, gab bei dieser Gelegenheit sehr rühmliche Beweise von Klugheit und persönlicher Tapferkeit. Aber beides konnte ihm doch nicht zur Besitznahme von Oudenarde verhelfen, welches er seit der letzten Schlacht vergeblich belagerte. Er suchte sich indeß durch die Einnahme von Grave zu trösten, welches der Graf von Chamilly, der sich mit außerordentlicher Tapferkeit vertheidigt hatte, nur auf einen besondern Befehl seines Königs, nachdem bereits **12,000** Mann von Seiten der Belagerer gefallen waren, übergab.

Der Feldzug des Jahres **1675** kostete den Alliirten einige Städte, wozu unter andern auch Limburg gehörte, welchem der Prinz von Oranien vergeblich an der Spitze von **50,000** M. zu Hülfe kommen wollte. Denselben schlechten Erfolg hatte er im folgenden Jahre noch mehrere Male, und besonders vor Mastricht, dessen vergebliche **50**tägige Belagerung er plötzlich aufheben mußte. Valenciennes und Cambray wurden zu Anfange des Jahres **1677** von den Franzosen genommen, und St. Omer vom Herzog Philipp von Orleans, dem einzigen Bruder Ludwigs **XIV.**, belagert. Der Prinz eilte mit den Alliirten herbei, verlor aber am **11.** April eine bedeutende Schlacht bei Kassel. Im folgenden Jahre, während die Franzosen neue Fortschritte machten, begannen die Friedensunterhandlungen von Nimwegen. Der Prinz von Oranien, in dessen Interesse es lag, diese Friedensunterhandlungen zu hintertreiben, beobachtete indessen den Herzog von Luxemburg, welcher Mons eingeschlossen hielt, und welcher Nachrichten hatte, daß die Holländer den Friedenstraktat unterzeichnet hatten; der Prinz von Oranien aber, welcher hievon eben so gut wie jener unterrichtet war, schmeichelte sich mit der Hoffnung, durch List einen Sieg zu erringen, den ihm die Waffengewalt nie zu verschaffen vermochte, und fiel plötzlich über die bei St. Denys lagernden Franzosen her. Der französische General, welcher zwar sehr überrascht war, zauderte aber nicht lange, sondern warf die Feinde nach hartem Kampfe aus St. Denys, dessen sie sich bemächtigt hatten, und richtete ein furchtbares Blutbad an, wobei einige Regimenter des Prinzen von Oranien ganz aufgerieben wurden.

Hiermit endigte dieser erste Krieg, in welchem sich Prinz Wilhelm von Oranien, wenn auch nicht immer als Sieger, doch wenigstens bei allen Gelegenheiten als tapferer Krieger auszeichnete. Diesem Prinzen, welcher Maria Stuart, die Tochter des Herzogs von York, geehlicht hatte, gefiel es nicht länger als Republikaner zu leben; er benutzte daher die Muße des Friedens nur dazu, um neue Feinde gegen Frankreich aufzureizen. Einige Jahre verstrichen indessen, ehe er seine Absichten nach Wunsche erreichen konnte. Endlich aber gelang es ihm durch Intriguen, und angeregte Bewegungen, sowohl von seiner als des Herzogs von Neuburg Seite, und von andern kaiserl. Ministern veranlaßt, es dahin zu bringen, daß im Juli 1686 zu Augsburg zwischen dem Kaiser, den meisten deutschen Fürsten, dem Könige von Spanien und den Generalstaaten ein Bündniß unterzeichnet wurde. Es verging nun über ein volles Jahr, bevor die Alliirten mit allen ihren Vorbereitungen zu Stande waren, und 1688 kam ihnen schon Ludwig XIV. mit der Belagerung von Philippsburg zuvor. Der Dauphin von Frankreich unterwarf sich diesen wichtigen Platz kurze Zeit vorher, ehe der Herzog von Savoyen dem Bündnisse der Alliirten beitrat. Jetzt war der Prinz von Oranien auf die Ausführung eines für ihn höchst wichtigen Planes bedacht. Sein Schwiegervater, Jakob, Herzog von York, hatte im Jahre 1685 nach seines Bruders Carl II. Tode den Thron von England bestiegen, unter dem Namen Jakob II. Sein übertriebener Eifer für die katholische Religion brachte einen Theil der Engländer gegen ihn auf, so daß man beschloß, den Prinzen von Oranien statt seiner auf den englischen Thron zu rufen. Es begaben sich deshalb viele englische Großen nach Holland, um mit dem Prinzen Wilhelm Rücksprache zu nehmen und zugleich die Generalstaaten für das Interesse Englands zu gewinnen. Die Sache wurde so geheim und glücklich ausgeführt, daß, als Wilhelm im Jahre 1688 mit 15—20,000 M. plötzlich an der englischen Küste landete, sich sein königlicher Schwiegervater Jakob von allen seinen Unterthanen verlassen und gezwungen sah zu fliehen, um in Frankreich ein Asyl zu suchen. Nachdem sich Jakob II. aus England entfernt hatte, ließ sich der Prinz von Oranien nebst seiner Gemahlin 1689 krönen. Kurze Zeit nachher begab er sich nach Irland, wo noch Viele dem alten Könige Jakob anhingen, welcher sich nun in eigener Person an die Spitze der ihm von Ludwig XIV. geliehenen Hülfstruppen stellte. Dieser Feldzug brachte aber nichts zur Entscheidung; im folgenden Jahre hingegen 1690 wurde die Schlacht bei Boyne geliefert, deren Verlust den König Jakob zum Abzuge aus Irland nöthigte. Der

10*

Prinz von Oranien, welcher Limerik, das sich erst in folgenden Jahre ergab, vergeblich belagert hatte, schiffte sic wieder nach England ein, wo sein ganzes Streben dahi ging, die Anstrengungen seiner Alliirten gegen Frankreich auf kräftigste zu unterstützen. Einige der alliirten Fürsten begabe sich zu Anfang des Jahres 1691 nach dem Haag, um daselb mit dem neuen Könige von England über die zu treffende Maßregeln Kriegesrath zu halten. Aber während sie berath schlagten, wurde Mons belagert, welches Ereigniß die Ver sammelten plötzlich zerstreute. Vergebens näherte sich Wil helm mit 4000 Mann der Stadt Mons auf 6 Meilen, denn er kam nur, um Zeuge von der Einnahme dieser Stadt zu sein welche sich nach einer 16 tägigen Belagerung an die Franzose ergab. Diesem Verluste folgte einige Monate später das Ge fecht von Leuze, wobei der Marschall von Luxemburg fa die ganze Kavallerie des Prinzen von Oranien vernichtete Namur wurde im folgenden Jahre von Ludwig XIV. eben falls genommen, und zwar im Angesichte Wilhelms, welcher an den Ufern der Mëhaigne angekommen, seine Vorbereitunge traf, um über diesen Fluß zu setzen und den Belagerern ein Schlacht zu liefern. Schon waren die Befehle zum Uebergang gegeben, die Signale bestimmt, die Schiffbrücken geschlagen, um der andern Morgen hinüber zu marschiren; allein es regnete di ganze Nacht hindurch so entsetzlich, daß der Fluß sehr anschwoll und man den andern Tag an keinen Gebrauch der Schiffbrücken denken durfte. Dafür suchte sich Wilhelm am 3. August durc die Schlacht von Steenkerke rühmlich zu rächen. Alles schie ihm auch hier nach Wunsche gehen zu wollen. Er war stärker a Infanterie als der Herzog von Luxemburg, der die seinig nicht ganz bei sich hatte, und dessen Artillerie auch erst de Abend vorher angekommen war. Der Angriff selbst geschal ganz unvermuthet, und das Feuer der Alliirten war anfänglic weit heftiger als das der Franzosen, welche 4 Kanonen un einen Theil ihres Trains einbüßten. Diese aber, durch ihre Prinzen, welcher an ihrer Spitze stand, ermuthigt, fochten so tapfer daß ein Theil der Feinde, 8—9000 an der Zahl, auf dem Platz blieben, und die übrigen sich nur durch die Flucht, mit Verlust vo 10 Kanonen und 9 Fahnen, retten konnten. Dieser Sieg wa aber dabei keineswegs leicht erfochten, denn er kostete dem Siege 30,000 Todte und 20,000 Verwundete. Die Schlacht vo Neerwinden, welche am 29. Juli 1693 geliefert wurde, wa nicht minder blutig. Der Herzog von Luxemburg war Abend vorher im Angesichte von 60000 Feinden angekommen. De Prinz von Oranien benutzte als geschickter General die Nacht um sein Lager mit Palisaden zu umgeben, zwei Dörfer, die ihn

zur Rechten und Linken lagen, zu decken, und vor der Front eine Verschanzung aufzuwerfen, welche er mit 100 Stück Geschützen besetzte. Alles dieses hinderte aber den andern Tag die Franzosen keineswegs, nachdem sie bis 4 Uhr Nachmittags ein fürchterliches Feuer unterhalten hatten, einen allgemeinen Sturm zu unternehmen. Nie war wohl ein Angriff heftiger gewesen, noch ein Sturm mit größerer Tapferkeit ausgehalten worden. Endlich wurden die Alliirten in ihren Verschanzungen bezwungen, und mußten dieselben mit Verlust von 12,000 Todten oder in der Ghete Ertrunkenen, 2000 Gefangenen, 76 Kanonen, 8 Mörsern und einer Menge Fahnen verlassen. Indessen, so glänzend auch dieser Sieg für die Franzosen war, so kam er ihnen dennoch theurer zu stehen als den Alliirten. Nun folgte das Jahr 1694, welches ohne irgend einen wichtigen Vorfall in Flandern vorüberging. Dafür war aber das Jahr 1695 desto erfolgreicher. Nachdem der Prinz von Oranien vergebens versucht hatte, die französischen Linien zu durchbrechen, setzte er sich vor Namur fest, welches er den 12. Juli zu belagern begann, während der Marschall Villeroy Dixmude und Deinse wegnahm, wo er die in beiden Städten garnisonirenden Truppen zu Kriegsgefangenen machte. Die Belagerung von Namur wurde mit außerordentlicher Hartnäckigkeit fortgesetzt. 130 Kanonen und 80 Mörser donnerten Tag und Nacht, und richteten Alles dergestalt zu Grunde, daß sich die Belagerten nach 24 Tagen zur Uebergabe des Platzes genöthigt sahen; das Schloß fiel den 1. September in die Hände der Alliirten. Inzwischen hatte der Prinz von Oranien seine Gemahlin verloren, welche am 7. Januar 1695 mit Tode abgegangen war; und ein Glück war es für Wilhelm, daß dieser Todesfall zu einer so kritischen Zeit keine Unruhen in England herbeiführte. 1696 bildete sich zwar eine Konspiration, welche König Wilhelm aber mit vieler Klugheit zu unterdrücken verstand. In dieser Zeit hatte auch der König von England in Flandern wenig zu thun, weil man sich beiderseits blos defensiv verhielt, aber im Jahre 1697 ließ er durch den Marschall Villeroy Ath wegnehmen, ungeachtet man eben zu Ryßwick über den Frieden unterhandelte. Der Friedenstraktat ward am 20. September zwischen Spanien, England und Holland unterzeichnet; mit Deutschland 6 Wochen später; und der Prinz von Oranien wurde endlich auch vom Könige von Frankreich, Ludwig XIV., als Besitzer des englischen Thrones anerkannt. Ludwig bewog nämlich den König von England, Jakob II., seinen Nachfolger selbst anzuerkennen, um Europa endlich den so sehr ersehnten Frieden wieder zu geben.

Der König von Spanien war damals gerade krank, und

der französische Hof erwartete mit jedem Tage die Nachrich von seinem Tode. Der König Wilhelm, welcher die Folge hiervon fürchtete, hielt für gut, Europa, durch den Theilungs Traktat mit Ludwig XIV., den Frieden zu sichern. Durc diesen Traktat wurde an den König von Frankreich für sein Ansprüche an Spanien abgetreten: das Königreich Neapel un einige andere zerstückelte Ländereien der spanischen Monarchie; un er seiner Seits machte sich verbindlich, das Uebrige an da Haus Oestreich abzutreten. Der Vertrag ward am 3. Mär 1700 von den französischen und englischen Bevollmächtigten z London abgeschlossen und unterzeichnet; am 25. März im Haa zwischen den französischen und niederländischen Bevollmächtigten Der König von Spanien starb bald nachher, und Frankreich be ruhigte sich, weil er ein Testament gemacht hatte zu Gunsten de Herzogs Philipp von Anjou, Ludwigs XIV. Enkel. Diese reiste sogleich ab, um die spanische Krone in Besitz zu nehmen und der König, sein Großvater, ließ unverzüglich eine Armee a die Grenzen marschiren, um die Spanier im Falle der Wider spenstigkeit zu bändigen; Spanien gab aber nach, und der Kö nig blieb Besitzer dieses Landes. Der Kurfürst von Baiern Gouverneur der spanischen Niederlande, welcher sich für de neuen König von Spanien erklärt hatte, setzte Holland in ein neue und nicht geringe Verlegenheit. Andererseits war am 5 September 1701 zu St. Germain der Exkönig von England Ja kob II., gestorben, und Ludwig XIV. benutzte diese Gelegenheit um den Prinzen von Wallis zum Könige von England Schottland und Irland ausrufen zu lassen, ungeachtet er in Friedenstraktate von Ryßwick Wilhelm III. anerkannt hatte Das englische Parlament und der König kündigten hierauf Frank reich den Krieg an. Alles war bereit, zu Felde zu ziehen, al Wilhelm auf der Jagd einen unglücklichen Fall vom Pferd that, welcher ihm, da er ohnehin eine schwächliche Körperkonsti tution hatte, schon am 8. März 1702 (alten Styls) den To zuzog. Er starb zu Kensington und ward in der Westminster-Abte begraben. Er wollte ganz ohne Pomp zur Erde bestattet wer den. 1695 hatte er schon ein Testament gemacht, in welchem er den jungen Prinzen Friedrich von Nassau, Erbstatthal ter von Friesland, zu seinem Universalerben machte. Dieser Todesfall setzte England und Holland in große Bestürzung. Der Verstorbenen Feinde konnten ihm als tapfern Krieger und kluger Heerführer auch nach dem Tode noch ihre Achtung nicht versa gen. Ein Historiker giebt von Wilhelm III. folgende kurz aber richtige Schilderung: »Der Prinz von Oranien, welche »nur eine vernachlässigte Erziehung erhalten hatte, konnte z »keiner Zeit seines Lebens irgend einen Zwang dulden. E

»sprach wenig, und wollte gern fleißig scheinen, aber er haßte »alle Arten von Geschäften, und noch mehr als von diesen, war er »Feind von Unterhaltungen und sitzenden Spielen. Er liebte »aber außerordentlich die Jagd. Frankreich zu demüthigen, war »seine Hauptleidenschaft. Er hatte nur eine Art von La»ster, welche er aber sehr geheim hielt. Die Holländer fanden »seine Manieren freundlich und gefällig, aber er vermochte »sich nicht genugsam zu zwingen, um den Launen der Englän»der gänzlich zu gefallen; denn diese waren mit seiner Kälte »und Langsamkeit nicht selten unzufrieden.«

Anna Stuart, Jakobs II. zweite Tochter, und Gemahlin des Prinzen Georg von Dänemark, folgte ihm in der Regierung.

Ueber diesen Gegenstand geben weitere Auskunft: Larrey, Rapin-Thoyras, Burnet ꝛc.

In gedrängter Kürze wäre also Wilhelms III. Lebensgeschichte, historisch-kritisch dargestellt, ungefähr folgende:

Als 4 Jahre vorher die Erbstatthalterwürde aufgehoben war, erklärten den 2. Februar 1674 die Staaten von Holland dieselbe im Hause Oranien als erblich. Zwar erlitt der Prinz 1674 bei Senef und 1677 bei St. Omer Niederlagen; doch mußte 1678 Ludwig XIV. zu Nimwegen einen billigen Frieden schließen, und weil jener Ludwig XIV. persönlich haßte, so leitete er hauptsächlich 1686 eine Ligue mit dem Kaiser, Spanien, Dänemark und Schweden, so wie auch mit einigen Reichsfürsten wider Frankreich in Augsburg ein. Seine Gemahlin Maria war seit 1677 britische Thronerbin, als Jakobs II. zweite Gemahlin am 10. Juni 1688 von einem Prinzen entbunden wurde. Nun fürchtete das englische Volk, oder wenigstens die Parthei der Whigs, die bleibende Einführung der katholischen Religion in der Dynastie, und die Protestanten beschlossen, Maria den Thron zu erhalten, indeß sich Jakob II. immer mehr an Frankreich anschloß. Dagegen versprach Wilhelm den englischen Mißvergnügten Beistand im politischen Interesse der Niederlande, so wie in seinem eigenen. Mit einer Transportflotte von 500 Schiffen, welche 14,000 Mann Landtruppen am Bord hatte, landete die angeblich wider Frankreich bestimmte Flotte bei Torbay, am 5. November 1688. Für ihn erklärte sich der Adel zum größten Theil, diesem folgte die bewaffnete Macht, und zugleich Anna, zweite Tochter des Königs, mit ihrem Gemahle, dem Prinzen Georg von Dänemark. Nun machte der König Jakob II. Vorschläge zur Aussöhnung, welche aber verworfen wurden, und dieser, statt nach Irland zu eilen, wo der größte Theil der Nation für ihn war, flüchtete nach Frankreich, indeß Wilhelm in London seinen Einzug hielt.

Das Parlament erklärte den Grundvertrag zwischen dem Könige und dem Volke für gebrochen, und ernannte am 13. Februar 1689 Maria zur Königin († 1695) und den Prinzen Erbstatthalter Wilhelm zum Könige. Schottland trat dem Beschluß des englischen Parlaments bei, aber ein Heer Franzosen kam in Irland dem Könige Jakob II. zu Hülfe, doch siegte am 1. Juli 1690 Wilhelm am Flusse Boyne, und sein General Ginkel am 13. Juli 1691 bei Aghrim. Weniger glücklich kriegten die Alliirten in den Niederlanden wider die Franzosen; dessenungeachtet mußte 1697 im Ryßwicker Frieden König Ludwig XIV. Wilhelm als König von England anerkennen. Noch einmal bewaffnete Letzterer wider Frankreich in der Haager Allianz wegen der spanischen Erbfolge die meisten Staaten Europa's, um eine Theilung der spanischen Monarchie zu bewirken, und nach Jakobs II. Tode erkannte Ludwig XIV. Jakob III. als König von England an. Aber an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde starb am 8. März (alten Styls) 1702 der König Wilhelm. Mit ihm erlosch die Erbstatthalterwürde der fünf wichtigeren niederländischen Provinzen, und die oranische Erbschaft fiel testamentarisch theils an den König von Preußen, theils an den Fürsten von Nassau-Dietz, Johann Wilhelm Friso, Erbstatthalter von Friesland und Statthalter von Gröningen, von welchem die jetzige allein noch blühende Linie des ottonischen Zweiges in Nassau abstammt. — Wilhelm III. begründete leider zuerst, durch Englands Interventionen in die Kontinentalkriege, die ungeheure britische Nationalschuld, stiftete 1694 die Nationalbank, begründete die Preßfreiheit, auch 1698 die ostindische Handelsgesellschaft, veranlaßte auch durch die Acte vom 12. Juni 1701, daß das Haus Hannover eventuell zum Throne berufen wurde. Er war in England nicht beliebt, denn er wollte selbst und nicht durch die Minister regieren. Er mußte seine niederländische Leibwache und die geworbenen Regimenter französischer Emigranten abdanken, und seine Minister hinderten es, daß er, ärgerlich über das ihm ohne Grund bewiesene Mißtrauen, die Regierung nicht niederlegte. In Holland hatte er freilich bewiesen, daß er sehr leidenschaftlich haßte, und eben deswegen traueten ihm die britischen Großen niemals. Aber im Uebrigen war er ein Mann von großem Verstande, persönlich tapfer und bis ans Ende seines Lebens höchst thätig, um den Einfluß des Königs von Frankreich, den er für den ewigen Feind der Freiheit in England und in den Niederlanden hielt, in seiner Macht zu schwächen. So sehr er auch den Ruhm liebte, so sehr haßte er Schmeichelei und Prunk.

Jean Calas,

geboren 1698, unschuldig gerädert am 9. März 1762.

Dieser unglückliche Mann, geboren 1698, bei dessen Namen wohl mancher Richter über seine eigene Ungerechtigkeit erröthen müßte, war ein sehr angesehener Kaufmann in Toulouse. Sein ältester Sohn, Marc Antoine, hatte zur katholischen Religion übertreten wollen, aber der Vater, ein echter Protestant, war damit sehr unzufrieden, und der Sohn, noch unzufriedener mit seines Vaters Unwillen und vielleicht mit sich selbst, gerieth in Schwermuth und erhängte sich am 13. October 1761. Hierauf wurde der 68jährige Vater angeklagt, seinen Sohn aus Religionshaß erdrosselt zu haben. Seine Richter waren Katholiken, und der unglückliche Greis wurde ohne Beweis und ohne Augenzeugen für schuldig erklärt, der Tortur unterworfen und am 9. März 1762 lebendig gerädert. »Ich sterbe unschuldig!« waren seine letzten Worte. Seine Frau und der jüngste Sohn wurden zwar frei gesprochen, aber des Landes verwiesen. Um jedoch den Sohn zur Abschwörung seiner Religion zu vermögen, sperrte man ihn heimlich in ein Dominikanerkloster, aus dem er aber entwich, und sich mit seiner Mutter nach Genf begab, wo sie Voltaire vorgestellt wurden. Dieser brachte es endlich dahin, daß der Prozeß des unglücklichen Vaters noch einmal untersucht wurde, aber von edlern, unpartheiischen Richtern, welche Jean Calas und seine Familie für unschuldig erklärten. Der König und mehrere andere Personen suchten diese unglückliche Familie für ihren unersetzlichen Verlust durch Unterstützungen einigermaßen zu entschädigen. — Unläugbar dürfte dieser Vorfall einen großen Einfluß auf die Verbesserung der Kriminalgesetzgebung gehabt haben.

Der deutsche Kaiser Matthias.

gestorben am 10. März 1619.

Matthias, Sohn des Kaisers Maximilian II. und Bruder des Kaisers Rudolph II., welcher sich von dem wahnsinnig gewordenen Kaiser Rudolph II. im J. 1608 Ungarn und Böhmen, und 1611 auch Oestreich, ohne Niederlegung der Kaiserwürde, abtreten ließ, folgte nach dem Tode seines unglücklichen Bruders, am 13. Juni 1612, demselben in der Kaiserregierung. Gleich zu Anfang seiner Regierung wurde er in einen Krieg mit den Türken verwickelt, welcher bis 1615 dauerte, in welchem Jahre er einen zwanzigjährigen Frieden mit der ho-

hen Pforte schloß. Da er kinderlos war, ließ er seinen Vetter, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, welchen er förmlich adoptirte, und der ihm auch späterhin in der Regierung seiner sämmtlichen Staaten folgte, erst zum Könige von Böhmen und sodann zum Könige von Ungarn krönen. Unter Matthias Regierung waren die Böhmen sehr unruhig und widerspenstig; sie drohten nämlich mit den Waffen in der Hand, in Folge des Rudolphischen Majestätsbriefes, die Religionsfreiheit und die Erhaltung der ständischen Ansprüche vom Kaiser zu erzwingen. Mit Waffengewalt setzten sich auch **1612** Kur-Brandenburg und Pfalz-Neuburg in den Besitz der Jülich-Bergschen Lande; Ersteres mit niederländischer, Letzteres mit spanischer Hülfe. Die unglückliche Erbitterung der Katholiken und Protestanten ward nun immer heftiger, so daß **1618** durch ständische Insurrektion und Beistand aus Deutschland unter den Grafen Thurn und Ernst von Mansfeld der verhängnißvolle **30**jährige Religionskrieg ausbrach, welchen Matthias bei seinen Lebzeiten nicht zu beendigen vermochte; denn er starb schon **1619** am **10.** März zu Wien in einem Alter von **62** Jahren.

Matthias hatte sich zum ersten Male **1611** mit des Erzherzogs Ferdinand von Oestreich Tochter, Anna Catharina vermählt. Seine zweite Gemahlin war Anna Catharina von Gonzaga. Auf Matthias folgte in der Regierung als deutscher Kaiser dessen Vetter, der unversöhnliche Protestantenfeind Ferdinand **II.**

Torquato Tasso,

geboren am **11.** März **1544**, gestorben am **25.** April **1595**.

Torquato Tasso, schlechtweg Tasso genannt, war am **11.** März **1544** zu Sorrento im Königreich Neapel geboren. Seine Eltern waren Bernardo Tasso und Porcia di Rossi. Sein Vater, welcher eine gelehrte Erziehung genossen hatte, war ebenfalls ein berühmter lyrischer und epischer Dichter Italiens. Er hatte unter Carl **V.** einen Feldzug gegen Tunis mitgemacht und erfreute sich der Gunst eines später von jenem Monarchen verfolgten Herzogs von San Severino, trat in die Dienste des Herzogs Urbino, Guidobald **II.**, sodann in die des Herzogs Wilhelm von Mantua und starb **1560.** Sein Hauptwerk ist das Heldengedicht Amadis.

Die Familie Tasso ist ein altadeliges Geschlecht in Italien. Unser Dichter, Torquato Tasso, genoß eine vortreffliche Erziehung, und es wurde nichts gespart, um ihm eine möglichst vollkommene Ausbildung zu geben; er befleißigte sich schon in

seiner Jugend der Philosophie, Mathematik und Poesie, auch fand er Vergnügen an ritterlichen Spielen. Er gewöhnte sich bei Zeiten an ein feines poetisches Ohr, indem er seines Vaters Verse lernte und hersagte. Diesen Uebungen verdankte er unstreitig seinen spätern Dichterschwung. Die frühe Entwickelung seines Geistes erregte Erstaunen; denn alle diejenigen, welche uns sein Leben beschrieben haben, erzählen Wunderdinge von seinem jugendlichen Ideengange und seinen raschen Fortschritten. Mit dem ersten Jahre sprach er seine Muttersprache deutlich aus, und alsbald fing der Knabe an, richtig zu denken, Verstand zu zeigen und Urtheile zu fällen, die manchen Erwachsenen in Erstaunen setzten. Er soll überhaupt, außer seiner Stimme, nichts Kindliches oder Kindisches an sich gehabt haben. Man sah ihn selten lachen oder weinen, und er verrieth sehr früh eine außerordentliche Charakterfestigkeit und Gleichmuth der Seele. Das Unglück verfolgte ihn schon sehr zeitig: seine Eltern verloren ihr Vermögen, weil der Vater dem Prinzen von Salerno nach Frankreich gefolgt war, seine Güter wurden konfiscirt, und er selbst als ein Rebell betrachtet. Torquato war mit geächtet und genöthigt, im neunten Jahre schon das Königreich Neapel zu verlassen. Er studierte in einem Jesuiterkollegio, wo er sämmtliche Lehrer durch seine Fortschritte in allen Wissenschaften in Erstaunen setzte. Er verstand sehr früh griechisch und lateinisch, schrieb in Prosa und in Versen und hielt verschiedene öffentliche Reden. In seinem zwölften Jahre wurde Torquato zur Fortsetzung seiner Studien nach Rom geschickt. Als sein Vater ihn wieder sah, freute er sich sehr über seine vertraute Bekanntschaft mit den Philosophen und Dichtern des Alterthums, mit Aristoteles und Homer. Hierauf brachte ihn sein Vater nach Padua, um ihn daselbst die Rechte studieren zu lassen. Torquato blieb 5 Jahre auf dieser schon damals berühmten Universität, und studierte alles Mögliche, was den Geist in Anspruch nehmen konnte. Er vertheidigte mit vielem Beifalle öffentlich theologische, philosophische und juristische Theses und ward Doctor in diesen drei Fakultäten. Bei allem dem sprach ihn die Dichtkunst am meisten an. Hierin sah er seinen Ruhm voraus. Im 17ten Jahre dichtete er den Rinaldo, sein erstes ausführliches Werk. Sein Vater aber machte große Schwierigkeit, dieses Werk drucken zu lassen, denn es kostete zu viel; doch geschah es auf vieles Zureden großer Männer, und so erschien denn Rinaldo 1562 in Venedig, dem Cardinal von Este dedicirt. Dieses Gedicht machte außerordentliches Glück in ganz Italien, und man bewunderte allgemein den jungen Dichter. Dessenungeachtet bot der Vater alles auf, um seinen Sohn von einem Studium abzubringen, das so wenig einträglich ist; der

Sohn aber, gleichsam von seinem Instinkte getrieben, verfolgte seine einmal begonnene Dichterbahn. Zu gleicher Zeit, als Torquato unter Scipio von Gonzaga's und des Cardinals von Este Schutze in Padua fortstudierte, erschienen 1547 Trissino's **Italia liberata**, Ariosto's **Orlando furioso**, Bojardo's **Orlando innamorato**, lauter Dichterwerke, welche ganz Italien berauschten und noch heute als Meisterwerke gelten. Dessenungeachtet verlor Torquato Tasso seinen Muth nicht, er faßte vielmehr den Plan, sein **Gerusalemme liberata**, ein vortreffliches episch-historisches Gedicht, zu schreiben. Bevor er jedoch das Meisterwerk unternahm, legte er sich aufs neue auf das gründliche Studium der Poesie, und entfernte sich von Padua, um ganz nach seiner Neigung leben und denken zu können; allein diese Freiheit genoß er nicht lange. Der Cardinal Lodovico v. Este, der sein Gönner war, empfahl ihn seinem Bruder Alphons, dem Herzog von Ferrara, an dessen Hof er berufen wurde, und daselbst von dem Jahre 1565 an lebte. Er begleitete auch den Herzog auf einer Reise an den Hof Königs Carl IX. von Frankreich. Sein Gedicht **Aminta** schrieb er in Ferrara, und 1575 seinen **Goffredo**. Er wurde auch Historiograph des Hauses Este. Unsern phantasiereichen Dichter suchten jedoch Religionsskrupel und Hypochondrie heim. Der Eitle glaubte überall Feinde zu finden. Man hatte mit seiner Gemüthsschwäche viele Geduld, selbst der Großinquisitor suchte sein Gewissen zu beruhigen, und schöne Frauen wünschten von ihm besungen zu werden. Er floh zu seinen Schwestern nach Sorrento, deren liebreiche Behandlung den Gemüthskranken einigermaaßen herstellte, so daß er nach Ferrara zurückkehrte; aber die Kunde, daß sein befreites Jerusalem wider seinen Willen, ohne vollendet zu sein, im Drucke erschienen war, also ein Nachdruck ohne Vordruck des Originals, welchen er indeß durch seine vielen Mittheilungen an seine Freunde selbst veranlaßte, versetzte ihn wieder in seinen frühern Zustand. Er reis'te viel, aber die Schwermuth verließ ihn nicht und wurde 1779 so schlimm, daß ihn der Herzog ins Narrenhaus bringen ließ. Wenn sich der menschliche Geist zu lange mit einem Gegenstande beschäftigt, so führt dieß erst zur Einseitigkeit der Ansichten und später nicht selten zur Narrheit im hohen Grade, wovon eben daher auch Rousseau nicht frei war. Nach siebenjähriger Haft erlangte Tasso die Freiheit wieder, arbeitete nun das befreite Jerusalem in das eroberte um, wechselte oft seinen Aufenthalt, fand allenthalben Gönner, und war doch nirgends zufrieden, indem er überall den ungegründetsten Verdacht, selbst gegen manche seiner Wohlthäter, faßte, bis er zu Rom im J. 1595 starb. Sein erobertes Jerusalem, das er in der Periode

seiner Geistesschwäche ausarbeitete, verbesserte das befreite keineswegs, was ihm seine spätere sittliche Strenge und Aengstlichkeit nicht erlaubte.

Merkwürdig bleibt es, daß Torquato Tasso während seiner Anstellung bei der Gesandtschaft in Frankreich oft Noth leiden mußte, und daß ihn Carl IX. nicht unterstützte. Einige sagen aber, er habe keine Unterstützung annehmen wollen. Unzufrieden mit Frankreich, kehrte er 1571 nach Italien zurück. Den Dichter Ronsard erhob er über Alles. Nach seiner Rückkehr ward er vom Herzog von Ferrara wieder mit Wohlwollen aufgenommen. An dessen Hofe vollendete er auch sein **Gerusalemme liberata.** 1572 wurde sein **Aminta** mit vielem Beifalle auf dem Hoftheater in Ferrara aufgeführt. Diese Dichtung fand viele Nachahmer, worunter besonders Guarini mit seinem **Pastor fido** und Bonarelli mit seiner **Filli di Sciro** erwähnt zu werden verdienen. Ersterer war nebst Tasso ein großer Verehrer einer Prinzessin am Hofe des Herzogs, und so wurden diese beiden Dichter gleichsam Nebenbuhler. Im Jahre 1575 vollendete Tasso sein befreites Jerusalem, welches er der strengen Kritik seines Freundes, des Scipio Gonzaga, und Anderer unterwarf, bevor er es wollte erscheinen lassen. Die Meinungen seiner Kritiker waren sehr verschieden, Tasso nahm sie aber mit Dank auf. Der Dichter, welcher hier ein Duell hatte, in welchem er seinen Gegner überwand, wurde vom Herzoge eingesperrt; allein am 20. Januar 1577 verließ Tasso, welcher Gelegenheit gefunden hatte zu entweichen, Ferrara ganz im Stillen, ohne Geld und ohne Führer, und begab sich nach Neapel, wo er sich bei seiner Schwester Cornelia aufhielt; später ging er nach Turin, und am 21. Febr. 1579 kam er von selbst wieder an den Hof des Herzogs Alphons von Ferrara, fand aber seine ersehnte Ruhe nicht; denn eben zu dieser Zeit ließ ihn der Herzog in das St. Annen-Hospital einsperren, um ihn daselbst von einem Anfalle einer Gemüthskrankheit kuriren zu lassen. 1581 erschien eine verstümmelte Ausgabe seines **Gerusalemme** in Venedig, nicht lange nachher aber eine korrectere in Casal-maggiore, und bald darauf sogar eine dritte in Parma. Ja, in 3 Jahren erschienen 4 Ausgaben in Italien und eine in Frankreich, alle jedoch ohne Vorwissen des Dichters. Am 6. Juli 1586 erhielt Tasso, im 42sten Jahre seines Lebens, auf die Bitte des Vincenzio di Gonzaga, des Sohnes des Herzogs von Mantua, seine Freiheit wieder. Er begab sich hierauf sogleich nach Mantua zum Fürsten, wo er sich einer guten Aufnahme erfreute, und nachher wendete sich Tasso voll Hoffnung nach Florenz und Rom, und sodann nach Neapel und wieder nach Rom. So brachte er die letzten

Jahre seines Lebens bald hier, bald dort zu, erhielt vom Cardinal Cinthio die Dichterkrone und starb endlich 51 Jahr alt an einem heftigen Fieber im Kloster. Sein Leichenbegängniß war sehr pomphaft und ehrenvoll. Der Cardinal Cinthio, ein Freund des verewigten Dichters, beschloß die Errichtung eines Grabmahles für ihn, und ließ Leichenreden und Epitaphien abfassen, um den Dichter gebührend zu ehren. Das Grabmal kam indessen erst 1608 zu Stande, und man weiß nicht, warum Cinthio es ihm nicht setzen ließ; denn dasjenige, welches Tasso's Andenken in der Klosterkirche St. Onophrio ehrt, ist vom Cardinal Bevilacqua. Tasso überließ seinem Freunde Cinthio alle seine Manuscripte; dieser gab sie aber nicht heraus, und Niemand weiß, warum. —

Tasso war groß und schlanken Wuchses, hatte ein sehr lebhaftes Temperament und war zu allen körperlichen Uebungen geschickt. Er hatte von Jugend auf einen sehr weißen Teint, und war späterhin, in Folge seiner angestrengten Studien und seines Kummers, sehr blaß.

Tasso war ein zu berühmter Dichter, als daß wir diesen Artikel nicht so vollständig wie möglich abhandeln sollten; es sei mir daher vergönnt, nachträglich noch Einiges anzuführen, was noch genauere Kenntnisse über diesen Mann verschafft:

Jene berühmte italienische Familie, welcher, wie wir schon oben erwähnt haben, Torquato Tasso seinen Ursprung verdankt, waren die Torregiani, ehemalige Herren von Bergamo, Mailand und verschiedenen anderen lombardischen Städten. Nachdem dieselben von den Venetianern vertrieben worden, ließen sie sich auf den vortheilhaftesten Punkten des Gebirges Tasso nieder, woher ihre Nachkommen diesen Namen führten.

Hinsichtlich des Geburtsortes unsers Dichters sind die italienischen Geschichtschreiber nicht einig. Einige geben Sorrento im Neapolitanischen, Andere Bergamo, unweit Mailand, an.

Was unsern Dichter besonders noch characterisiren dürfte, ist seine außerordentliche Folgsamkeit in seiner Kindheit; er brauchte nie gestraft oder wegen eines Fehlers getadelt zu werden, denn er beging nie etwas Unrechtes. Im dritten Jahre ging er schon in die Schule, und im vierten fing er seine Studien unter den Jesuiten an. Er war so fleißig und lernbegierig, daß er stets vor Tage aufstand, und nicht selten weckte ihn die Ungeduld, seine Lehrer wieder zu sehen, schon in der Nacht auf. Mit dem 12ten Jahre absolvirte er die sogenannten schönen Wissenschaften oder Humaniora. Keine Regel der Dichtkunst blieb ihm unbekannt; er war Theoretiker und Dialektiker.

Als Tasso, aus Frankreich zurückgekehrt, am Hofe des Herzogs von Ferrara lebte, befanden sich hier drei Eleonoren,

alle gleich schön und klug: die erste war des Herzogs Schwester, die zweite die Gräfin St. Vital oder Marquisin von Scandiana, und die dritte ein Fräulein im Dienste der Prinzessin. Für die Eine wie für die Andere verfertigte Tasso Verse, so daß man eigentlich nicht wissen konnte, welche von allen dreien des Dichters Herz eingenommen hatte.

Als Tasso sein **Gerusalemme liberata** vollendete, war er 39 Jahr alt. Diese Dichtung wurde so allgemein gelobt und bewundert, daß sie alsbald ins Lateinische, Französische, Spanische, Arabische und Türkische übersetzt wurde, und gewiß wäre Tasso der Erste unter allen Dichtern der Welt, wenn Virgil nicht existirt hätte, aber Tasso ist seinerseits wiederum Schuld, daß Virgil nicht als der einzig Größte in seiner Art dasteht.

Tasso sprach sehr ruhig und gelassen, und pflegte, wenn er sprach, allemal die letzten Worte seiner Rede zu wiederholen. Er hatte einen weit umfassenden Geist, eine große, erhabene Seele und ein gutes und biederes Herz. Wer seine Geisteskräfte richtig beurtheilen will, darf nur seine Werke lesen; hierin wird man finden, daß Tasso ein guter Theolog, ein großer Philosoph, ein tüchtiger Redner, ein scharfsinniger Dialektiker, ein feiner Kritiker, und sowohl in heroischer und ernsthafter, als in galanter Dichtung ausgezeichnet war. Hinsichtlich des Charakters war gewiß nie ein Gelehrter bescheidener, hinsichtlich der Religion Keiner frommer, und hinsichtlich der Geselligkeit Keiner unterhaltender und umgänglicher als Tasso. Mit seinen Geistesprodukten war er niemals zufrieden, selbst dann nicht, wenn sie ihn noch so berühmt machten; mit seinen irdischen Verhältnissen war er immer zufrieden, selbst wenn es ihm am Nöthigsten gebrach, und er sich nur auf die Vorsehung und seine Freunde verlassen mußte. Gegen seine Feinde hegte er niemals einen Groll. Wenn er nur so viel hatte, daß er seinen geringen täglichen Bedürfnissen genügen konnte, war er heiter und froh, und nur dann äußerte er eine gewisse Unzufriedenheit, wenn er Andern nicht nach Wunsche helfen konnte; denn alles, was er nicht unumgänglich nöthig brauchte, gab er weg. Sein Temperament war melancholisch, und nicht selten waren seine Sinne verwirrt. Wenn er wieder zu sich kam, stellte er Betrachtungen über seine körperliche Schwäche an, und wußte sich sehr gut der sonderbaren Bilder zu erinnern, welche ihm seine überreizte Phantasie vorgemalt hatte. Zuweilen glaubte er behext zu sein. Viele versichern, daß nur die Armuth Schuld an seiner Geisteskrankheit gewesen sei. In der That war Tasso auch zuweilen so arm, daß er in Ermangelung eines Lichts, wenn sein Geist eben

zerrüttet war, seine Katze bat, ihm ihre Augen bei Nacht zu leihen, um nur seine Verse schreiben zu können.

Da hier nicht der Ort sein dürfte, Tasso's sämmtliche Werke namentlich anzuführen, so erlaube ich mir nur noch, zu bemerken, daß der zu Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts zwischen Tasso's und Ariost's Partheigängern entstandene Streit, welcher von diesen beiden Dichtern auf dem Parnasse den Vorrang verdiene, jetzt gänzlich beendigt ist; und ungeachtet der Aussprüche der Akademie della Crusca trägt jetzt Torquato Tasso mit Recht den Ruhm des ersten Dichters seiner Nation, eine Würde, wozu ihm nicht Menschengunst, sondern einzig und allein sein Verdienst verholfen hat. Seine besten Werke, welche ihn zu dieser hohen Stufe der Ehre erhoben haben, sind:

1) **Goffredo o la Gerusalemme liberata** (Gottfried oder das befreite Jerusalem).
2) **La Gerusalemme conquistata** (das eroberte Jerusalem).
3) **Il Rinaldo.**
4) **I sette giorni della creazione del mondo** (die sieben Tage der Weltschöpfung).

In der Tragödie verdient sein **Torismondo**, in der Hirtendichtung sein **Aminta** den ersten Rang. Außerdem sind nicht minder ausgezeichnet seine Gesänge, Sonnetten, Madrigale, Epigramme und andere gereimte Verse, welche sich sämmtlich in neun Klassen eintheilen lassen, ohne seiner vielen übrigen Gedichte zu gedenken.

Ich schließe diesen Gegenstand mit der Bemerkung, daß Tasso's **Gerusalemme liberata** sehr vielen Gelehrten in allen kultivirten Ländern Europa's Gelegenheit gegeben hat, darüber zu schreiben.

Dem Könige Friedrich August wird die Theilung Sachsens bekannt gemacht,

am 12. März 1815.

Dem Könige Friedrich August, welcher sich weigerte, in die von ihm verlangten Länderabtretungen zu willigen, wurde am 12. März 1815 auf dem Wiener Kongresse von den fünf großen Mächten erklärt: »daß diejenigen Landestheile von Sachsen, welche unter preußische Hoheit kommen, ohne Verzug von denjenigen getrennt werden sollten, welche dem Könige verblieben; daß Preußen von demjenigen Theile Sachsens, der ihm überlassen worden, auf immer Besitz nehmen werde, und daß das übrige dem Könige bleibende sächsische Land einstweilen von

Preußen provisorisch verwaltet werden solle.« — Nun erst genehmigte Friedrich August, zu diesem Schritte gezwungen, in drei gleichlautenden Verträgen mit Preußen, Oestreich und Rußland, was er nicht mehr verhindern konnte. Am 18. Mai 1815 unterzeichnete er den Vertrag mit Preußen, welchem er die größere Hälfte seines Staats überließ. Sonach wurden die ganze Niederlausitz, ein Theil der Oberlausitz, der Wittenberger Kreis mit Borby und Gommern, welche zum Meißner und Leipziger Kreise gehörten, der größte Theil der Stifter Merseburg und Naumburg-Zeitz, Mansfeld, Thüringen, das Fürstenthum Querfurt, der Neustädter Kreis, die voigtländischen Enklaven und der sächsische Antheil von Henneberg mit 385¼ Quadratmeilen und 875,578 Seelen preußisch. Dieser an Preußen abgetretene Theil von Sachsen heißt nun das Herzogthum Sachsen. Dem Könige Friedrich August blieben noch 362¼ Quadratmeilen und 1,118,900 Einwohner, so daß das Königreich Sachsen jetzt nur den vierten Rang des deutschen Staatsbundes einnimmt.

Am 8. Juni trat der König der deutschen Bundesacte bei, stellte sein Contingent, kehrte nun zu seinen tief betrübten Unterthanen zurück und kam am 7. Juni 1815 wieder in seiner Residenz Dresden an.

Joseph II., Römisch-deutscher Kaiser,

geboren am 13. März 1741 und gestorben am 20. Februar 1790.

Joseph II. war der Sohn Franz I. und der Maria Theresia. Die Zeit seiner Geburt (er erblickte nämlich das Licht der Welt am 13. März 1741) war eben so kriegerisch, als die seines Todes. 1741 war Friedrich der Große bereits im Besitze von halb Schlesien, und schon näherte sich das baierische Kriegsheer den östreichischen Grenzen; erst sieben Jahre später ward diesem Kriege durch den Aachner Frieden ein Ziel gesetzt. Vielleicht trugen auch die Nachrichten von Kriegsbegebenheiten, als: Schlachten, Eroberungen und Verwüstungen, welche diesem Prinzen in seiner Kindheit erzählt wurden, viel zur Erzeugung seines später gezeigten kriegerischen Geistes bei, der sich mit seiner übrigen menschenfreundlichen Gesinnung so wenig zu vertragen schien. In wissenschaftlicher Hinsicht blieb Joseph weit hinter seinem Bruder Leopold II. zurück; doch war er mit einem muntern Geiste und vielem Scharfsinne begabt; er machte besonders in den Sprachen, der Mathematik und Musik Fortschritte. Seiner Mutter Handlungsweise mag

wahrscheinlich Vieles zur Bestimmung seines Charakters beigetragen haben. Sein lebhaftes Temperament und ihr strenger Sinn mußten sich natürlicher Weise oft abstoßend begegnen; Joseph gehorchte zwar der Kaiserin Mutter, aber doch mehr mit zurückgehaltenem Unwillen, als aus Ueberzeugung. Maria Theresia war fromm, allein ihre andächtige Denkungsart wurde sehr gemißbraucht, und dieß entging dem scharfsichtigen Prinzen, welcher eine große Abneigung gegen die römisch-katholische Geistlichkeit hatte, keinesweges. Unverdiente Vorzüge vornehmer Geburt haßte er, der in dem Menschen zunächst nur den Menschen sah, sehr.

Als der siebenjährige Krieg ausgebrochen war, sollte der künftige Thronerbe zur Armee, wohin er bestimmt war, abgehen; allein Maria Theresia änderte plötzlich ihren Entschluß.

Im J. 1760 vermählte sich Joseph mit der Prinzessin Elisabeth von Parma, und diese Ehe wurde ein Band der zärtlichsten Liebe; aber er verlor sie schon bei der zweiten Niederkunft. Von seiner zweiten Gemahlin, der baierschen Prinzessin Josephe, mit welcher er nicht so glücklich lebte, wurde er ebenfalls durch den Tod bald wieder getrennt. Im Jahre 1764, nach dem Hubertsburger Frieden, ward Joseph zum römischen König erwählt, und ein Jahr darauf, nach dem plötzlichen Tode seines Vaters, zum Oberhaupte des deutschen Reichs. Seine Mutter erklärte ihn zwar zum Mitregenten und übertrug ihm die Verwaltung der Armee; aber die eigentliche Regierung blieb doch in ihren Händen. Während des Krieges hatte Joseph Gelegenheit gehabt, auf den großen Gegner seines Hauses aufmerksam zu werden, ihn zu bewundern und sich nach ihm zu bilden.

Von Friedrichs des Großen Beispiel durchdrungen, trat er seinen erhabenen Beruf als Regent an. Da er jedoch, das Kriegswesen ausgenommen, welches er mit Lascy verbesserte, zu seiner Mutter Lebzeiten wenig freie Hand hatte, so benutzte er diese Zeit zum Reisen, um seine Staaten selbst kennen zu lernen. Am 25. August 1768 besuchte er unter andern als Graf von Falkenstein Friedrich den Großen im Lager bei Neisse. Die beiden Monarchen setzten sich über alle ceremoniellen Formen hinweg und unterhielten sich sehr geheim und vertraut, wie zwei zärtliche Freunde, mit einander. Im folgenden Jahre erhielt der Kaiser im Lager zu Mährisch-Neustadt einen Gegenbesuch vom Könige von Preußen. Sie besprachen sich lange über die Theilung Polens, welche bald darauf zu Stande kam, und wodurch Oestreich die Königreiche Gallizien und Lodomirien nebst drei Millionen Menschen ohne Schwertstreich erwarb. Im Jahre 1777 reis'te Joseph auch nach Paris, allwo er 6 Wochen verweilte. Jedermann war

über ihn entzückt. Als zu Ende dieses Jahres der Churfürst von Baiern starb, brach zwischen Oestreich und Preußen der bekannte baiersche Erbfolgekrieg aus, welchem jedoch Maria Theresia ohne Vorwissen und gegen den Wunsch ihres Sohnes, der vor Begierde brannte, sich einmal in offenem Felde mit seinem großen Gegner zu messen, ein Ende machte. Erst im Jahre 1779 trat Joseph in den vollen Besitz seiner Erbstaaten. 40 Jahr alt, gesund, voll Feuer, erregte der neue Gebieter über mehr als 22 Millionen Menschen und über eine treffliche Armee die erwartungsvolle Bewunderung von ganz Europa. Sein Volk betete ihn an, aber eben so sehr wurde er auch von dem inländischen Adel und der Geistlichkeit gefürchtet. Indessen war nach einigen Jahren das Mißvergnügen über den Kaiser Joseph ziemlich unter allen Ständen allgemein. Wodurch sich dieser Monarch besonders die Unzufriedenheit der Großen und der Geistlichkeit zugezogen hatte, das waren einige Verfügungen und Einrichtungen, deren hier gedacht werden muß. Er führte nämlich die Conduitenliste und größere Preßfreiheit ein, hob die Verbindung zwischen den Ordensleuten und Rom auf und regulirte die Pensionen. Durch Josephs christliche Toleranz gewann die jüdische Nation, die Leibeigenschaft ward vernichtet, alle Nonnenklöster und viele Mönchsklöster, besonders diejenigen, welche keine Schulen hatten, oder nicht Kranke pflegten, oder deren Mönche nicht predigten, wurden aufgehoben. Im Frühjahre 1782 befand sich Papst Pius VI. in Wien zum Besuche, verrichtete hier geistliche Handlungen und theilte seinen apostolischen Segen aus, während der Kaiser immer fortfuhr, Klöster einzuziehen. In einer Zeit von 8 Jahren war die Anzahl der Ordensleute in den kaiserlichen Staaten von 63,000 auf 27,000 vermindert. Durch ein neues Gesetzbuch hob er die Todesstrafen auf. Alle Zweige der Staatsverwaltung, das öffentliche Erziehungswesen, die Polizei, das Kirchenwesen und der Landbau wurden verbessert. Mit Ungarn nahm er ebenfalls eine Reform vor, indem er dessen Verfassung ganz derjenigen seiner übrigen deutschen Staaten gleich machen wollte. Dieß bewirkte aber einen Aufruhr der Wallachen, welchen er nur durch die Hinrichtung ihrer Anführer, des Hora und des Gloska, zu dämpfen im Stande war.

Hierauf folgte 1784 der Streit mit den Holländern über die freie Schifffahrt auf der Schelde, und die Unterhandlung, um Flandern gegen Baiern zu vertauschen, welcher sich 1785 der deutsche Fürstenbund entgegenstellte. Im Jahre 1787 reis'te er, abermals als Graf von Falkenstein, in die Krimm, wo ihm Katharina in Cherson die glänzendsten Feste gab. Wiederum nach Wien zurückgekehrt, traf ihn eine Reihe von Unglücksfällen,

die mit seinem Tode endigten. Die Niederländer brachen in einen Aufruhr aus. Joseph sah sich genöthigt, alle Neuerungen, welche Unzufriedenheit erregten, wieder aufzuheben, und nur durch diesen Schritt vermochte der Kaiser die Ruhe wenigstens anscheinend wieder zurückzurufen. Nun erklärte Joseph den Türken am 9. Februar den Krieg. Dieser schien anfänglich für Oestreich günstig ausfallen zu wollen; in der Folge aber ward er desto unglücklicher geführt. Die Oestreicher mußten sich zurückziehen; denn sie litten außerordentlich von der Hitze und der ungesunden Gegend. Joseph selbst kam, an Leib und Seele erschöpft und durch das Unglück seiner Armeen niedergebeugt, krank in Wien wieder an. Im folgenden Jahre waren zwar die Oestreicher glücklicher, Belgrad ergab sich an Laudon, und die Russen machten große Fortschritte; dessenungeachtet aber war man in Deutschland für das Leben des Kaisers Joseph, dessen Geist und Körper zusehends litten, mit Recht besorgt. Mit dem November 1789 wurde das neue Steuergesetz eingeführt, ein Gesetz, welches alle dem Kaiser in der Folge zugestoßenen Unglücksfälle verursachte. Edelleute und Bauern waren gleich unzufrieden damit; es entstand eine allgemeine Unordnung und ein offener Streit. Hierzu kam der Aufruhr der Niederländer, welche sich frei erklärten, die kaiserlichen Truppen aus ihrem Lande vertrieben und nur Luxemburg in des Kaisers Gewalt ließen. Joseph zeigte sich zwar zur Nachgiebigkeit bereit, allein seine Vorschläge waren vergebens. Jetzt empörten sich auch die Ungarn, welche ihre alten Rechte und ihre alte Verfassung zurückverlangten. Joseph, welcher seine guten Einrichtungen so gänzlich verkannt sah, hob im Jahre 1790 zum Erstaunen von ganz Europa alle während seiner Regierung erlassenen Verordnungen auf und zerstörte so mit einem Male sein ganzes Werk. Tyrol zeigte sich ebenfalls unzufrieden, und Joseph war bemüht, auch hier alles wieder ins alte Geleis zu bringen. Wie demüthigend diese gezwungenen Schritte für den rechtschaffenen und liebenswürdigen, aber für seine Zeit und sein Volk zu aufgeklärten, Kaiser waren, läßt sich wohl denken, nicht aber schildern. Alles dieses beschleunigte den Tod Josephs, welcher schon im Februar 1790 fühlte, daß sein Ende nicht mehr fern sei, und er hatte richtig gefühlt, denn schon am 20. dieses Monats Morgens um 5 Uhr war der Kaiser nicht mehr im Reiche der Lebendigen.

Joseph war von mittler Größe und äußerst lebhaftem Temperamente; schnell ergriff er und eben so schnell verwarf er wieder; er war immer geneigt zu wirken, zu herrschen, zu zerstören und zu bauen. Furchtlosigkeit in Gefahren war ein Hauptzug seines Charakters. Er hatte ein starkes, lebendiges Gefühl von

der Menschenwürde, welche er in Jedem ehrte. Er fühlte, daß das Conventionelle unnöthig sei, daß jeder rechtschaffene Mann Anspruch auf des Andern Achtung machen könne, wenn dieser selbst noch so hoch gestellt sei. Er ließ den bisher verschlossenen Augarten dem Publikum zum Spaziergange öffnen und über den Eingang folgende Inschrift setzen: »Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer.« Als man ihn einst bat, den Prater nur einzelnen Ständen zum Spaziergange zu erlauben, damit man sich hier mit seines Gleichen vergnügen könne, schlug er es ab und setzte hinzu: »Wenn ich nur mit meines Gleichen leben wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft zu den Kapuzinern steigen, um darin meine Tage zuzubringen.« Friedrich der Große schrieb an Voltaire folgendermaßen über Joseph: »Kurz, es ist ein Kaiser, wie Deutschland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen; unter Schmeicheleien groß geworden, ist er doch bescheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch seinen Ehrgeiz der Pflicht auf.« Offenbar war Josephs Lieblingsidee, Selbstherrscher im eigentlichen Sinne zu sein, und die große Maschine des Staats ganz einfach durch sich selbst zu lenken. Alles was er durch Nachdenken oder durch Kenntniß anderer Länder als nützlich einsah, das wollte er auch bei sich einheimisch machen; allein er hatte das Unglück, jeder Neuerung abgeneigte Länder und Völker zu regieren, welche weit beschränktern Geistes waren, als alle übrigen Deutschen. Alte eingewurzelte Gewohnheiten sind allenthalben schwer auszurotten, am schwersten aber da, wo der Geist nicht stark genug ist, sich an neue ungewohnte Formen zu gewöhnen, wo der Verstand, das Bessere einzusehen, noch schlummert; und so war die Unreifheit zur Aufklärung Josephs größter Feind, und selbst noch heute würde es schwer halten, mancher neuen Idee Josephs **II.** in den östreichischen Staaten Eingang zu verschaffen. Der brave Kaiser wurde von der Unwissenheit seiner Zeit verkannt; jetzt würde er allerdings leichteres Spiel haben, als damals, obgleich ihm Vorurtheil und Eigennutz auch heute noch entgegen handeln und tausend Schwierigkeiten verursachen würden. — Man wird unwillkürlich von dem Gefühle der Wehmuth ergriffen, wenn man dem Andenken Josephs eine stille Betrachtung widmet. Einen weisen Vater seines Landes, der immer nur das Gute wollte, so verkannt, gekränkt und gedemüthigt zu sehen, wie diesen Kaiser, der sich für seine Staaten aufopferte, ist wahrhaft traurig. Zu früh mußte er diese Welt verlassen, als daß er wahrhaft positiven Nutzen zu stiften im Stande gewesen wäre. Wie ganz anders würde es 20 Jahre später um ihn und seine Staaten ausgesehen haben, wenn der

Rechtschaffene mit ruhigerm Blute, die Erfahrungen seiner Jugend benutzend, für sein Volk hätte wirken können! — Achtung, Ehrfurcht und Bedauern dem Helden, der in der Mitte seines Berufes gefallen ist! — Der jetzige Kaiser, Franz I., Josephs Neffe, hat seinem Oheim 1807 durch den Bildhauer Zauner ein glänzendes Monument in Wien setzen lassen.

Papst Pius VII.,

geboren 1742, zum Nachfolger Petri ernannt am 14. März 1800, gestorben am 20. August 1823.

Nach dem Tode Pius VI. war das Cardinalcollegium zerstreut, von Rom entfernt, und keine Macht Europa's schien zu seiner Wiedervereinigung und einer neuen Papstwahl die Hand zu bieten. Die neue römische Republik, die beim Ableben Pius VI. noch bestand, fristete zwar nur ein kümmerliches Dasein, doch aber war für die Zurückgabe der weltlichen Herrschaft in die Hände eines neuen geistlichen Herrn wenig Hoffnung vorhanden; Italien schien zwar seiner völligen Befreiung von französischer Botmäßigkeit entgegen zu gehen, auch Rom ward am 30. September den neapolitanischen und russischen Heeren übergeben, und der ganze Kirchenstaat von den Franzosen geräumt; doch verbürgte nichts die völlige Wiederherstellung der alten Verfassung. Bald ward auch Italiens Lage von neuem bedenklich, als Buonaparte aus Aegypten zurückkam, sich am 10. November mit dem Consulate bekleidete und neue Anstalten zum Kriege in Italien traf. Buonaparte, der mit dem geistlichen Greise sehr hart verfahren war, schien am wenigsten zur Wiederherstellung des Papstthums geneigt. Die katholische Kirche aber fühlte das Bedürfniß, einen neuen geistlichen Hirten an ihrer Spitze zu haben, und man schritt eilends zu einer neuen Papstwahl. Die angesehensten Cardinäle trafen alle nöthige Einleitungen, welche dießmal sehr schwierig waren: die zerstreuten Cardinäle mußten sich versammeln und es mußte ein Ort ausfindig gemacht werden, wo sie ohne Gefahr und unter der Obhut einer schützenden Macht in ungekränkter Wahlfreiheit ihr Werk vollenden konnten. Die ersten Vorbereitungen waren schon getroffen, ehe Rom den Franzosen wieder entrissen ward; deshalb hatte man eine andere italienische Stadt gewählt, und von Oestreich die Erlaubniß zu einer Versammlung in Venedig erhalten. Bald nach den neuen großen Ereignissen am 26. November 1799 in Frankreich ward das Conclave in der Benediktiner-Abtei des heil. Georg eröffnet. Zahlreicher als je waren die Cardinäle versammelt, aber noch nie hatte die Wahl solche

Schwierigkeiten, wie dießmal, auch hatte sie noch nie so lange gedauert; Ansichten, Hoffnungen, Zeitverhältnisse, Rücksichten, Partheiungen waren Schuld daran. Unter den 35 stimmgebenden Cardinälen waren mehrere, welche die nächste Anwartschaft auf die Tiara zu haben schienen; aber keiner der am meisten Begünstigten blieb ohne Widerspruch, keiner konnte die Stimmenmehrheit gewinnen. Endlich kam ein Mann in Vorschlag, dessen Name bis dahin unter den nächsten Wahlcandidaten noch gar nicht genannt worden, und am 14. März 1800 entschieden sich von jenen 35 Cardinälen nicht weniger als 32 für den Cardinal-Bischof Chiaramonti, der nun als Pius VII. den päpstlichen Stuhl bestieg.

Gregor Barnabas, aus der gräflichen Familie Chiaramonti, die zwar als ein Zweig des Hauses Clermont-Tonnerre aus Frankreich stammte, aber schon längst in Italien ihre Besitzungen hatte, ward am 14. August 1742 zu Cesena, der Vaterstadt Pius VI., geboren. Chiaramonti zeichnete sich schon als Knabe durch seine Liebe zu den Wissenschaften aus; seine frühe Neigung zum geistlichen Stande führte ihn zu den Benediktinern, welche ihn in seinem 16ten Jahre schon in ihren Orden aufnahmen. Hier fand er viel Gelegenheit, sein gelehrtes Streben zu befriedigen; er wußte auch die Gelehrtesten seines Ordens sich zu Freunden zu machen und bildete sich aufs glücklichste aus. Bald ward ihm in seiner Abtei ein Lehramt übertragen. Mehrere Jahre hindurch trug er in Parma die Philosophie vor und ward nachher Lehrer der Theologie in Rom, wo sich sehr günstige Aussichten für ihn eröffneten, da sein Landsmann, Pius VI., den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. Der durch Gelehrsamkeit sich auszeichnende Chiaramonti wurde alsbald befördert; Se. Heiligkeit wendete ihm ihr besonderes Wohlwollen zu und übertrug ihm immer wichtigere Aemter. Pius VI. ernannte ihn erst zum Abt eines Benediktinerklosters und nicht lange nachher zum Bischofe von Tivoli. Er war einer der würdigsten Prälaten, den man nicht unverdient begünstigt sah, als er 1785 zum Cardinal-Priester erhoben ward. In demselben Jahre erhielt er auch das Bisthum Imola, als die größte Auszeichnung für seine Verdienste. Chiaramonti wußte sich durch seine Berufstreue jedes ihm geschenkten Vertrauens würdig zu machen. In friedlichen wie in kriegerischen Zeiten benahm sich Chiaramonti mit Würde. Im Juni 1796, als Buonaparte in den Kirchenstaat einfiel, litt die Romagna unendlich unter dem französischen Drucke, und Imola, welches nicht im Stande war, die Brandschatzungen aufzutreiben, wäre gewiß ohne seinen edeln Bischof zu Grunde gegangen; denn Chiaramonti trat als Vertheidiger, Vermittler und

Vater seiner Gemeinde auf; er schoß die Brandschatzung vor und ward so der Retter seiner Stadt. Er hatte einen ungemeinen Einfluß auf die feindlichen Feldherren. Als durch den Frieden von Tolentino, am 19. Febr. 1797, die Romagna zur cisalpinischen Republik abgetreten ward, kam Chiaramonti in Gefahr, über den republikanischen Bürger beinahe den Bischof zu vergessen. Er benahm sich aber in seiner bedenklichen Stellung so fein und schmiegte sich so nach den Zeitverhältnissen, daß seine Geistlichkeit in ihrer Würde niemals lächerlich wurde. Am ersten Weihnachtstage hielt er eine Predigt, um zu beweisen, wie die christliche Religion auf die Demokratie einen sehr günstigen Einfluß äußere. Er befreundete sich hierdurch die republikanischen Franzosen nicht wenig. Sein Zweck ward erreicht: Begünstigung und Erleichterung für seine Gemeinde. Dieser Schritt bewies seine Klugheit; er that ihn, ungeachtet sein Charakter sich mehr zu streng monarchischen Formen hinneigte. Vielleicht hatte auch in der Folge sein gutes Vernehmen mit den so gefürchteten Franzosen einen Einfluß auf seine Wahl zum Papste gehabt. Denn man fühlte sehr wohl, daß die Kirche nicht nur eines standhaften, sondern auch eines klugen und gewandten Hirten bedurfte, und seine Wahl ließ am ersten noch eine Aussöhnung mit Frankreich hoffen. So trat denn Chiaramonti, Bischof von Imola, unter so bedrängten und kritischen Zeitverhältnissen, entfernt von Rom, als Papst Pius VII. seine glorreiche päpstliche Regierung an. Er fand die katholische Kirche in einer großen Verwirrung und Unordnung, und dieser ihre alten Formen wieder zu geben, war für Pius VII. um so schwieriger, da er entfernt von Rom leben mußte, und die katholische Christenheit zu sehr an Roms Ansehen gebunden war; ja es schien sogar, als wenn der Papst außerhalb Rom nicht so viel Ansehn hatte, daher mußte Pius auf sein geistliches und weltliches Ansehen eifrig bedacht sein. Mit großer Thätigkeit begann er sein Amt, mit großer Klugheit führte er dasselbe bis an sein Ende; anfänglich gab er nach, ohne seine Rechte aufzugeben, aber nach und nach wußte er sehr schlau seinem Stuhle wieder die alte Autorität zu verschaffen. Am 28. März 1800 hielt er eine Rede an die im geheimen Consistorium versammelten Cardinäle, worin er die Grundsätze seiner zukünftigen Regierung aussprach und keine schwache Nachgiebigkeit fürchten ließ. Diese Rede ward in Venedig gedruckt und verbreitet. Eine andere, fast noch merkwürdigere, ebenfalls in Venedig gedruckte Rede hielt er am 18. Mai, in welcher er das Unglück der Zeit von der Philosophie herleitete. Mit geistlichen Waffen den Feind zu besiegen, war des neuen Papstes Grundsatz; hierher rechnete er eine strenge sorgfältige Wahl der

Kirchendiener, gute Schulen für dieselben und Reinigkeit der Sitten. Am 13. Mai 1800 erließ er einen merkwürdigen Hirtenbrief, der voll frommen Eifers und unverkennbarer Lebensklugheit ist. In der Bulle vom 24. Mai kündigte sich Pius ganz als Papst an. Am 3. Juli zog Pius VII. unter dem Jubel des Volks in Rom ein, welche Stadt wenigstens dem Scheine nach frei war. Ueberall fand Pius die Spuren fremder Verwaltung, die alten Formen waren vertilgt, das Volk unmuthig, ohne Eintracht, alle Hülfsquellen waren erschöpft, der Staat verarmt, jeder Tag brachte neue Noth, aber keine Hülfe. Mit löblicher Entsagung und Sparsamkeit beschränkte Pius seinen Hof und ward selbst seiner ganzen Umgebung ein Muster patriarchalischer Einfalt. Am 22. November nahm er feierlich zwar, aber ohne allen Prunk von seiner Herrschaft Besitz. Die Sparsamkeit war freilich nicht dem ganzen Volke angenehm, allein die Verständigen sahen doch das Gute derselben ein. Aber ungeachtet Pius sogar das päpstliche Heer reduzirte, blieb der Geldmangel doch noch groß; denn der ganze Staat war erschöpft. Pius sah sich genöthigt, eine ganz neue Regierungsform in Wirksamkeit treten zu lassen; dieß geschah auch am 1. April 1801. Die drückenden Zölle für Ein- und Ausfuhr wurden ermäßigt, der freie Verkehr vermehrt, für die Ausfuhr roher Produkte eine größere Auflage festgesetzt, die innere Betriebsamkeit befördert, der Unfug der Monopole abgeschafft. Kurz Pius zeigte sich nicht nur als ein guter Vater seiner Kirche, sondern auch als ein verständiger Regent und Staatsmann. Ungeachtet aber Pius nur mit der Kirche und seines Staates Wohl beschäftigt war und stets die friedlichsten Gesinnungen hegte, konnte er doch den neuen Einmarsch der Franzosen in sein Land nicht hindern, und der Kirchenstaat mußte aufs neue die Geißel des Krieges empfinden. Endlich aber gelang es doch seiner Klugheit, Frankreich mit dem Papstthume auszusöhnen, päpstliche Abgeordnete erschienen wieder in Paris, und am 15. Juli 1801 ward ein Concordat unterzeichnet, welches am 15. August vom Papste bestätigt und durch eine Bulle vom 9. September feierlich kund gemacht wurde. Dieses Concordat sicherte zum Erstaunen ganz Europa's dem päpstlichen Stuhle, wenigstens scheinbar, seine alten Rechte. Auch durch dieses Concordat bewies der Papst seine große Klugheit, verhütete dadurch die gänzliche Losreißung der gallikanischen Geistlichkeit vom heiligen Stuhle und die Errichtung eines französischen Kirchenpatriarchats.

So ermüdete und ermattete Pius VII. nicht, um sowohl mit der auswärtigen Christenheit im Frieden zu leben, als auch um seiner Kirche und seinem Staate Ruhe, Ansehen und Festigkeit zu ge-

ben; wo es vergönnt war, da zeigte er sich als würdiges Oberhaupt der katholischen Kirche. In Rußland, Sicilien und Neapel wurden die Jesuiten in ihre alten Rechte und Besitzungen eingesetzt, und am 18. April 1804 wurde in Rom der neue Orden der Väter vom Glauben Jesu eröffnet. Am 17. Januar 1803 ernannte Pius elf neue Kardinäle. Von nun an schien der französische Beherrscher recht freundschaftlich gegen den Papst, für dessen Ansehen er sogar 1804 zu Regensburg hinsichtlich Deutschlands sich verwendete. Pius jedoch traute den Franzosen nicht; denn als er aufgefordert wurde nach Paris zu kommen, um den neuen Kaiser zu salben, zögerte er lange, bis er sich endlich am 31. October zur Abreise von Rom bequemte. Am 25. November traf Se. Heiligkeit in Fontainebleau ein, nachdem sie allenthalben mit der größten Hochachtung und Ehrerbietung aufgenommen worden war. Am 28. November hielten Pius und Napoleon einen förmlichen Prunkaufzug in Paris. Der Papst benahm sich auch hier mit päpstlicher Würde, erwiederte jedoch innig und demüthig alle ihm gezollte Ehrerbietung, der er schon ganz entwöhnt war. Am 2. December ging die Krönungsfeierlichkeit vor sich; es war ein schönes prunkvolles Schauspiel für die Pariser. Der Papst sah freilich bald genug ein, daß er blos als Gast zum Feste geladen war; denn Napoleon krönte sich selbst, und die Franzosen betrachteten den ehrwürdigen Pius sehr gleichgültig und spotteten sogar seiner, so daß er sich sehr unglücklich fühlte; Napoleon forderte ihn auf, bei seiner Krönung in Mailand ebenfalls gegenwärtig zu sein; dieß verweigerte aber Pius aus wahrem Selbstgefühle für seine Würde; denn er sah wohl ein, daß er dem Kaiser nur zum Staate dienen sollte. Napoleon reis'te am 31. März 1805 nach Italien ab, Pius blieb aber noch in Paris zurück, und erhielt erst am 4. April die Erlaubniß zur Heimkehr; er war also gleichsam ein Gefangener in Frankreichs Hauptstadt. In Turin begegnete er dem Kaiser noch einmal, setzte aber nach kalter Begrüßung seine Reise nach Florenz fort. Am 16. Mai traf Pius wieder in Rom ein, und fand die Römer sehr unzufrieden und murrend über seine große Nachgiebigkeit. Im September 1805 zog das französische Heer aus Neapel durch die päpstlichen Provinzen nach Oberitalien. Dadurch ward das römische Volk noch mehr gereizt. In Italien prophezeite man den bevorstehenden Untergang Napoleons; es entstanden Aufregungen, und der Papst mußte neuen Besorgnissen Raum geben, da der Zorn der Mächtigen nach dem Frieden zu Preßburg nur noch mehr zu fürchten war. 1806 rückten schon wieder französische Soldaten auf ihrem Zuge nach Neapel in den Kirchenstaat ein, und die päpstliche Regierung sollte.

aufs äußerste getrieben werden. Hierdurch wurden die letzten Kräfte erschöpft, das Elend stieg aufs höchste, und Pius, dieser fromme treue Hirt, suchte oft, unfähig seines Volkes Jammer zu stillen, in der unterirdischen Kapelle der Peterskirche im Gebete Erleichterung seines Kummers. Nachdem Murat zum Könige von Neapel ernannt war, hörten die Bedrückungen des Kirchenstaates deswegen noch nicht auf; es blieb eine französische Besatzung darin, und vielfach wurde Pius gekränkt. Drohende Aeußerungen des französischen Kaisers ließen für den Papst alles fürchten; dessenungeachtet vergaß Pius unter keiner Gefahr seiner Würde. Ein päpstlicher Nuncius, der Cardinal della Genga erschien in Deutschland, um die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen, aber er trat zu bestimmt auf, um seine Zwecke zu erreichen. Aehnliche Angelegenheiten riefen ihn nach Frankreich; die deutsche Kirche gab er auf. — 1808 ward das Verzeichniß verbotener Bücher in Rom erneuert und beträchtlich vermehrt, um einer antipapistischen Philosophie zu steuern. Päpstlichen Grundsätzen gemäß wurden auch unter Pius VII. Verstorbene kanonisirt und zu Heiligen gemacht. Die Beängstigungen des Papstes von französischer Seite in seinem eigenen Gebiete gingen fort, so daß sich Pius endlich gezwungen sah, der Gewalt einen entschlossenen Willen und kräftige Maßregeln entgegen zu setzen. Am 9. Januar 1808 erließ Napoleon die Erklärung, daß, wenn der Papst die Forderungen Frankreichs nicht binnen 5 Tagen unbedingt bewilligen würde, der größte Theil des Kirchenstaats seiner Herrschaft für immer entzogen, und Rom selbst von französischen Soldaten besetzt werden solle. Des Kaisers entschiedener Wille ward nach Rom berichtet. Gleich darauf rückten die Franzosen Rom näher und verbreiteten Besorgniß und Angst. Nach einigen Tagen rückten auch wirklich die Franzosen in Rom ein, wo sie nach Belieben schalteten und walteten. Pius, aufs neue bedrängt, zeigte sich als Oberhaupt seines Staates und seiner Kirche, Geistesgegenwart fehlte ihm nie, Charakterfestigkeit und Selbstgefühl machten ihm Ehre; denn er vergaß nichts, was sein Beruf erforderte, und allenthalben ward seine Entschlossenheit geachtet und bewundert. Standhaft widersetzte er sich allen Gewaltstreichen seiner Gegner, welche sich freilich, um ihre Handlungsweise unpartheiisch mit einem wahren Ausdrucke zu bezeichnen, nicht besser betrugen als eine privilegirte Räuberbande. Des Papstes Standhaftigkeit erbitterte die Feinde immer mehr. Kein Recht, kein Gesetz, keine Rücksicht galt noch etwas. Am 3. April 1809 ward Pius VII. durch die dauernden Frevel und Schandthaten der Franzosen in Rom aufs neue genöthigt, Napoleon mit dem Banne zu bedrohen. Desto frecher aber

übten die Franzosen ihre Gewalt aus. Am 17. Mai 1809 erschien sogar das kaiserliche Decret aus dem Hoflager zu Wien, wodurch die vermeinte Schenkung Carls des Großen zurückgenommen, der Kirchenstaat dem französischen Reiche einverleibt, Rom zu einer kaiserlichen freien Stadt erklärt, die Besitznahme auf 1. Juni bestimmt, und zu des Papstes Unterhalt jährlich 2 Mill. ausgesetzt ward. Da nun Pius nichts mehr zu fürchten hatte, erklärte er Napoleon und alle diejenigen seiner Anhänger, welche der katholischen Kirche zuwider gehandelt hatten, in den großen Bann. Am 11. Juni ward eine zweite Exkommunikationsbulle an Napoleon selbst gerichtet, und am 12. Juni erfolgte die öffentliche Bekanntmachung dieses Bannes. Von päpstlicher Seite sorgte man nach Möglichkeit für die Verbreitung dieser Bullen, welche die Franzosen zu unterdrücken suchten.

Am 6. Juli unterzeichnete Pius noch einen frommen Hirtenbrief an seine treuen Unterthanen. Aber in der ersten Stunde dieses Tages, Nachts 1 Uhr, drang General Radel mit seinen Franzosen in den Quirinalpallast, entwaffnete die 830 Mann starke Schweizergarde, und fand, als er in das Zimmer des Papstes trat, denselben schreibend an einem Tische; er forderte ihn auf, seiner weltlichen Herrschaft zu entsagen, was Pius mit kurzen und bestimmten Worten verweigerte. Hierauf erklärte ihm Radel, daß er beauftragt sei, Se. Heiligkeit von Rom abzuführen. Pius schickte sich sogleich an, diesem Befehle zu gehorchen, und so ward der heil. Vater in der größten Eile zum Thore del popolo aus seiner Residenz abgeführt. Des Papstes Entführung verbreitete allgemeine Trauer und Bestürzung.

An der toskanischen Grenze erkrankte Pius, und von dieser Zeit an immer schwächlicher, mußte er seine Reise dennoch fortsetzen, so daß er am 7. Juli Abends in Grenoble eintraf. Hier bewunderte Jedermann des Papstes Heiterkeit und Geistesgegenwart. In der Nacht vom 1. zum 2. August ward Pius nach Valence abgeführt. Am 4. Aug. traf er in Aix ein. In Nizza erleuchteten die Einwohner drei Mal freiwillig die Stadt. Am 10. August morgens mußte er seine Reise fortsetzen, bis ihn endlich Savona aufnahm. Hier ward dem Gefangenen oft Papier und Tinte verweigert, und Niemand durfte ihn anders als unter Aufsicht sprechen. Pius aber blieb sich selbst treu; geduldig und ergeben trug er sein Schicksal. Auch in seiner Gefangenschaft gab er viele Beweise von seinem unveränderlichen Willen, kein Recht des römischen Stuhls Preis zu geben. In der Mitte des Jahres 1812 ward Pius nach Fontainebleau abgeführt; hier bemühte man sich, seine Standhaftigkeit zu erschüttern, und ihn zu zwingen, in des Kaisers Forderungen einzuwilligen, allein es war alles vergebens, und Pius erklärte, daß

alles, was man, bevor er in Freiheit gesetzt sei, in seinem Namen bekannt machen lasse, ungültig sei und bleibe; Napoleon erschien selbst in Fontainebleau, und Gewalt und Vorstellungen brachten es endlich dahin, daß der Papst am 25. Jan. 1813 eine vorläufige, aber sehr bedingte Einwilligung zu einem Concordate gab, welches ihn verbindlich machte, binnen 6 Monaten die vom Kaiser ernannten Bischöfe einzusetzen, widrigenfalls der Erzbischof dies bewirken solle; der Papst aber sollte 10 Bischöfe in Frankreich und Italien ernennen dürfen. Pius hatte jedoch zur Bedingung gemacht, daß das Concordat nicht eher gültig sei, bis er in einem Cardinal-Collegio darüber berathschlagt habe. Gleichwol erklärte dasselbe Napoleon am 13. Februar als abgeschlossen zum Reichsgesetz. Erzürnt verwarf nun Pius das ganze Concordat. Hierauf mußte er die letzten Aeußerungen der Wuth und Tyrannei des Geächteten empfinden. — Aber auch dem leidenden Pius waren die Siege der Verbündeten im Jahre 1814 eine Errettung. Der Papst erhielt seine Besitzungen wieder, und Pius durfte Frankreich verlassen und seine weltliche Regierung wieder antreten. Am 24. Mai 1814 kehrte er nach Rom zurück; englische und östreichische Soldaten geleiteten ihn dahin. Eine seiner ersten Handlungen auf dem wiedergewonnenen heiligen Stuhle war die förmliche Wiederherstellung des Jesuitenordens, am 7. August, woran sich die Verdammung der Freimaurer schloß. Auch das Inquisitionstribunal rief er in mildern Formen wieder ins Leben, erneuerte die strengen Bücherverbote, und würde in der Schweiz und Deutschland vieles ausgerichtet haben, nachdem er mit Frankreich, Neapel, Baiern und Preußen Concordate geschlossen hatte, wenn er sich nicht zu förmlich einigen Wünschen der protestantischen Höfe, z. B. in der Wessenbergschen Sache, entgegengestellt hätte. Dagegen gab er der Heidelberger Universität einige für die Vaticana nutzlose deutsche und historische Manuskripte zurück. Der schlaue Consalvi, sein Minister, steigerte Roms Ansehen in Frankreich, und bewies Napoleons Verwandten viele äußere Achtung, als der Papst solche in seinen Staaten aufnahm. Pius **VII.** starb am 20. August 1823, und sein vom Nachfolger verabschiedeter Minister Kardinal Consalvi am 24. Januar 1824. Pius **VII.** war der erste Papst, welcher über 24 Jahre regiert hatte. Sein Nachfolger Leo **XII.** folgte ihm am 28. September auf dem heiligen Stuhle.

Belagerung von Schweidnitz im Feldzuge von 1758,

vom 15. März bis zum 18. April.

Der östreichsche Kommandant in der Festung Schweidnitz, General Thierheim, war mit seiner 8000 Mann starken Garnison besorgt gewesen, dem Platze eine größere Festigkeit zu geben, und die Stadt mit allem Nothwendigen zu versehen.

Bald nach der Wiedereroberung von Breslau war Schweidnitz blockirt worden. Seit den 15. März wartete das vereinte Belagerungskorps nur auf günstige Witterung. Diese erlaubte erst am 1. April die Tranchée zu eröffnen.

Der Ingenieur-Oberst Balbi leitete die Arbeiten. Man schlich sich mit einbrechender Dunkelheit auf 400 Schritt gegen das Galgenfort und die Bastion Nr. 1 heran. Eine Abtheilung Kavallerie wurde hinter dem Hügel rechts von Läbischdorf aufgestellt, um die Kommunikation gegen Ausfälle zu decken. In der Nacht vom 2. April begann der Bau der Batterieen. Der Feind hatte aber auf der nun allein bedrohten Front so viel Feuer vereint, daß die Bauten immer wieder niedergerissen wurden.

Gegen das feindliche Artilleriefeuer war von preußischer Seite keines in Wirkung gesetzt worden, weil man nicht eher als aus allen Batterieen zugleich, ein überraschendes Feuer eröffnen wollte. Doch sah man sich genöthigt, in der Nacht zum 5. April einige 12pfündige Geschütze auf der Höhe zu etabliren, um den Eingang der Kommunikation zu decken und die enfilirenden feindlichen Geschütze zu vertreiben.

Am 6. April befahl der König, so viel Geschütz als möglich in die unvollendeten Batterieen zu führen, um doch das feindliche Feyer in etwas zu löschen, da ohnehin der Bau nicht fertig werden könne. Am 8. April konnte man aus 5 Batterieen feuern. Das Feuer der Feinde wurde auch wirklich schwächer, so daß nun der Ausbau der preußischen Batterieen bewerkstelligt werden konnte. So arbeitete man immer weiter am 10., 11., 12., 13., 14. und 15. April, und der Oberst Balbi vollzog diese Nacht noch alle Untersuchungen, um dem Könige am 15. April früh den Plan zur Wegnahme des Galgenforts durch Leitersteigung vorzulegen. Der König genehmigte den Vorschlag, und so wurden denn am 16. April die zum Sturm bestimmten Truppen nach Mitternacht in der Tranchée versammelt. Auf ein um 1½ Uhr gegebenes Zeichen wendete sich alles Feuer der Artillerie gegen die Bastion Nr. 1 und die Jaueriger Front, während die Sturm- und Deckungsabtheilungen sich in den unbeschossenen Räumen in Marsch setzten. 3 Grenadier-Bataillone marschirten voran. Jeder Deckungskolonne folgte

eine zum Sturme zusammengestellte kleine Abtheilung. — Die Leitererſteigung wurde raſch und ohne großen Verluſt ausgeführt, da die Gegenwehr nur gering war. Die aus 3 Offizieren und 153 Mann beſtehende Beſatzung des Galgenforts wurde gefangen.

Man hatte alles gethan, um des Feindes Aufmerkſamkeit zu theilen, ſo daß der Feind eigentlich nicht wiſſen konnte, wo der Hauptangriff vor ſich gehen würde. Die ganze Unternehmung koſtete dem Belagerungscorps nur 10 Todte und 48 Bleſſirte. Mit anbrechendem Tage ließ der öſtreichiſche General Chamade ſchlagen; er erhielt eine Kapitulation, und dieſer zufolge ſtreckten am 18. April 1758 5000 waffenfähige Oeſtreicher das Gewehr. — Der König ernannte Zaſtrow zum Kommandanten und gab der Feſtung 4 Bataillone Garniſon.

Guſtav III., König von Schweden,

geboren am 24. Januar 1746, tödtlich verwundet in der Nacht vom 15. zum 16. März 1792, geſtorben am 29. März darauf.

Guſtav III., dieſer merkwürdige Regent Schwedens, deſſen Geſchichte ein wahrer Fürſtenſpiegel genannt werden kann, war der älteſte Sohn Adolph Friedrichs, bei ſeiner Geburt noch Herzog von Holſtein-Gottorp, und Ulrikens Louiſens, einer Schweſter Friedrichs II. Die Erziehung Guſtavs war vom 5ten Jahre an dem Grafen Teſſin anvertraut, welcher ſeines Zöglings Geiſt und Charakter mit ſteter Hinſicht auf ſeine zukünftige Beſtimmung zu bilden ſuchte. Beſonders war Teſſin bemüht, des Prinzen Ehrgeiz zu beſchränken, und ihm früh ſchon Hochachtung für die Konſtitution Schwedens einzuprägen, und ſein Nachfolger, der Graf Scheffer, richtete ſeine Bemühungen auf daſſelbe Ziel. Nichtsdeſtoweniger entwickelten ſich in dem feurigen Gemüthe des Jünglings Ehrgeiz, Herrſchbegierde und Eitelkeit; aber er wußte dieſe inneren Gefühle ſeines Herzens geſchickt zu verbergen, bis er es wagen durfte, ſeine Wünſche laut werden zu laſſen. Der Charakter des Prinzen war übrigens dem Scheine nach anſpruchslos, ſein Weſen überaus geſchmeidig, ſeine Sitten gefällig, ſeine Freundlichkeit und Milde bezaubernd, lauter Eigenſchaften, hinter welchen er den immer heißer glühenden Ehrgeiz und ſeinen Thatendrang leicht verbergen konnte. Ritterliche Uebungen, Wiſſenſchaften und Künſte, die feineren Vergnügungen des geſelligen Lebens und mit Geſchmack vereinigte Prachtliebe ſchienen ſeine Lieblingsneigungen zu ſein. Zur Zeit der ſchwediſchen Faktionen der Mützen und Hüte fehlte es Guſtavs Vater

an Königl. Energie und Charakterstärke, desto thätiger aber arbeitete der kühne Geist seines Sohnes im Verborgenen und kaum war er nach des Vaters Tode am 12. Febr. 1771 zur Regierung gelangt, als er seinem Ziele mit bewundernswürdiger Kunst entgegen schritt. Er fing damit an, sich die Militairofficianten zu befreunden, und eine Verbindung derselben zu seinen Gunsten zu bilden. Diese Verbindung belebte in der Hauptstadt der Oberst Sprengporten, und bei den Regimentern in den Provinzen wirkten Emissarien. Indessen näherte sich der Augenblick zu einer wichtigen Ausführung: eine neue Constitution war entworfen, und die Rollen so vertheilt, daß des Königs Brüder die Revolution in den Provinzen leiten sollten, während Gustav sie in der Hauptstadt beginnen würde. Die Revolution nahm am 12. August damit ihren Anfang, daß einer der treusten und kühnsten Anhänger des Königs, der Kommandant von Christianstadt, Hellichius, die Stadtthore schließen, alle Zugänge besetzen, und in seinem und der Besatzung Namen ein Manifest publiziren ließ, worin den Ständen der Gehorsam aufgekündigt wurde. Prinz Carl erschien vor Christianstadt und forderte die Uebergabe; seine Forderung blieb fruchtlos, und es folgte eine scheinbare Belagernng und Vertheidigung. Der König spielte die Rolle des Gleichgültigen sehr täuschend. Der Ständeausschuß der Hauptstadt hatte verfügt, daß die Bürgerreiterei patroulliren sollte; bei diesen Patrouillen fand sich der König häufig ein, machte sich dieselben zu Freunden, und gewann immer mehr Offiziere für sich. So bereitete er den entscheidenden Moment vor, und gab noch den Tag vorher ein glänzendes Hoffest. Am folgenden Tage, den 19. August 1771, begab er sich nach einem Spazierritt in den Reichsrath aufs Schloß, wo es zum ersten Male zwischen ihm und einigen Räthen zu einem lebhaften Wortwechsel kam. Von hier aus verfügte er sich zu Pferde nach dem Arsenal, wo er die dort aufziehende Wachtparade manövriren ließ. Während dessen versammelten sich, in Folge eines geheimen Befehls, seine befreundeten Offiziere um ihn und begleiteten ihn nach dem Schlosse. Mit dem Eintritte des Königs in das Schloß begann die Revolution. Der König eröffnete den versammelten Offizieren seinen Plan und forderte sie zur Unterstützung auf. Die meisten waren Jünglinge und durch den Gedanken an die Rettung des Vaterlandes augenblicklich gewonnen. Den drei ältern, welche sich weigerten, ließ der König sogleich die Degen abnehmen. Alle Uebrigen leisteten den Eid der Treue und des Gehorsams, und indem ihnen der König seine fernern Befehle gab, band er ein weißes Tuch um den linken Arm, und bestimmte dieß als das Zeichen, woran er seine Freunde erkennen würde. Des Königs Anrede an die Soldaten

daten wurde von diesen mit beifälligem Zurufe erwiedert. Hierauf ließ er die Zugänge zu dem Versammlungssaale des Reichsraths besetzen und diesem ruhiges Verhalten anempfehlen, begab sich sodann unter dem Zujauchzen des Volkes nach dem Arsenale, wo er sich der Artillerie versicherte, und ließ öffentlich die Einwohner Stockholms zur Ruhe ermahnen, und anweisen, keinen andern als des Königs Befehlen zu gehorchen. Es wurden Kanonen aufgefahren, Wachen vertheilt und Verhaftungen vorgenommen. So war der entscheidende Schlag ohne Gewalt geschehen, und der König begab sich nach dem Schlosse zurück, wo er die Glückwünsche der zur Tafel eingeladenen fremden Gesandten empfing. Am folgenden Tage leistete der Stadtmagistrat, unter dem allgemeinen Zurufe des Volkes, auf dem großen Markte den Eid der Treue. Aber auch die Stände mußten die Revolution genehmigen, und die neue Constitution anerkennen, durch welche das königliche Ansehen beträchtlich wuchs. Den folgenden Tag fanden sich die Stände und der Reichsrath zu einer allgemeinen Versammlung auf dem Schlosse ein. Der Schloßhof war mit zahlreichem Militair besetzt, gegen den Versammlungssaal Kanonen aufgefahren, und zu jeder Kanone ein Artillerist mit brennender Lunte in der Hand gestellt. Der König erschien mit einem zahlreichen Gefolge von Offizieren in ungewöhnlichem Pompe, schilderte in kraftvoller Rede die Lage des Reichs, die Nothwendigkeit einer Reform, erklärte seine gemäßigten Absichten, und ließ die neue Constitution vorlesen, die augenblicklich genehmigt und durch Unterschrift und Eid bekräftigt wurde. Jetzt war alles geschehen, fast alle Staatsdiener blieben in ihren Aemtern, die Verhafteten wurden wieder frei, und es folgte eine heitere beglückende Ruhe. Die nächsten Jahre war der König mit allem Ernste bemüht, sein Land zu beglücken, und er bereis'te es mehrmals zu seinem Besten. Nun aber ergaben sich auf dem Reichstage die Anzeigen künftiger Unruhen, weshalb der König ihn auflös'te. Ein Aufstand in Dalecarlien wurde durch Militair gedämpft.

Im Herbste 1783 reis'te Gustav durch Deutschland nach Italien, um die Bäder von Pisa zu besuchen, und ging im folgenden Jahre durch Frankreich zurück. Eine Hungersnoth raffte Tausende seiner Unterthanen hinweg; die Reichsstände verwarfen seine Vorschläge und nöthigten ihn zu harten Opfern. Sein Ehrgeiz verwickelte ihn auch in einen, seinen Stolz sehr demüthigenden Krieg mit Rußland. Er marschirte nach Finnland, allein ein großer Theil seiner Truppen verließ ihn vor Friedrichsham, weil sie keinen Offensivkrieg führen wollten. Der König begab sich hierauf nach Haga und Dalecarlien, und brachte ein beträchtliches Heer zusammen. Allein der Aufstand bei der

finnländischen Armee, welche mit den Russen einen Waffenstillstand geschlossen hatte, dauerte fort. Der Adel trotzte dem Könige gewaltig; der König ließ viele Empörer des Adels verhaften und erzwang die Annahme einer neuen Vereinigungs- und Sicherheitsacte, welche ihm noch mehr Rechte, als bisher, sicherte. Nunmehr ward der Krieg mit Anstrengung und wechselndem Glücke fortgesetzt. Blutige Schlachten wurden gewonnen und verloren, aber wie ritterlich auch Gustav den Feind bekämpfte, so ließ er sich doch zum Frieden geneigt finden, welcher in der Ebene von Werelee am 14. August 1790 abgeschlossen ward. Aber statt sein Unglück zu beherzigen, faßte er noch riesenhaftere Pläne. Er beschloß, sich in die französische Revolution einzumischen und Ludwig XVI. wieder auf den Thron zu setzen. Er wollte Schweden, Rußland, Preußen und Oestreich vereinigen, und sich an die Spitze dieses Bundes stellen. Im Frühjahre 1791 ging er deshalb nach Spaa und Aachen, schloß mit Katharina einen Freundschaftsvertrag und berief im Januar 1792 einen Reichstag zusammen, der nach 4 Wochen zu seiner Zufriedenheit endigte. Aber hier wurde bereits ein Mordanschlag gegen ihn gefaßt und versucht. Die Grafen Horn und Ribbing, die Freiherren Bielke und Pechlin, der Oberstlieutenant Liljehorn und mehrere Andere hatten sich verbunden, den König zu ermorden und die alte Aristokratie wieder herzustellen. Ankarström, der den König persönlich haßte, bot sich ihnen zum Werkzeug an. In Haga hatte ihn ein geheimes Grauen, in Gefle Mangel günstiger Gelegenheit an seiner Ausführung gehindert. Jetzt folgte er dem Könige nach Stockholm, und die Maskerade in der Nacht vom 15—16 März 1792 wird unwiderruflich zur Ausführung des Verbrechens bestimmt. Kurz vor Anfang des Balls erhielt der König ein mit Bleistift geschriebenes Warnungsbillet, dennoch begiebt er sich um 11 Uhr mit dem Grafen Essen nach der Redoute, tritt zunächst in eine Loge, und, da alles ruhig bleibt, in den Saal. Hier umringt ihn plötzlich ein Gewühl von Masken, und indem ihm eine derselben, der Graf Horn, mit den Worten: »Gute Nacht Maske!« auf die Schulter klopft, wird der König von Ankarström durch einen Schuß im Rücken verwundet. Mit seltener Geistesgegenwart traf er sogleich die nöthigen Verfügungen; Ankarström mit seinen Theilnehmern wurde entdeckt. Indessen zeigte sich die Wunde bald tödtlich, und Gustav starb schon am 29. März, nachdem er noch mit ungetrübter Geistesheiterkeit die nöthigsten Geschäfte geordnet, und den Befehl selbst unterzeichnet hatte, seinen Sohn zum Könige auszurufen.

Preußens Rüstung zum Befreiungskriege und Friedrich Wilhelms III. Aufruf an sein Volk, am 17. März 1813.

Durch Preußens Grenzen war die Macht Napoleons in ihrem höchsten Glanze zu einem Kriege mit Rußland gezogen. Das preußische Volk fühlte, daß es Zeit sei, die Waffen gegen den übermüthigen Herrscher zu ergreifen. Friedrich Wilhelm begab sich nach Schlesien, und erließ schon im Februar 1813 einen Aufruf an die Jugend seines Landes, sich freiwillig zum Schutze des Vaterlandes zu rüsten. Der König kannte sein Volk, und das königliche Vertrauen wurde ehrenvoll von seinem treuen Volke gerechtfertigt. Noch war das Wort Krieg nicht ausgesprochen, allein Preußen wußte was es sollte, zeigte was es wollte; denn zu Tausenden strömten die preußischen Jünglinge herbei, um das Vaterland zu befreien; Patriotismus und Liebe zum Könige zeigten sich auf allen Gesichtern, jede Brust entglühte für eine neue freiere Selbstständigkeit. Der König that noch mehr, er verordnete eine Bewaffnung seines ganzen Volks, indem er Landwehr und Landsturm einzurichten befahl.

Am 17. März 1813 sprach endlich Friedrich Wilhelm das entscheidende Wort des Krieges gegen Frankreich aus. Es war kein leichtes Wort; denn es mußte durch Muth und gefahrvolle Thaten behauptet werden: die Franzosen hatten in Preußen und Polen noch 8 Festungen mit 65,000 Mann besetzt; noch war ein Theil ihres Heeres an den Ufern der Elbe gelagert, und Napoleon sammelte immer fort unzählbare Schaaren in Frankreich; die Russen waren sehr zusammengeschmolzen. Aber Preußen konnte bald seine volle Kraft entwickeln; denn der König und seine Staatsdiener hatten schon früher die besten Maßregeln genommen, um schnell gerüstet zu sein, wenn die Stunde der Befreiung vom fremden Joche schlagen würde. Ueberall waren waffenkundige Männer verbreitet, welche schnell in Haufen zusammengezogen werden und die Lehrer der noch Ungeübten sein konnten.

Zu dem gesammten Volke sprach der König, an demselben Tage, als er Frankreich den Krieg erklärte, in einem allgemeinen Aufrufe ungefähr Folgendes:

»Ueber die Ursachen des Krieges bedarf es keiner Rechenschaft; sie liegen klar vor Augen. Wir unterlagen Frankreichs Uebermacht, der Friede schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg, das Land ward ausgesogen, Ackerbau und Kunst gelähmt und die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt. Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten meine besten Absichten,

»und Napoleons Verträge mußten uns verderben. Nun aber »ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. »Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern und Litthauer, »Ihr kennet Euer trauriges Loos, wenn wir den Kampf nicht »ehrenvoll beendigen. Große Opfer müsset Ihr dem Vaterlande »bringen; denn unser Beginnen ist groß, und stark unser Feind. »Bringet sie aber, diese Opfer, im Vertrauen auf Gott und un»sere gerechte Sache! Lasset uns ehrenvoll den Namen Preußen »retten, und trostvoll der Wiederkehr einer glücklichen Zeit ent»gegen sehen!«

Diese wahrhaft königlichen Worte entflammten die Preußen mit Begeisterung für ihre Freiheit; sie fochten und siegten. Ehre den preußischen Helden!

Friedrichs II. Kreuzzug nach Asien und Selbstkrönung zu Jerusalem,

am 18. März 1229.

Im Jahre 1227 starb der Papst Honorius; diesem folgte auf dem heiligen Stuhle Gregor IX., ein kräftiger Geist, war dem Kaiser mit Nachdruck entgegen trat. Sein erstes Wort der Kreuzzug; und Friedrich II. sah sich genöthigt, einen Kreuzzug zu unternehmen. Er setzte daher den Aufbruch auf Mariä Himmelfahrt 1227 fest. Kaum war dieß Wort gegeben, so strömten große Schaaren von Kreuzfahrern nach Apulien, und der Zug ging fort; am 8. September 1227 folgte Friedrich mit seinem Freunde, dem Landgrafen Ludwig dem Heiligen von Thüringen, selbst nach. Aber auf dem Schiffe wurden Beide von einer ansteckenden Krankheit ergriffen, und ließen sich schon am dritten Tage zu Otranto wieder ans Land setzen. Der Landgraf starb, und da die vorausgeeilten Pilger vernahmen, daß der Kaiser nicht nachkomme, so kehrten sie, 40,000 an der Zahl, verdrießlich wieder um, zerstreuten sich einzeln in ihre Heimath, und der ganze Zug, auf den Europa und Asien ihre Blicke gerichtet hatten, war vereitelt.

Jetzt ließ Gregor IX. seinen Zorn gegen den Kaiser aus, und begann einen offenen Krieg mit ihm, nannte seine Krankheit Verstellung, ihn selbst einen Drachen, predigte donnernd gegen ihn, verfluchte ihn, schleuderte den Bannstrahl gegen ihn, und belegte ihn, als einen Feind der Kirche, mit dem Interdikte.

Um sich die Achtung der Welt wieder zu erwerben, entschloß sich Friedrich, nach Wiederherstellung seiner Gesundheit, im folgenden Jahre 1228 zu einem neuen Kreuzzuge, welchen

er am 1. August unternahm. Seine Freunde in Rom empörten sich hierauf und nöthigten den Papst, die Stadt zu verlassen, der aber seinen Bann nur noch mehr bekräftigte und gegen Friedrich drei Heere ausrüstete. Dieser war indessen im September 1228 zu Acre glücklich ans Land gestiegen. Die Johanniter, Tempelherren und deutschen Ritter nahmen ihn freudig auf, und alles wäre sehr gut gegangen, wenn nicht zwei Franziskaner mit päpstlichen Bullen gekommen wären, um hier Uneinigkeit zu stiften, was ihnen denn auch, nach dem Wunsche des Papstes, vortrefflich gelang. Der Kaiser war der Verzweiflung nahe; entschlossen brach er mit den deutschen Rittern auf, um in Palästina entweder den Tod oder um so größern Ruhm zu finden. Herrmann von Salza, der wackere Großmeister des deutschen Ordens, blieb zurück, um seine Beredsamkeit an den Johannitern und Templern nochmals zu versuchen. Endlich ließen sich diese bereden, dem Kaiser nachzuziehen; sie holten ihn bei Cäsarea ein. Die Eifersucht erhob sich aber bald wieder.

So kam man in der Mitte des Novembers in Joppe an. Bei Gaza stand der Sultan von Aegypten, damaliger Besitzer von Jerusalem, bei Sichem sein Feind, der Sultan von Damaskus, und Jeder wünschte den Kaiser auf seine Seite zu ziehen. Friedrich zog die Freundschaft des Erstern vor, und gewann durch geschickte Unterhandlungen ohne Schwertstreich, was die mächtigsten Fürsten vor ihm durch vieles Blutvergießen nicht hatten erlangen können. Der Sultan von Aegypten, um sich nun sein Hauptland zu sichern, trat in einem 10jährigen Waffenstillstande, am 18. Februar 1229, das Reich Jerusalem mit der Hauptstadt und fast allen andern Orten, die früher dazu gehört hatten, an den Kaiser ab, versprach auch keine neue Festung gegen Palästina anzulegen, und verlangte bloß Schutz und Sicherheit für die an den abgetretenen Orten wohnenden Moslemin, und Zutritt für sie zu dem Tempel Salomonis, den sie eben so sehr verehrten, als die Christen. Friedrich zog nun fröhlich in Jerusalem ein, gab den Geistlichen ihre Kirchen und Klöster wieder, und ließ alle zerstörte Festungswerke und Schlösser wieder herstellen.

So viel hatten die Johanniter und Tempelherren in 50 Jahren nicht erreicht. Darum stieg jetzt ihr Neid aufs höchste. Selbst Gerold, der Patriarch von Jerusalem, ein Anhänger des Papstes, weigerte sich in Gegenwart des Geächteten Gottesdienst zu halten, und als dieser auf seine Krönung bestand, belegte jener ganz Jerusalem mit dem Interdikte. Friedrich ließ sich aber hierdurch nicht stören; er ging am 18. März 1229 mit seinen Hauptleuten und den deutschen Rittern in die Kirche, und da kein Priester Messe lesen wollte, setzte er sich

selbst am Altare die Krone auf, und Herrmann von Salza hielt eine Rede an das versammelte Volk. — Hierauf schiffte sich der Kaiser alsbald wieder ein, und stieg Ende Mai **1229** bei Brundusium ans Land.

Ueber das Leben Kaiser Friedrichs **II.** dürften hier noch einige Notizen hinzugefügt werden: Friedrich **II.**, auch Roger Friedrich genannt, war der Sohn Kaiser Heinrichs **VI.** und Enkel Friedrichs **I.** Zum römischen Könige ward er schon zu seines Vaters Lebzeiten ernannt, zum Kaiser aber erst am **13.** December **1210** erwählt. Der Papst Innocenz **III.** billigte diese Wahl, und Friedrich, welcher sich damals auf Sicilien befand, begab sich nach Deutschland, um daselbst sein Recht zu behaupten. Seine Wahl zum Kaiser wurde von den zu Frankfurt versammelten Ständen bestätigt und er **1212** zu Aachen gekrönt. Im Jahre **1225** empfing er die Krone zum zweiten Male aus den Händen des päpstlichen Legaten Siffroy, Erzbischof von Mainz, und blieb nach Otto's Tode, **1218**, ruhiger Besitzer des deutschen Reichs. Nun versammelte er die Stände zu Nürnberg, und traf verschiedene Einrichtungen, um Deutschland zu beruhigen. Auch begab er sich, dem Gebrauche gemäß, nach Rom, um sich vom Papste Honorius **III.** die Krone übertragen zu lassen. Constantia von Aragonien, seine Gemahlin, ward mit ihm zugleich gekrönt. Er entsagte allen Ansprüchen auf Spoleto und Toscana, zu Gunsten des heiligen Stuhles, welchem er die Grafschaft Fondi schenkte; er versprach zugleich nichts zu unternehmen, was gegen die Rechte der Kirche wäre, und nach **2** Jahren die Sarazenen im Oriente zu bekriegen, welches letztere Versprechen er anfänglich nicht hielt, weshalb er bei Sr. Heiligkeit in Ungnade fiel. **1221** marschirte Friedrich gegen die toskanischen Fürsten Richard und Thomas, Grafen von Agnani, des Papstes Innocenz **III.** Brüder, welche in Apulien einige Städte an sich gerissen hatten und die übrigen zum Aufruhre anregten. Den Erstern nahm er im Schlosse von Sara gefangen, und den Andern nöthigte er zur Flucht; die Bischöfe, welche an dieser Empörung Theil genommen hatten, verwies er und setzte andere Prälaten an ihre Stellen. Honorius, welcher sich zum Beschützer derselben aufwarf, meldete dem Kaiser, daß er, als König von Sicilien und Vasall der Kirche, dieselben nicht absetzen könne, indem er nicht Richter über die Geistlichkeit sei, und daß er nur darauf bedacht sein sollte, sein Versprechen hinsichtlich der Bekämpfung der Sarazenen zu erfüllen. Friedrich antwortete dem Papste, daß er, als Kaiser und als König von Sicilien, unumschränkter Herr über seine Unterthanen sei, und in weltlichen Sachen selbst über die Geistlichkeit; daß er dieses von seinen Vorfahren erhaltene

Vorrecht auch seinen Nachfolgern hinterlassen wolle; daß er lieber sein Reich verlieren wolle, als eine Feigheit begehen; daß er die Faktionen, je mehr sie begünstigt würden, desto weniger verzeihen werde, und daß er erst dann, wenn er in seinem Reiche den Frieden hergestellt hätte, seinen Kreuzzug unternehmen würde. Hierauf ward Friedrich von dem erzürnten Papste 1222 exkommunizirt. Diese Sache wurde jedoch im folgenden Jahre beigelegt, und Friedrich, welcher am 22. Juni 1222 seine Gemahlin Constantia verloren hatte, vermählte sich mit Jolanda, der Tochter Johanns von Brienne, Königs von Jerusalem, und versprach in 2 Jahren nach Asien zu ziehen, was auch wirklich geschah, obgleich auch jetzt die Feindseligkeiten mit dem Papste noch fortdauerten, mit welchem er erst nach seiner Rückkehr im Jahre 1230 Frieden schloß, und das Versprechen gab, alle an sich gerissenen Kirchengüter wieder zurück zu geben und fernerhin der Kirche unterworfen zu sein. Dessenungeachtet aber handelte er nicht anders. 1235, als er wieder in Deutschland war, ließ er seinen Sohn Heinrich im Gefängniß sterben, weil sich dieser an die Spitze der Unterdrückten gestellt hatte. Er soll so erbittert gewesen sein, daß er nicht nur Schmähschriften gegen den Papst schrieb, sondern sogar Verse gegen die Religion selbst machte. 1236 belegte der Kaiser den Herzog Friedrich von Oestreich mit dem Reichsbanne. Zwei Jahre nachher ging er mit 10,000 Mann über die Alpen nach Italien, besiegte die Mailänder und richtete ein gewaltiges Blutbad an. Er nahm verschiedene Städte weg, unterwarf sich Sardinien, triumphirte über Venedigs und Genua's Streitkräfte, bemächtigte sich des Herzogthums Urbino im Kirchenstaate, und belagerte selbst Rom im Jahre 1240. Alle Gefangenen, die er in diesem Kriege machte, betrachtete er als Kreuzfahrer gegen seine kaiserliche Person, weshalb er ihnen mit einem glühenden Eisen ein Kreuz auf die Stirn drücken ließ. Hierauf verheerte er Benevent, den Monte-Cassino, Sona und die Besitzungen der Tempelherren. Die meisten Städte Italiens theilten sich in zwei Partheien. Als Gregorius im Jahre 1241 ein Concilium zu Rom versammeln wollte, schifften sich die Prälaten aus Frankreich, England und Spanien in Genua ein. Erich aber, oder Heinrich, König von Sardinien, des Kaisers natürlicher Sohn, erwartete die Galeeren bei Pisa, nahm 22 derselben weg, versenkte 3, und schickte die Prälaten als Gefangene zum Kaiser; es waren auch 3 Cardinal-Legate des Papstes darunter, welcher vor Aerger hierüber starb. Ihm folgte Cölestinus IV., welcher nur 18 Tage auf dem heiligen Stuhle saß. Nach diesem wurde Innocenz IV. erst nach 19 Monaten erwählt. Dieser begab sich, des Kaisers Macht fürch-

tend, nach Frankreich, wo er 1245 zu Lyon ein allgemeines Concil zusammen berief. Auf dieser Versammlung ward Kaiser Friedrich bei ausgelöschten Kerzen exkommunizirt und seiner Würde entsetzt, weil er die Kirchengüter unrechtmäßig an sich gerissen habe, mit den Sarazenen in gutem Einverständniß lebe, und in gewissen Glaubensartikeln irre. Friedrich beklagte sich nicht wenig über dieses Verfahren, und schrieb deshalb einen Brief an den heiligen Ludwig, in welchem er darlegte, daß er ganz ungesetzlich verurtheilt worden sei, da der Papst, als Oberhaupt der Geistlichkeit, den Fürsten nichts zu befehlen habe, und daß dieses eine Sache zur Klage gegen den Papst für alle Könige sei. Seit dieser Zeit hatte Friedrich auch wirklich alles mögliche Unglück; die vereinigten lombardischen Völker schlugen ihn; alle Fürsten betrachteten ihn als einen Gottlosen, und die Deutschen erwählten 1245 gegen ihn Heinrich von Thüringen und 1248 den Grafen Wilhelm von Holland. Der König Ludwig von Frankreich, welcher dem Papste in Clari einen Besuch abstattete, gab sich alle Mühe, die Sache des Kaisers auf eine friedliche Weise zu schlichten, allein seine Mühe war vergeblich, und der unglückliche Fürst starb bald darauf verlassen von aller Welt, und niedergedrückt von Kummer zu Fiorenzuola in Apulien. Einige Geschichtschreiber wollen behaupten, sein natürlicher Sohn Mainfroy habe ihn am 13. December 1250 in einem Alter von 57 Jahren im Bette erstickt.

Diese Uneinigkeiten zwischen den Päpsten und dem Kaiser Friedrich gaben Veranlassung zu den Italien so lange Zeit verheerenden Händeln der Guelphen und Gibellinen. Uebrigens soll der Kaiser ein sehr gescheidter Mann gewesen sein: er sprach sechs Sprachen, hatte einen außerordentlich lebhaften durchdringenden Geist, war muthig und prachtliebend. In religiöser Hinsicht aber beschuldigte man ihn des Atheismus; auch war er grausam, wortbrüchig und ausschweifend. Dieser gelehrte Fürst ließ verschiedene griechische Bücher, besonders aus dem Aristoteles, ins Lateinische übersetzen, und verlieh den Universitäten große Freiheiten. Er hatte sechs Frauen: 1) Constantia von Aragonien, mit welcher er den an Gift gestorbenen Heinrich hinterließ; 2) Jolanda von Brienne, die Mutter des römischen Königs Conrad; 3) Agnes, Tochter des mährischen Herzogs Otto, welche er verstieß; 4) Rutine, Tochter des baierschen Grafen Otto von Wolferthausen; 5) Isabeau, die Tochter des baierschen Herzogs Ludwig, und 6) Isabelle, die Tochter Johanns, Königs von England.

Es ist unbekannt, mit welcher von diesen Frauen er des thüringschen Landgrafen Albrechts Gattin Margaretha

zeugte; eben so wenig weiß man, welche die Mutter von Constantia, eines hessischen Landgrafen Gattin, war.

Friedrich hatte auch drei natürliche Kinder: eine Bianca, Marquisin von Montferrat; Mainfroy, Prinz von Tarent; Entius, König Heinrich von Sardinien; und Friedrich, Fürst von Antiochien.

Die Ansichten über Friedrichs Tod sind verschieden; Einige sagen, er habe große Buße gethan, und sich vor seinem Ende sehr gedemüthigt; Andere wieder, er habe sich alle kirchlichen Ehrenbezeigungen verbeten. Nach Einigen soll er durch den Erzbischof von Palermo vom Banne absolvirt worden, und als eingekleideter Cisterzienser gestorben sein; nach noch Andern starb er geächtet ohne Sakramente und ohne Reue. Letztere scheinen nicht unbedingten Glauben zu verdienen; denn Friedrichs Testament enthält deutliche Spuren von Reue. Er befiehlt nämlich seinem Sohne Conrad alles zurückzugeben, was der Kirche gehörte, und 11,000 Unzen Gold oder 250,000 Livres zur Unterstützung des heiligen Landes zu verwenden. Sein Leichenbegängniß wurde zu Foggia so in aller Stille begangen, daß man noch lange nachher seinen Tod bezweifelte, und befürchtete, er möchte wieder einmal mit einer furchtbaren Armee zum Vorschein kommen; auch erschien nach Verlauf von zwölf Jahren wirklich ein falscher Friedrich an der Spitze zahlreicher Truppen; allein er verschwand eben so plötzlich, wie er erschienen war, und man hat nichts wieder von ihm gehört und gesehen. Nach Verlauf von 20 Jahren erschien noch ein falscher Friedrich, der sich zu Nuis aufnehmen ließ; aber nachdem er vom Erzbischofe Coelln festgenommen ward, gestand er seinen beabsichtigten Betrug, und wurde lebendig verbrannt.

Alexander Severus, römischer Kaiser,

ermordet am 19. März 235.

Alexander Severus, der auf einigen Inschriften auch Aurelius genannt wird, trägt den Beinamen des Strengen, wegen des harten Verfahrens mit den Soldaten. Er ward am 1. October des Jahres 208 in der Stadt Acre in Phönizien geboren, und war der Sohn des Genesius Marcianus, eines Syriers, und der Julia Mammea, Tochter der Julia Maësa, des Kaisers Severus Gattin; denn Maësa hat 2 Töchter gehabt, die eine, Namens Soëmias, war die Mutter des Heliogabalus, Alexanders Vorgänger, und Mammea des Letztern Mutter. Alexander war ein Adoptivsohn und wurde von Heliogabalus auf der Maësa Zureden zum

Cäsar ernannt. Er folgte ihm auch in der Regierung, als er kaum 14 Jahre alt war, am 11. März des Jahres 222.

Alexander besaß alle Eigenschaften einer guten Natur und einer edlen Erziehung, welche ihm seine von großen Männern unterstützte Mutter zu Theil werden ließ. Ulpian, ein gelehrter Rechtsverständiger, war der Vornehmste unter Alexanders Lehrern und genoß Alexanders Vertrauen dergestalt, daß ihn dieser zu seinem ersten Minister ernannte. Anfänglich erlaubte er den Juden, in Palästina zu bleiben und ihrer Vorrechte zu genießen, und behandelte die Christen sehr schonend, gab auch allenthalben so viele Beweise von seiner Billigkeit, daß er sowohl von seinen Unterthanen geliebt, als von seinen Feinden geachtet werden mußte. Er war auch in der That so bescheiden, daß er es nie zugeben wollte, daß man ihm die ehrenvollen Zunamen Dominus, Antoninus und Magnus beilegte, wodurch der Senat ihn ehren wollte, sondern anbefahl, daß man ihn bloß mit folgenden Worten begrüßen sollte: »Sei gegrüßt Alexander I.«; denn er tadelte seine Vorfahren sehr über ihre Titelsucht, und besonders den Domitian, welcher also gegrüßt werden mußte: »Unser Herr und Gott befiehlt es so.« So erzählt uns wenigstens der römische Historiker Suetonius im 13ten Kapitel seines Lebens des Domitian. Die ersten Regierungsjahre Alexanders schienen Krieg mit Persien bringen zu wollen; auch hatten sich die Soldaten in Rom mehrmals empört und im Jahre 228 ihren prätorianischen Präfekt Ulpian ermordet. In demselben Jahre hatte Alexander auch gegen die Deutschen einen Krieg, sie wurden aber in Illyrien überwunden, und im folgenden Jahre fand der Perserkönig Artaxerxes an ihm in Armenien seinen Meister. Im J. 232 ging Alexander nach Syrien, um sich den Persern noch einmal entgegen zu stellen, und ein Jahr darauf schlug er den Artaxerxes zum zweiten Male. Die Verheerungen, welche die Allemannen in Gallien anrichteten, riefen den Kaiser nach Rom zurück, wo er einen Triumph hielt. Von hier reis'te er ab, um sich den allemannischen Barbaren zu zeigen; als er aber zu Mainz angekommen war, ließ ihn Maximinian, sein Nachfolger, ermorden. Nach Einigen geschah dieser Mord am 19., nach Anderen am 18. März im Jahre 235, nachdem Alexander 13 Jahre und 9 Tage regiert hatte. Er kam ums Leben in einem Alter von 26 Jahren 5 Monaten und 19 Tagen.

Alexander war groß u. stark, auch schön von Gesicht. Er liebte die lateinische Sprache weit weniger, als die griechische. Er hatte einige Fertigkeit im Versemachen und schrieb Gedichte über das Leben einiger Fürsten. Er liebte die Musik, spielte die Orgel und die Laute, malte sehr gut und verstand sich auf die

Mathematik und Geometrie. Auch legte er sich auf die Wissenschaft der Haruspizien und Auguren, oder auf die Prophezeiungs- oder Wahrsagekunst. Aber außer diesen Eigenschaften besaß er noch viele Regententugenden, wodurch er das Glück seiner Unterthanen zu befördern wußte. Unter ihm veränderte sich sehr Vieles, und der Thron, bisher ein Sitz des Lasters und der Schwelgerei, ward unter ihm zum Sitze der Tugend. Alexanders Liebe zu seinen Unterthanen ging so weit, daß er eidlich die Versicherung gab, die Lasten der Republik zu ermäßigen und die Beamten zu vermindern. Von allen Staatsangelegenheiten ließ er sich durch erfahrene Männer in Kenntniß setzen und bekümmerte sich um Alles. Er gab auch verschiedene Gesetze, wodurch die Rechte des Volks begünstigt wurden und die Finanzen eine bessere Einrichtung bekamen; auch gab er kein Gesetz, das nicht von 20 Juristen und 50 anderen erfahrenen und wohlmeinenden Männern gebilligt und geprüft worden war. Stellen wurden nicht mehr käuflich vergeben, sondern nur dem Verdienste zuerkannt. Sein kaiserlicher Rath war aus den rechtschaffensten und gescheidtesten Juristen des Reichs zusammengesetzt. Unter ihnen nahmen Ulpian, Callistratus und Modestinus den ersten Rang ein.

Alexander war ein Freund aller Künste und Wissenschaften, freigebig ohne Verschwendung, tapfer ohne Grausamkeit, und als Richter streng und billig zugleich. So ließ er z. B. einen gewissen Turinus, welcher sein Vertrauen gemißbraucht und viel Geld vom Volke angenommen hatte, um dem Kaiser Gnadenbezeigungen abzugewinnen, sehr streng bestrafen; er ließ ihn, nachdem er überführt worden war, an einen Pfahl binden, unter ihm feuchtes Holz und Stroh anzünden und ihn so tödten, während ein Herold laut ausrufen mußte: »Der Verkäufer von Rauch wird mit Rauch bestraft!« Ganz charakteristisch ist die Art, wie Alexander Severus einen Staatsverbrecher behandelte, und verdient daher wohl bemerkt zu werden. Der reiche und angesehene Senator Ovinius Camillus, einer der größten Weichlinge, wollte sich auf den Thron schwingen. Kaum erfuhr dieß Alexander, so ließ er den Ovinius zu sich rufen, dankte ihm verbindlich, daß er entschlossen sei, die schwere Bürde der Regierung freiwillig zu übernehmen, ging darauf mit ihm in den Senat und erklärte ihn zu seinem Reichsgenossen. Bald aber überhäufte ihn Alexander so sehr mit Geschäften aller Art, daß der Reichsgehülfe nicht fertig werden konnte. Da brach der Krieg aus mit Artaxerxes, dem Stifter des neupersischen Reichs in Parthien, und Ovinius begleitete das Heer mit einer Menge Küchenwagen und Gepäck; allein Alexander, der meistens zu Fuße

marschirte, bat ihn, als guter Soldat, Allen zum Beispiele sich dieser kleinen Unannehmlichkeit auch zu unterziehen; Ovinius ging also auch, war aber nach einem kurzen Marsche so erschöpft, daß er nicht mehr fort konnte. Jetzt ließ ihn Alexander ein Pferd besteigen, doch nach zwei Märschen konnte er auch dieß nicht mehr aushalten und setzte sich wieder in den Wagen, denn es gab Tag und Nacht keine Ruhe. Jetzt war man dem Feinde nahe, da ward dem Ovinius die Furcht vor dem Feinde peinlicher, als der Tod selbst; er gedachte seines frühern ruhigen Wohllebens und der jetzigen Mühseligkeiten, und wollte lieber in seine früheren Verhältnisse zurücktreten, als länger auf dem Throne bleiben. Alexander lachte und gewährte ihm seinen Wunsch, schickte ihn unter guter Bedeckung nach Italien zurück, wo Ovinius auf seinen Landgütern als Privatmann auf weichen Polstern die Sorgen der Regierung vergaß.

Alexander hatte auch den Grundsatz, nicht denjenigen die Staatsämter zu übertragen, die darnach strebten, sondern gerade denen, welche sich denselben zu entziehen suchten. Eben deshalb wählte er einst zum Präfekt des Prätoriums einen Mann, der die Flucht genommen hatte, um diese Stelle nicht bekleiden zu müssen. Alexander war den Juden geneigt und der Christen Freund; denn seine Mutter, Mammea, bekannte sich zum Christenthume. In seinem Kabinette hingen die Bildnisse Jesu Christi und Abrahams, und man sagt sogar, er habe die Absicht gehabt, Jesu Christo einen Tempel zu bauen und ihn unter die Götter zu versetzen; allein er soll durch die heidnischen Priester an der Ausführung seiner Idee verhindert worden sein.

Die allzu große Liebe zu seiner Mutter, einer ehrsüchtigen, geizigen Frau, soll die Ursache zu seinem Untergange gewesen sein.

Louis Antoine Henri de Bourbon, Duc d'Enghien,

geboren am 2. August 1772, hingerichtet am 20. März 1804.

Der Herzog von Enghien war der Sohn des Louis Henri Joseph, Herzogs von Bourbon, und einer Prinzessin von Orleans, der letzte Sprößling der Condé's, am 2. August 1772 zu Chantilly geboren. Er emigrirte beim Ausbruche der französischen Revolution nach Deutschland, Rußland und England und diente in den Heeren seines Großvaters, der die Legionen der Emigranten anführte, worauf er später, nachdem Condé's Corps aufgelös't ward, die Trümmer desselben sammelte und als bourbonsches Corps von neuem gegen den Feind führte. Durch seine Tapferkeit entschied er die Schlacht von Borzheim,

und obschon viele Republikaner, die sonst gefangenen Emigranten nie Pardon gaben, in seine Gefangenschaft geriethen, so befahl er streng, ihrer zu schonen und nicht das Wiedervergeltungsrecht an seinen Feinden auszuüben. Als nach dem Frieden zu Lüneville, 1801, der Waffenstillstand mit Frankreich zu Stande kam, zogen sich die französischen Prinzen an die Grenzen zurück, um die Bewegungen im Innern abzuwarten, während einige der kühnsten Royalisten, und unter ihnen Pichegrü und Cadoudal, in Frankreich landeten, um dort zu Gunsten des Königthums eine Verschwörung gegen den damaligen Oberkonsul Buonaparte einzuleiten. Der Herzog von Rovigo (Savary) beschuldigt Enghien, er habe sich nach dem an der französischen Grenze gelegenen badenschen Städtchen Ettenheim zurückgezogen, um hier im Vereine mit jenen Verschworenen zu konspiriren, was aus seinem eigenen Geständnisse hervorgehe, »daß er sich zu Ettenheim aufgehalten, um bald eine wichtige Rolle in Frankreich zu spielen.« Doch hat man keine Spur eines solchen Geständnisses in den Verhören gefunden. Uebrigens lebte er in Ettenheim ganz als Privatmann, viel mit der Jagd beschäftigt, und, wie man sagt, aus Liebe zur Prinzessin Rohan-Rochefort. Von England aus bezog er ein bedeutendes Jahrgehalt. Plötzlich erschien am Abende des 14. März 1804, unter dem Befehle des Colonnel Ordonner und unter der Leitung Caulaincourts, nachmaligen Herzogs von Vicenza, der die ganze Expedition von Straßburg aus dirigirte, ein Corps französischer Soldaten und Gendarmen auf dem badenschen Gebiete, umstellte das Schloß, wo der Herzog sich aufhielt, entwaffnete ihn, als er Widerstand leisten wollte, und schleppte ihn nebst seinen Hausgenossen und seiner Dienerschaft nach Straßburg, von wo aus er am 18. desselben Monats in größter Eile nach Paris gebracht ward. Bei seiner Ankunft am 20. wurde er sogleich in den Tempel gesetzt, von hier aus aber nach einigen Stunden in das alte gothische Schloß von Vincennes, eine Meile von Paris, gebracht. Kaum war er auf seinem Lager eingeschlafen, als er geweckt und vor eine Militairkommission von 8 Offizieren gestellt ward, bei welcher der General Hulin den Vorsitz führte; sie waren sämmtlich von Murat, dem damaligen Gouverneur von Paris und Napoleons Schwager, ernannt. Fest und würdig benahm sich der Unglückliche im Verhöre; er leugnete standhaft jede Theilnahme an Pichegrü's Plänen und bat zuletzt um eine Audienz beim Oberkonsul. Der Polizeichef Savary bewog aber den Präsidenten, dem Herzog diese Bitte abzuschlagen, und nach kurzer Berathschlagung wurde derselbe für schuldig erklärt, gegen die Republik gefochten zu haben, so wie er auch einer geheimen Verbindung mit England und einer Conspiration in

Straßburg, um sich dieses Platzes zu bemächtigen, bezüchtigt ward. Sogleich sprach die Commission das Todesurtheil über ihn aus, und Buonaparte unterschrieb es. Nach angehörtem Richterspruche verlangte der Herzog einen Beichtiger, er ward ihm spöttisch verweigert, und der letzte Condé hierauf bei Fackelschein durch ein Pförtchen in den Schloßgraben von Vincennes geführt, wo bereits sein Grab gegraben war und er von einigen Gensdarmes d'Elite erwartet wurde, um erschossen zu werden. Weil ein starker Nebel war, bedurfte man des Fackelscheins, um das Schlachtopfer zu erkennen. Auf Savary's Commando feuerten die Krieger, und Enghien fiel. Schnell ward der Leichnam in die gemachte Grube geworfen und gleich einem niedrigen Verbrecher verscharrt. Mit Trauer und Unwillen vernahm man die Schandthat in ganz Europa.

Nie konnte Napoleon diesen Frevel von sich abwälzen; allein im Jahre 1833 ward der Kaiser in den zu Paris erschienenen Memoiren des verstorbenen Polizeipräfekten Desmarets von aller Schuld freigesprochen.

Flucht des Papstes Johann XXIII. vom Concilium zu Kostnitz,

am 21. März des Jahres 1415.

Die Kirchenspaltungen, zu deren Beseitigung von Deutschland aus Anstalten gemacht wurden, hatten selbst auf das Schicksal des deutschen Throns mannigfach störenden Einfluß.

Der Erzbischof Johann von Mainz, welcher Johann XXIII. als rechtmäßigen Papst anerkannte, und mit ihm der Erzbischof von Cöln, erklärten sich nach Ruprechts Tode für Jobst von Mähren, dagegen die Kurfürsten von Trier und Pfalz, welche Gregor XII. für den rechtmäßigen Papst hielten, für Siegmund, den König von Ungarn, so daß, da Wenzel in Böhmen immer noch den Titel eines deutschen Königs führte, das Reich in Gefahr kam, eben so drei Könige zu bekommen, wie die Kirche drei Päpste hatte. Jobst starb aber, und nun erklärte sich seine Parthei für Siegmund, welchen auch Wenzel als Kaiser anerkannte.

In Italien kämpften die frommen Tyrannen fort.

Johann XXIII. war in früheren Jahren ein Seeräuber gewesen, hatte die Cardinalswürde gekauft, und nachdem er ununschränkter Herr von Bologna geworden, bezeichnete er seine Regierung durch Erpressungen und Grausamkeiten, und fröhnte den niedrigsten Lüsten. Auch als Papst hielt er es nicht der Mühe werth, seinen schamlosen Wandel dem

Auge der Welt zu entziehen. Dieses Sündenleben gefiel aber der Christenheit nicht. Die übrigen Gegenpäpste waren nicht viel besser, es waren sämmtlich unwürdige Frevler, welche die Kirche durch Gräuel und Verbrechen schändeten. Da erhob sich die Stimme beredter Schriftsteller gegen die päpstliche Herrschsucht, Habgier, Ueppigkeit und Sittenlosigkeit, und bewies die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung. Hierauf veranlaßte König Siegmund den Papst Johann **XXIII.**, eine Kirchenversammlung zu veranstalten. Diese kam auch wirklich zu Stande und wurde im November **1414** in Kostnitz eröffnet. Eine größere und feierlichere Versammlung war noch nie gehalten worden. Aus Italien, Frankreich, England, Deutschland, Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn und bis von Constantinopel strömten die Theilnehmer geistlichen und weltlichen Standes herbei. Die Großen wetteiferten, sich durch Glanz und Pracht auszuzeichnen, die Prälaten und Doctoren durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Außer den Patriarchen, Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten, geringeren Priestern und Abgeordneten der Universitäten, außer den Fürsten und Herren, kamen Viele, nur durch Neugier gelockt, das außerordentliche Schauspiel zu sehen. Einmal sollen **150,000** Fremde und **30,000** Pferde gezählt worden sein. Wollte nun das Concilium seinen Zweck erreichen, so durfte es keine Fortsetzung des Pisanischen sein; Johann **XXIII.** mußte eben so gut zur Abdankung genöthigt werden, als die beiden anderen Päpste. An der Spitze der Parthei, welche dieses Ziel verfolgte, stand der Cardinal von Cambray, Peter von Ailly. Aber sie konnte ihre Absicht nicht erreichen, wenn, wie auf allen bisherigen Concilien, die Stimmen nach den Köpfen gezählt wurden, denn Johann konnte auf die meisten Bischöfe rechnen, deren Mehrzahl aus Italienern bestand. Die Häupter jener Parthei riethen daher, alle Individuen auf vier Hauptnationen, die Deutsche, Französische, Englische und Italienische, zu vertheilen, jede Nation immer erst in besonderen Versammlungen berathschlagen und dann nach der Mehrheit der Stimmen in ihr selbst in der ganzen Synode eine Gesammtstimme abgeben zu lassen. In diesem Falle war man gewiß, daß die Italiener mit der günstigsten Gesinnung für Johann nicht durchdringen würden. Der Papst und seine Parthei setzten daher diesem Vorschlage allen möglichen Widerstand entgegen; als aber Siegmund, der bald nach Johann zu Kostnitz anlangte, dafür gewonnen worden, sahen sie sich genöthigt, gleichfalls ihre Zustimmung zu geben. Nun verlangte man auch ganz unverholen von dem Papste, daß er abdanken solle. — Johann hatte mit seinem weltklugen Sinne von einer solchen Versammlung im Voraus nichts Gutes für

sich und das Papstthum im Allgemeinen erwartet, und sich deswegen nach Mitteln umgesehen, aus der Schlinge, in welcher er sich befand, zu entschlüpfen. Zu diesem Behufe hatte er sich schon mit Herzog Friedrich von Oestreich verbunden, der, weder dem Kaiser, noch der Kirchenversammlung aus persönlichen Rücksichten gewogen, gern dem Papste die Mittel zur Flucht, als der einzig möglichen Rettung, darbot. Um es nämlich nicht zu der ihm zugemutheten feierlichen Niederlegung seiner Würde kommen zu lassen, beschloß er zu entfliehen, in der Hoffnung, durch seine Flucht das ganze Concilium aufzulösen. Um diese zu erleichtern, stellte sein Freund, der Herzog Friedrich, außerhalb der Stadt ein Turnier an, und während nun Alles zu diesem Schauspiele hinausströmte, entwich Johann am 21. März 1415, als gemeiner Reiter verkleidet. Er begab sich nach Schaffhausen, einer damals östreichischen Stadt, wohin ihm Friedrich bald folgte. — Sobald die Flucht des Papstes bekannt geworden war, entstand eine allgemeine Bewegung, und ein Theil der Versammlung machte Anstalten zum Abzuge. Allein Siegmund hielt das Concilium voll thätigen Eifers zusammen und erklärte, daß es unter seinem Schutze auch ohne Papst fortgesetzt werden sollte. Es kam zu der merkwürdigen Erklärung, daß eine allgemeine Kirchenversammlung die ganze katholische Kirche vorstelle, welche ihre Gewalt unmittelbar von Christo empfangen habe, und daß sich daher auch der Papst allen ihren Verfügungen, und besonders denen, welche den Glauben und die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern betreffen möchten, zu unterwerfen verbunden sei. Dem entflohenen Papste wurde der Befehl nachgeschickt, nach Kostnitz schleunigst zurückzukehren, und über Friedrich von Oestreich ward die Reichsacht ausgesprochen. Es wurde ein förmlicher Prozeß gegen den Papst Johann XXIII. eröffnet, und nach einem angestellten Zeugenverhöre wurde er siebzig schwerer Klagepunkte für überwiesen erklärt, welche ihn als den Inbegriff aller möglichen Laster darstellten. Hierauf schritt die Synode am 29. Mai 1415 zum Absetzungsurtheile. Johann war indeß als Gefangener in die Nähe von Kostnitz gebracht worden und wurde bis zum J. 1419 in Haft gehalten.

Hugo

Hugo Grotius, als Anhänger und Vertheidiger Barneveldts, des Beschützers der Remonstranten, zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Schlosse Löwenstein verurtheilt, wird durch die List seiner Gattin in einer Bücherkiste aus dem Gefängnisse errettet

am 22. März 1621.

Hugo Grotius, Sohn Johanns von Groot, geboren am 10. April 1583 zu Delft in Holland, entsprach der vortrefflichen Erziehung, die er von seinem Vater erhalten hatte, auf eine so ausgezeichnete Weise, daß er unter den Gelehrten seiner Zeit eine rühmliche Stelle einnimmt. In seinem achten Jahre schon fing Hugo an, lateinische Verse zu dichten, und 1597, im 14ten Jahre seines Lebens, vertheidigte er öffentlich verschiedene philosophische Thesen. Grotius kam im J. 1598 mit Barneveldt, dem Gesandten der vereinigten niederländischen Staaten, nach Frankreich, wo er an seinen über Martianus Capella hinterlassenen Anmerkungen arbeitete. Er vertheidigte im 17ten Jahre schon Prozesse, obgleich er im 24sten erst Generaladvokat wurde. Dieser gelehrte und allgemein geachtete Mann ließ sich zu Rotterdam nieder, wo er im Jahre 1613 Syndikus ward. Seine besondere Hochachtung für Barneveldt zog ihm große Unannehmlichkeiten zu. Zu gleicher Zeit hatten zwei Theologen, Arminius und Gomar, die ganzen protestantischen Niederlande in die zwei Partheien der Arminianer oder Remonstranten und Gomariten oder Gegenremonstranten getheilt. Barneveldt, welcher meistentheils für die Gründung und Feststellung der Republik Holland aufs thätigste gearbeitet hatte, erklärte sich für die Toleranz zu Gunsten der Arminianer, und Grotius, welcher denselben Weg eingeschlagen hatte, unterstützte jenen durch sein gelehrtes Ansehen und durch seine Schriften. Dieses diente ihren Feinden zum Vorwande, um sie zu stürzen und unglücklich zu machen. Der Erstere ward 1618 enthauptet, und Grotius im Monat August desselben Jahres gefänglich eingezogen, am 18. Mai 1619 zu einer lebenslänglichen Gefangenschaft verurtheilt und schon am 6. Juni dieses Jahres im Schlosse Löwenstein eingesperrt. Maria Reigersberg, seine Gattin, wußte ihn aber durch List am 22. März 1621 zu befreien. Sie hatte nämlich die Erlaubniß erhalten, ihrem Gatten so viel Bücher zu bringen, als er zu seinen Studien nur immer brauchte; sie schickte ihm dieselben in einer Kiste. Grotius legte sich hierauf selbst

in die Kiste und ließ sich so von den Schloßwächtern zum Schlosse hinaustragen. Auf diese Weise in Freiheit gesetzt, entfloh er in die katholischen Niederlande und von hier nach Frankreich, wo er vom Könige Carl XIII. einen Jahrgehalt erhielt. In der Folge glaubte Grotius sicher zu sein und sich wiederum in Holland niederlassen zu können, besonders da ihm der Prinz von Oranien, Friedrich Heinrich, seinen Schutz versprochen hatte; allein seine Feinde regten sich aufs neue. Nun schickte ihn die Königin von Schweden, Christina, als Gesandten nach Frankreich, wo er 11 Jahre in dieser Würde verblieb und nicht selten des Königs Achtungsbezeigungen erfuhr. Als Grotius, nachdem er seinen Abschied erhalten, aus Schweden nach Holland zurück reis'te, ward er zu Rostock im Mecklenburgischen krank und starb daselbst am 28. August oder 8. September 1645. Er hinterließ drei Söhne und eine Tochter. Der älteste und der jüngste Sohn nahmen Militairdienste und starben kinderlos. Der zweite, Namens Peter, war in der Folge an verschiedenen Höfen Minister.

Hugo Grotius hat verschiedene gelehrte Schriften hinterlassen. Unter anderen sind besonders wichtig seine 6 Bücher von der Wahrheit der christlichen Religion (**De veritate Religionis Christianae lib. VI**), welche ins Französische, Englische, Griechische, Arabische und Deutsche übersetzt worden sind. Er hatte dieses Buch anfänglich in flammändischen Versen abgefaßt zum Gebrauche der nach Indien reisenden Holländer, um denselben ein Handbuch zu liefern, wornach sie im Stande wären, die Heiden und Götzenanbeter zum christlichen Glauben zu bekehren. Im Jahre 1687 wurden auch zu Amsterdam seine Briefe gedruckt und herausgegeben. Außerdem hat man noch viele wichtige Schriften und Dissertationen in lateinischer Sprache von Hugo Grotius. — Er war ohne Zweifel einer der größten Männer seiner Zeit, sowohl in Hinsicht seiner tiefen Gelehrsamkeit, als der Schönheit seines Geistes und seiner reinen Diktion. Er war ein vollkommner Sprachkenner, und erfahren in der Mythologie, Geschichte, in der weltlichen und geistlichen Alterthümern so wie ein großer Jurist. Ein vorzügliches Meisterwerk von seiner Hand ist sein Werk von den Rechten des Kriegs und des Friedens. Seine Kommentare über die heilige Schrift übertreffen sehr viele andere Kritiken. Grotius ist von Mehreren des Socinianismus und Pelagianismus beschuldigt worden, weil sich in seinen Commentaren Stellen vorfinden, welche beweisen, daß er der Meinung dieser Sekten nicht abgeneigt war. Dessenungeachtet hat Grotius Socin's Meinung bestritten, indem er die Präexistenz des Worts und die Genugthuung Jesu Christi behaup

tete. Grotius war überhaupt einer der gemäßigten Protestanten, welcher die beiden Kirchen gern in größere Annäherung gebracht hätte. Man behauptete sogar, er habe nach seiner Rückkehr aus Schweden zur katholischen Kirche übertreten wollen; Einige fügten hinzu, er sei als Katholik gestorben und habe dem lutherischen Prediger, welcher gekommen sei ihn zum Tode vorzubereiten, kein Gehör geben wollen. Dem sei übrigens wie ihm wolle, die Mäßigung des Religionseifers dieses Gelehrten war eben sowohl zu loben, als sein Geist und seine Kenntnisse zu bewundern waren. An seinen Schwager, Nicolaus Reigersberg, schrieb Grotius einst von Paris aus: »Ich gestehe allen denjenigen, welche mich in Religionssachen befragen, daß ich stets der Kirche anhänge, welcher ich vor meiner Gefangenschaft angehört habe. Uebrigens liegt mir viel daran, den Mitgliedern der römischen Kirche nicht zu nahe zu treten, und mit allen denen, welche es wünschen, eine gute und nützliche Correspondenz zu unterhalten.«

Paul I., Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen,

geboren am 1. October 1754, gestorben am 23. März 1801.

Paul I., geboren am 1. October 1754, war der Sohn des damaligen Großfürsten und nachherigen Kaisers Peter III., welcher in der Folge seines Sohnes Geburt nicht für rechtmäßig anerkennen wollte und daher den Prinzen Iwan zum Thronfolger ernannte. Nach Peters Tode aber, während Catharina II. Rußlands Scepter führte, ward ihr damals neunjähriger Sohn Paul, durch Iwans Absterben, in seinen Rechten auf die Thronfolge wieder bestätigt, und Catharina that alles, was in ihren Kräften stand, um dieses einzigen beim Volke so beliebten Erben schwächliche Gesundheit aufrecht zu erhalten und zu stärken. Da es Catharina's Wille war, daß der Prinz dereinst nach ihren Ideen regieren sollte, so ließ sie ihm eine planmäßige Erziehung geben, und Graf Panin, ihr erster und sehr ergebener Minister, ward zum Oberhofmeister des jungen Fürsten ernannt, und unter diesem besorgte Apinus den Unterricht des Prinzen. Pauls Charakter war zwar offen, trug aber das Gepräge einer gewissen Härte und Verschlossenheit, welche durch den Druck seiner Mutter mochten erzeugt worden sein. Dieser mütterlichen Strenge ungeachtet, ehrte Paul Catharinen sehr, und wagte es selten, seine tief in der Brust verschlossenen Gesinnungen zu äußern. Paul war dem weiblichen Geschlechte abgeneigt, weshalb seine Mutter einen körperlichen Fehler bei ihm vermuthete; allein ein mit einem polnischen Fräu-

lein gezeugter Sohn bewies der Kaiserin, daß der Prinz zeugungsfähig war. Dieser Sohn erhielt den Namen Simeon Welikoi und diente in der Folge als Gardeoffizier. Die Kaiserin wählte zur künftigen Czarin von Rußland die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, nach ihrem Uebertritte zur griechischen Kirche Natalia Alexiewna, und das Beilager erfolgte am **10.** October **1773.** Paul erhielt im folgenden Jahre von Andreas Rasumowsky Winke, wie er recht bald zur Regierung gelangen könne, allein der Großfürst verwarf dieselben. Die Großfürstin starb im Wochenbette, nicht ohne den Verdacht, daß die Kaiserin Schuld an ihrem Tode sei. Paul betrauerte schmerzlich diesen Verlust. Auf Friedrichs **II.** Einladung reis'te bald nachher der Großfürst nach Berlin. Hier traf er seine ihm bestimmte zweite Gemahlin, eine würtembergische Prinzessin, welche ihm so wohlgefiel, daß er sogleich seine Vermählung mit ihr beschloß. Dorothea Auguste Sophie von Würtemberg folgte alsbald ihrem zukünftigen Gemahle nach Petersburg, allwo sie die Namen Marie Fedorowna annahm und am **7.** October **1777** mit ihm ehelich verbunden ward. Aus dieser Ehe entsprangen, außer fünf Großfürstinnen, die Großfürsten Alexander, Constantin, Nicolaus und Michael. Das häusliche Glück tröstete den Großfürsten für den Druck seiner Mutter, welche ihn von allen Regierungsgeschäften ausschloß. Im Jahre **1780** machte Paul mit seiner Gemahlin eine Reise durch Europa. Nach einigen Monaten kehrte das kaiserliche Paar wieder nach Gatschina zurück. — Als Catharina im Begriff war, Antheil an der französischen Revolution zu nehmen, überraschte sie der Tod am **9.** November **1796,** wodurch Paul den Thron erhielt. Seine ersten Herrscherhandlungen waren Werke des Wohlthuns, vollbracht im Gefühle der Freude, sich nunmehr frei zu sehen.

Paul ließ seinen Thronerben an den Berathungen über das Wohl des Reichs Theil nehmen, stellte **1797** die Thronfolge in einer Ukase fest und milderte das Schicksal der gefangen gehaltenen Polen. Im Jahre **1798** ließ er sich zum Großmeister von Malta ernennen und übernahm das Protektorat des Ordens, in dem er eine Stütze der alten europäischen Ordnung sah. Am Kriege wider Frankreich nahm er sehr thätig Theil, bis er, über Englands und Oestreichs Allianz mißvergnügt, sein Heer zurückzog und mit Dänemark, Schweden und Preußen eine bewaffnete Neutralität beschloß. Manche strenge Polizeieinrichtungen wurden gegeben, die unter andern manchem Großen mißfielen und die Verschwörung von **21** Militairpersonen, den **23.** März **1801,** veranlaßten und den Tod Pauls herbeiführten, worauf der milde Alexander, sein ältester Sohn, den Thron bestieg.

Paul I. war übrigens ein Fürst von guten Anlagen, von angemessener, aus französischen Quellen abgeleiteter Geistesbildung und lebhaftem Eifer für Pflicht und Recht, der aber durch die langwierige Knechtschaft, in welcher ihn, als Großfürsten, der schuldbewußte Argwohn seiner Mutter gehalten hatte, auf kleinliche, grillenhafte Ansichten gefallen war. Bei dem kränkenden Anblicke der zahllosen Mißbräuche einer dem Favoritenwesen unterworfenen Frauenregierung, bildete sich zunächst der Vorsatz mit großer Stärke in ihm aus, durch einen kräftigen, von allen Einflüssen unabhängigen Regentenwillen allem Uebel zu steuern und die Welt in andere Bahnen zu leiten; doch bis zum 42sten Jahre seines Lebens auf allen Schritten und Tritten belauert, und aller Gelegenheit zu freier Thätigkeit beraubt, hatte der Gebieter des größten der Reiche wohl seltsamen Launen nachhängen, aber nicht mit freiem Geiste um sich schauen gelernt, und sowohl über sich als über sein Zeitalter einen ganz irrigen Standpunkt der Beurtheilung gefaßt. In der erstern Hinsicht theilte er den Wahn des großen Haufens von der Allvermögenheit der Herrscher, die unglückliche Einbildung, daß ein Fürst alles, was er wolle, mit seinem einzelnen Willen durchsetzen könne, und in der Haupterscheinung des Zeitalters, der französischen Revolution mit ihren Ursachen und Wirkungen, fand er nicht eine Aufforderung zur besonnenen Prüfung der in den Monarchieen eingerissenen Mängel und Mißbräuche, sondern nur einen Gegenstand des leidenschaftlichen Hasses, der sich mit Ungestüm ganz auf das Aeußere und Zufällige warf. Weil kurz vor der Revolution die Strenge der Hofgebräuche überall nachgelassen hatte und seit derselben eine bequemere Kleidertracht unter den höhern und mittleren Ständen der europäischen Gesellschaft die älteren, steifen Formen verdrängt hatte, meinte **Paul**, die Kraft der weltverwirrenden Ideen dadurch zu brechen, daß er die knechtischen Ehrenbezeigungen, die vor Alters der Person und dem Pallaste des russischen Herrschers hatten erwiesen werden müssen, wieder herstellte, und runde Hüte, zopflose Haare und lange Beinkleider zu tragen untersagte. Zugleich ward der Bücherverkehr mit dem Auslande durch mancherlei Vorkehrungen gehemmt, Lehr- und Druckfreiheit, die nie sehr groß gewesen waren, noch mehr beschränkt, eine strenge Aufsicht über mündliche und schriftliche Aeußerungen staatswidriger Grundsätze angeordnet. Manche unvorsichtige, oder auch nur angeschuldigte Bekenner der letzteren geriethen in Haft, und einige derselben wurden sogar nach Sibirien geschickt; doch waren diese Maßregeln sämmtlich nach russischem, von dem Maßstabe der übrigen gebildeten Welt noch sehr abweichenden Fuße zu beurtheilen.

Papst Nicolaus V., der eigentliche Gründer der Vatikanischen Bibliothek,

gestorben am 24. März 1455.

Nicolaus V., vor seiner Erhebung zur päpstlichen Würde Thomas von Sarzano genannt, war erst Cardinal von Santa Susanna. Er wurde, seines bescheidenen Widerstandes ungeachtet, am 6. März 1447 nach Eugenius IV. zum Nachfolger Petri erwählt und am 19. desselben Monats gekrönt. Um das Andenken seines Wohlthäters und Freundes, des Cardinals Nicolao Albergati, zu ehren, nahm er den Namen Nicolaus an.

Seine erste Sorge als Papst war, den Frieden der Kirche und Italiens herzustellen, und nachdem er den Antipapst Felix IV. friedlich bewogen hatte, seinen vermeintlichen Papstrechten zu entsagen, behandelte er denselben äußerst großmüthig und ernannte ihn zum Cardinaldechant und Legat des päpstlichen Stuhles in Deutschland.

Diese Mäßigung erwarb Nicolaus die Freundschaft des Volkes und verschaffte ihm großes Ansehen unter den italienischen Fürsten, welche sich nun ein Gewissen daraus machten, Krieg zu führen, weil Gott nach einem langen Schisma seiner Kirche den Frieden verlieh, welcher durch ein im Jahre 1450 eröffnetes Jubiläum gefeiert wurde. Nicolaus kanonisirte damals Bernardino di Siena, und 2 Jahre später krönte er in seiner Residenzstadt Rom den Kaiser Friedrich IV. nebst seiner Gemahlin Eleonore von Portugal. Bis dahin hatte Nicolaus sehr glücklich regiert, aber die durch Stephan Porcario gegen ihn und seine Cardinäle angezettelte Verschwörung verursachte ihm vielen Kummer. Nicht minder ging ihm die im J. 1453 erfolgte Wegnahme von Konstantinopel durch die Türken zu Herzen. Dieses Unglück wirkte so sehr auf seinen Körper, daß er seit dieser Zeit an schmerzlichem Podagra zu leiden anfing, welches Uebel ihn bis zu seinem am 24. März 1455 erfolgten Tode nicht wieder verließ. Er hatte 8 Jahre und 19 Tage als ein treuer Hirt der Kirche vorgestanden und wurde allgemein betrauert.

Zur Ehre gereicht diesem Papste vorzugsweise das Wiederaufblühen der schönen Wissenschaften in Italien, welche seit mehreren Jahrhunderten gleichsam vergraben lagen; denn außerdem, daß dieser Papst selbst ein Gelehrter war, beschützte er alle diejenigen, welche sich den Wissenschaften widmeten, und zog viele gelehrte Männer herbei. Auf seinen Befehl wurden allenthalben in der Welt die schönsten und besten griechischen und la-

teinischen Manuskripte gesammelt, um seine neu errichtete Vatikanische Bibliothek damit zu zieren. Er ließ Vieles aus dem Griechischen übersetzen und bezahlte alle seine gelehrten Arbeiter sehr ehrenvoll; auch versprach er demjenigen, der ihm das hebräische Evangelium des S. Matthäus bringen würde, 5000 Ducaten Belohnung. Alles, mit einem Worte, was Wissenschaft, Kunst und Pracht anbelangt, wußte er zu schätzen, und unterstützte Jeden, wo und wie er nur immer konnte. Oeffentliche Bauten, Palläste, Kirchen, Brücken, Festungen, Privatgebäude u. dergl. wurden unter seiner Regierung und durch seine Unterstützung sowohl in ganz Italien, als in Rom selbst aufgeführt und zeuge. heute noch als glänzende Beweise von dieses Papstes Freigebigkeit und Prachtliebe. Nicht minder war er auch auf das Beste seiner Unterthanen bedacht und ein eifriger Lehrer, Hirte und Beschützer der Religion. Kurz, er war ein Papst, wie alle Päpste vor ihm und nach ihm sein sollten; er verdiente mit Recht den Titel des heiligen Vaters. Ihm folgte auf dem päpstlichen Stuhle Calixtus III.

Flucht der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, Gemahlin Joachims I., nach Dresden,

am 25. März 1528.

Obgleich der Kurfürst Joachim von Brandenburg ein großer Anhänger des Papstes und seiner Lehren war, und seinen Unterthanen die Annahme der gereinigten Lutherslehre sehr ernstlich verbot, so las doch seine Gemahlin Elisabeth, eine dänische Prinzessin, des großen deutschen Reformators Schriften mit vieler Theilnahme und bekannte sich im Stillen zur lutherischen Religion. Sie ließ auch ihre Kinder heimlich in dieser Lehre unterrichten und genoß endlich auch das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Ihre 14jährige Tochter aber plauderte dieß Geheimniß in Gegenwart des Vaters aus und setzte dadurch ihre fromme Mutter in die größte Verlegenheit; sie bereute zwar nachher ihre Unbedachtsamkeit, allein es war zu spät, denn Joachim I., dem seine Gemahlin schon längst gleichgültig geworden war, wurde um so aufgebrachter gegen sie, und drohte, sie hart zu behandeln. Sie entschloß sich daher, ihren Gemahl und ihre Kinder, ungeachtet sie diese zärtlich liebte, heimlich zu verlassen, um in einem fremden Lande die gereinigte Religion ungehindert bekennen zu dürfen. Mitten in der Nacht vom 25. zum 26. März 1528 verließ sie, in Begleitung eines treuen Kammerfräuleins und unterstützt von zwei Edelleuten, das Schloß in Berlin, eilte zur Stadt hinaus, setzte sich auf einen Bauer-

wagen und floh zu ihrem Oheim, dem Kurfürsten von Sachsen. Dieser nahm sie in seinen Schutz, wies ihr einen Wohnsitz in Lichtenberg an, wo sie 14 Jahre lang lebte und zuweilen ihre Kinder bei sich sah. — Anfänglich bezeigte der Kurfürst von Brandenburg großen Unwillen über diese Flucht, schien aber späterhin damit zufrieden zu sein. Einen tiefen Eindruck machte diese Flucht auf die Gemüther der Brandenburger, welche dadurch der lutherischen Religion um so geneigter wurden.

Das Erdbeben zu Caraccas in der spanischen Landschaft Guiana in Südamerika,

am 26. März 1812.

Am 26. März 1812 wurde Caraccas und die umliegende Landschaft durch eines der schrecklichsten Erdbeben verwüstet. Mehrere hundert Meilen waren in wenig Augenblicken von den wüthenden Elementen zerstört.

Am Charfreitage 1812 verwandelte sich die angenehme Kühlung in die drückendste Hitze, die auch durch kein Lüftchen gekühlt ward. Gegen 2 Uhr zeigte sich im Osten ein schwarzes Gewölk, das in majestätischer Stille daher zog, wie ein Leichentuch sich ausspannte, der Rand blutroth von der Sonne gefärbt. Ein Sturm erhob sich jetzt. Thüren und Fenster wurden sorgfältig verschlossen, Büffel und Sklaven bereit gehalten, um bei entstehendem Unglücke Hülfe leisten zu können. Der Sturm, immer wüthender, riß ganze Felsenblöcke von den Bergen los und schleuderte sie in die Flüsse hinab. Die Fensterscheiben zersprangen und die Gläser klirrten von den furchtbaren Donnerschlägen. Unter diesem Brausen fuhr ein Blitzstrahl in eine Zuckerrohrscheune und in wenig Augenblicken war sie in Flammen. Der brennende Zucker flog in die Luft, verwundete und verbrannte beim Herabfallen die herzueilenden Sklaven und überzog die Bäume mit einem Candis, worin sich das Feuer mit Diamantenschimmer spiegelte. In 15 Minuten lag der Werth von 1000 Ducaten in Asche.

Das Gewitter hatte in die Felsengrotte eines Gartens eine zahllose Schaar Affen gelockt, welche die ganze Gegend mit ihrem Jammergeschrei erfüllten. Dieses über alle Vorstellung widrige Gewinsel, dem Geschrei nothleidender Menschen und kleiner Kinder ähnlich, entsteht jedes Mal nach dem Uebergange eines Gewitters in diesen Gegenden, und wurde hier von den Affen, die in den auf der Nordseite befindlichen Wäldern waren, theils accompagnirt, theils durch immer zahlreichere Flüchtlinge so vermehrt, daß beinahe das eben so laute Quaken der Frösche

und das Zischen der Schlangen davon übertönt wurde. Zwei Pistolenschüsse jagten indessen den ganzen Haufen in die Wälder zurück. Ungefähr um 3 Uhr des Nachmittags wurde der erste Erdstoß verspürt. Von der Kirche Alta-Gracia ertönte die Meßglocke. Die Garnison hatte sich in den Straßen aufgestellt, als sich ein dumpfes Rollen unter der Erde hören ließ, dem bald stärkere Stöße unter donnerähnlichem Getöse folgten. Das Volk lief bestürzt aus den Häusern auf die Straßen und in die Kirche. Die Erde fing wie ein See zu wogen an, das Pflaster wurde zusammengeschoben, und ganze Häuserreihen flogen krachend bald in die Höhe, bald senkten sie sich rasselnd nieder; der Boden zitterte, Staubsäulen stiegen aus den eingestürzten Häusern empor und verdunkelten die Sonne. Der Jammer erreichte seinen höchsten Grad, wehklagende Weiber zerrauften sich die Haare, rissen ihr Geschmeide ab und geisselten sich. Die Priester zogen in feierlicher Prozession durch die Straße nach der Kirche, eine Menge folgte, warf sich vor ihnen nieder und beichtete. Ein zitternder Greis, mit zwei Kindern auf den Armen, schrie aus einem Fenster nach Hülfe, indem die eingestürzten Balken ihm den Ausgang versperrten; in demselben Augenblicke stürzte das Haus zusammen und begrub Alles. Die Steine wurden 3 bis 4 Fuß vom Boden in die Höhe geworfen.

Auf einmal hörte man ein fürchterliches Krachen, der Thurm von Alta-Gracia stürzte zusammen, ihm folgte das Franziskaner-Kloster mit allen seinen Thürmen, und endlich die zunächst gelegene Kirche, deren hoher, schöner Thurm wie durch einen Zauberschlag in den Schooß der Erde versank. In der Straße Oviedo spaltete sich die Erde und verschlang die ganze 500 Mann starke militairische Begleitung eines Leichenzuges, nebst den Zeughäusern, und aus dem Schlunde zog sich ein schwarzer Wirbel von Rauch, Asche und Steinen über die Trümmer empor. In den Kirchen hatten Tausende ihr Grab gefunden; Tausende riefen in Verzweiflung ihre Angehörigen, die oft zerstümmelt von scharfen Balken, oder mit zerschmetterten Armen und Beinen auf den Straßen umhergeschleudert wurden, andere Unglückliche streckten ihre Hände aus den Oeffnungen eingestürzter Mauern, und es war nicht möglich, ihnen zu Hülfe zu kommen. Vor dem Thore hatte sich ein mächtiger Wall von Meersand quer über den Weg gewälzt.

Die Stöße erschütterten das Land in einer Strecke von 300 Meilen. 30 Städte und viele Pflanzungen mit 80,000 Menschen fanden in diesem Erdbeben ihren Untergang; Städte, Pflanzungen und blühende Gefilde wurden Schutthaufen und Wüsten und stellten ein grauenvolles Bild der Zerstörung dar. In Caraccas allein fanden 12,000 Menschen ihr Grab.

Gregor XI.,

zum Papste erwählt am 30. December 1370, gestorben am 27. März 1378.

Peter Roger, Neffe Clemens VI., in der Nähe von Limoges geboren, war Cardinal-Diacon von Santa Maria Nuova, als er am 30. December 1370 in Avignon zum Papst erwählt wurde. Er nahm den Namen Gregorius an, war der 11te dieses Namens, und der 7te und letzte der legitimen Päpste, der seinen Sitz und Hof in Avignon hatte. Er verlegte die päpstliche Residenz nach Rom, wo er am 17. Jan. 1377 seinen feierlichen Einzug hielt; es war im 73sten Jahre nach der Errichtung des französischen Papstthums. Er wurde von den Römern außerordentlich gut aufgenommen, und sein Einzug war ein förmlicher Triumph. Dessenungeachtet gefiel es ihm nicht an den Ufern der Tiber, und schon wollte er wieder nach Frankreich zurückkehren, als ihn am 27. März 1378 der Tod überraschte. Dieses unerwartete Hinscheiden Gregors gab Veranlassung zu dem abendländischen Schisma, ein neues Unglück für Europa, welches 51 Jahre hindurch dauerte, und sein Entstehen und Bestehen der unglückseligen übertriebenen Ehrsucht der Päpste verdankte, welche sich für die ökumenischen Bischöfe hielten, und ungeachtet der ganz entgegengesetzten Erklärung Gregors des Großen Universalherrscher sein wollten. Ihr Stolz erlaubte ihnen nicht mehr, sich als römische Bischöfe zu betrachten, sondern sie behaupteten, die obersten Bischöfe der ganzen Christenheit zu sein. —

Die Verlegung des päpstlichen Hofes war auch die Ursache, daß die 7 in Frankreich erwählten Päpste Franzosen waren, daß der größte Theil des heiligen Collegiums aus französischen Cardinälen bestand, daß Urban V. aufs neue in Avignon residiren wollte, und Gregor XI. im Begriff war, ihm nachzuahmen. Von da her schreibt sich auch der Verdruß, den sich die französischen Cardinäle durch Urbans VI. Papstwahl, der ein Italiener war, zuzogen, und daß sie den Entschluß faßten, sich nicht mehr mit einem Papste zu begnügen, sondern einen zweiten aus ihrer Nation, Clemens VII., wählten. Von da her schreibt sich die Gründung eines Antipapstthums in Avignon, die Lieblingsaufenthalte der französischen Cardinäle; von da her rühren alle Versuche, welche gemacht worden sind, diesen Papst hier und jenseit der Gebirge, d. h. in Frankreich und Italien, anerkannt wissen zu wollen; von da her schreibt sich die lange Dauer jenes großen, durch die Spaltung veranlaßten Kirchenskandals, welchen die Fürsten, ihrem Interesse gemäß, zu erhalten strebten; von da her rührt ferner eine unendliche Menge von geistigem und zeitlichem Unglück, welches nie Statt gefunden hätte, wenn die römischen Päpste Gregors

des Großen Erklärung anerkannt hätten, daß nämlich der römische Bischof kein allgemeiner ökumenischer Bischof sei, und solches nie werden könne, weil er sonst in seiner Person das ganze Episkopat vereinigen müßte, welches darum nicht möglich sei, weil solches laut des heiligen Evangeliums, allen Aposteln im Allgemeinen und einem Jeden unter ihnen insbesondere zukomme. Diese Behauptung war doch um so mehr zu ehren, da sie von einem der um die Rechte des heiligen Stuhls am eifrigsten bedachten Päpste ausgesprochen worden war. Gregor der Große war gewiß auf die Ausdehnung der Papstrechte und auf die Einschränkung der Patriarchen, Exarchen, Primaten und Metropolitanen am meisten bedacht gewesen; allein so weit, sein Bisthum zum Universalbisthum zu erheben, ging seine Usurpation denn doch nicht. Um auf Gregor **XI.** zurückzukommen, so war er zwar nicht so friedfertig wie Innocenz **VI.** und Urban **V.**, allein man kann ihm doch nicht den Vorwurf machen, daß er Unruhen und Spaltungen in der Kirche hervorgebracht habe, wie die übrigen Gegenpäpste zu Avignon. Er erklärte zwar verschiedenen Großen, welche seine Exkommunikation nicht achteten, den Krieg, er endigte jedoch denselben durch seine politische Klugheit bald. Mit Wiclef verfuhr er sehr hart, und machte dadurch jede Versöhnung mit dessen Religionsparthei unmöglich.

Erstürmungen von St. Jean d'Acre,

am 19. Mai 1291, und am 28. und 30. März 1799.

Acre oder Akka führte im Mittelalter den Namen Ptolemais. Es ist eine Stadt an der syrischen Küste am mittelländischen Meere, und der Sitz eines Pascha's. Es hatte ehemals einen vortrefflichen Hafen, allein dieser ist jetzt gänzlich versandet. Der Ort selbst ist befestigt und durch mehrere Erstürmungen berühmt: die eine derselben fällt in die Periode der Kreuzzüge, und die andere fand zur Zeit der französischen Expedition nach Aegypten Statt. In den frühern Zeiten und besonders noch unter den Kreuzfahrern war Ptolemais in einem sehr blühenden und volkreichen Zustande, und der Sitz des in der Folge so berühmt gewordenen Militairordens der Johanniter. Als aber die Besitzungen der Christen in Palästina das Ziel der Mamelucken und Sultane wurden, als Tripolis, Tyrus und Braylus bereits in ihren Händen waren, da fiel auch endlich mit St. Jean d'Acre das letzte Bollwerk, der letzte Rest des christlichen Reichs auf dem Continente von Asien. Es war

am 19. Mai 1291, als die Sarazenen diesen Ort nach einer verzweifelten Gegenwehr der Christen, eroberten. 60,000 Christen wurden theils getödtet, theils zu Sklaven gemacht, die Stadt ward vernichtet, und der Seehafen angefüllt mit den Trümmern der Gebäude. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte dieser Ort schon wieder 30,000 Einwohner. So viel über die erste Erstürmung von Ptolemais.

In der neusten Geschichte ist diese Stadt durch die glückliche Vertheidigung des Djezzar Pascha und des britischen Capitains Sidney Smith und Buonaparte's mehrmalige Erstürmungen während einer 61tägigen Belagerung aufs neue berühmt geworden. Jetzt ist Acre der Hauptort eines osmanischen Paschaliks und hat 15,000 Einwohner, welche einen sehr lebhaften Handel treiben.

Buonaparte hatte in seinem Feldzuge nach Syrien alle wichtigen Plätze erobert: Jaffa, Kaiffa, Saffet, Nazareth, Sur, Subi und Sedjarra, ja selbst der mächtige Berg Tabor mußte den französischen Kriegern weichen; Gefahren, Widerstand, Rache und Barbarei, alles mußte die französische Armee mit Leichtigkeit zu bestehen, allein an den hartnäckig vertheidigten Wällen von St. Jean d'Acre brach sich die französische Tapferkeit 60 Tage lang vergebens.

Jeder Tag vergrößerte die Gefahr und machte die Einnahme von Acre nothwendiger. Die Firmans des Großherrn hatten die Völker des einen Theils von Asien in Bewegung gesetzt, welche von den Gebirgen herab kamen, und von Bagdad, Damask und den Ufern des Euphrats zur Vernichtung der Ungläubigen herbeieilten. Buonaparte's Flotten bedeckten das Meer und führten eine Armee zur Vertheidigung Syriens herbei. Eine andere versammelte sich bei der Insel Rhodus, um Aegypten anzugreifen, wo Murad Bey den General Desaix beschäftigte, und wo das Delta im Aufstande war.

Man muß Acre einnehmen, ehe sein Hafen neue Unterstützung erhält, aber das Belagerungsgeschütz langt nicht an; die beiden Stürme auf die Stadt (den 28. und 30. März) dienten zum Beweise der Stärke der Festungswerke, die sie vertheidigen, und Djezzar befiehlt, zur Unterstützung der Bewegungen der großen türkischen Armee von Damask, einen allgemeinen Ausfall gegen Buonaparte's Lager. Dieser Angriff wird von dem Geschütze der englischen Schiffe geleitet und unterstützt; Buonaparte und der französische Ungestüm schlagen bald die Angriffskolonne in die Festung zurück, und die europäische Artillerie der Mahomedaner dient blos dazu, den Franzosen ihre Ueberlegenheit desto einleuchtender zu machen. Allein es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß Buonaparte vor

St. Jean d'Acre scheitern, und der verwünschte Thurm, der es vertheidigte, seinen unseligen Ruf behalten sollte. Zwei Stürme, welche man mit Ungestüm unternimmt, werden ebenfalls zurückgeschlagen; einer derselben kostet dem tapfern Caffarelli-Dufalga das Leben; er starb am 27. April. Endlich wird das Zeichen von der Ankunft einer Flotte gegeben. »Ist es eine französische oder eine türkische?« Man muß siegen; die Flagge ist türkisch, man muß Acre einnehmen, ehe die Flotte in den Hafen einläuft. Buonaparte giebt Befehl zu einem allgemeinen Angriffe; dies ist der fünfte Sturm; noch nie war seine Armee so ungestüm und kühn gewesen. Alle Außenwerke werden weggenommen. Die dreifarbige Fahne wird auf dem Walle aufgepflanzt. Die Türken werden in die Stadt zurückgetrieben, und ihr Feuer läßt nach. Noch eine Anstrengung, und die Flotte kann ihre Truppen nicht landen und die Festung ist erobert, allein zwei aus dem Tempel in Paris entwischte Gefangene waren von da nach Acre geeilt, um Buonaparte den Sieg zu entreißen: der eine hieß Phelippeaux und war sein Schulkamerad auf der Kriegsschule gewesen; er befehligt das Geniecorps und soll seinen Ruhm nicht überleben. Der andere ist Sidney Smith, welcher die englische Flotte befehligt; als er die Gefahr des Ortes bemerkt, stellt er sich an die Spitze der Mannschaft seiner Schiffe, und reißt alle entmuthigten Einwohner zu tapferer Vertheidigung mit fort. Sie schließen sich an sein Gefolge an, und bald werden die Straßen der Stadt, die schnell befestigt und von den Trümmern der Häuser selbst geschützt werden, der Schauplatz der gräßlichsten Metzelei. Drei auf einander folgende Stürme, wobei man alle Anstrengungen machte, wurden durch den hartnäckigen Widerstand der Belagerten vereitelt. Buonaparte's Unbiegsamkeit mußte endlich nachgeben; 20,000 Mann vertheidigten die Festung; Djezzars Pallast und alle übrigen Häuser lagen voll Leute. Was war also unter solchen Umständen zu thun? »Von der einen Seite, sagt Buona»parte selbst, hatte zwar der Contreadmiral Perrée zum drit»ten Male Geschütz zu Tintura gelandet, und man hatte nunmehr »Kanonen genug, um die Stadt zu bezwingen, aber von der »andern sagten die Gefangenen aus, es wären neue Unterstüz»zungen von Rhodus aufgebrochen, als sie sich eingeschifft hät»ten. Die Verstärkungen, welche der Feind schon bekommen »hatte und noch zu erhalten hoffte, konnten den glücklichen Aus»gang der Belagerung mißlich machen, und, da wir so weit von »Frankreich und Aegypten entfernt waren, so konnten wir keinen »neuen Verlust mehr erleiden; zu Jaffa und im Lager hatten »wir 1200 Verwundete; die Pest grassirte in unserm fliegen»den Lazarethe; den 20. Mai 1799 hob man also die Belage-

»rung auf.« Als dies geschah, erließ Buonaparte einen Aufruf, in welchem es hieß: »Soldaten! nachdem wir »mit einer Hand voll Leuten 3 Monate lang Krieg im »Herzen Syriens geführt, 50 Fahnen erobert, 10,000 Gefan»gene gemacht und die Festungswerke von Gaza, Jaffa, Kaiffa, »Acre zerstört haben, wollen wir wieder nach Aegypten zurück»kehren u. s. w.«

François Athanase Charette de la Coutrie, Anführer der Vendéer,

geboren 1763, zu Nantes erschossen am 29. März 1790.

Charette de la Coutrie, einer der Hauptanführer im Vendéekriege, war zu Couffée bei Ancenis in der Bretagne 1763 geboren. Seine Familie war alt und ausgezeichnet. Sein Vater, der viele Kinder und wenig Vermögen hatte, vertraute ihn einem Oheim an, der Parlamentsrath zu Rennes war. Mit dem 16ten Jahre wurde Charette bei der Marine angestellt; verließ aber 1790 diese Laufbahn, nachdem er sich lobenswerth betragen und mit einer reichen Verwandten verheirathet hatte. Bald darauf verließ er Frankreich und ging zu den Emigrirten nach Koblenz. Bedeutende Verluste im Spiele sollen ihn bewogen haben, wieder nach Frankreich zurückzukehren. Am 16. August war er in Paris, versuchte in die Tuilerien zu dringen, um den König zu vertheidigen, ward aber von der Menschenmasse, die er bekämpfen wollte, fortgerissen, und entging ihr glücklich. Er ging hierauf nach Poitou, wo er sorglos und ruhig lebte. Als die Insurrektion ausbrach, forderten ihn die bewaffneten Bauern auf, sich an ihre Spitze zu stellen. Dieß thaten sie verschiedene Male vergebens; endlich aber, als man ihn umzubringen drohte, wenn er nicht das Kommando als General übernehmen würde, gab er nach und stellte sich an die Spitze jenes rohen verwilderten Haufens, wo er sich nur wenig Ruhm versprechen durfte. Er focht glücklich und unglücklich mit seinem zügellosen Heere; seine Soldaten aber gewöhnten sich nicht an den Krieg und noch weniger an den Gehorsam; der Geist des Aufruhrs äußerte sich in seiner ganzen Armee, aber seine Festigkeit erhielt ihn dessenungeachtet im Kommando. Er fing nun an glücklicher zu fechten, und wurde aufgefordert, mit der großen Vendéearmee in Uebereinstimmung zu operiren. Charette nahm den Antrag an. Man beschloß den Angriff auf Nantes, welcher aber mißlang. Nach einigen unglücklichen Gefechten zog sich Charette nach Légé zurück, und lebte hier einen Mo-

nat in ländlichen Vergnügungen, denen er sich mit Leidenschaft ergab, indem er jeden Augenblick den Ruf zu ernstern Beschäftigungen erwartete. Als er einmal wieder zum Kampfe zurückgekehrt war, glich nichts seinem Eifer, seinem Muthe und seiner Hartnäckigkeit. Im September erschien die Garnison von Mainz und andere krieggewohnte Truppen in Nieder-Poitou. Charette zog sich vor einer so entschiedenen Uebermacht an die Ufer der Sèvre zurück und vereinigte sich mit der großen Vendéearmee, welche hier einen vollständigen Sieg über die Mainzer erfocht. Mangel an Uebereinstimmung im fernern Operationsplane verhinderte die völlige Vernichtung des Feindes und entzweite Charette und die übrigen Anführer. Von nun an war Charette voll Mißtrauen, dachte nur an die Gegenwart, und überließ sich planlos den Umständen. Er mochte vielleicht anderer Anführer Ueberlegenheit fühlen, dessenungeachtet war er, der niemals eine Gefahr fürchtete, recht eigentlich zu einem Anführer in einem Bürgerkriege geschaffen; er hielt sich auch gegen den Feind bis aufs äußerste, da er aber zu schwach war, sich irgendwo zu behaupten, so führte er den Krieg nur als Partheigänger fort. Seine Thätigkeit war unermüdlich; 5 Monate lang durchstreifte er Nieder-Poitou; drang nach Anjou vor, und begab sich sodann wieder auf sein Gebiet zurück, ohne sich mit der großen Armee in Verbindung zu setzen; die sich aufs neue zu bilden anfing. Im Juni 1794 verstärkte er sich beträchtlich; seine Armee gewann ein imponirendes Ansehn, und errang manche Vortheile über die Republikaner. — Als den Vendéern eine Amnestie angeboten wurde, willigte Charette endlich in einen Frieden und begab sich am 26. Februar nach Nantes, kehrte aber wieder in sein Hauptquartier nach Belleville zurück, griff aufs neue zu den Waffen und kämpfte auf Leben und Tod, wurde aber gefangen und am 29. März 1796 zu Nantes erschossen.

Die Sicilianische Vesper,
am 30. März 1282.

Johann von Procida od. Prochita, ein Edelmann aus Salerno, war ein Anhänger Kaisers Friedrich II. (aus den Hohenstaufen) und dessen natürlichen Sohnes Manfred, welchen der das schwäbische Haus verdrängende Carl von Anjou ächtete. Unversöhnlich und kühn pflegten Emigranten, denen man Ehre und Güter nahm, oft zu sein. Daher sann auch dieser auf Rache und munterte Manfreds Schwiegersohn, den König Peter von Aragonien, zur Besitzergreifung Siciliens auf,

der jedoch sehr Bedenken trug, sich darauf einzulassen. Bereitwilliger fand er die vielen mit der französischen Herrschaft mißvergnügten Sicilier, und erlangte Geld vom Papste Nicolaus III. und dem Kaiser Paläologus in Konstantinopel, weil dieser den mächtig werdenden König von Neapel fürchtete. Nun begannen Peters große Zurüstungen angeblich wider die Sarazenen in Afrika; Peter ließ dort zum Scheine landen, um zu erwarten, was die Sicilianer thun würden. Palermo ermordete auf Procida's Einleitung alle dort vorhandenen Franzosen den 30. März 1282 in der Vesperstunde. Im April folgte Messina diesem Beispiele, und Carl von Anjou fing nun an, dieses im Juli zu belagern, aber Messina's tapfere Vertheidigung, sogar mit weiblicher Hülfe, vereitelte alle Angriffe des Königs Carl. Nun landete am 30. August König Peter mit 10,000 Mann zu Fuß und 800 Rittern in Nordsicilien. Da Palermo die Gelandeten unterstützte, so mußte König Carl Messina's Belagerung aufheben, und als er auf dem Rückzuge durch die Meerenge schiffte, vernichtete der aragonische Admiral Ruggieri di Loria einen Theil der Expedition und verheerte Neapels Küsten. Am 2. October zog Peter in das befreite Messina ein. Peters zweiter Sohn Jacob stiftete darauf die besondere Dynastie der Könige von Sicilien. Unsre Trauerspieldichter haben Johann von Procida's Charakter zum Theil geschichtlich untreu geschildert, wenn dieß zu ihrer Dichtung und Ansicht paßte.

Die von Johann Procida eingeleitete Verschwörung brach am Ostermontage Nachmittags aus; der Anfang geschah in der Nähe von Palermo, bei der Kirche von Montreal, wo die Bürger die Vesper zu hören pflegten. Statt der Vesper erfolgte ein Blutbad, in welchem alles, was Franzose hieß, niedergemacht wurde. Kein einziger fand Gnade, selbst die Kinder nicht. Der Aufstand verbreitete sich durch die ganze Insel. In Catanea kamen allein 8000 Franzosen ums Leben. In Taormina ging es eben so; in Messina wurden 3000 Franzosen nebst dem Vice-König ermordet. In ganz Sicilien verschonte man nur zwei französische Edelleute. — Im Jahre 1302 kam erst ein Friede zu Stande, kraft dessen Peters von Aragonien dritter Sohn, Friedrich, König von Sicilien blieb, Carl II. aber, des 1285 gestorbenen Carls I. Sohn, sich mit dem festen Lande von Unteritalien oder dem Königreiche Neapel begnügen mußte.

Johann von Prochita führte diesen Namen, weil er Herr der zum Königreiche Neapel gehörenden Insel Prochita war. Unter Manfreds Regierung galt er sehr viel auf Sicilien. Er hatte einen schrecklichen Haß gegen Carl von Anjou, welcher als König von Neapel und Sicilien diesen Edelmann seiner Güter und Wür-

Würden beraubt hatte. Prochita, entschlossen fürchterliche Rache zu nehmen, wiegelte die Sicilianer gegen den König Carl auf, in der Absicht, diese Insel wieder unter Peters von Aragonien Scepter zu bringen, welchem dieses Königreich, als Erbtheil seiner Gemahlin Constantia, Manfreds Tochter, eigentlich rechtmäßig zukam. Um seinen Racheplan in aller Stille reifen zu lassen, reis'te Prochita im Jahre 1280 in Franziskanerkleidung allenthalben herum, um die Gemüther zu gewinnen und aufzuregen. Nachdem alles vorbereitet war, kam er mit den Häuptern der Verschwörung überein, daß am Ostertage am 30. März, mit dem ersten Glockenschlage zur Vesper, alle Franzosen, die nichts weniger als einen solchen Verrath befürchteten, ermordet werden sollten. Daher wird dieß Blutbad die Sicilianische Vesper genannt. Der Mordplan wurde von allen Seiten mit solcher Wuth und Grausamkeit von Geistlichen, Laien, Priestern und Mönchen ausgeführt, daß in kurzer Zeit auf ganz Sicilien nicht ein Tropfen französisches Blut mehr einen menschlichen Körper durchfloß; denn alles, ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht, Greise, Männer, Jünglinge, Knaben und Mädchen, kleine Kinder, Frauen, Mütter, alles mußte sterben. Ein einziger oder zwei Franzosen wurden verschont: Guillaume Porcelets, ein Edelmann aus der Provence, welcher Gouverneur einer Stadt war, wurde wegen seiner Rechtschaffenheit, die er in seinem Amte bewiesen hatte, am Leben gelassen und nach Frankreich zurückgeschickt.

Franz I., König von Frankreich,

geboren am 12. September 1494, gestorben am 31. März 1547.

Franz I. dieses Namens, König von Frankreich, mit dem Zunamen der Große, folgte als nächster Prinz aus königlichem Geblüte, im Jahre 1515 (neuen Styls) dem am 1. Januar desselben Jahres ohne männliche Erben verstorbenen Könige Ludwig XII., auf dem französischen Throne. Er war dessen Eidam, der einzige Sohn Carls von Orleans, Grafen von Angoulême, und Louisen's von Savoyen, Enkel des Grafen Johann von Angoulême, genannt der Gute. Johann war der nachgeborne jüngere Bruder des Herzogs Carl von Orleans, Ludwigs XII. Vater. Franz I., geboren zu Cognac am 12. September 1494, führte nach seines Vaters Tode den Titel eines Grafen von Angoulême, und später den eines Herzogs von Valois; denn der König Ludwig XII., sein Vetter und Schwager, verlieh ihm dieses Herzogthum, weshalb alle von ihm abstammenden Prinzen den Beinamen Va-

lois führten, obgleich Franz I. eigentlich aus dem Zweige Orleans stammte. Da er nun präsumptiver Thronerbe Ludwigs XII. war, welcher nur Töchter am Leben hatte, so gab ihm dieser seine älteste Tochter Claudia zur Gemahlin, ungeachtet diese schon an Carl von Oestreich versprochen war. Die Hochzeitfeierlichkeit fand am 14. Mai 1514 zu St. Germain en Laye Statt. Nach Ludwigs Tode ward Franz I. vom Erzbischofe Robert de Lĕnoncourt am 25. Januar 1515 zu Rheims zum Könige gesalbt, worauf er noch den Titel eines Herzogs von Mailand annahm, weil ihm dieses Herzogthum, von Seiten seiner Urgroßmutter Valentine, des 1407 in Paris getödteten Herzogs Ludwig von Orleans Gemahlin, zugehörte.

Um sich in den Besitz dieses Herzogthums zu setzen, stellte er sich an die Spitze einer großen Armee, ungeachtet der Papst, der Kaiser, der König von Aragonien und die Schweizer, welche der Usurpator Maximilian Sforza für sein Interesse gewonnen hatte, ihm den Einmarsch ins Mailändische Gebiet verweigern wollten. Der König lieferte bei Marignano eine zweitägige blutige Schlacht gegen die Schweizer, welche er am 13. September Abends, und am 14. Morgens 1515 schlug. Einen Theil der Nacht brachte Franz damit zu, seine Truppen zu ordnen und seine Artillerie aufzustellen, und die übrige Zeit ruhte er auf einer Kanonenlaffete aus, wo er sich mit einem Glase schlammigen und blutigen Wassers begnügte. Bei dieser Gelegenheit wollte der König vom Ritter Bayard zum Ritter geschlagen werden. Nach diesem blutigen Siege öffnete Mailand seine Thore, und die ganze Lombardei unterwarf sich den Franzosen, deren Freundschaft jetzt selbst die Schweizer suchten. Papst Leo X., welcher nach Bologna kam, hatte mit dem Könige eine Unterredung; hier war es auch, wo die pragmatische Sanktion aufgehoben wurde. Am 14. December 1515 ward hier das Concordat für die Verleihung der Pfründen abgeschlossen, welches sodann am 19. December 1516 in die Acten der elften Sitzung des Lateranischen Conciliums eingeschaltet wurde. Am 16. August des folgenden Jahres wurde mit Carl V., der an die Stelle seines Großvaters Maximilian I. zum Kaiser erwählt worden, der Traktat von Noyon abgeschlossen. Franz I. hatte sich mit Carl V. um die deutsche Kaiserkrone beworben, dieser aber trug den Sieg davon, weshalb sich alsbald eine heftige Eifersucht zwischen diesen beiden Fürsten zeigte. Laut dem zu Noyon geschlossenen Traktate sollte Franz I. Navarra an den legitimen Souverain Heinrich Albrecht herausgeben, was er zwar zu thun versprochen hatte, allein er hielt nicht Wort. Der König schickte hierauf 1521 unter dem Kommando

des Herrn von l'Esparre André de Foix Truppen nach Navarra, um dieses Land, welches indessen eben so bald wieder verloren ging, wegzunehmen. Auf einer andern Seite wurde der Kaiser, mit England verbunden, aus der Pikardie vertrieben, und die französischen Waffen waren sehr glücklich, denn der König nahm das vom Grafen von Nassau eroberte Mouzon dem Feinde wieder weg, verbrannte Bapaume, und unterwarf sich Landreci, Bouchain, Hesdin, Fontarabie ꝛc., er verlor aber dagegen am 19. November 1521 Mailand, und am 1. December desselben Jahres Tournay. Der Unwille Louisens von Savoyen war die Ursache der Empörung Carls von Bourbon, Connetable von Frankreich, welchem, als Partheigänger des Kaisers, der Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen anvertraut war. Die von Odet de Foix, Vicomte de Lautrec, kommandirte französische Armee wurde gänzlich geschlagen, am 27. April 1522, als die Schweizer den Kaiser verließen. Auf dieses Unglück folgte für die Franzosen der Verlust von Cremona, Genua ꝛc. 1524, als der Kaiser in die Provence vorrückte, wurde er vor Marseille geschlagen, und zu gleicher Zeit drang Franz wieder nach Italien und nahm Mailand abermals weg. Hierauf belagerte er Pavia; aber da er zu viele von seinen Truppen nach Neapel detachirt hatte, war er nicht stark genug, den Kaiserlichen zu widerstehen, weshalb er auch hier nach einer verzweifelten Gegenwehr am 24. Februar 1525 geschlagen und gefangen genommen wurde. Dieser Unfall versetzte ganz Frankreich in große Bestürzung. Des Königs Gefangenschaft dauerte indessen nicht lange; denn durch einen am 14. Januar 1526 zu Madrid geschlossenen Traktat erhielt er seine Freiheit wieder. Sogleich nach seiner Rückkehr in sein Königreich ließ er aufs neue seine Truppen nach Italien marschiren, um den Papst Clemens VII., welchen die Kaiserlichen, die unterdessen Rom eingenommen und geplündert hatten, belagert hielten, zu befreien. Am 17. Mai 1526 verband sich Franz I. mit dem Papste, Venedig und Florenz, und schickte Lautrec ab, welcher einen Theil der Lombardei eroberte und zu des Papstes Befreiung beitrug.

Diesem Vortheile wäre die Einnahme von Neapel gefolgt, wenn nicht ansteckende Krankheiten, welche den Spaniern günstig waren, im Jahre 1528 einen Theil der französischen Armee nebst ihrem Generale hingerafft hätten. Durch den am 15. August 1529 zu Cambray geschlossenen Traktat vermählte sich der seit einigen Jahren verwittwete König von Frankreich mit Eleonore von Oestreich, Schwester des Kaisers und Wittwe des Königs Emanuel von Portugal. Im Jahre 1533 hatten der Papst und der König zu Marseille eine Zusammenkunft. Hier

wurde des Königs Heinrich VI. Vermählung mit Catharina von Medicis, der Nichte des Papstes, verabredet und beschlossen. 1535 und 1536 machte sich der König zum Herrn von Savoyen und vertrieb den Kaiser gänzlich. Franz ließ die Belagerung von Péronne gegen den Prinzen von Oranien und die von Turin gegen die Kaiserlichen aufheben. Er schloß hierauf eine Allianz mit dem Sultan Soliman III., nahm 1537 Hesdin und S. Paul weg, aber er verlor Guise und Montreuil. Im Jahre 1538 wurde zu Nizza in der Provence, wo der Papst Paul III. am 18. Juni eine gegenseitige Unterredung zwischen den beiden Monarchen veranstaltete, ein zehnjähriger Waffenstillstand geschlossen; aber er war nicht von langer Dauer. Der Kaiser, welcher sich nach Frankreich begab, hatte dem Könige die Investitur des Herzogthums Mailand versprochen, für ihn und seine Kinder; aber da er in der Folge sein Wort nicht halten wollte, so rückte der König in Italien, in Luxemburg und 1542 in Roussillon ein. Man kam auch dem vom Kaiser im J. 1543 belagerten Landrecy zu Hülfe. Am 20. Aug. dieses Jahres nahm man Nizza weg, und Franz von Bourbon, Graf von Enghien, gewann am 15. April 1544 die Schlacht von Cérizolles, worauf die Zurückgabe des Marquisats Montferrat, mit Ausnahme von Casal, erfolgte. Die Stadt Mézières hielt die kaiserliche Armee, welche Carl V. selbst kommandirte, sechs Wochen lang auf. Hierauf wurde zu Crépy am 8. September mit dem Kaiser und am 7. Juni 1546 mit dem Könige von England Frieden geschlossen. Der König von Frankreich genoß aber diesen Frieden nicht lange, denn er starb am letzten März 1547 zu Rambouillet an den Folgen einer langwierigen und gefährlichen Krankheit, nachdem er 32 Jahre 3 Monate regiert und ein Alter von 52 Jahren, 6 Monaten und 19 Tagen erreicht hatte. Sein Leichenbegängniß war außerordentlich prachtvoll, und er wurde ausgerufen als ein gnädiger Fürst im Frieden, als Sieger im Kriege, als ein Vater und Wiederhersteller der schönen Wissenschaften und der freien Künste.

Franz I., König von Frankreich, ist uns vorzüglich wichtig, weil er mit Kaiser Carl V. um die deutsche Krone warb, und, hätte er sie erlangt, Deutschland mit Frankreich vereinigt haben würde, denn Capitulationen pflegte er nicht zu halten. Er war ein Verfolger des Protestantismus in Frankreich; schützte die entstehende Landeshoheit unserer Fürsten, legte aber den Grund zu Frankreichs vielen Kriegen mit dem Hause Oestreich und dadurch mit dem deutschen Reiche, so wie zur Verrückung der Gränzen Frankreichs. Als Wollüstling lebte er und starb am 31. März 1547 an der damals noch unheilbaren Lustseuche.

Franz von Angoulême, wie er vor seiner Thronbesteigung hieß, versprach in seiner Jugend sehr wenig; er war übrigens ein rascher, feuriger Mann und von festem Körperbaue. Seine lebhaften Augen, seine lange Nase und sein gekräuselter Bart gaben ihm ein edles, männliches Ansehen. Dem Charakter nach hatte er Aehnlichkeit mit Carl dem Kühnen, nur daß er eine ausschweifende Neigung zum Umgange mit Weibern hegte. Er brachte zuerst die Damen an den Hof. Franz I. erklärte, als er den Thron bestieg, daß er alles beim Alten lassen wolle, und zeigte überhaupt den besten Willen, ein guter Regent zu werden; allein der Wunsch, ein berühmter Held zu heißen, war noch stärker in seiner Seele.

Franz I. brachte fast sein ganzes Leben hin, um in Carl V. einen mächtigen Nebenbuhler zu demüthigen und sein Land zu vergrößern, bis endlich nach vielem unnütz verschwendeten Gelde und mannigfaltig vergossenem Menschenblute ein dauerhafter Friede zu Stande kam.

Um die Wissenschaften hatte sich Franz beträchtliche Verdienste erworben. Die Pariser Universität vergrößerte er durch berühmte Professoren für alle Wissenschaften, und gelehrte Männer zog er von allen Seiten herbei. Auf Budé's Rath errichtete er das **Collége Royal**, in welchem Sprachen, Philosophie, Medizin und Mathematik vorgetragen wurden. Er hatte auch immer gelehrte Männer um sich, welche ihn während der Mahlzeit unterhalten mußten.

Die Naturgeschichte, worin er vorzügliche Kenntnisse hatte, liebte er über alles. Er wußte genau, was die Alten über die Thiere, Pflanzen und Edelsteine gedacht und geschrieben haben. Jacques Cholin und Pierre du Chatel, zwei berühmte Naturforscher, waren immer um den König. Auch schickte er Gelehrte nach Griechenland und Asien, um daselbst seltene Manuskripte zu kaufen und abschreiben zu lassen. Vor seinem Tode hatte er noch die Absicht, die Professoren der Universität zu vermehren und ein Kollegium zu stiften, in welchem 600 junge Leute in allen Wissenschaften unterrichtet werden sollten. Franz war auch sehr prachtliebend; von ihm rühren eine Menge königlicher Gebäude in Frankreich her, welche er sämmtlich mit Gemälden, Statüen, Tapisserien und kostbaren Meubeln ausschmücken ließ. Es ist sehr zu bewundern, daß dieser Monarch, bei seiner Pracht zu leben und bei seinen vielen fast ununterbrochenen Kriegen, noch im Stande war, so viele Kostbarkeiten anzukaufen, so viele Bauten aufzuführen und dabei noch alle seine Schulden zu bezahlen. In seinen Privatkassen hinterließ er bei seinem Tode 400,000 Rthlr. und andere Einkünfte, die er noch gar nicht angerührt hatte. Des vielen Unglücks ungeachtet,

welches dieser Fürst erlebte, ließ er sich doch sehr oft von dem mindesten Scheine des Glücks hinreißen, eine Schwäche, welche ihn nicht selten weiter führte, als der Klugheit bei der Ungewißheit der Umstände gemäß war. Oft ließ er sich auch von seinen Ministern und seinen Maitressen regieren, von welchen er zu so häufigen unnützen Geldverschwendungen veranlaßt wurde, daß manche beabsichtete große Unternehmung unterblieb. In Gnadenbezeigungen, Freigebigkeit und Großmuth hatte er niemals seines Gleichen. Sein Religionseifer trieb ihn so weit, daß die unter ihm hervortretenden Reformatoren mit großer Strenge verfolgt wurden. Sein Volk aber liebte er sehr, und sterbend empfahl er noch seinem Sohne, die von ihm der Kriegskosten wegen auferlegten Abgaben nach Kräften zu vermindern.

Franz I. hatte sich zum Sinnbilde einen Salamander im Feuer gewählt mit dem beigesetzten Spruche: **Nutrisco et exstinguo.** Nach seinem Tode wurde sein Leichnam unter großer Feierlichkeit nach St. Denys gebracht; bei diesem Leichenbegängnisse waren 11 Cardinäle und einige vierzig Prälaten gegenwärtig.

April.

Francisco Pizarro, Entdecker und Eroberer von Peru, und endlich Alleinherrscher dieses Landes,

am 1. April 1538.

Francisco Pizarro war ein natürlicher Sohn eines spanischen Edelmanns; er eroberte Peru durch Tapferkeit, Grausamkeiten und Mordthaten, und war so unwissend, daß er nicht einmal schreiben konnte; aber er fand Freunde, die seine Thätigkeit und seine Beharrlichkeit unterstützten, und in seinen Unternehmungen auf Peru hatte er das Glück, daß ein Bürgerkrieg der Söhne des letzten Inca den Staat in Partheien getheilt hatte, als er vom Jahre 1524 an mit weniger Mannschaft den Inca bekriegte und im Jahre 1531 dem peruanischen Reiche ein Ende machte, indem er den letzten Inka treubrüchig stranguliren ließ. Sein General Almagro eroberte indeß Chile; zwar rebellirten die Peruaner und wählten Manko Capak zum Inca, der Cusco, das im Besitz der Spanier war, belagerte, bis solches Almagro nach der Rückkehr aus Chile entsetzte. Mit Mühe behauptete sich Pizarro im neu angelegten Lima, dessen Belagerung die Peruaner endlich aufgaben. Mit gesammelten Truppen wollte er durch Alvarada und 500 Mann von Cusco Besitz nehmen, aber Almagro besiegte dieses Heer und vereinigte es mit dem seinigen. Nun marschirte Pizarro selbst wider Almagro und nöthigte ihn zu einem Waffenstillstande, brach solchen aber, indem er Almagro angriff, besiegte, gefangen nahm und 1538 hinrichten ließ; allein dessen Freunde zettelten 1541 wider Pizarro eine Verschwörung an und ermordeten ihn im 63sten Lebensjahre.

Als nach Francisco Pizarro's Eroberung von Peru und schändlicher Ermordung des Inca (Fürsten dieses Landes) sowohl F. Pizarro als auch der später zur Unterstützung dahin gesandte Almagro ihre Statthalterschaften von der spanischen Regierung angewiesen bekommen hatten, entspann sich Uneinig-

keit und Mißtrauen zwischen diesen Beiden, welches jedoch für jetzt noch beigelegt wurde. Nach Almagro's Eroberung von Chile bildete sich unter einem andern Fürsten, der aus der Gefangenschaft entkommen war, unter den Eingebornen ein allgemeiner Aufstand, sie hoben mehrere Abtheilungen der Spanier auf, und belagerten Cusco und Lima. Cusco wurde standhaft vertheidigt, aber schon war die halbe Stadt im Besitz der Peruaner, als Almagro, schnell aus Chile zurückgekehrt, in der Nähe erschien. Er glaubte, Cusco gehöre zu seiner Statthalterschaft, daher schlug er die Peruaner zurück, überfiel Cusco selbst, machte die beiden Brüder Pizarro's zu Gefangenen und nahm förmlich von der Stadt Besitz. F. Pizarro hatte sich indeß mit großer Anstrengung in Lima behauptet, als plötzlich eine Ueberschwemmung die Belagerer nöthigte abzuziehen. Sobald Pizarro Verstärkung an sich gezogen hatte, schickte er 500 M. zur Befreiung Cusco's ab, denn noch stand er in der Meinung, diese Stadt werde von den Peruanern belagert. Almagro zog ihnen entgegen, schlug sie, und nahm einen Theil derselben gefangen. Dieser Unfall und die Gefangenschaft seiner Brüder erschütterte Pizarro's ganze Festigkeit. Er nahm jetzt zur List seine Zuflucht, und trat mit seinem Gegner in Unterhandlungen, wodurch seine Brüder und 60 Andere Gelegenheit fanden zu entkommen. Darauf schlug er einen Waffenstillstand vor, und der großmüthige Almagro ließ sich bereden, auch Pizarro's andern Bruder freizugeben. Kaum aber sahe Pizarro seine Brüder in Sicherheit, als er diese mit 700 Mann gegen Cusco schickte. Am 1. April 1538 rückten beide Theile, jeder die königlich spanische Fahne führend, einander entgegen, und lieferten im Angesichte der darüber höchst erfreuten Indianer mit großer Geschicklichkeit ein Gefecht. Almagro erlitt eine vollständige Niederlage, gerieth in Gefangenschaft und ward von Pizarro zum Tode verurtheilt und hingerichtet. So wurde dieser alleiniger Herr jener großen und weiten Reiche. Er vertheilte wie ein Eroberer Ländereien und Reichthümer unter seine Brüder und Anhänger.

Er fiel nebst einigen Freunden am 26. Januar 1541 in seinem 63sten Lebensjahre bei noch ungeschwächter Manneskraft nach einer kräftigen und muthvollen Vertheidigung mit dem Degen in der Hand als ein Opfer der Rache einiger Verschworenen.

Ueber Pizarro's Jugendgeschichte ist nur Folgendes bekannt:

Seine Mutter soll ihn als ein Bastardkind an eine Kirchenthüre weggesetzt haben, dann soll er erst als der Sohn eines Capitains, Gonzala Pizarro, anerkannt worden sein. Im Dorfe Truxilla hütete Franz Pizarro die Schweine; und als ihm eines Tages eines derselben abhanden gekommen war, wagte

er es nicht mehr, zu seinem Vater nach Hause zurückzukehren, sondern entfloh nach Sevilla, und von dort aus kam er nach Indien. Diego Almagro, welcher seinen Namen nach seinem Dorfe führte, gesellte sich zu ihm. Dieser Letztere war so niedriger Herkunft, daß man nie erfuhr, wer seine Eltern waren. Ein spanischer Geschichtschreiber sagt, Almagro sei Priester geworden, obgleich er weder schreiben noch lesen konnte. Kurz, 1525 kamen Almagro und Pizarro nach Peru, und nachdem sie an dem Könige Atabalipa und dessen Angehörigen die abscheulichsten Grausamkeiten begangen hatten, trennten sie sich aus Uneinigkeit wegen Theilung der eroberten Beute. Almagro fiel durch Ferdinand Pizarro's Bruder, und Pizarro soll durch Almagro's Sohn ermordet worden sein. Gonzala aber, Pizarro's dritter Bruder, rächte sodann dessen Tod dadurch, daß er in dem ganzen Lande die unerhörtesten Grausamkeiten aller Art verübte, worauf sich Kaiser Carl V. genöthigt sah, 1546 den Rechtsgelehrten Peter Gasca nach diesem Theile seiner Staaten abzuschicken. Der letzte Pizarro wurde öffentlich hingerichtet.

Merkwürdiger Ausbruch des feuerspeienden Berges Cotopaxi in Südamerika,

am 2. April 1768.

Der Cotopaxi, ein ungeheurer feuerspeiender Berg in der spanisch-südamerikanischen Provinz Quito, liegt 11 Meilen südöstlich von der Hauptstadt Quito, und erhebt sich 17,712 Fuß über die Meeresfläche. Er ist der furchtbarste Vulkan im Königreiche Quito, und bricht sehr häufig und heftig aus. Wenn man die Schlacken und Felsenblöcke, die dieser Berg bereits ausgeworfen, sammeln und aufhäufen wollte, so würden diese einen wahren Riesenberg bilden. 1698 wurden eine Menge Dörfer und die Stadt Facunga mit dem größten Theile ihrer Einwohner ein Opfer des ausgeworfenen Feuers dieses fürchterlichen Berges. 1738 stieg die Feuersäule fast 3000 Fuß über den Gipfel des Berges hinaus. 1744 hörte man bei einem Ausbruche das Getöse über 100 deutsche Meilen weit. Aber am 2. April 1768 ereignete sich einer seiner furchtbarsten Feuerausbrüche; die Menge der ausgeworfenen Asche war so groß, daß die Einwohner von Facunga und Hambato bis Nachmittag um 3 Uhr mit Laternen in den Straßen herumgehen mußten. Der letzte Ausbruch, von dem wir sichere Nachricht haben, erfolgte im Januar 1803, wo in einer einzigen Nacht der ganze Schnee des Berges geschmolzen war, und die Außenwände des Kegels

von der Flamme ganz erhitzt waren. Das Wasser des geschmolzenen Schnee's verbreitete weit umher Verwüstung und Tod, und in einer Entfernung von 40 deutschen Meilen hörte man das Getöse des Berges, welches einem ununterbrochenen Artilleriefeuer glich.

Elisabeth, Königin von England,

geboren am 17. September 1533, gestorben am 3. April 1603.

Elisabeth, Heinrichs **VIII.** und der Anna von Boleyn Tochter, geboren am 17. September 1533, hatte eine vortreffliche Erziehung genossen; sie brachte ihre ganze Jugendzeit mit den Studien der schönen Wissenschaften zu, was ihr in der Folge, als sie von ihrer Schwester, der Königin Maria, lange Zeit gefangen gehalten wurde, zu großem Troste gereichte. Während der Regierung ihrer erzkatholischen Schwester, welche den Stoß voraussah, den Elisabeth einst der römisch-katholischen Kirche bringen würde, lief sie mehrere Male Gefahr, ihr Leben opfern zu müssen; aber nach Mariens Tode folgte dieser Elisabeth, alles Vorhergegangenen ungeachtet, am 17. November 1558 auf dem englischen Throne. Es war eine kritische Zeit: sie mußte den König von Frankreich, Heinrich **II.**, welcher seinen Sohn, den Dauphin, weil er mit Maria Stuart verehlicht gewesen, zum Könige von England erklären ließ, sehr fürchten; auch Philipp **II.** von Spanien, der sich für Heinrichs **VIII.** verstoßene Gemahlin, Catharina von Spanien, interessirte, konnte der neuen Königin gefährlich werden. Elisabeth eilte daher, so schnell sie nur konnte, nach London, allwo sie sich am 15. Januar 1559 vom Erzbischofe von York krönen ließ. Sie versprach bei ihrem Regierungsantritte, die katholische Religion in Schutz zu nehmen und die Kirchenprivilegien unangetastet zu lassen; allein späterhin spottete sie ihrer Versprechungen, gestattete dem Calvinismus Eingang in England, ließ sich zur Vorsteherin der Kirche und souverainen Beherrscherin ihres Königreichs, sowohl in geistlichen als weltlichen Angelegenheiten, erklären, und legte sich den Namen Beschützerin der Religion bei. Dieser Neuerungen ungeachtet ließ sie aus Politik noch manche alte Gewohnheiten, welche ihr unwesentlich schienen, unangetastet, z. B. die Orgeln, die Musik und Verzierungen in den Kirchen, die Bischöfe, Kanoniker und andere Geistlichen, das Verbot des Fleischessens zur Fastenzeit, so wie Freitags und Sonnabends. Die Prälaten, welche sich ihren Neuerungen widersetzten, wurden abgesetzt und je nach Umständen auch mit Gefangenschaft belegt.

Elisabeth zeigte vorzüglich einen unversöhnlichen Haß gegen die Jesuiten, von welchen sie mehrere, eifrige Prediger der römisch-katholischen Religion, unter andern Edmund Campian, mit dem Tode bestrafen ließ. Die Reichsstände baten sie, sich mit keinem fremden Fürsten in eine eheliche Verbindung einzulassen. Elisabeth versprach, nach ihrem Willen zu handeln, und hielt ihr Versprechen; denn sie blieb unvermählt. Man hatte ihr zwar verschiedene Male Heirathsvorschläge hinsichtlich der Herzoge von Anjou und Alençon, des Erzherzogs von Oestreich und des Königs von Schweden gethan, allein sie genehmigte keine dieser Verbindungen. Der Großsiegelbewahrer, Nicolaus Bacon, bot sein Möglichstes auf, um die Königin von England zu einer Heirath zu bereden; er stellte ihr das Interesse der Politik von allen Seiten dar; allein Elisabeth floh unter dem Vorwande eines politischen Nachtheils alle und jede Heirath. Der eigentliche Grund aber, warum sich diese Königin nicht vermählte, soll ein natürliches Hinderniß gewesen sein.

Im Jahre 1569 ward Elisabeth vom Papste Pius V. exkommunizirt und ihr Königreich mit dem Interdikte belegt; allein diese religiöse Strenge von Seiten des Papstes, und der kirchliche Eifer der Römischkatholischen verdoppelte nur die Maßregeln der Königin von England gegen diese Parthei, die nur Finsterniß liebte. Die meisten Katholiken mußten hierauf England verlassen, und diejenigen, welche das ihnen tyrannisch scheinende Joch der Königin abschütteln wollten, gingen mit den Grafen Northumberland und Westmoreland, welche geschlagen wurden, zu Grunde, und der Anführer der Konspirirten wurde in London enthauptet. Von diesen hatten sich die Schottländer, zu großem Nachtheile der römischen Kirche, unter Elisabeths Schutz begeben, und Maria Stuart, ihre legitime Königin, des Königs Franz II. von Frankreich Wittwe, ward ein Opfer des Ehrgeizes und der Grausamkeit der Königin Elisabeth, welche ihre Schwester lange Zeit gefangen hielt, bis ihr endlich wegen Staatsverbrechen der Prozeß gemacht wurde. Der Präsident von Bellièvre, des Königs Heinrich III. Gesandter, sprach vergeblich für Maria's Rettung. Elisabeths Politik erlaubte nicht, daß sie dieses Ministers Vertheidigung berücksichtigen konnte, und der mit eigenen Bürgerkriegen seines Reichs allzusehr beschäftigte König erfuhr zu seinem großen Leidwesen, daß die ehemalige Königin Maria Stuart von Frankreich, die Gemahlin eines seiner Brüder und Vorfahren, am 17. Februar 1587 enthauptet worden war. Die gegen den König von Spanien empörten Niederlande suchten Elisabeths Allianz, und wollten diese Königin zur Souverainin ha-

ben; sie schickte ihnen Hülfstruppen zum Widerstande gegen Philipp II. Dieser Fürst hatte seine unüberwindliche Armada ausgerüstet, um England zur See anzugreifen und zu demüthigen; allein die Winde und Klippen schienen für Elisabeth zu streiten, denn die spanische Armee ging 1588 in einem Seesturme theils zu Grunde, theils ward sie eine Beute der Engländer, über welches Ereigniß Elisabeth in London nach Art und Weise der alten Römer triumphirte. In Amerika war die Königin durch die vom Capitain Drake geleitete Eroberung einiger Provinzen nicht minder glücklich. Nach dem Tode Heinrichs III. von Frankreich, 1599, schloß Elisabeth mit dessen Nachfolger Heinrich IV. eine Allianz und schickte ihm Hülfstruppen. Vorher schon hatte Elisabeth den französischen Protestanten Hülfstruppen geschickt, welche ihr bei mehreren Gelegenheiten von Nutzen waren. Die Irländer, welche, zu Gunsten der römisch-katholischen Religion, der Königin Elisabeth die Spitze boten, vergrößerten die Menge ihrer Eroberungen, und ihr Günstling, der Graf von Essex, welcher beschuldigt wurde, gegen die Königin konspirirt zu haben, ward nun der Gegenstand ihres Hasses, ihrer Rache, und mußte dafür auf dem Schaffote mit dem Leben büßen. Elisabeth selbst starb, nach Einigen, aus Gram, den ihr dessen Hinrichtung verursacht haben soll, am 3., Andere aber sagen am 5. April (neuen Styls) des Jahres 1603 in ihrem 70sten Lebensjahre und im 45sten ihrer Regierung.

Um ein unpartheiisches Urtheil zu fällen, muß man gestehen, daß Elisabeth, ihre blutdürstige Politik und ihr übertriebenes Religions-Interesse ausgenommen, eine sehr erfahrene und geschickte Fürstin in der Regierungskunst war; sie besaß einen scharfen, durchdringenden Geist, ein edles Herz und eine erhabene Seele. Sie hatte sehr viel geographische und historische Kenntnisse, sprach oder verstand wenigstens fünf oder sechs Sprachen; sie übersetzte aus dem Griechischen, Lateinischen und Französischen ins Englische und wurde selbst von ihren Feinden bewundert. Vor ihrem Tode noch ernannte sie Jakob VI. von Schottland zu ihrem Nachfolger. Nicht leicht wird man einen Regenten in der Geschichte auffinden, der die Kunst zu regieren so verstanden hätte, wie Elisabeth von England, nicht leicht einen Fürsten, der in seiner Handlungsweise mehr Consequenz beobachtet und während einer so langen Reihe von Regierungsjahren weniger Fehler begangen hätte, als Elisabeth von England.

Elisabeth gelangte zur Krone, als ihr Geist schon durch ihre Erziehung und ihre spätere eigene Fortbildung in allen Wissenschaften gereift war, in einem Alter von 25 Jahren, nachdem

sie bereits durch die Schule des Unglücks gegangen war. Mäßigung und Klugheit waren ihr sichere Führer auf der schlüpfrigen Bahn der Souverainität. Strenge mußte sie gegen die beständigen Empörer und Aufwiegler üben, sonst hätte ihre Regierung nicht bestehen können. Von Natur war sie menschenfreundlich und wohlthätig und vor ihr her gingen die Furcht und die Liebe Hand in Hand. Freigebigkeit übte sie ebenfalls, wo sie angewendet war, verschwendete aber nie; in ihren Belohnungen, so wie bei allen Ausgaben, verfuhr sie mit Maß und Ziel, um ihre Finanzen nie zu erschöpfen. Sie erkannte wichtige Dienstleistungen an und zeigte sich auch dankbar gegen alle diejenigen, welche ihrer Dankbarkeit würdig waren; allein sie bereicherte keinen Einzelnen auf Unkosten des ganzen Volks. Sie liebte den Frieden sehr, und bemühte sich, denselben in ihren Staaten so lange aufrecht zu erhalten, als es möglich war; und wenn sie dem kriegerischen Geiste der Engländer Beschäftigung geben mußte, so wußte sie den Krieg geschickt in fremde Länder hinüber zu spielen; und England hatte auch wirklich seit geraumer Zeit keine so geschickten Generale und so geübte, erfahrene Truppen gehabt, wie unter Elisabeths Regierung. Schottland, die Niederlande und Frankreich erfreuten sich ihrer Hülfstruppen, und Spanien fühlte ihre Rache. Vor ihrem Tode sah sie noch alle Rebellionen erstickt, die Spanier vertrieben und die Partheihäupter gedemüthigt. — Die Holländer boten dieser Königin oft ihren Thron an, allein sie schlug ihn immer aus. Das erste Mal geschah dieß Anerbieten 1576, das zweite Mal 1585, bei welcher Gelegenheit sie wenigstens das Protektorat von Holland annahm, 1588 abermals. Wenn sie auch die Souverainität nicht annahm, so sorgte sie doch dafür, daß Holland Gewissensfreiheit und ungehinderte Ausübung der reformirten Religion erhielt. —

Heben wir hier nur dasjenige noch hervor, wodurch Elisabeth auch außer England auf ihre Zeit mächtig einwirkte. Sie mußte sich entscheiden für Katholicismus oder Protestantismus; denn über ihr Zeitalter hinaus stand die Idee, beiden das Recht der Staatsreligion einzuräumen. Das Beispiel in Frankreich konnte die sehr monarchisch gesinnte Königin schrecken, oder hat sie vielmehr geschreckt. Aus dem Gefängnisse stieg sie auf den Thron. Der Katholicismus hatte die Jungfrau verfolgt. Für die Monarchie schien der Protestantismus in Hinsicht der Lenksamkeit der Nation nach den Zwecken der Krone minder gefährlich, als der Katholicismus mit der weltlichen Stütze in Spanien und der geistlichen in Rom. Sollte sie Krieg führen, so wollte sie lieber Krieg mit dem Auslande, als Bürgerkrieg mit den damals so exaltirten protestantischen Unterthanen, welche

sie als ihre einzige Hoffnung vergötterten. Auf diese Begeisterung für ihre Ideen rechnete sie und begann nun die Reformation, aber mit Modifikationen der Grundsätze Luthers und Calvins. Dem Katholicismus erhielt sie nur ein Andenken in Liturgie und Form. Das schmeichelte der Hierarchie, sich aber erhielt sie die oberste Gewalt in Kirchensachen mit Abschaffung der Zehnten, Annaten und Privilegien, wo sie noch existirten. Die Geistlichen, welche ihr Supremat nicht anerkannten, entließ sie nicht blos, sondern, als der Papst Pius V. die katholischen Engländer ihres Unterthanen-Eides entband, wurde sie gegen die Lehrer und Bekenner des alten Glaubens zur Retorsion grausam, da sie keinen ruhigen Gehorsam hoffen durfte, und der Fanatismus der Anhänger der bischöflichen Kirche im Geiste damaliger Zeit leider dazu ermunterte. Menschen mit großen, fixen Ideen können solches Alles, selbst Menschlichkeit und Moral aufopfern, und bösen Menschen wird es dann nur zu leicht, die Obergewalt aus Egoismus der Selbstrettung zu Verbrechen zu verführen. Darum fiel Maria Stuart ohne Noth als Opfer der Politik einiger Räthe, die für sich und ihre fixen Ideen in Maria's Ende Heil sahen. Spuren gleichen Frevels, weil der Furchtsame die Grausamkeit der Räthe ungehindert gehen ließ, hat die Geschichte häufig; dieß erklärt die Tyranneien energischer Köpfe in Handlungen, wo Gerechtigkeit und Vernunft Mäßigung der Rache geboten. Der furchtbare, wenn auch besiegte, Angriff der spanischen Armada war vermuthlich durch den Mord der Maria Stuart befördert worden. — Das Colonialsystem ihrer Krone und ihrer Unterthanen schuf Elisabeth. Es waren die neuen Colonien häufig das selbstgewählte Exil der Fanatiker, denen ihre Monarchin noch nicht protestantisch genug war. — Sie ist eine der wenigen Kronträgerinnen, die eine große innere Revolution mit Hülfe der Mehrheit ihrer Unterthanen durchsetzte, aber sich dabei nicht dieser Faktion ganz hingab. — Außerhalb des Reichs unterstützte sie den Protestantismus, z. B. in Holland, nur mit feiner Politik, und entzog ihre Hülfe, wenn er sich nicht ganz leiten ließ. — Mit den Steuern wirthschaftete sie außerordentlich sparsam.

Kosciuszko liefert die Schlacht bei Raclawice, am 4. April 1794.

Die Russen rückten gegen die Polen heran. Als dieß Kosciuszko erfuhr, zog er ihnen entgegen. Ohne Geschütz mit nur 4000 Mann, zum Theil mit Sensen und Piken bewaffnet, schlug er bei Raclawice am 4. April 1794. 12,000

Russen. Nachher vermehrte er sein Heer auf 9000 Mann, und vereinigte sich mit dem General Groschowski. Unterdessen hatten Warschau und Wilna die russischen Besatzungen theils getödtet, theils gefangen genommen. Nun sandte Kosciuszko einen Theil seiner Truppen gegen Volhynien, richtete die Regierung in Warschau ein, und zog sodann mit 13,000 Mann den Preußen entgegen, welche 40,000 Mann stark gegen die Polen anrückten. Kosciuszko griff sie am 8. Juni bei Szczekociny an, wurde aber nach dem tapfersten Widerstande geschlagen, zog in das verschanzte Lager vor Warschau, und die Preußen eroberten Krakau. Darüber entstand am 28. Juni in Warschau ein Aufruhr, das Volk ermordete einen Theil der Gefangenen, und knüpfte einige von den Russen erkaufte Polen auf; allein Kosciuszko bestrafte die Schuldigen, und stellte die Ordnung bald wieder her. Hierauf wurde Warschau von 50,000 Preußen und Russen belagert; die Polen schlugen nach zweimonatlichen blutigen Gefechten muthig einen allgemeinen Sturm zurück, und nun trat auch ganz Großpolen gegen die Preußen unter die Waffen. Dieß und der Verlust eines Artillerietransports nöthigte die Preußen die Belagerung von Warschau aufzuheben.

Also behauptete sich der kühne Feldherr mit 20,000 regelmäßigen Truppen und 40,000 schlagfertigen Bauern gegen vier feindliche Heere, welche zusammen 150,000 Mann stark waren. Seine größte Macht war das Vertrauen seiner polnischen Mitbürger. Der Neffe des Königs, einst sein General, diente sogar unter ihm.

Ludwig IX. (der Heilige) mit dem größten Theile seines Adels in Aegypten gefangen,

am 5. April 1250.

Als Ludwig IX. mit dem Zunamen des Heiligen, König von Frankreich, einst von einer schweren Krankheit befallen worden, that er das Gelübde, wenn er wieder genesen sollte, einen Kreuzzug nach Palästina zu unternehmen, um den Sarazenen das heilige Grab zu entreißen. Von der Erfüllung dieses Gelübdes vermochten ihn weder die Bitten seiner Mutter noch seiner Gemahlin abzuhalten. Er schiffte sich also mit Letzterer, in Gesellschaft seiner Brüder und der Blüthe der französischen Ritterschaft, am 25. August 1242 zu Aigues mortes in Languedok ein nach dem gelobten Lande. Am 2. September landete er auf Cypern, wo er überwinterte; am 13. Mai des folgenden Jahres segelte er von hier ab und landete am 4. Januar auf der Rhede von Damiette oder Damieta, einer Handelsstadt in Nieder-Aegyp-

ten am Nil, welche er noch an demselben Tage zu belagern anfing, und am 6. eroberte. Diese Stadt liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend, hat jetzt 80,000 Einwohner, 12 Moscheen, und ist der Sitz eines koptischen Bischofs. Sie treibt einen sehr lebhaften Handel mit Leinwand, Halbseidenzeug, Kaviar, Leinsamen, Baumwolle, syrischer Seide, Reiß, Kaffee, Salmiak und Getreide.

Von hier aus wandte sich Ludwig weiterhin nach Aegypten, um den Sultan, in dessen Gewalt Palästina war, anzugreifen. Er war auch so glücklich, diesen zweimal zu schlagen, und that selbst, besonders in der Schlacht bei Massura am 8. Februar 1250, Wunder persönlicher Tapferkeit. So glücklich nun auch der Anfang dieser Expedition ausfiel, so unglücklich war das Ende derselben. Die französische Armee, welche von Hungersnoth und ansteckenden Krankheiten heimgesucht wurde, ward zum Rückzuge genöthigt, und auf diesem von den Sarazenen fast gänzlich zu Grunde gerichtet; ja der König selbst nebst seinem ganzen Gefolge und dem größten Theile seines Adels und der Armee gerieth am 5. April 1250 in die Gefangenschaft der Feinde. Diese unglückliche Lage nöthigte ihn, sich und die Seinigen mit der Zurückgabe von Damiette, einem Lösegeld, wodurch er am 6. Mai sein und seiner Soldaten Freiheit wieder erlangte, und einen Waffenstillstand von 10 Jahren loszukaufen. Dessenungeachtet blieb er noch bis 1254 in Palästina, um die Sache der Kreuzfahrer zu unterstützen. Er nahm 1351 Tyrus und Cäsarea weg und befestigte mehrere Plätze. Endlich begab er sich nach Frankreich zurück, wo unterdessen die Königin Blanca, welche die Regierung musterhaft geführt hatte, gestorben war. Jetzt ließ sich Ludwig die Sorge seines Landes sehr angelegen sein, und regierte gut und glücklich.

Ludwig der Heilige, Ludwigs VIII. und der Blanca von Castilien Sohn, ward am 25. April 1525 auf dem Schlosse Poissi geboren, und weil er auch daselbst getauft war, nannte er sich zuweilen selbst Louis de Poissi. In einem Alter von 11½ Jahren verlor er seinen Vater; er wurde zu Rheims gesalbt vom Bischofe von Soissons Jacques de Basoches, am 29. November 1226. Der erzbischofliche Stuhl dieser Krönungsstadt war damals gerade vakant. Seine Mutter, welche während seiner Minderjährigkeit regierte, war eine sehr geschickte und kluge Königin. Des Königs Oheim, der Graf Philipp von Boulogne, der Graf Robert von Dreux, sein Bruder Peter Mauclerc, Herzog von Bretagne, Thibaud, Graf von Champagne, nachmaliger König von Navarra, Hugo von Lezignem, Graf von der Mark, und verschiedene andere Große strebten öfters nach der Regierung, und suchten der Person des Kö-

Königs mächtig zu werden. Da ihnen dieser Plan mehrmals mißlungen war, gingen sie endlich so weit, daß sie in einer geheimen Zusammenkunft den Herrn von Conci, der ein sehr gescheidter und gerechter Mann war, zum Könige erwählten. Blanca, welche den Grafen von Champagne zu gewinnen gewußt, erfuhr alles dieses zur rechten Zeit und traf die kräftigsten Maßregeln, um ihrem Sohne das königliche Ansehen und ihrem Staate den Frieden zu erhalten. Im Jahre 1236 wurde der König majorenn, und erkannte und belohnte des Grafen von Champagne Dienste um den Staat, ungeachtet jene Parthei diesem das Mißlingen ihrer Unternehmung wollte fühlen lassen. Einige der Gegenparthei wurden vom Könige zum Gehorsam gezwungen, aber Hugo von Lëzignem **X.**, Graf de la Marche und von Angoulême verweigerte Ludwig seine Huldigung. Er hatte Elisabeth von England, welche Wittwe des Johann ohne Land und Mutter Heinrichs **III.**, Königs von England, war, geehlicht, und hoffte hierdurch Hülfe aus England zu erhalten, um sich kräftig widersetzen zu können; aber er irrte sich, denn der König schlug ihn schon am 22. Juli 1242 und trieb ihn bis nach Xaintes zurück. Endlich sah sich auch dieser genöthigt, zum Gehorsam zurückzukehren, und so gelang es dem Könige, die inneren Unruhen nach und nach zu dämpfen und die Aufwiegler und Anführer außer Stand zu setzen, ihm ferner gefährlich zu werden. —

Als Ludwig 1244 aus Palästina zurückkam, fand er die Angelegenheiten seines Landes in der besten Ordnung, und um sein Reich im ruhigen Zustande zu erhalten, schloß er 1258 mit den Engländern Frieden. In der Folge gab er weise Gesetze, verbannte alle und jede Gewaltthätigkeit und Willkür und ging seinen Unterthanen mit einem guten Beispiele voran. Er ließ Kirchen, Spitäler und Klöster bauen, nahm Wittwen und Waisen unter seinen Schutz, beförderte das Heiligthum der Religion, verschaffte den Dürftigen Nahrung, verminderte die Abgaben, welche entweder durch Bosheit oder durch die drückenden Zeitverhältnisse eingeführt worden waren; nahm sich aller jüdischen Waisen an, ließ ihnen eine christliche Erziehung geben und sie auf seine Kosten unterrichten und ernähren. Der Herzog von Burgund, der König von England und einige andere Fürsten, welche sich nach Ludwigs Beispiel richteten, thaten dasselbe in ihren Ländereien, und Ludwigs Nachfolger fuhren in seinem Systeme bis zur Regierung des Königs Johann fort.

Im Monat Februar des Jahres 1269 machte Ludwig der Heilige in Paris sein Testament, und nachdem die Verwaltung seines Reichs dem Abbée Matthias von S. Denys und Simon von Clermont, Herrn von Nëelle, übertragen wor-

den war, unternahm er 1270 einen zweiten Kreuzzug; am 1. Juli fuhr er aus Marseille, nach Einigen aus Aigues-mortes, ab landete nach einem furchtbaren Sturme auf Sardinien, und ging nach Afrika, wo er sich der Stadt Carthago bemächtigte. Hierauf belagerte er Tunis, wo seine Armee von der Pest befallen wurde, und wo ihn selbst diese Krankheit traf, an welcher er den 25. August 1270 nach einer Regierung von 43 J. 9 M. und 16 T. seine irdische Laufbahn beschließen mußte. Seine Eingeweide wurden nach der Abtei Montreal bei Palermo in Sicilien gebracht und in einem marmornen Grabe beigesetzt. Seine vom Fleische getrennten Knochen wurden Freitag nach Pfingsten 1271 nach S. Denys geschafft. Am 11. August 1297 ward Ludwig der Heilige vom Papste Bonifacius VIII. zu Orvieto kanonisirt, und 1298 wurden seine Reliquien von S. Denys abgeholt und nach der von diesem Könige errichteten heiligen Kapelle zu Paris versetzt. Dieser Feierlichkeit wohnten am Tage nach dem S. Bartholomäusfeste die Prälaten und Großen des Reiches bei.

Man hat von diesem Monarchen verschiedene von einander abweichende Lebensbeschreibungen, woher die etwaigen Verschiedenheiten rühren mögen.

Matthias Corvinus, Ungarns größter König,

gestorben am 6. April 1490.

Matthias Corvinus, König von Ungarn und Böhmen, war Johann Hunnyad's Sohn, welcher außer ihm noch einen zweiten Sohn, Ladislaus, hinterließ. Der König Ladislaus ließ sie Beide gefangen setzen und zeigte sich hierdurch sehr undankbar gegen ihren Vater, welchem er sehr verpflichtet sein sollte, weil derselbe seit der Schlacht bei Warna das Königreich nicht nur vertheidigt und erhalten, sondern sogar vergrößert hatte. Ladislaus soll, wie ein glaubwürdiger Historiker behauptet, zu dieser höchst unwürdigen That von denjenigen veranlaßt worden sein, welche die Furcht in ihm rege machten, es möchten diese beiden Söhne des Hunnyad ihres Vaters Ansehen im Königreiche benutzen und das Volk an sich ziehen. Den ältern dieser beiden Brüder ließ Ladislaus sogar ums Leben bringen, und den andern behielt er als Gefangenen zurück. Einige Zeit nachher wurde der König von einer Dame, welche eifersüchtig auf ihn war, weil er die Tochter des Königs Carl VII. von Frankreich geehlicht hatte, vergiftet. Sogleich nach seinem Tode versammelten sich die ungarischen Großen in Ofen, um einen neuen König zu wählen. Matthias Mutter begab

sich ebenfalls in diese Versammlung, deren Mitglieder sie schon vorher durch Geld zu gewinnen gewußt hatte. Sie ließ ihren 15 oder 18jährigen Sohn aus dem Gefängnisse hervortreten. Hierauf suchten mehrere der Magnaten und Prälaten ihr Heil in der Flucht, und die Uebrigen, welche zurückgeblieben waren, erwählten am 24. Januar 1458 Matthias zu ihrem Könige. Dieß geschah zu derselben Zeit, als sich Georg Podiebrad von den Hussiten zum Könige von Böhmen ernennen ließ. Einige ungarische Großen widersetzten sich der neuen Königswahl des Matthias und baten den Kaiser Friedrich IV., er möchte sich krönen lassen. Andere boten die ungarische Krone dem Könige von Polen an, was zwischen diesen Fürsten einen Krieg veranlaßte. Die Türken benutzten diese Zeit und nahmen Bosnien und einen Theil von Servien weg; Matthias aber eroberte alles wieder und brachte auch Transylvanien und die Wallachei zum Gehorsam. Er wurde 1464 gekrönt. Nun ging der Krieg mit den Hussiten in Böhmen an, und nachdem er auch diese besiegt hatte, ward er zu Olmütz zum Könige von Böhmen und Markgrafen von Mähren erklärt und hierauf 1469 zu Breslau zum Herzoge von Schlesien. Nachdem er sodann des Hussitenanführers Georg Sohn gefangen genommen hatte, kehrte er wieder nach Ungarn zurück. Sein Krieg gegen die Moldau war minder vortheilhaft ausgefallen; denn er hatte dort seine Truppen eingebüßt und selbst drei Wunden erhalten. Glücklicher aber waren seine Waffen gegen die Türken; seine Feldherren machten 60,000 von diesen Barbaren nieder, und er selbst nahm Jaitza weg und zwang Bosnien zum Gehorsam. Er war indessen genöthigt, mit Mahomet II. einen Waffenstillstand abzuschließen, und nach dem Tode dieses Fürsten, im Jahre 1481, bereitete sich Matthias vor, gegen dessen Nachfolger, Bajazet II., den Krieg aufs neue anzufangen. Verschiedene Beleidigungen aber von Seiten des Kaisers Friedrich bewogen ihn, seinen Plan zu ändern und seine Waffen gegen diesen zu kehren. Dieser Krieg fiel so günstig für ihn aus, daß er einen Theil Oestreichs eroberte und Wien und Neustadt in seine Gewalt bekam. Auch die böhmischen Rebellen besiegte er, vereinigte sich mit Ladislaus, dem Sohne des Königs Casimir von Polen, welcher nach Podiebrad zum Könige von Böhmen ernannt worden war, und rüstete sich zu einem neuen Türkenkriege, als er plötzlich am Dienstag den 6. April 1490 zu Wien in Folge eines Schlagflusses starb.

Matthias hatte sich, zum ersten Male, mit Catharina Podiebrad, des Königs Georg von Böhmen Tochter, welche 1464 kinderlos starb, vermählt; zum zweiten Male 1476 mit Beatrix von Aragonien, Tochter Ferdinands I., Kö-

nigs von Neapel und Sicilien, welche er verstieß. Diese ging sodann eine zweite eheliche Verbindung ein mit Ladislaus IV., König von Böhmen, und starb am 23. September 1508. Matthias Corvinus, der Große genannt, war ein Held, glücklich im Kriege und im Frieden; er verstand alles, was ein würdiger Fürst verstehen muß. Man behauptet, er habe alle Sprachen Europa's, die griechische und türkische ausgenommen, gesprochen. Er soll sehr munter und scherzhaft gewesen sein und viele witzige Einfälle gehabt haben. Er war auch ein Freund der Gelehrsamkeit und der schönen Künste, beschäftigte die vorzüglichsten Maler Italiens und zog aus ganz Europa Gelehrte an seinen Hof. Er besaß in Ofen eine prächtige Bibliothek, welche er mit den seltensten Werken und merkwürdigsten Manuskripten vermehrte. Sein Leichnam wurde nach Stuhlweißenburg gebracht und in der Gruft der ungarischen Könige beigesetzt. Matthias hätte sich gern mit des Polenkönigs Casimir III. Tochter vermählt, und bot demselben unter dieser Bedingung den Frieden an; aber die Königin verweigerte diese Verbindung, ungeachtet der Vorstellungen von Seiten des Senats und des Adels, bloß weil ihr die Geburt des Königs Matthias nicht vornehm genug zu sein schien.

Raphael Sanzio von Urbino,

geboren am Charfreitage 1483, gestorben ebenfalls am Charfreitage den 7. April 1520.

Raphael Sanzio von Urbino im Kirchenstaate, daselbst geboren am Charfreitage 1483, war eines mittelmäßigen Malers Sohn und Peter Perugin's Schüler. Er hatte einen vorzüglichen Geist, und sah bei Zeiten ein, daß seines Lehrers Kenntnisse in der Malerei noch lange nicht die Grenzen dieser herrlichen Kunst seien; um sich daher immer mehr zu vervollkommnen, begab er sich mit seinem Freunde Pinturrichio nach Siena, wo er auf der dasigen Bibliothek Beschäftigung erhielt. Kaum hatte er hier einige Cartons zu Gemälden gefertigt, als er von Leonardo da Vinci's und Michael Angelo's Wunderwerken hörte; um nun auch hiervon möglichst Nutzen zu ziehen, begab er sich sogleich nach Florenz. Sobald er die Manier dieser beiden Künstler gesehen und begriffen hatte, beschloß er sogleich, die von seinem Lehrer erlernte Behandlung malerischer Gegenstände zu ändern, und als er sich von Florenz wieder wegbegeben hatte, fand er sehr viele Gelegenheiten, seinen Pinsel zu üben; er kehrte indessen nach Verlauf einiger Zeit wieder nach Florenz zurück, um Leonardo da Vinci noch

gründlicher zu studieren. Hierauf begab sich Raphael Sanzio nach Rom, wo er einen angesehenen Verwandten hatte, welcher den Papst schon im Voraus von Raphaels Kunstfähigkeit in Kenntniß gesetzt hatte, wodurch derselbe Beschäftigung im Vatican erhielt. Raphael machte den Anfang mit dem Gemälde, welches man die Schule Athens zu nennen pflegt; sodann malte er den Streit des heiligen Sakraments und andere Gegenstände, die sich noch im Vatican befinden. Er gab sich außerordentliche Mühe, und nicht umsonst; denn Raphaels Ruhm verbreitete sich durch die ganze Welt. Die Feinheit seines Geschmacks bildete er besonders an den Statuen und antiken Bas-reliefs aus, welche er lange Zeit mit besonderm Fleiße zeichnete, und mit dieser Feinheit des Geschmacks verband er die so erhabene Manier, welche ihm der erste Anblick von Michael Angelo's Kapelle einflößte. Sein Verwandter Bramantes, welchem der Schlüssel zu dieser Kapelle anvertraut war, führte Raphael gegen Michael Angelo's ausdrückliches Verbot hinein. Außer der vielen Mühe, welche Raphael auf das Zeichnen der antiken Bildhauerarbeiten verwendete, beschäftigte er noch eine Menge junger Künstler, welche ihm in Italien und Griechenland alle möglichen Antiquitäten zeichnen mußten, wovon er stets bei Gelegenheit allen artistischen Nutzen zu ziehen wußte. Man bemerkt auch, daß er fast gar keine unvollkommenen oder nicht gänzlich vollendeten Werke hinterlassen hat; er malte auch sehr schnell. Er gab sich unglaubliche Mühe, um alle seine Gemälde so herzustellen, daß ihm selbst nichts daran zu wünschen übrig blieb. Man hat auch eine Menge Bleistiftzeichnungen von ihm von kleinern Parthieen, die er bei seinen Gemälden hier und da anwandte, als: Füße, Hände, Fragmente von Kleidungsstücken u. s. w. Obgleich Raphael außerordentlich arbeitsam gewesen ist, so findet man doch sehr wenige Gemälde von seiner eigenen Hand; denn er beschäftigte sich immer mehr mit Zeichnen, um seine große Menge Schüler, welche seine Zeichnungen zu Gemälden ausführten, nicht unbeschäftigt zu lassen. Selbst in den Logen und Gemächern des Vaticans, in der Kirche Nostra Dama della Pace und im Pallaste Ghigi sind die meisten Stücke von Raphaels Schülern ausgeführt. Von seiner eigenen Hand ausschließlich sind dort nur die Galatea und eine einzige Ecke, in welcher sich 3 Göttinnen befinden.

Raphaels sanftes Temperament machte ihn bei Jedermann beliebt und besonders bei den Päpsten seiner Zeit. Der Cardinal von Santa Bibiana bot ihm sogar seine Nichte zur Frau an, und Raphael hatte sich verbindlich gemacht, sie zu ehelichen; aber in der Erwartung des Cardinalhuts, wozu

ihm der Papst Leo X. Hoffnung gemacht hatte, wurde die Ausführung dieses seines Vorhabens immer noch aufgeschoben. Er liebte das weibliche Geschlecht sehr, und diese unglückselige Leidenschaft raffte ihn in der Blüthe seiner Jahre dahin. Als er nämlich eines Tages ungewöhnlich der physischen Liebe gepflegt hatte, ward er von einem heftigen Fieber befallen. Die Aerzte, welchen er die Ursache seiner Krankheit verheimlichte, behandelten ihn falsch, und sein Tod erfolgte an seinem Geburtstage, am Charfreitage den 7. April 1520, im 37sten Jahre seines Lebens. — In der Kirche della Rotonda, wo er begraben wurde, ließ ihm der Cardinal Bembo ein Denkmal errichten, und Murat that dasselbe.

Raphaels Schüler waren Giulio Romano, Giovanni Francesco Penni, mit dem Beinamen il Fattore, Pellegrino di Modena, Perrino del Vagne, Polidoro di Caravagio, Maturino Bartolomeo da Bagna Cavallo, Timoteo da Urbino, Vicenzio da San Geminiano, Giovanni d'Udine und Andere. Einige sehr geschickte flammändische Maler sind auch seine Schüler gewesen, und zwar zur Zeit, als Raphael seine größten Werke ausführte. Hierher gehören Bernard van Orlay von Brüssel, Michael Coxis von Mecheln und Andere. Außer seinen Schülern besuchten Raphaels Haus eine große Menge Studierender und Kunstliebhaber aus allen Gegenden Europa's, welche ihn oft auf seinen Spaziergängen begleiteten. Michael Angelo begegnete Raphael eines Tages, als er eben von seinen jungen Freunden begleitet wurde; jener sagte zu Raphael, er komme ihm vor, wie ein Profoß. Hierauf antwortete ihm Raphael, daß er seiner Seits ihm vorkomme wie der Henker, welcher immer allein gehen müsse. Zwischen diesen beiden Malern herrschte eine große Eifersucht, wie es gewöhnlich zwischen Professions- und Kunstverwandten zu sein pflegt.

Francesco Petrarca,

geboren am 20. Juli 1304, zu Rom als Dichter gekrönt am 8. April 1341, gestorben am 18. Juli 1374.

Franz Petrarca, der größte Dichtergeist seines Jahrhunderts, war ein Italiener, dessen Eltern Petrarca von Parenzo und Brigitta oder Lieta Carigiani, Beide aus Florenz, waren, von wo sie zur Zeit der Streitigkeiten zwischen den Guelphen und Gibellinen vertrieben worden waren. Sie begaben sich nach Arezzo, wo Franz Petrarca am Montag den 20., nach Anderen den 4., Juli 1304 geboren wurde.

Seine Eltern zogen von hier nach Avignon und schickten ihren Sohn nach Carpentras, um daselbst die Grammatik, Rhetorik und Dialektik zu studieren. Von hier begab er sich nach Montpellier, wo er sich vier Jahre lang dem Gesetzstudium widmete und sodann noch drei Jahre in Bologna studierte. Als er in seinem 22sten Jahre erfuhr, daß sein Vater und seine Mutter an der Pest gestorben waren, ging er nach Avignon zurück, ward aber der dort herrschenden ansteckenden Krankheit wegen genöthigt, sich nach Vaucluse, welches in der Nähe liegt, zurückzuziehen. Hier lernte er die schöne Laura kennen, welche er sehr liebte, und die in seinen Gedichten eine große Rolle spielt. Das einsame Leben in Vaucluse hatte so viel Reiz für Petrarca, daß er sich da ganz heimisch fühlte, seine Bücher kommen ließ und den größten Theil seiner Werke daselbst ausarbeitete. Eines Tages erhielt dieser Dichter zwei Briefe, den einen vom Kanzler der Pariser Universität, den andern vom Senate aus Rom; von beiden Orten wurde er eingeladen, um die Dichterkrone zu empfangen. Auf den Rath des Cardinals Colonna und Thomas von Messina folgte er der Einladung nach Rom. Auf dieser Reise besuchte er unter andern auch Neapel, wo ihn der König Robert der Gute wie einen Fürsten aufnahm und ihn bat, ihm sein Gedicht Africa zu dediziren. Im Jahre 1341 kam also Petrarca nach Rom; er war damals 37 Jahre alt und erhielt am 8. April die Dichterkrone. Alle Fürsten und Großen seiner Zeit ehrten und liebten Petrarca. Die Päpste, die Könige von Frankreich, der Kaiser, die Republik Venedig rc. bezeigten ihm bei verschiedenen Gelegenheiten ihre Achtung. Petrarca hat es nie verhehlt, daß er den Colonna's und Correggio's sehr verpflichtet sei, denn diese verhalfen ihn zum Archidiakonate von Parma. Verschiedene andere Pfründen hatte der Dichter ausgeschlagen; und nachdem ihm durch Laura's Tod der Aufenthalt in Frankreich unerträglich geworden war, zog er sich nach Italien zurück. Nachdem er in Verona, Parma, Padua, Venedig und Mailand, allwo ihn Galēas Visconti zum Staatsrathe machte, verweilt hatte, blieb er in Padua und nahm daselbst ein Kanonikat an. Er kaufte an einem Orte, Arqua genannt, ein Haus und lebte hier 5 Jahre mit seinem Freunde Asserigno. Hier ward ihm auch eine Gunst zu Theil, nach der er früher gestrebt hatte: die Florentiner sandten ihm nämlich Boccaccio zu mit authentischen Briefen, die Zurückgabe aller seiner väterlichen Güter und seine Zurückberufung betreffend. Allein es war den Florentinern nicht vergönnt, diesen großen Dichter zu besitzen, denn Petrarca, der eben seine philosophischen Abhandlungen und seine Poesieen vollendet hatte, starb am 18. Juli 1374 im 70sten

Lebensjahre. Sein Leichnam ward mit großer Feierlichkeit in der Kirche zu Arqua beigesetzt, und der Cardinal Bonaventura di Peragri hielt ihm die Leichenrede. Petrarca hat außer seinen italienischen Dichtungen verschiedene sehr gute lateinische Werke geschrieben, welche hier anzuführen nicht der Ort sein dürfte.

Heinrich II. mit dem Zunamen der Fromme, Herzog von Schlesien, kommt ums Leben in der Tartarschlacht bei Wahlstatt, einem schlesischen Dorfe unweit Liegnitz,

am 9. April 1241.

Heinrich II. oder der Fromme, Herzog von Schlesien, Sohn Heinrichs des Bärtigen, verjagte Ladislaus und trieb ihn bis nach Pommern. Im Jahre 1241 lieferte dieser Herzog eine unglückliche Schlacht gegen die Tartaren, welche in Schlesien eingefallen waren; diese blutige Begebenheit, wobei Heinrich seine Truppen und sein Leben einbüßte, fiel bei Wahlstatt, einem Dorfe unweit Liegnitz, vor; es ist derselbe Ort, nach welchem der Marschall Blücher als Fürst benannt wurde. Heinrich ward hier von einem Tartar durch einen Lanzenstich getödtet, wornach ihm das Haupt abgeschnitten wurde. Man erkannte seinen Leichnam an seinem linken Fuße, an welchem er 6 Zehen hatte. Als er von Liegnitz ausmarschirte, um dem Feinde entgegen zu gehen, fiel ihm von einem Dache ein Ziegel auf den Kopf, was für eine Vorbedeutung seines bald nachher erfolgten Unglücks gehalten wurde. Man erzählt sich, daß während der Schlacht ein unbekannter Ritter zu Pferde bei der Armee herumgeritten sei und zu verschiedenen Malen ausgerufen habe: »Christen fliehet!« und daß hierauf die Christen, welche vorher fest gestanden, zum kräftigen Widerstande muthlos geworden seien und die Schlacht verloren haben. Man erzählt außerdem noch, die Tartaren hätten einen bezauberten Kopf auf einer Stange in ihrem Lager herumgetragen, und dieser Kopf habe den Christen alle Kraft benommen.

Heinrich hinterließ von seiner Gemahlin Anna, einer böhmischen Prinzessin, 1) Heinrich III., welcher das Herzogthum Breslau erhielt; 2) Boleslaus II., genannt der Kahlköpfige, welchem bei der Theilung Liegnitz erblich zufiel; 3) den nachmaligen Erzbischof Wladislaus von Salzburg, und 4) Conrad III., der das Herzogthum Glogau erbte.

Erster schlesischer Krieg, Schlacht bei Mollwitz, am 10. April 1741.

Der König Friedrich II. von Preußen hatte von seinem Vater eine starke, gut geübte Armee und einen bedeutenden Schatz geerbt. Er forderte nach Carls VI. am 20. October 1740 erfolgten Tode von dessen Tochter und Nachfolgerin in der Regierung die vier schlesischen Fürstenthümer: Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, welche seinen Vorfahren waren entzogen worden, und worauf er immer noch ein Recht zu haben glaubte, zurück. Da aber seine Forderung am Wiener Hofe unbeachtet blieb, so besetzte Friedrich im December 1740 Niederschlesien, that jedoch der Kaiserin zu gleicher Zeit sehr vortheilhafte Friedensvorschläge. Aber ihr Ministerium war gewohnt, Folgsamkeit und nicht Gleichheit bei Preußen vorauszusetzen, und verwarf seine Vorschläge. Hierauf drang Friedrich mit seinem Heere weiter vor auf Schlesiens Hauptstadt los, und der Fürst Leopold von Dessau erstürmte Glogau. Auf des Königs Marsch nach Breslau bekam er es bei Mollwitz, einem Dorfe bei Brieg, im Regierungsbezirke Breslau, mit dem östreichischen General Neuperg zu thun, gegen welchen er am 10. April 1741 eine blutige Schlacht lieferte, die Oestreicher schlug, und hierauf seine Armee in ganz Schlesien verbreitete. Der König war in der Schlacht selbst anwesend, und führte die zurückgeworfene Kavallerie wieder vor. Hier war es auch, wo ihm ein Pferd unter dem Leibe todtgeschossen wurde. Es war der erste, aber keineswegs ein leichter Sieg; denn es kämpften die Oestreicher tapfer, lange standen sie wie Mauern den Preußen, ohne zu weichen, gegenüber. Diese wurden dreimal stürmisch angegriffen, allein sie wiesen alle drei Angriffe zurück, und nahmen, als ihnen am Ende das Pulver ausgegangen war, die Patronen aus den Taschen der Gefallenen. Verzweifelt jagte der König nach dem linken Flügel; hier kommandirte Schwerin; dieser war aber verwundet, und rieth dem Könige, auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Als es dunkel geworden war, rettete sich Friedrich mit einem kleinen Gefolge nach Oppeln. Er mußte aber seine Flucht noch weiter fortsetzen, weil Oestreicher die Stadt besetzt hatten. Aller Schwierigkeiten ungeachtet trug Schwerin den Sieg des Tages am 10. April, jedoch mit großem Verluste, davon. Der König kehrte hierauf nach Mollwitz zurück, nicht ohne Zorn über sich selbst, daß er das Schlachtfeld verlassen hatte. Er sprach auch in der Folge nie von dieser Begebenheit, und Niemand durfte es wagen, sie je in Erwähnung zu bringen.

Ravenna,

in dessen Nähe am 11. April 1512 eine wichtige Schlacht vorfiel.

Ravenna ist eine der ältesten Städte Italiens, die Hauptstadt der gleichnamigen päpstlichen Delegation mit 24,000 Einwohnern, einem Erzbischofe, einer Seidenweberei, einer Bibliothek und einem kleinen etwas entfernten Hafen. Ravenna ist in der Geschichte sehr berühmt; es war einst die Hauptstadt des Exarchats. Auch hatten hier mehrere der spätern abendländischen Kaiser ihre Residenz, und nach dem Untergange des römischen Reichs residirten hier die gothischen Könige. Früher war die Stadt von vielen Sümpfen umgeben, welche aber in neuern Zeiten durch zweckmäßige Ableitungen und Bebauungen sehr vermindert worden sind. Der Hafen ist durch Versandung fast unbrauchbar, und Ravenna, das sonst hart am Strande lag, ist jetzt fast eine Stunde weit davon entfernt. In der Gegend von Ravenna, nach Forli zu, ist das Schlachtfeld, wo der berühmte junge Held und Herzog von Nemours, Gaston de Foix, Anführer der Franzosen, über die spanischen und päpstlichen Truppen am ersten Ostertage den 11. April 1512 einen glänzenden Sieg erfocht, den er aber mit seinem Leben bezahlen mußte.

In Ravenna wurde der Dichter Dante Alighieri begraben; auch ruhen hier die Gebeine der Kaiser Honorius, Constantinus, Valens III., der Galla Placida, Theodosius des Großen Tochter; und in der Rotonda der Domkirche sieht man Theodorichs Grabmal.

In historischer Hinsicht ist Ravenna außerordentlich wichtig. Einige Geschichtschreiber behaupten, diese Stadt sei von den Sabinern, Andere, von Thessaliern gegründet worden. Früher war Ravenna so mächtig, daß es sich den Römern oft widersetzte, und die römischen Historiker sprechen häufig von diesem Orte. Ravenna war die Residenz des Gothenkönigs Theodorich, und sodann der von den konstantinopolitanischen Kaisern nach Italien gesandten Exarchen, unter welchen Longinus der erste war, der gegen das Jahr 567 oder 568 von Justin dahin geschickt wurde; auf diesen folgte Smaragdus. Nach diesem herrschten zu Ravenna Romanus, Callinicus, ein zweiter Smaragdus, Johannes Remigius oder Demiges, Eleutherius, Isaak, Theodorus Calliopas, Olympius, ein zweiter Theodorus Calliopas, noch ein anderer Theodorus, Johannes mit dem Zunamen Plato, Theophylactus, Johannes mit dem Zunamen Rizecopus, Scholasticus und Paul. Unter der Regierung Pauls wurde Ravenna vom Lombardenkönige Luitprand erobert, und 727 von dem durch den Papst und die Venetianer unterstützten

Exarchen wieder genommen. Eutychius, der letzte Exarch, regierte nach Paul. Der Lombardenkönig Astolphus nahm Ravenna nochmals weg und vertrieb 752 Eutychius aus Italien. Dieser König behielt aber Ravenna nicht lange; denn 756 wurde dieser Fürst vom Könige Pipin genöthigt, die Stadt nebst dem Exarchate dem Papste zu übergeben, welche Schenkung Carl der Große 774 bestätigte.

Ravenna ist jetzt bei weitem nicht mehr so beträchtlich wie es früher war. Es befindet sich in Ravenna ein marmornes Thor, welches vom Volke la porta d'oro oder la bella porta genannt wird. Die Hauptkirche dieser Stadt ruht auf 4 Reihen von Marmorsäulen. Die ehemalige Lage Ravenna's hatte viel Aehnlichkeit mit der von Venedig, die Stadt ruhte nämlich auf Pfeilern und stand mitten im Wasser, sie war auch damals der vorzüglichste römische Hafen am adriatischen Meerbusen. Auf der Meerseite sind noch die Ringe an den Mauern zu sehen, woran die Schiffe befestigt und angehalten wurden; man findet hier auch noch die Ueberbleibsel eines Leuchtthurmes. Da sich nun aber das Meer über 3 Meilen von der Stadt entfernt hat, so ist der sonst unfruchtbare und unter Wasser stehende Boden zu den schönsten Gefilden Italiens umgewandelt worden. In der Kirche Santa Maria della Rotonda, welche gegen 757 außerhalb der Stadt erbaut worden, nachdem diese von der Lombardenherrschaft frei war, besteht der Schlüssel des Domgewölbes aus einem einzigen 10 Fuß breiten und über 20,000 Pfund schweren Steine.

Ravenna ist auch durch die darin gehaltenen Kirchenconcilien berühmt: das erste wurde 419 auf Befehl des Kaisers Honorius gehalten, um den Streit zwischen Bonifacius und Eulalius, welche sich um den Besitz des römischen Stuhles stritten, zu entscheiden. Es wurde festgesetzt, daß sie Beide außerhalb Rom bleiben sollten, und dem Bischofe von Spoleto, Achilläus, wurde so lange die Obhut über die römische Kirche anvertraut, bis dieser Streit durch ein zahlreicheres Concilium entschieden sein würde.

Diese Entscheidung fiel jedoch zu Gunsten des Bonifacius aus. Zu Anfange des 10ten Jahrhunderts versammelten sich abermals 74 Bischöfe zu Ravenna und bestätigten alles dasjenige, was in einem 901 zu Rom gehaltenen Concilium hinsichtlich des Formus und der Krönung Lamberts ausgesprochen worden war. 967 wurde ein drittes Concilium zu Ravenna gehalten, wobei Papst Johann XIII. und Kaiser Otto I., wegen der Wiederherstellung der Kirchendisciplin zugegen waren. 1228 war eine 4te Prälatenversammlung in dieser Stadt, wobei der Cardinal Peter von St. Anastasius den Vorsitz hatte;

in dieser Versammlung wurden die Patriarchen von Ravenna und Venedig ihrer Aemter entsetzt. Die Nothwendigkeit einer Sittenverbesserung gab 1286 zu einem 5ten Concilium Veranlassung. Es ist unter dem Namen des 1sten Conciliums von Ravenna bekannt. Der Erzbischof Wilhelm präsidirte. 1311 wurde das sogenannte 2te Concilium gehalten, 1314 das 3te, 1317 das 4te. 1569 hielt Julius Felterio de la Rovera, Cardinal und Erzbischof von Ravenna, ein Provinzialconcilium in dieser Stadt. Francesco Buoncompagno, Petro Aldobrandini und Ludovico Capponi, Bischof von Ravenna, gaben die hier abgefaßten Synodalbeschlüsse heraus, den ersten 1580 und die andern 1607 und 1627.

Ausbruch der Insurrektion in Tyrol, und Speckbachers Gefangennehmung der baierschen Kavallerie bei Hall,

am 12. April 1809.

Joseph Speckbacher wurde am 14. August 1768 im Dörfchen Rinn, bei Inspruck, geboren, und hatte schon als Knabe einen Raubbären erlegt und einen gefangenen Lämmergeier mit bloßen Händen fortgeschleppt. Später lebte er als Wildschütze, und war berühmt durch sein außerordentlich scharfes Auge, seine Stärke und Gewandtheit. Er war seit Jahren der Vertraute des Sandwirths Hofer, und nach der Losreißung Tyrols von Oestreich war er ein Häuptling derer, die mit der baierschen Regierung unzufrieden waren. Am 12. April 1809, als am Tage des Ausbruches der Tyroler Insurrektion, überfiel Speckbacher die baiersche Garnison der Stadt Hall, und nahm mit J. Straub, dem Haller Kronenwirth, die von Inspruck entkommene baiersche Kavallerie gefangen. In den Treffen vom 25. und 29. Mai, welche Inspruck und ganz Tyrol zum zweiten Male befreiten, that sich Speckbacher besonders hervor, und eben so bei Kuffstein. Als Tyrol nach dem Waffenstillstande dennoch fortfuhr, verzweifelte Gegenwehr zu leisten, war auch Speckbacher unter den Vordersten in den Gefechten vom 4., 6., 7. August, so wie in der Schlacht bei Inspruck, welche den Marschall, Herzog von Danzig, zwang, gänzlich aus Tyrol zu fliehen. — Nach dieser dritten Befreiung verband Speckbacher auch das salzburgische Gebirgsland mit Tyrol und erfocht am 16. September bei Lofer und Luftenstein entscheidende Vortheile, ward aber am 16. October bei Mellek geschlagen und sein Sohn gefangen; er selbst entkam mit genauer Noth. Rastlos

flüchtete er nun von Alpe zu Alpe, und verbarg sich einige Zeit unter Schnee und Eis in einer abgelegenen Höhle; 7 Wochen lang war er in seinem eigenen Stalle verschneit, bis er endlich im Mai 1810 Gelegenheit fand, über die Gebirge nach Wien zu fliehen. Hier erhielt er eine Obersten=Pension und sollte die für die Tyroler im Temeswarer Banat neu gestiftete Kolonie organisiren. Beim Ausbruch des Krieges 1813 schlich er sich wieder nach Tyrol hinein, und obgleich es zu keiner entscheidenden Waffenthat kam, leistete er seinem Vaterlande dennoch vortreffliche Dienste. An dem feierlichen Tage, als man dem Kaiser von Oestreich von neuem huldigte, war er der Anführer der bewaffneten Schützenmannschaft.

Schlacht bei Bergen,

am 13. April 1759.

Bergen, welches mit einer Mauer umgeben ist, ummauerte Kirchhöfe und eine Burg hat, liegt am Abhange einer sich nach der Straße von Frankfurt nach Bischofsheim steil absenkenden Höhe. Außerhalb der Mauer ziehen sich Gärten mit lebendigen Hecken, und vielen Obstbäumen um den Ort; die Gärten dehnen sich besonders östlich bedeutend aus, und sind hier noch durch einen, linker Hand des Weges nach Hanau querlaufenden Hohlweg durchschnitten.

Nördlich des Ortes dehnt sich bis zum Gehölze von Vilbel eine freie Ebene aus, die von einem unbedeutenden Hohlwege, der von Bergen nach Vilbel führt, quer durchschnitten wird. Von diesem Gehölze an senkt sich ein tiefer, morastiger Grund mit steilen Rändern bis gegen das Thal der Nidda.

Nordwestlich von Bergen erhebt sich das Terrain allmählig bis zu einem alten Thurme (die Berger=Warthe), der mit einem verfallenen Graben umgeben ist. Dieser Punkt beherrscht die ganze Gegend.

Oestlich von Bergen zieht sich ebenfalls eine sanfte Anhöhe, welche gegen Bischofsheim und Vilbel zu steiler abfällt.

Die Ausdehnung des Schlachtfeldes beträgt von Bergen bis zum Gehölze von Vilbel 2000, von dort bis zur Nidda ungefähr eben so viel und von der Warthe bis zur jenseitigen Anhöhe 2500 bis 3000 Schritte.

Die französisch=sächsische Armee, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Broglio, war am 12. April Abends, zwischen Bergen und Vilbel, aus ihren Kantonirungen zusammengezogen worden.

Sie bestand aus 49 Bataillons und 44 Eskadrons. Ihre

Stärke wird sehr verschieden, zu 30 bis 40 und 45,000 Mann, angegeben. Nach dem gewöhnlichen Etat gerechnet (das Bataillon zu 600 Mann und die Eskadron zu 120 Pferde) mag sie ungefähr 35,000 Mann stark gewesen sein.

Die sächsische Artillerie von 16 Geschützen war in einer Batterie auf dem linken Flügel dieser Truppen aufgefahren.

Die französische schwere Artillerie von 45 Geschützen, unter dem Marechal de Camp Chevalier Pelletier, war, in 8 Batterieen vertheilt, theils bei Bergen, theils zwischen der Warthe und dem Hohlwege aufgefahren.

Die Truppen standen dem Feinde größtentheils verdeckt. Im Falle eines unglücklichen Ausgangs des Gefechtes hatten sie die Ordre, sich hinter die Frankfurter Landwehr zurückzuziehen. Die Kavallerie sollte den Rückzug decken, und sich, mittelst der bei der Friedberger Warthe angebrachten Kommunikationen, dann ebenfalls hinter diese Landwehr ziehen.

Für den Fall eines weitern Rückzuges waren auch die Wälle Frankfurts mit Geschütz besetzt und daselbst eine Schiffbrücke geschlagen worden.

Die alliirte Armee unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig bestand aus 28,000 Mann. Sie marschirte am 13. früh in 3 Kolonnen von Windecken ab.

Da der Besitz von Bergen zur Gewinnung der jenseitigen Höhe unumgänglich nothwendig war, der Feind auch noch nicht formirt schien, indem man blos ungefähr 4000 Mann auf der Höhe hinter Bergen entdeckte, so befahl der Herzog Ferdinand von Braunschweig der Avantgarde, diesen Ort, ohne die Ankunft der Armee zu erwarten, unverzüglich anzugreifen.

Den ersten Angriff thaten die braunschweigischen Bataillons Cramm und Zastrow, während die übrigen Truppen sich formirten. Sie drangen bis an die Mauer vor und eroberten einige Geschütze, mußten sich aber, da sie mit zu überlegener Macht gedrängt wurden, mit Verlust der eroberten Geschütze, in Unordnung wieder zurückziehen. Dies geschah in dem Augenblicke, in welchem der Prinz von Isenburg zu einem neuen Angriffe vorrückte. Die alliirte Armee war nämlich zwischen 8 und 9 Uhr dem Feinde gegenüber angelangt, und hatte sich hinter einer Anhöhe vorwärts Grunau formirt; die Infanterie in der Mitte, die Kavallerie auf beiden Flügeln.

Gegen 10 Uhr rückte die alliirte Armee gegen die Höhe vor. Die Kanonade nahm von beiden Theilen ihren Anfang. Der Prinz von Isenburg begann seinen Angriff, warf den die Avantgarde verfolgenden Feind zurück und errang mehrere Vortheile.

Das hannöversche Kavallerie-Regiment Hammerstein

half einen Hohlweg forciren, konnte sich aber, des starken Geschützfeuers wegen, in dem Besitze desselben nicht behaupten.

Als der Herzog von Broglio den Prinzen von Isenburg anrücken sah, ließ er 5 Bataillons der hinter Bergen aufgestellten Truppen durch diesen Ort vorgehen und sich jenseit desselben in den Gärten aufstellen.

Sechs andere Bataillons rückten links auf dem Wege, der die Gärten durchbricht, neben die erstern, so daß sie den Hohlweg, der quer vor Bergen vorbeigeht, vor sich behielten.

Kaum waren diese Truppen auf ihrem Posten angelangt, so wurden sie auch schon von denen des Prinzen von Isenburg angegriffen. Diese hatten aber mit einer Menge von Hindernissen, als Hecken, Hohlwege und Verhaue, zu kämpfen, welche ihrem Angriffe den gehörigen Nachdruck entzogen, und als ihr Führer, der Prinz von Isenburg, von einer Kartätschkugel getroffen, fiel, wichen sie in solcher Unordnung zurück, daß der Herzog die größte Mühe hatte, sie wieder zu sammeln. Bei diesem Angriffe gingen 5 Geschütze verloren.

Unterdessen rückte der Erbprinz heran. Er zog sich rechts, um den Feind in der linken Flanke zu nehmen. Sein Angriff glückte; die Franzosen wichen zurück.

Der Herzog von Broglio hatte, bei dessen Vorrücken, von den vier letzten Bataillons der hinter Bergen gestandenen Truppen, zwei durch den Ort zur Unterstützung der zurückweichenden Bataillone geschickt. Die beiden andern führte er links in die Ebene, um dem Erbprinzen in die rechte Flanke zu kommen. Zu gleicher Zeit rückten einige Batterieen vor, um die Truppen des Erbprinzen nachdrücklicher zu beschießen.

Diese Bewegung entschied. Die Alliirten, welche sich bereits verschossen hatten, wurden genöthigt sich zurückzuziehen. Einige Bataillons rückten zu ihrer Unterstützung vor, mußten aber gleichfalls weichen, da noch 4 Bataillons der französischen Reserve mit ins Gefecht gezogen wurden.

Gegen den Befehl des französischen Feldherrn, der seine Stellung durchaus nicht verlassen wollte, verfolgten einige Regimenter den Feind zu ungestüm. Der hessische Generalmajor von Ueff benutzte diesen Augenblick, um mit dem hessischen Leib=Kavallerieregiment in das Regiment Beauvoisis einzuhauen, wobei 350 Gefangene gemacht wurden.

Der Herzog, um den Rückzug seiner Infanterie zu decken, eilte zur Kavallerie des linken Flügels, und warf mit dieser die Franzosen zurück; aber das Vorrücken von 10 Eskadrons französischer Kavallerie mit 4 Geschützen hielt endlich die alliirte Kavallerie von allen weitern Fortschritten ab.

Der Herzog Ferdinand machte nun noch den letzten Ver=

such gegen den Feind, allein umsonst. Die Schlacht schien bereits beendigt, und die französischen Generale drangen auf die Verfolgung des Feindes. Bald aber rückte die alliirte Armee wiederum vor. Ihre Artillerie vertheilte sich in mehrere Batterieen vor der Front, und die Kanonade begann von neuem, aber die Franzosen wichen nicht ein Haar breit aus ihrer Stellung, und es blieb bei einer bloßen Kanonade, die von beiden Seiten lebhaft bis in die Nacht fortgesetzt wurde, und bei einem fortwährenden Gefechte der leichten Truppen.

Gegen 2 Uhr nach Mitternacht brach die alliirte Armee auf und zog sich, ohne beunruhigt zu werden, zurück.

Der Verlust der Alliirten belief sich an diesem Tage auf 2500 Mann an Todten und Verwundeten, welche letztere sie vom Schlachtfelde mit fortnahmen. Ferner verloren sie 5 Geschütze und 2 Munitionskarren. Die Franzosen gestehen einen Verlust von 17—1800 Mann ein. Sie nannten diesen abgeschlagenen Angriff auf Bergen einen großen Sieg. In Paris wurden Feierlichkeiten und Dankfeste dafür angestellt. Der Herzog von Broglio wurde dafür vom Kaiser des deutschen Reichs mit der Reichsfürstenwürde und von seinem Könige mit dem Marschallstabe belohnt.

Christian Huygens oder Hugenius, der berühmte Mathematiker, Physiker und Astronom,

geboren am 14. April 1629, gestorben am 8. Juni 1695.

Christian Huygens oder Hugenius, war ein Bruder des holländischen Edelmanns Constantin Huygens, Herr von Zuylichem, stammte aus Brabant, und wurde am 14. April 1626 zu Haag geboren. Sein Vater Constantin Huygens, Herr von Zuylichem, war Sekretair bei drei aufeinander folgenden Prinzen von Oranien, und bei Susanne von Baerle. Sein Geschmack für die mathematischen Wissenschaften erwachte sehr früh in ihm. In seiner frühern Jugend legte er sich mit vielem Fleiße auf das Studium der lateinischen und griechischen Sprache, machte aber zu gleicher Zeit auch beträchtliche Fortschritte in der Musik, Arithmetik und in der Geographie, worin sein Vater ihn selbst unterrichtete.

In seinem 13ten Jahre beschäftigte er sich mit der Mechanik, wozu er ungemeine Lust und Anlage zeigte. Zwei Jahre nachher, im Jahre 1644 gab man ihm einen Lehrer der Mathematik, bei welchem er in kurzer Zeit sehr viel lernte. Im folgenden Jahre bezog er die Universität Leyden, allwo er unter dem berühmten Vinnius Jura studierte; dessen ungeachtet aber

blieb ihm noch Zeit genug, unter der Leitung des Professors Schoten die mathematischen Studien fortzusetzen. Nach Verlauf eines Jahres verließ er diese Universität, um sich nach der neu errichteten Hochschule Breda, zu begeben, deren Direktion seinem Vater anvertraut ward, und er blieb von 1646—1648 in dieser Stadt. Als er 1649 nach Haag zurückgekehrt war, ging er in dem Gefolge des Grafen Heinrich von Nassau nach Holstein und Dänemark. Er hatte den Wunsch, nach Schweden zu gehen, um daselbst den berühmten Descartes kennen zu lernen, aber der kurze Aufenthalt des Grafen in Dänemark erlaubte ihm nicht, diesen Abstecher zu machen. 1655 reis'te er nach Frankreich, und ließ sich in Angers zum **Dr. juris** kreiren. 1660 kehrte er zurück und brachte das folgende Jahr in England zu. 1663 war er zum dritten Male in Frankreich. Alle diese Reisen trugen dazu bei, daß seine Verdienste der Welt bekannt wurden. Colbert gab ihm ein beträchtliches Jahrgehalt und suchte ihn ganz für Paris zu gewinnen. Huygens gab dessen Wünschen nach und lebte von 1666—1681 in dieser Hauptstadt der Welt; aber seine zerrüttete Gesundheit nöthigte ihn 1670 und 1675 eine Reise nach Holland zu unternehmen, um die vaterländische Luft wieder einzuathmen, und endlich verließ er Frankreich gänzlich und kehrte für immer in seine Heimath zurück. Er starb im Haag am 8. Juni 1695 in einem Alter von 66 Jahren. Im Jahre 1663 war er in die königliche Gesellschaft in London, und während seines Aufenthalts in Paris in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden. Sein ganzes Leben brachte Huygens mit nützlichen und gelehrten Untersuchungen zu; denn er zog ein stilles, friedliches, dem Nachdenken gewidmetes Leben dem weltlichen Geräusche vor; oft zog er sich sogar in eine stille ländliche Einsamkeit zurück, um desto ungestörter seinen Betrachtungen leben zu können. Man glaube indessen nicht etwa, Huygens sei Misanthrop oder Melancholiker gewesen; denn er war keines von beiden. Man hat sehr viele mathematische, physikalische und astronomische Werke von ihm, welche heute noch zum Beweise seiner seltenen Gelehrsamkeit, seines außerordentlichen Fleißes und seines scharfen Nachdenkens dienen.

Anfang des griechischen Befreiungskrieges auf der Halbinsel Morea; Untergang von Patras, und Aufstand der Mainotten,

vom 15—20. April 1821.

Für Morea's Freiheit mußte zuerst Patras mit Gut und Blut bezahlen. — Sobald (am 4. April) die Türken in der Stadt ihre Familien und Habseligkeiten in die Bergfestung hineingerettet hatten, warfen sie, als die Nacht hereinbrach, Feuerbrände aus: Die Gluth griff schnell um sich. Auch Bomben und Brandkugeln fuhren heulend und zischend hernieder, zerborsten, zerschmetterten, zündeten. Der Himmel glich einem Feuergewölbe und das Meer wälzte blutrothe Wogen an die Küste. — Der 5. April brach an. Ein Theil der Patrenser floh nach den Schiffen, ein anderer, racheglühend, steckte die Häuser der Türken in Brand. — Am 6. zog Germanos, im erzbischöflichen Schmucke, mit seinem wilden Heere, bewaffnet, die Meisten mit Dolchen an Stangen, mit Schleudern, Sensen, Heugabeln, und am Feuer gehärteten Pfählen, heran; Türkenköpfe auf Piken voraus; das Feldgeschrei: »Tod den Türken!« Er macht Halt vor der Stadt, betet für seine und des Volkes Sünden, und fleht, daß Furcht, Zwiespalt und Untreue von den Christen fern bleiben mögen, und stimmt dann mit der ganzen Menge ein feierliches Bußlied an. — Am 7., sobald die aufgehende Sonne die beschneiten Gipfel des Parnaß röthete, hebt er das Kreuz empor und ruft: »Wer für das Gesetz glüht »und bei dem Bunde des Herrn verharret, folge mir!« Das Heer jauchzt auf und rauschet, vom Jubel der Einwohner begrüßt, in die Thore. »Friede den Christen! Fehde den Türken!« ist Germanos erster Zuruf. Ruhe kehrt zurück. Die Flammen erlöschen. Die Häupter der Helenen (so nennen sie sich): Erzbischof Germanos, Bischof Prokopios, Andreas Zaimis, Andreas Lando, Kuphos, Papadiamantopulo und Sotiriaki verheißen den fremden Consulen Sicherheit, kündigen ihnen den festen Beschluß der Griechen an, die Unabhängigkeit wieder zu erobern, und bitten sie um Fürsprache bei ihren Fürsten. »Die Hellenen,« so lautete die Schrift, welche sie überreichten, »Preis gegeben der stets wachsenden Unterdrückung der Türken, die des griechischen Volkes Vernichtung geschworen haben, sind einmüthig entschlossen, das Joch abzuwerfen, oder zu sterben. Wir haben uns erhoben, um erlittenes Unrecht zu rächen. Wir sind fest überzeugt, daß alle christliche Mächte die Gerechtigkeit unserer Sache anerkennen, und daß sie, statt derselben Hindernisse in den Weg zu legen, ihr Hülfe und

Beistand leisten werden, sich erinnernd, wie nützlich unsere Vorfahren einst der Menschheit geworden sind. Indem wir Euch dieses melden, bitten wir Euch, uns den wohlwollenden Schutz Eures erhabenen Hofes erwerben zu wollen.« (26. März alten Styls). Unter dieser Schrift erblickte man einen Stempel mit einem Kreuz in einem Eichenkranze und rund umher die Inschrift: »Siegel der Freiheit.« — Nun dunkelt der Abend herein. Alsbald ergießet die Burg einen neuen Feuerregen über die Stadt und überall steigen Flammen empor. Da war das wilde Griechenheer nicht länger zu zügeln. Es lösete sich in wüste Schwärme von Plünderern auf und alle Ordnung war verschwunden. Vielen aber wurde bange, ob das kühne Unternehmen auch wohl noch glücken werde; denn die feste Burg auf der Höhe war und blieb in den Händen der Türken. Da wurden, um den Muth wieder anzufachen, allerlei fröhliche Nachrichten ausgestreuet: »Demetrius Hypsilanti (des Andreas Bruder) eile aus der Wallachei, und eine starke Heerschaar vom Olymp aus Thessalien zur Hülfe herbei; ganz Maina sei unter Waffen; die Flotte der Hydrioten steure mit starker Mannschaft nach der Küste; auch die Jonier seien nach Gastuni gesegelt, um sich dieses Platzes zu bemächtigen.« — Schon stellte man auf den Bergen Wachen aus, um die herannahende Hülfe sogleich anzukündigen. — Ach! man bedachte nicht, durch wie viele Prüfungen Griechenland, das zu lange unterjochte, erst noch würde gehen müssen, ehe es wieder zu seiner Stelle in der Reihe der Völker sich erheben könnte! — Während aber die Griechen sich an jenen leeren Hoffnungen erfrischten, ermuthigten die britischen Geschäftsträger durch wahre Botschafter die da oben in der Burg eingeschlossenen Türken. »Jussuf Pascha,« raunten sie ihnen zu, »sei zu ihrer Hülfe schon an der gegenüberliegenden Küste zu Missolunghi angekommen und werde unverweilt bei den kleinen Dardanellen von Lepanto über die Meerenge nach Morea übersetzen, und dann sogleich die Belagerung aufgehoben sein!« — Mit dieser Belagerung hatte es ohnedieß nicht viel zu bedeuten; denn einige wenige, schwache, eiserne Kanonen, womit die Griechen die festen Quadern der Burg beschossen, konnten nichts wirken. Unter solchen Umständen, und besonders deshalb, weil die Griechen den heranschleichenden Jussuf ganz unbeachtet und unbehindert ließen, mußte es diesem, welchem noch dazu ein den Griechen feindseliger, fremder Consul auf alle Weise beiräthig und behüflich war, denn wohl gelingen, nicht nur an der moreotischen Küste zu landen, sondern auch sich in die Burg von Patras einzuschleichen. Und hiermit war der Untergang dieser so volkreichen und blühenden Handelsstadt entschieden! — Wer schildert die Gräuel und Schrecken der sechs gräß-

lichen Tage vom 15. bis 20. April. Ein Erdbeben, das die dampfenden Trümmer zusammenrüttelt, giebt das Zeichen. Darauf hebt die Burg an, von neuem mit allen Geschützen zu donnern. Große Schaaren von Weibern und Kindern stürzen mit jämmerlichem Geschrei in die schon überfüllten Gebäude des französischen, allen Unglücklichen hülfreichen Consulats. Ein anderes Consulat aber, aus Handelsneid und Habgier den Griechen feindselig, verbreitet durch allerlei Schreckensnachrichten von heranrückenden Türkenheeren und Flotten unter den Schaaren des Germanos Unruhe und Muthlosigkeit. Jetzt erscheint ein Kriegsschiff am Horizont; es nähert sich, es steuert nach der Küste. Hoffnungsvoll halten Viele der Griechen es für den Vortrab der so sehnlich erwarteten, hydriotischen Flotte, Andere aber, bedenklicher, für einen Vorläufer der türkischen. Ungewißheit, Angst auf allen Gesichtern. Man rennt hin und her, und einer fragt den andern, schwankend zwischen Hoffnungen und Aengsten. Da zieht das Schiff — den Halbmond auf, begrüßt die Burg mit seinem Geschütze, und die Burg antwortet mit Freudenfeuer und Geschrei »Allah! Mahomet!« während tausend Stimmen verzagender Griechen »Kyrie eleyson!« wimmern. Nun sinkt auch dem Erzbischofe und den übrigen Häuptlingen der Muth. Sie geben Patras verloren. Die Kreuzfahne winket zum Rückzuge. Mehr denn 10,000 Griechenkrieger räumen dem Jussuf, der nur erst mit seinem Vortrabe von 300 in die Burg gerückt ist, das Feld, und er sendet ihnen einen Hagel von Kugeln nach, während eine Menge verzweifelnder Familien dem Ufer zueilt, um auf christlichen Fahrzeugen, die noch vor Anker liegen, dem herannahenden Verderben zu entfliehen. Auch die Consulen von Schweden und Preußen schiffen sich ein. Die von Frankreich, Spanien und Oestreich halten sich noch in der Stadt und nehmen alle Einwohner, die zur Flucht nicht Schiffe finden können, menschenfreundlich in Schutz. Jetzt, da das Griechenheer abgezogen ist, brechen die Türken aus ihren Höhlen hervor. Auflodernde Flammen angezündeter Häuser, Flintenschüsse, Gekrach zerschlagener Thüren und Thore, Wehgeschrei aller Enden bezeichnet ihren blutigen Zug. Die Schiffe im Hafen, mit einer Menge Geretteter beladen, heben die Anker, spannen die Segel und verschwinden. Brennend Oel, wie Lava, fließt aus den Flammen der Stadt und ergießt sich zischend ins Meer. Schon erblickt man am Gestade eine Menge Galgen, um ergriffene Christen daran zu hängen, und große Haufen aufgeschichteter Köpfe, abgeschnittener Ohren und Nasen. Ueberall sieht man türkische Reiter fliehenden Christen nachsetzen und sie niedersäbeln. Endlich geht die Sonne unter. Die Barbaren, des Mordens und Brennens für heute müde, ziehen nach

vollendetem blutigen Tagewerk in ihre Höhle zurück. — Das war der Tag des Palmfestes (der 15. April) gewesen, an welchem Germanos die Zerbrechung der hundertjährigen Sklavenketten durch eine frohe und heilige Feier zu verherrlichen gehofft hatte. — Kaum aber war der neue Morgen (des 16. April) angebrochen, so stürzte die mörderische Rotte auch schon von neuem hervor, um heute die Stadt von Grund aus zu zerstören. Doch die Consulen von Frankreich, Spanien und Oestreich, die noch immer zwischen Flammen und Blutströmen furchtlos aushielten, wollten einen letzten Versuch machen, ob sie die Ueberreste der Stadt und Tausende versteckter Christen nicht noch retten könnten. Sie hielten um eine Zusammenkunft mit Jussuf an, und ihr Gesuch ward gewährt. Aber welch ein Weg zur Mordhöhle hinauf! die Straßen bedeckt mit Rümpfen ohne Kopf, mit abgerissenen Gliedern, mit Pfützen geronnenen Blutes, mit Bächen von Oel und Wein, mit Haufen halbverbrannter Waaren und Geräthe, mit Trümmern eingestürzter Häuser und Mauern. So wanden sie sich zur Burg empor. Welch ein Anblick! der Pascha sitzet, gleich einem Würgengel der Unterwelt, auf den Trümmern eines türkischen Grabes, umgeben von Weibern und Kindern, die bei den Haaren zu seinen Füßen geschleppt werden; rings umher Griechen, die, auf Pfähle gespießt, langsam, unter leisen Gebeten, den Geist aushauchen; und jeden Augenblick werden bleiche, blutbespritzte Köpfe vor ihm niedergelegt, deren jeden er dem Mörder mit einem Goldstücke bezahlt. So sitzt er da, und lächelt die Consulen an, nöthigt sie zum Niedersetzen, erschöpft sich in Artigkeiten, verspricht, die Ihrigen zu schützen, auch das Feuer dämpfen und dem Blutvergießen steuern zu lassen. — Damit begaben sich die Consulen auf den Rückweg und kamen gerade zu rechter Zeit in der Stadt an, um den großen Handelsplatz St. Georg angezündet und die Gebäude des holländischen, schwedischen und russischen Consulats in Asche sinken zu sehen. Immer weiter griffen die Flammen um sich und wütheten so gräßlich, daß selbst der Pascha, als er endlich wollte löschen lassen, die Gluth nicht mehr bändigen konnte. Unter diesen Gräueln und Schrecken kam der 20. April, der heilige Freitag der großen Woche, heran. Noch immer stand der französische Consul (Pouqueville), die Flagge Frankreichs in der Hand, zwischen Dampf und Flammen in der Mitte von Tausenden, auf den Knieen liegender, die Hände zum Himmel emporstreckender Griechen, die er in seinen Schutz genommen hatte, entschlossen, sie zu retten oder mit ihnen zu sterben, als seine Hoffnung eben, da sie schwinden wollte, erfüllt wurde. Ein Geschwader christlicher Schiffe, Jonier und Aetolier, unter englischer Flagge, um die Türken zu täuschen, und mit Lebensmitteln beladen, die es

an die Türken verkaufte, landete am Gestade. Sobald aber die Nacht hereinbrach und die Türken, wie gewöhnlich, sich in die Burg zurückgezogen hatten, nahmen jene griechischen Schiffe alle Bedrängte, sammt ihren Habseligkeiten, schnell an Bord und eilten mit dieser kostbaren Beute nach den jonischen Inseln und der ätolischen Küste. So waren Tausende, eben noch am Rande des Abgrundes, gerettet. Allgemach ließ nun auch das Wüthen Jussufs nach. Er fing an sich zu fürchten, daß er wegen seiner Plünderungen bei dem Sultan, der nur da, wo er selbst Vortheil davon hat, Raub zuzulassen pflegt, von den fremden Consulen möchte verklagt werden, und dann einen harten Stand zu haben. Auch war ihm bei dem Anblicke der Wachtfeuer auf dem Berge Panachaïkos, wo sich Germanos gelagert hatte, nicht wohl zu Muthe, da er von seinen Genossen vorerst keine Hülfe erwarten durfte, weil auch in Phokis, in Böotien, in Elis, in der Wallachei und in den Bergen der Mainotten der Aufstand ausgebrochen war. Besonders waren diese Letztern, die freien Nachkommen der alten Spartaner, den Türken im Thale des Eurotas so schnell über den Hals gekommen, daß nur wenige derselben sich noch in die festen Plätze hatten retten können. Constantia Zacharias (deren Vater zu Tripolitza von den Türken gespießt worden war) warb unter den kriegerischen Weibern des Gebirgs eine starke Schaar, stieg in die Ebene des alten Sparta hinab, jagte die erschrockenen Türken bis hinter die Mauern von Mistra, und rief auch hier »die Wiederherstellung Griechenlands« aus. Das ganze Gebirge, bis Kalamata hinaus, und die naheliegenden Bezirke wurden von der allgemeinen Begeisterung ergriffen. Die Türken zu Androussa fühlten sich zu schwach zur Gegenwehr und flohen, die Einen nach Koran, die Andern nach Tripolitza. — In Oberarcadien, an den Quellen des Alpheus, standen die sieben Brüder Deli-Janci auf; der älteste, Kanelos, sammelte eine große Schaar Landleute unter sein Banner, schlug die Türken, wo sie sich sehen ließen, und säuberte auch diese Gegend von ihrer Gegenwart. Die Burg von Karitena wurde erobert, und nun das neue Reich des Kreuzes und der Freiheit mit unaussprechlichem Jubel ausgerufen. — Auch die Sulioten eilten von ihren Bergen herab; die Wälder ringsum erschollen vom Waffengeräusch und Kriegsgeschrei; und zu Kalamata versammelten sich die Häuptlinge der Mainotten, um, was nun ferner unternommen werden sollte, wohl zu berathen. — So hub, als der Frühling des Jahres 1821 hereinleuchtete, das Befreiungswerk nun auch auf Morea (der griechischen Halbinsel, mit 400,000 Einwohnern) an.

Roms Gründungstag,
am 21. April 754 vor Christi Geburt.

Nach einer Sage, die wahrscheinlich nur von griechischen Dichtern herrührt, kam Aeneas nach der Zerstörung Troja's mit flüchtigen Troern nach Italien; er ließ sich in der Landschaft Latium, bei dem dort wohnenden Volke der Latiner, nieder, und sein Sohn Ascanius gründete Alba longa. Als seine Nachkommen hier etwa vier Jahrhunderte regiert hatten, soll, von dieser Stadt aus, Rom bei folgender Veranlassung angelegt worden sein.

Procas, ein König in dieser Herrscherreihe, hinterließ zwei Söhne, Numitor und Amulius. Amulius stieß seinen ältern Bruder vom Throne, und um der Herrschaft desto sicherer zu sein, tödtete er den Sohn des Numitor, und machte dessen Tochter zu einer Vestalin, d. h. Priesterin der Göttin Vesta, ein Amt, zufolge dessen sie ewig Jungfrau bleiben mußte.

Aber trotz dem Gelübde, welches sie abgelegt, ging sie dennoch mit einem Manne, und zwar, wie die schmeichelnde Sage behauptete, mit dem Gotte Mars, eine geheime Verbindung ein, und gebar zwei Kinder, welche der tyrannische Oheim sogleich in einer Mulde in die Tiber tragen ließ. Die Mutter ward in Verwahrung gebracht.

Aber der angeschwollene Strom trat bald zurück, und die Kinder blieben an der Wurzel eines wilden Feigenbaumes sitzen. Hier, sagt die Fabel, säugte eine Wölfin sie, bis Faustulus, des Königs Oberhirt, sie fand, und sie mitleidig seiner Frau, Acca Laurentia, die eben einen todten Sohn geboren hatte, nach Hause brachte. Er zog sie als Hirtenknaben groß, und nannte sie Romulus und Remus. Früh zeichneten sich beide Knaben durch Körperstärke und Muth gegen wilde Thiere und Räuber aus. So waren sie herangewachsen, als sie eines Tags mit den Hirten des Numitor (welcher, ungeachtet seiner Absetzung, in Alba longa lebte) über einige Weideflecke in Streit geriethen. Die Hirten ergriffen den Remus und führten ihn vor Numitor, welcher, durch das kräftige und furchtlose Wesen des Gefangenen aufmerksam gemacht, in ihm seinen Enkel ahnete. Indessen hatte Faustulus, wegen der Gefahr der Umstände, dem ältern Bruder Romulus das Geheimniß seiner wahren Geburt entdeckt; Beide eilten zum Numitor, und die Erkennung geschah vollständig. Man vereinte sich sogleich, des Großvaters und das eigene erlittene Unrecht zu rächen. Von einem streitbaren Haufen unterstützt, überfielen die Brüder den Amulius, tödteten ihn, und setzten ihren Großvater Numitor wieder auf den Thron.

Zum Dank für diesen Dienst ward beiden Brüdern gestattet, an dem Orte, wo sie ausgesetzt und gerettet worden, eine Niederlassung zu gründen. Aber bald entstand ein Streit zwischen ihnen, wem die Ehre zukomme, Stifter der Stadt zu werden. Man beschloß, den Göttern den Ausspruch zu überlassen, und Romulus und Remus setzten sich also Jeder an einen verschiedenen Ort, ein günstiges Zeichen abzuwarten. Dem Remus erschien zuerst eine glückliche Vorbedeutung, sechs vorüberfliegende Geier, dem Romulus später aber zwölf Geier. Der Wille der Götter erschien nun doch zweideutig; Jeder der Brüder legte ihn zu seinem Vortheile aus, und es kam zu einem Streite, in welchem Remus erschlagen wurde und Romulus Sieger blieb.

Dieser schritt nun zur Ausführung des bisher verhinderten Baues der neuen Stadt, unter mancherlei frommen und heiligen Gebräuchen, zu welchen auch folgender gehörte. Er spannte einen weißen Stier und eine weiße Kuh vor einen Pflug, zog damit rings umher eine Furche, die den Umfang der neuen Stadt, und die Linie der nachher zu errichtenden Mauer bezeichnete. Da, wo ein Thor stehen sollte, ward der Pflug aufgehoben, weil dieser Ein- und Ausgang nicht heilig sein durfte. Die ganze Stadt begriff nun den Palatinischen Berg.

Rom, die Hauptstadt des jetzigen Kirchenstaats, war ehemals nicht nur die Hauptstadt Italiens, sondern des ganzen Römerreichs, d. h. des größten und schönsten Theils der Welt. Jetzt ist es nur noch die Hauptstadt der katholischen Christenheit und hat den Beinamen, die heilige Stadt, theils weil sie der Ort ist, wo das meiste Märtyrerblut vergossen worden, theils auch, weil sie immer noch der Sitz des heiligen Vaters oder des Papstes ist. Diese Stadt gilt ihrer Pracht, Größe und ihrer Antiquitäten wegen für eine der schönsten Städte der Welt. Sie liegt an der Tiber, nahe am Ausflusse derselben. Hinsichtlich ihrer Gründungsgeschichte erzählt Dionysius von Halicarnaß Verschiedenes, worunter das Gewisseste ist, daß sie ihr Entstehen dem Romulus verdankt. Rom führte ehemals einen geheimen Namen, der nicht offenbart werden durfte, und welcher wahrscheinlich Valentia hieß. Der Kaiser Commodus wollte ihr die Benennung Colonia Commodiana oder Commodi, ein Gothen-König Gothia, und noch andere Fürsten ihren Namen beilegen, von denen jedoch keiner beibehalten worden ist; denn der Name Rom behielt immer die Oberhand, weil Romulus die Stadt, nach Einigen im Jahre 753 v. Chr., im 3ten Jahre der 6ten Olympiade, erbaute. Erst hatte Rom nur 4 Thore, in der Folge aber wurde die Stadt vergrößert, und Tarquinius ließ die Mauern um die Stadt, welche an-

fänglich nur von Lehm waren, von Steinen aufführen. Nach der allmähligen Vergrößerung und Erweiterung durch die Kaiser hatte Rom 50 ital. Meilen im Umfange, heut zu Tage aber nur 13—14. Die bedeutendsten Berge des alten Roms waren: der Kapitolinische, Palatinische, Aventinische, Cölianische, Esquilinische, Viminalische und Quirinalische; unter den geringern waren der Mons Janiculus und Vaticanus die wichtigsten.

Obgleich nun die Gründung Roms dem Romulus zugeschrieben wird, weil er die Stadt vergrößerte und daselbst eine Monarchie gründete, so beweisen doch einige Geschichtschreiber, daß es in Italien eine Stadt Rom gegeben habe, bevor Romulus geboren war. Dieses alte Rom soll nahe am Esquilinischen Berge gelegen und den Namen von seiner Gründerin, des Kittims Tochter, erhalten haben. Dieser Meinung ist unter andern Solinus. Andere Geschichtsforscher schreiben die Gründung Roms einer gewissen Roma zu; noch andere dem Romus, einem Sohne des Aeneas. Plutarch spricht ebenfalls von einer gewissen Roma, welcher diese Stadt ihr Dasein verdanken soll, und erzählt unter anderm, »eine Trojanerin, Namens Roma, habe, nachdem Aeneas zu Laurente gelandet, die Zeit seiner und der übrigen Trojaner Abwesenheit benutzt, um die anderen Frauen zu bereden, deren Schiffe zu verbrennen, um in Zukunft den Unbequemlichkeiten der Schifffahrt nicht mehr ausgesetzt zu sein.« Hierdurch sollen nun die neuen Ankömmlinge genöthigt worden sein, am Fuße des Palatinischen Berges eine Stadt anzulegen, welche sie nach dem Namen jener Dame Roma nannten. Cajus Sempronius beweis't in seiner Eintheilung Italiens, daß Romulus nicht der Gründer der Stadt Rom gewesen sei, sondern die Tochter des Italus, denn jener habe Rumulus und sein Bruder Rumus geheißen, und nicht, wie man gemeiniglich dafür halte, Romulus und Remus. Sei dem nun wie ihm wolle, so ist und bleibt doch wahr, daß Romulus diese Stadt, wenn auch nicht wirklich gegründet, doch wenigstens erweitert und vergrößert hat. Er theilte Rom in 4 Viertel oder Regionen ein, von welchen die ersten drei Roma, Germalia und Velia hießen, der vierte Theil machte die Wohnung des Romulus aus. Roma war also wahrscheinlich jene kleine, von des Italus Tochter erbaute Stadt; Velia, jener Theil des palatinischen Berges, welcher nach dem römischen Platze hin liegt, also genannt von Vellus (Fell), weil die Schäfer dort ihre Schafe zu scheeren pflegten; Germalia war ein niedriger Ort nach dem Capitol hin, wo unter einem Feigenbaume, Ruminal genannt, von rumo (ich säuge auf), die Wiege der Zwillinge gefunden ward; denn unter diesem Baume sollen die beiden Brüder Romulus und Remus

von einer Wölfin aufgesäugt worden sein. Vom Hause des Romulus, als des ersten römischen Königs, welches auf dem palatinischen Berge erbaut war, nennt man die Fürstenwohnung Palatia. Romulus gab seiner neuen Stadt drei Thore: das carmentalische, das römische und pandanische, welchen Einige noch das janualische beifügen. Das carmentalische hatte seine Benennung von Carmente, Evanders Frau, welche an dieser Stelle begraben worden war; das römische ward, wie Titus Livius sagt, nach Romulus benannt; aber andere Historiker halten dafür, es habe diesen Namen von dem Dorfe Roma bekommen. Man nannte dieses Thor auch **mugonia**, von dem Gebrülle der Ochsen, welches man hier von jenem Dorfe her hörte; es hieß auch **trigonia**, weil es mit 3 Ecken befestigt war. Das Thor Pandana hatte seinen Namen vom Zeitworte **pando**, weil es immer offen stand, um die täglich zur Stadt zu bringenden Vorräthe hereinzulassen; es hieß aber auch **Libera** und **Romulida**; die **Porta Janualis** hieß so von dem nahegelegenen Janustempel.

Rom wurde nach Einigen im Jahre 3961, nach der Julianischen Zeitrechnung, oder 753 vor Chr. im 3ten Jahre der 6ten Olympiade, am 11. und 12. Mai am Tage nach dem Palesfeste, zwischen der zweiten und dritten Stunde des Tages gegründet, gerade als die Sonne im Kreise des Stiers und der Mond im Zeichen der Wage war, und Saturn, Mars, Venus und Merkur im Skorpion und Jupiter im Zeichen der Fische sich befanden. Diese umständliche historische Angabe ist treulich nach Solinus, Plinius und Eutropius. Titus Terentius Firmanus, ein berühmter Astronom des Alterthums, verwirft diese Zeitbestimmung und setzt Roms Gründung auf den 21. April 754 zur Zeit des Vollmonds, als die Sonne, Merkur und Venus im Zeichen des Stiers waren, Jupiter im Zeichen der Fische, Saturn und Mars im Zeichen des Krebses, gegen 3 Uhr des Tags; und Plutarch bemerkt noch, es habe an jenem Tage eine große Mondfinsterniß Statt gefunden. Romulus theilte die Einwohner seiner Stadt in drei Stämme oder Regimenter, unter der Aufsicht von Tribunen oder Obersten, jeden Stamm in zehn Curien oder Gemeinden, und jede Curie in zehn Decurien; die Curien standen unter einem Oberhaupte, Curio, und die Decurien unter einem Decurio. Aus allen Stämmen zeichnete er diejenigen aus, welche zufolge ihrer Geburt, ihres Alters und ihrer Tugenden einen Vorzug verdienten, und nannte sie Patrizier, Väter oder Aelteste, die Nichtpatrizier hießen Plebeer. Rom wurde während 243 Jahren von sieben Königen regiert; hierauf nahm es eine republikanische Regierungsform an, und wurde bald von Consulen, bald

von Decemviren, bald von Tribunen, bald von Dictatoren und endlich von Kaisern regiert.

Die Alten stellten Rom unter der Gestalt der Göttin Pallas vor, mit jugendlichem Ansehen, um dadurch anzudeuten, daß diese Stadt noch immer in ihrer Jugendkraft bestehe und nicht altere. Man gab diesem Bilde einen Helm auf den Kopf, einen Spieß in die Hand und eine lange Kleidung, um hiermit anzudeuten, daß sie eben sowohl zum Kriege als zum Frieden bereit sei. Das Bild der alten Roma war sonach eine Pallas und Minerva zugleich. Der römische Senat hingegen wurde als Greis dargestellt, weil er nur aus alten erfahrenen Männern bestand. Allenthalben im ganzen römischen Reiche wurden der Göttin Roma Tempel erbaut, welcher die Ehrennamen **Roma victrix** (die siegreiche Roma), **Roma invicta** (die unbesiegte, unüberwindliche Roma), **Roma aeterna** (die ewige Roma) und **Roma sacra** (die heilige Roma) beigelegt wurden.

Ein Weiteres über diese weltberühmte Stadt zu schreiben, verbietet mir der Raum, so gern ich meinem Wunsche nachgeben möchte, noch so manches Wissenswürdige und Interessante über Roms Bauart, seine Thore, Brücken, Straßen, Fontainen und Kunstwerke, sowie einige historische Notizen über seine Könige und Kaiser, über den Geist der alten Bewohner dieser Stadt, über den Geschmack und die Wissenschaften, wodurch sich die Römer so sehr ausgezeichnet haben, sowie endlich über Roms späteres Sinken unter der Pfaffenherrschaft, über seine Klöster und Geistlichen, über die an diesem Orte gehaltenen Kirchenconcilien, über die Päpste und über das Verhältniß der Juden u. s. w. hier einfließen zu lassen. Allein die kürzesten Notizen, wenn sie das Gepräge der Gründlichkeit an sich tragen sollten, würden zu weit führen.

Schlachten bei Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg,

am 20., 21., 22. und 23. April 1809.

Den 10. April gingen die Oestreicher über den Inn, drangen in Baiern ein und nahmen einen großen Theil des Landes weg. Vor ihnen her gingen zwei Aufrufe an die Deutschen; der eine war von dem Erzherzoge Carl unterzeichnet und in einem gemäßigten Tone, der andere aber war ohne Namen und sehr heftig abgefaßt. In jenem hieß es: »Wir überschreiten die »Grenze nicht als Eroberer, nicht als Feinde Deutschlands, nicht »um deutsche Verfassung, Sitten und Gebräuche zu vernichten, »nicht um Thronen zu stürzen und damit nach Willkür zu

»schalten, nicht um Deutschlands Habe uns zuzueignen und »deutsche Männer in entfernten Unterjochungskriegen aufzuopfern. »Wir kämpfen, um die Selbstständigkeit der östreichischen Monarchie zu behaupten und Deutschland die Unabhängigkeit und »Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebührt, u. s. w.«

Am 13. April reis'te Napoleon von Paris ab, ging am 15. durch Straßburg und traf den 17. zu Donauwörth ein, wo er einen Aufruf an seine Armee erließ, in welchem es hieß: »Das Bundesgebiet ist verletzt worden; der östreichische Feldherr verlangt, wir sollen beim Anblicke seiner Waffen fliehen »und ihm unsere Bundesgenossen Preis geben. Mit Blitzesschnelle eilte ich herbei... In drei Kriegen waren wir Sieger; Oestreich verdankt unserer Großmuth alles, und drei Mal »ward es untreu seinem Worte. Die Vortheile der Vergangenheit verbürgen uns den Sieg, der uns erwartet. Vorwärts »also, und der Feind erkenne bei unserm Anblicke seine Ueberwinder wieder!« Den 18. ward Napoleons Hauptquartier nach Ingolstadt verlegt, und am 19. wurde zwischen Oestreich und Frankreich der Feldzug durch das Treffen bei Tann eröffnet, wo der Marschall Davoust und die Generale Gudin und Morand alle Stellungen der Oestreicher wegnahmen, ihnen viel Leute tödteten und 1200 bis 1500 Gefangene machten.

Am 20. beschloß Napoleon, die Corps des Erzherzogs Ludwig und des Generals Hiller zu schlagen und zu vernichten, welche zusammen 60,000 Mann stark sein mochten. Er begab sich deshalb nach Abensberg, wo er zuerst die baierischen und dann die würtembergischen Offiziere um sich her versammelte und eine kräftige Anrede an sie hielt. Zu den Erstern sagte er (seine Worte verdeutschte der Kronprinz von Baiern, jetziger König von Baiern, Ludwig I.): »Ich bin nicht als Kaiser »der Franzosen, sondern als Beschützer eueres Landes und »des deutschen Bundes in euerer Mitte. Kein Franzose »ist unter euch, ihr allein sollt die Oestreicher schlagen. Seit »200 Jahren wehen Oestreichs Fahnen gegen Baiern, und wir »wollen ihm jetzt das Unheil, das es euerem Vaterlande zugefügt hat, in Wien vergelten, wo wir bald sein werden. Greift »euere Feinde mit gefälltem Bajonette an und vernichtet sie.« Die Rede an die Würtemberger war ähnlichen Inhalts. Hierauf ordnete er die Bewegungen der Truppen an und befahl dem Marschall Davoust, drei östreichische Corps in Schach zu halten, während er mit den Divisionen Morand und Gudin, den Baiern und Würtembergern die Armee des Erzherzogs Ludwig in der Fronte angriff und die Verbindungen der Oestreicher durch Massena abschneiden ließ, indem er diesem befahl, denselben in den Rücken zu fallen. Die Oestreicher, durch diese

Unordnungen außer Fassung gebracht, kämpften nur eine Stunde und zogen sich dann zurück, indem sie 12 Kanonen und 1800 Gefangene in der Gewalt der Franzosen ließen. Das Treffen bei Abensberg war also wieder für die Oestreicher verloren.

Da durch dieses Gefecht die Flanke der östreichischen Armee entblößt war, so marschirte Napoleon am 21. April mit Tagesanbruch auf Landshut zu. Die Oestreicher wurden erst auf der Ebene und dann auf der Brücke über die Isar geworfen und verließen die Stadt. Die Franzosen und ihre Bundesgenossen eroberten 30 Kanonen und machten 9000 Gefangene.

Den 22. Morgens brach Napoleon wieder von Landshut auf und setzte sich mit den beiden Divisionen des Marschalls Lannes, dem Corps Massena's, der Reiterei Nansouty's und St. Sulpice's und den würtembergischen Truppen nach Eckmühl in Marsch. Dieser Vormittag verging unter verschiedenen kleinen Gefechten; aber gegen Mittag begann die Schlacht mit der größten Heftigkeit. Napoleon, welcher Tags vorher bei Landshut vorgedrungen war, erschien Mittags um 2 Uhr in eigener Person bei Eckmühl und nahm seine Stellung dem Erzherzoge Carl gegenüber. Der Angriff und der Widerstand waren gleich furchtbar; 100,000 Oestreicher standen wie Felsenmauern, doch der Ungestüm der französischen Armee überwältigte endlich jedes Hinderniß, und diese drang vor. Jetzt kam es darauf an, den Ort Eckmühl zu erobern, und da die Oestreicher, zum zweiten Male zurückgedrängt, aufs neue Stand hielten und sich tapfer wehrten, befahl Napoleon den Sturm auf Eckmühl, und die Eroberung dieses Orts entschied; die Oestreicher mußten sich eiligst bis Straubing vor Regensburg zurückziehen. Nichts konnte nun die Franzosen mehr aufhalten, und nur mit einbrechender Nacht endete die Schlacht und das Verfolgen der retirirenden Oestreicher, die sich erst bei Regensburg wieder sammeln konnten.

In derselben Nacht noch setzte die französische Reiterei ebenfalls ihren Marsch auf Regensburg fort, aber wegen der Dunkelheit mußte sie endlich Halt machen. Mit dem Degen in der Faust verfolgt, setzte die östreichische Armee truppweise und in der schrecklichsten Unordnung die ganze Nacht hindurch ihren Rückzug fort. Alle ihre Verwundeten, der größte Theil ihres Geschützes, 15 Fahnen und 20,000 Gefangene fielen den Franzosen in die Hände. Die Schlacht von Eckmühl, welche eine der blutigsten war, entschied das Schicksal eines ganzen Krieges.

Den 23. April rückte Napoleon auf Regensburg vor, welches die Oestreicher vertheidigten. Bald ward man die östreichische Reiterei gewahr, welche die Stadt zu decken suchte.

Man griff sie an, und 8000 Mann von dieser Reiterei gingen schnell über die Donau zurück. Die Stadt ward angegriffen und mit Sturm erobert. Die Anzahl der Gefangenen belief sich auf 8000 M. Die Oestreicher hatten keine Zeit, die Brücken abzubrechen, und die Franzosen gingen mit ihnen vermischt auf das linke Donauufer über. Die Stadt litt sehr; das Feuer wüthete einen Theil der Nacht hindurch. In dem Treffen bei Regensburg ward Napoleon in der rechten Ferse durch eine matte Kugel verwundet; man verband ihn fast wider seinen Willen, auch stieg er sogleich wieder zu Pferde.

Diese Siege waren für Napoleon von den größten Erfolgen: die Desorganisation der östreichischen Armeen und die Bahnung des Wegs nach Wien, die Eroberung von Oestreichs Provinzen und die Vernichtung seiner Vorbereitungen, seiner Magazine, seiner Landwehr u. s. w., und endlich der Verlust der Eroberungen des Erzherzogs Johann in Italien.

Die Unglückstage auf Chios,
am 23. und 24. April 1822.

Die weichlichen, friedliebenden, mit Reichthum und Wohlleben beglückten 90,000 Bewohner der anmuthigen Insel Chios waren durch den Aufstand ihrer christlichen Brüder höchst unerwünscht aus einem langen, süßen Schlummer aufgeweckt worden. Sie hatten sich leider, anstatt bei Zeiten die Waffen zu ergreifen, in den Schooß ihrer türkischen Despoten geflüchtet und sogar eine Gesandtschaft nach Constantinopel geschickt, um den Sultan anzuflehen, daß er ihre Insel vor ihren griechischen Brüdern schirmen möchte. Sie hätten, da sie den Dardanellen näher liegen, als Samos, auf dem Meere das Hauptbollwerk des griechischen Vaterlandes werden können, allein sie schauderten vor diesem Gedanken zurück. Deshalb beschlossen sie, auf Anrathen ihres Erzbischofs Platon, den Türken auch fernerhin unterthänig zu bleiben. Aber die unglücklichen Chioten, sonst gutmüthige, kluge, betriebsame, aber freilich auch selbstsüchtige, eigennützige Menschen, erwogen nicht, daß es ihnen, bei so großen Stürmen unberührt und ruhig zu sitzen, nicht auf lange werde vergönnt bleiben können. Hätte Chios die Vergangenheit und Zukunft vor Augen gehabt, hätte es durch das Beispiel und den Zuruf seiner heldenmüthigen Nachbaren von Psara und Samos sich für die Religion und das Vaterland entflammen lassen, und die falschen Maßregeln der Klügelei, Feigheit und Selbstsucht bei Zeiten aufgegeben, wie viele Ströme von Thränen und Blut würden erspart worden sein! — Sie wollten aber

nicht durch griechische Waffen, sondern durch türkische Waffen geschirmt sein; sie wollten keine christlichen Krieger, sondern Barbaren auf ihrer Insel dulden. Ihre Wünsche und Bitten wurden erfüllt. Das hydriotische Geschwader lichtete die Anker und überließ die Chioten dem Schicksale, welches sie sich selbst bereitet hatten. Der Sultan forderte alle Waffen ein, und kaum hatten die gehorsamen Chioten dieselben abgeliefert und die Angesehensten der Insel als Geißeln gestellt, so landeten auch schon Tausende von zügellosen Asiaten, und das Elend auf Chios begann. Die Mastix bauenden Dorfbewohner mußten ihre duftenden Gärten verlassen und an den türkischen Schanzen arbeiten. Raub und Mord war die tägliche Losung. Die schönen Chiotinnen durften sich nicht mehr blicken lassen. Es zog sogar noch eine neue Rotte Asiaten in die herrliche Hauptstadt Chios ein, welche die friedliebenden Bürger zum Scherze niedermetzelten. Endlich fingen doch Viele zu ahnen an, daß die Geier sich sammelten, um eine feiste Beute zu verzehren, und daß hier nicht Bücklinge, sondern Schläge ein kräftiges Hülfsmittel seien. Noch einmal gelang es den chiotischen Oberhäuptern, ihre Unterthanen zur Ruhe zu bereden. Als aber eine ungeheure Forderung die andere, eine Steuer die andere, ein Frohn den andern drängte, als die Chioten sahen, daß sich ein drittes Barbarenheer im Golfe von Tschesme sammelte, um nach der Insel überzusetzen, da erhob sich ein Murren unter dem Volke, und das Gewitter brach los. Ein Samisches Geschwader von 2500 Mann unter Lykurgos Logothetes, einem Abenteurer, landete an der Küste bei Contari. Vehibs Schaar, die es hatte zurücktreiben sollen, kam in voller Flucht in die Burg zurück, und Logothetes drang in die Stadt ein; endlich, da sich die Türken nicht hervorwagten, schlossen sich die hartbedrückten chiotischen Bauern mit Schleudern und Knitteln an den samitischen Abenteurer an. Jetzt schwoll diesem der Kamm. Er erklärte die bisherige Verfassung von Chios für aufgehoben, sich selbst zum Fürsten der Insel, wozu ihn die Bauern der Mastixdörfer bereits auch erwählt hatten, und ernannte Ephoren von Chios, von denen die Insel in Zukunft regiert werden sollte. Die Chioten baten ihre Nachbaren, die Psarioten, um Beistand; diese schickten ihnen sogleich 200 Fässer Pulver und zwei Kanonen; auch ließen sie sechs Schiffe vor dem Hafen von Chios kreuzen, um den Türken auf der Insel die Verbindung mit dem asiatischen Festlande zu erschweren. Diese hatten aber schon Boten nach Konstantinopel geschickt, und der Sultan hatte den Statthaltern auf der asiatischen Küste bereits den Auftrag gegeben, ihre Schaaren zu sammeln, um über Chios herzufallen. — Welch ein Fest! Die Chioten waren reich und feig; ihre Frauen,

Töchter und Söhne schön. Welche Beute! welche Lust! Schon wimmelte die gegenüber liegende asiatische Küste von Myriaden Barbaren, wie von Heuschrecken, die zu solchem Hauptschmause herbeirauschten.

Welch eine Lage, in welche das unglückliche Chios, weil es den günstigen Augenblick versäumt hatte, sich nun plötzlich gestürzt sah! — Ohne Waffen, ohne Muth, ohne Einigkeit, ohne Hülfe — — so standen die jammernden Chioten da und starrten das schwarze Ungewitter an, welches sich bei Tschesme aufthürmte, um gegen sie loszubrechen. Es brach los; Kara Ali, der Zerstörer Galaxidi's, näherte sich am 23. April dem Gestade mit 100 Schiffen und landete mit 15000 Mann, in demselben Augenblicke, wo Vehib Pascha, um den Gehülfen zu begrüßen, 120 Geißeln der Chioten, gerade die vornehmsten und vermögendsten Bürger der Stadt, die zum Beweis ihrer Treue sich selbst freiwillig überliefert hatten, an Pfählen auf den Wällen der Burg henken ließ. — Das Häuflein des Logothetes flüchtet sich und verschwindet. — Chios ist den Barbaren Preis gegeben. Das Gemetzel beginnt; eine Kirche am Hafen lodert auf. Das ist das Zeichen. Funfzig Feuersbrünste brechen in der schönen Stadt mit einem Male aus. Ein herzzerreißendes Geschrei schallt in die Lüfte. Greise, Frauen, Kinder schwimmen im Blute. Die türkischen Mönche rufen den Schlächtern zu: »Rottet sie aus! Allah, der Prophet, der Sultan befehlen es!« — Vehib Pascha und Jussuf Bairactar aus Smyrna führen die Mordbrenner an. Selbst die Todten werden aus den Gräbern gerissen und auf die Straßen unter die Sterbenden geworfen. Und als nun die Nacht einbricht, werden beim Leuchten der Flammen und zwischen den Haufen der Sterbenden und Todten, um welche her trunkene Derwische ihre Tänze halten, die Frauen und Töchter von Chios den Lüsten der Barbaren Preis gegeben. Andere sind unterdessen beschäftigt, Köpfe abzuschneiden und Pyramiden davon aufzuthürmen, von deren Spitzen sie dann ihre Roßschweife herabwehen lassen; und wieder Andere ordnen Nasen und Ohren zu Kränzen und Gehängen, um damit die Schiffe zu schmücken, oder machen sich's zum Vergnügen, die Bilder des Gekreuzigten und die Reliquien unter gräßlichen Schmähungen in den blutigen Koth der von Mord und Flammen erfüllten Gassen niederzutreten. Bei dem rothen Wiederscheine der Gluth erblickt man 2 Regimenter Janitscharen, die in grimmigem Schweigen um 700 junge Mädchen, über deren Vertheilung sie noch nicht haben einig werden können, herstehen. »Hauet sie nieder!« schreit ein türkischer Mönch, »so wird ein Zwist um Christen und Mahomedaner schnell und fromm geschlichtet.« Die Janitscharen brüllen

Bei=

Beifall, und die Chiotinnen werden in einem Augenblicke alle mit einander niedergemetzelt. — Manchen Familien glückt es, in die Berge zu entfliehen. Da hört man wie Verirrte sich einander rufen, sieht wie die Jüngern die Alten auf dem Rücken forttragen, und die Männer ihre Weiber, welche Kinder an die Brust drücken, zu den Höhen hinauf nach sich ziehen, von wo aus sie ihre brennenden Häuser in Asche zusammensinken sehen. Wenn nun die hungrigen Kinder nach Brot schreien und in der Nacht vor Frost wimmern, wie da helfen? — Und das Verderben, welches zuerst die blühende Stadt ergriffen und vernichtet hatte, verbreitete sich nach drei Tagen auch über die ganze Landschaft. Die Barbaren drangen in die Flecken und Dörfer ein, entrissen den Müttern die zarten Kinder, schleuderten sie gegen die Felsen und trieben dann die Mütter zum Verkauf nach den Märkten. Jetzt zerstreute sich alles, was noch entkommen konnte, und floh nackt und bloß in die entlegensten Wälder und Klippen und suchte das elende Leben durch Kräuter und Wurzeln zu fristen. Da landete ein neuer Schwarm Barbaren aus Asien auf der unglücklichen Insel, so daß sie bereits von 60,000 unersättlichen Bluthunden überschwemmt war. Auch der Großadmiral war unterdessen rastlos beschäftigt gewesen, große Ladungen von Köpfen an Bord zu nehmen, und jedem Gefangenen, der ihm vorgeführt wurde, ward sogleich der Kopf abgeschnitten. Nur junge Mädchen, Frauen und Kinder fing man nach und nach an mehr zu verschonen, um damit Handel zu treiben. Ein Algierer unter andern kaufte eine ganze Schiffsladung und ließ sie durch ein genuesisches Schiff unter christlicher Flagge nach Aegypten bringen. Erst nachdem der Großadmiral 40,000 Chioten abgeschlachtet und zum Verkauf eingepackt hatte, ließ seine Blutgier allmählig nach.

Einige tausend Chioten hatten sich in die unzugänglichen Klippen der Insel geflüchtet, wo man derselben mit Gewalt nicht habhaft werden konnte. Die Türken versuchten deshalb ihr Lieblingsmittel, die Lüge. Kara Ali ließ nämlich ausrufen, daß nunmehr alles vergessen und vergeben sein solle. Die Consulen von Frankreich, England und Oestreich verbürgten sich für dieses Versprechen. Sie ermahnten die Flüchtlinge, hervorzukommen, die Waffen niederzulegen und wieder ruhig in ihren Häusern zu leben. Auch der Erzbischof Platon, seine Klerisei und die unglücklichen Geißeln, welche aufs neue ausgehoben und in die Burg geschleppt waren, schrieben an ihre Landsleute und ermahnten sie, sich dem gnädigen Admiral des erhabenen Sultans ohne Bedenken zu unterwerfen. Bethört durch diese Lügen und Lockungen, wiesen nunmehr die wohlhabenden, zahlreichen Bewohner der Mastixdörfer und eine Menge anderer

Flüchtlinge das Anerbieten der Schiffer von Psara, Mykone und Tenos, die sich eben jetzt mit großer Gefahr der Küste genähert hatten, um zu retten, was noch zu retten war, von sich, und die Vorsteher der zwei und zwanzig Mastixdörfer folgten den Abgeordneten Kara Ali's und Vehibs, wie Schafe zur Schlachtbank; denn nachdem der Zweck erreicht war, daß die noch übrige Bevölkerung der Insel sich nicht auf die Schiffe gerettet, sondern aus dem Versteck hatte hervorlocken lassen, durfte von jener Gnadenverkündigung Niemand ein Wort mehr reden. Jede Schaar, welche die Waffen niederlegte, wurde sogleich niedergehauen. Die im Schlosse zurückgehaltenen Geißeln, die Reichsten und Angesehensten der Insel, wurden mit Schlägen, eisernen Haken, siedendem Oel und glühenden Zangen gemartert, weil sie die Orte nicht angeben wollten, wo etwa Reichthümer versteckt worden wären, und dann gab am 24. April der Kanonendonner des Admiralschiffs und das Geschrei: »Allah und Muhamed!« das Zeichen, 85 Geißeln an die Segelstangen aufzuknüpfen. Das Geschütz der Burg antwortete sogleich, und nun sah man dort oben den Erzbischof Platon, in seinem priesterlichen Schmucke, sammt seiner ganzen Klerisei, den neu ausgehobenen Geißeln und den Vorstehern der Dörfer, die sich durch die Gnadenlüge und das Ehrenwort der Consulen hatten berücken lassen, an einer langen Reihe von Galgen aufgeknüpft; und der Sultan hatte sich an diesem Tage das Vergnügen gemacht, auf dem Platze vor seinem Pallaste alle chiotischen Geißeln, die sich früherhin ihm überliefert und seinen Schutz für die Insel angefleht hatten, erwürgen zu lassen. Das Admiralschiff, dem die Burgkanonen immer sogleich antworteten, gab hierauf ein neues Zeichen: und nun schwamm die ganze Insel in Blut. Nach allen Seiten hin zogen Mörderbanden, angeführt von singenden und betenden Türkenmönchen, mit dem Geschrei: »Allah und Muhamed!« Diese durchsuchten die Insel von Norden nach Süden, plünderten, schändeten und mordeten, besonders in den Klöstern, den letzten Zufluchtsorten vieler Flüchtlinge, trieben die unglücklichen Landleute in großen Heerden nach der Stadt, sonderten die aus, welche zum Verkaufe taugten, metzelten die Alten, die Schwachen, die Schwangern und die Säuglinge nieder, oder stürzten sie schaarenweise ins Meer. Nur Wenige hatten in den Häusern der christlichen Consulen einen Zufluchtsort finden können; denn unwidersprechliche Zeugen versichern, daß man in diesen Consulatshäusern nur diejenigen aufnahm, welche gut bezahlen konnten. So kostete die Gnadenlüge des Großadmirals und das zweideutige Ehrenwort der christlichen Consulen noch wenigstens 7000 Chioten das Leben. — Nun entwickelte sich aus den blutrauchenden Trümmern von Chios

eine tödtliche Seuche; es wurde daher eine solche Menge Leichname ins Meer geworfen, daß die Fahrzeuge im Hafen die Ruder nicht mehr rühren konnten. —

O! Jahrhundert der Selbstsucht! O! verblendete Christenheit des civilisirten Europa! wie konntest du solche Greuel mit ansehen? wie sie ungerächt lassen?

Fort, hinaus über die Meere mit den Barbaren! dort und nicht hier sind ihre angestammten Wohnsitze!

Ezzelin (Ecelin oder Icelin) III. da Onara oder de Romano, genannt der Tyrann und Verbündete des Kaisers Friedrich II.,

geboren am 25. April 1194, gestorben am 27. September 1259.

Ezzelin war aus dem Dorfe Onara, im Trevisanischen, gebürtig und der Sohn Ezzelins, mit dem Zunamen der Mönch, welcher ursprünglich aus Deutschland stammte und ein Sohn Ezzelins des Stammlers und ein Enkel Alberichs war, welcher in Begleitung des Kaisers Otto III. nach Italien kam und sich in diesem Lande niederließ. Wahrscheinlich ist die alte Patrizierfamilie Iselin in Basel in der Schweiz ein Zweig dieses Ezzelin. Ezzelin der Tyrann lebte im 13ten Jahrhunderte und war am 25. April 1194 geboren. Er hatte den Beinamen Tyrann erhalten wegen seiner Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten, wodurch er sich furchtbar gemacht hatte. Er kämpfte zuerst an der Spitze der Gibellinen und erfocht wichtige Siege. Hierauf das Interesse seiner Parthei vernachlässigend und nur auf seinen Privatvortheil denkend, machte er sich zum Herrn von Verona, Padua und einigen anderen Städten Italiens, wo er so unerhörte Tyrannei ausübte und mit solcher Religionsverachtung herrschte, daß ihm weder Pfründen, noch andere kirchliche Angelegenheiten heilig waren. Die Abergläubischen seiner Zeit hielten ihn für ein Erzeugniß des bösen Geistes. Die Päpste Gregorius IX., Innocenz IV. und Alexander IV., deren Autorität er so oft in den Personen ihrer Legaten angegriffen hatte, thaten ihn sämmtlich in den Kirchenbann; allein diese Strafe fruchtete nichts; endlich ließen sie einen Kreuzzug gegen das Ungeheuer verkündigen. Eines Tages, aufgebracht, daß die Stadt Padua sich gegen ihn empörte, ließ er 12,000 Einwohner derselben, welche entweder unter seinen Truppen dienten, oder sonst in seinem Dienste waren, ums Leben bringen. S. Antonius von Lisabonn, genannt der Paduenser, war der Einzige, welcher es wagte, Ezzelin seiner Laster und Schandthaten wegen zur Rede zu stellen. Der Tyrann erwiderte auf

des heiligen Mannes Vorwürfe nicht das Mindeste, schickte aber einige seiner Satelliten ab, um ihn zu tödten. Nun verabredeten sich alle Trevisanischen Städte und lombardischen Fürsten mit einander und nahmen ihn in der für ihn unglücklichen Schlacht bei Cassano gefangen, als er eben im Begriffe stand, Mailand anzugreifen. Ezzelin ward nun nach Soncino abgeführt, allwo er nach einigen Historikern voller Verzweiflung am 10. October 1259 im Gefängnisse gestorben sein soll, nach dem neuen Kalenderstyle also am 27. September. So endigte das Ungeheuer, welches 40 Jahre lang seine Tyrannei ausgeübt hatte. Ezzelin war so sehr für die Astrologie eingenommen, daß er nichts unternahm, ohne zuvor vier Astrologen, welche ihm auf seinen Zügen folgten, befragt zu haben, welche Stunden und Augenblicke er zu seinen Unternehmungen benutzen solle.

Ausbruch der Verschwörung der Pazzi zu Florenz gegen Lorenzo und Giuliano di Medici in der Hauptkirche Santa Reparata, am 26. April 1478.

Die florentinische Familie der Pazzi gehörte zu den reichsten und vornehmsten Geschlechtern von Florenz und ist vorzüglich durch ihre Verschwörung von 1478 berühmt geworden. Eine doppelte Eifersucht, sowohl auf die Gewalt des Mediceischen Hauses, als auch der Liebe, entflammte den Urheber jener Verschwörung, Francesco Pazzi, zur Wuth gegen seinen Nebenbuhler, Giuliano di Medici, welcher sich heimlich mit Camilla Cafarelli vermählt hatte. Franz Pazzi, rachsüchtig, stolz, kühn und verwegen, wollte sich für die Zurücksetzung seines Geschlechts durch die Vertilgung der Mediceer rächen. Sein Vertrauter, von gleichen Gefühlen beseelt, war Bernardo Bandini, welcher ebenfalls von den Mediceern gekränkt war. Sie kannten die Abneigung des Papstes Sixtus IV. gegen das mediceische Haus, und theilten daher dessen Sohne, Hieronymo Riario, ihren Plan mit, den Lorenzo und Giuliano di Medici zu ermorden und eine neue Regierungsverfassung in Florenz einzuführen, und suchten durch diesen Riario, welcher Pazzi's Freund war, den Papst für ihr Interesse zu gewinnen. Riario versprach ihnen seinen Beistand; auch trat der Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, ein Feind der Florentiner und besonders des Lorenzo di Medici, ihrer Verschwörung bei. Späterhin nahm auch Jacob Pazzi, Franzens Oheim, auf des päpstlichen Generals Giovanni Battista Montesecco Zureden Theil

an dieser Verschwörung. Während einer Krankheit des Carlo Manfredi zogen die Verschworenen, ohne den Verdacht der Mediceer zu erregen, eine große Menge Truppen zusammen, um ihre Parthei zu verstärken. Als Sixtus **IV.** seinen Neffen, den jungen Cardinal Rafael Sansoni, nach Florenz schickte, beschlossen die Verschworenen, bei dem diesem Cardinale zu Ehren veranstalteten Feste die Gebrüder Medici zu ermorden. Die Pazzi empfingen den Cardinal auf ihrer Villa Montugli; da aber blos Lorenz von Medici beim Feste erschien, so beschlossen sie, die Ausführung ihres Plans zu verschieben bis zu einem Gastmahle, welches Lorenz dem Cardinale zu Fiesole geben wollte, um dann beide Brüder umbringen zu können; aber auch hier erschien Julian nicht, und nun bestimmte man den **26.** April **1478**, an welchem Tage in der Hauptkirche Santa Reparata feierlicher Gottesdienst gehalten werden sollte, zur Vollziehung des Mordes. Das zweite Ertönen des Glöckchens, wenn der Priester die Hostie ergreifen würde, sollte das Signal zum Ausbruche sein; als aber die Zeit herannahte, weigerte sich Montesecco, den heiligen Ort so zu entweihen. Jetzt wurde das Geschäft Antonio di Volterra und Stephan, einem Priester, zwei feigen Männern, übertragen. Schon war viel Volk in der Kirche versammelt, und Lorenz von Medici auch schon zugegen, sein Bruder Julian fehlte aber wieder; da begaben sich Franz Pazzi und Bandini zu ihm und bewogen ihn endlich durch vieles Zureden, dem Hochamte des Cardinals in der Cathedralkirche beizuwohnen. Auf dem Wege unterhielten sie sich aufs freundschaftlichste, und Pazzi umarmte ihn öfters, um sich zu überzeugen, ob er nicht gepanzert sei. In der Kirche nahmen sie ihn in die Mitte, und zur Seite standen Anton von Volterra und Stephan. Nun ertönte das Glöckchen des Priesters zum zweiten Male am Hochaltare, und als derselbe mit den Worten **Domine, non sum dignus etc.** die Monstranz ergriff, da durchbohrte Franz Pazzi den Julian von Medici mit solcher Wuth, daß er sich selbst am Schenkel verwundete. Bandini ermordete Julians Freund, Nori; Anton und Stephan griffen den Lorenz an, stießen aber fehl und verwundeten ihn nur leicht am Halse. Er rettete sich in die Sakristei. Franz und Bandini, die ihm dahin folgen wollten, wurden zurückgestoßen. In dem Gedränge verloren viele Menschen das Leben. Der Cardinal konnte von den Geistlichen nur mit Mühe gegen die Wuth des Volks geschützt werden. Bandini entfloh. Franz suchte vergebens das Volk aufzuwiegeln und mußte, von dem Blutverluste erschöpft, sich nach Hause begeben. Salviati und Jacob Pazzi hatten sich unterdessen an der Spitze von **100** Perugi-

nern nach dem Palaste begeben, um denselben zu besetzen; allein der Gonfaloniere Cäsar Petrucci ahnete Verrath, rief schnell die Wache herbei und besetzte das obere Stockwerk. Durch einen Zufall waren die Peruginer in dem Versammlungssaale, dessen Thür von innen nicht geöffnet werden konnte, eingesperrt, und so bemächtigten sich die Florentiner mit leichter Mühe des Erzbischofs und mehrerer Verschworenen, die theils niedergehauen, theils an die Fenster aufgeknüpft und dann hinab auf die Straße gestürzt wurden. Das wüthende Volk holte Franz Pazzi aus seiner Wohnung, schleppte ihn nackend durch die Straßen und hing ihn nebst 70 Anderen ebenfalls an den Fenstern des Palastes auf. Jacob Pazzi, der durch die Straßen ritt und das Volk zu den Waffen und zur Freiheit rief, rettete sich, da auch er aus dem Palaste der Signoria mit Steinen geworfen wurde und keinen Anhang fand, durch die Flucht, ward aber in den Apenninen von einem Bauer erkannt, nach Florenz ausgeliefert und nebst Renatus Pazzi gehangen. Das Volk holte nachher seinen Leichnam aus seiner Familiengruft und warf ihn auf den Anger. Noch einmal ward er in der Stille beerdigt, und noch einmal scharrte der Pöbel ihn aus und warf ihn in den Arno. Bandini hatte sich nach Constantinopel geflüchtet, wurde aber vom Sultan Bajazet ausgeliefert und nebst Anton von Volterra und Stephan, die sich in ein Kloster begeben hatten, hingerichtet. Napoleon Francesi und Wilhelm Pazzi, der unschuldig und ein Schwager Lorenzo's war, entgingen der Rache des Volks. Der Letztere wurde aber, ungeachtet der Bitten seiner Gemahlin Bianca, zeitlebens auf seine Villa verbannt. Den Erstern sah man nicht mehr. Die übrigen Pazzi's wurden sämmtlich für immer in die Gefängnisse von Volterra eingesperrt. Montesecco ward enthauptet, und den Cardinal sandte Lorenz mit vieler Entschuldigung nach Rom zurück. So endigte mit dem gänzlichen Untergange ihrer Theilnehmer die Verschwörung der Pazzi, welche aus Rache, Neid, Eifersucht und Ehrsucht das Geschlecht der Mediceer ausrotten wollten, aber im Gegentheil deren Macht und Ansehen in Florenz vergrößerten.

Schlacht bei Culloden,

am 27. April 1746.

Carl Eduard von Schottland, Prätendent der englischen Krone, landete, von Frankreich unterstützt, 1745 in Schottland, um Georg II. vom Throne zu stoßen, und machte anfänglich so glückliche Fortschritte, daß selbst London in Schrecken gerieth.

Aber in der so blutigen Schlacht bei Culloden, den 27. April 1746, ward er mit seinen 8000 Mann vom Herzog von Cumberland so gänzlich aufs Haupt geschlagen, daß er nach langem Herumirren endlich genöthigt war, wieder nach Frankreich zu fliehen. Der Herzog von Cumberland erwarb sich durch diese Schlacht den Namen eines Befreiers des Vaterlandes. Diese Schlacht gehört unter die schrecklichsten Begebenheiten der Art; denn hier vereinigten sich politischer und religiöser Fanatismus zum grausamsten Kampfe. Leider aber mißbrauchten die Engländer ihren Sieg. Alles was nicht von den feindlicheu Truppen in der Schlacht ums Leben gekommen war, das wurde nachher ermordet. Die Weiber und Töchter der Erschlagenen wurden aufs schändlichste gemißhandelt; ganze Familien unter den Trümmern ihrer niedergerissenen Wohnungen zerschmettert; über 50 Meilen Landes wurden mit den darauf liegenden Städten und Dörfern von den grausamen Siegern in eine Wüste verwandelt und weder Vieh noch Bäume verschont. Carl Eduard von Schottland lebte hierauf in Rom, allwo er 31. Januar 1788 starb.

Conrad von Montferrat wird als eben erwählter König von Jerusalem in Tyrus ermordet,

am 28. April 1192.

Conrad von Montferrat stand im ganzen Oriente in sehr großer Achtung; denn er hatte in den Kriegen gegen die Ungläubigen sehr viele Beweise von Muth und Tapferkeit gegeben. Er vermählte sich mit Isabeau, der Tochter des im J. 1175 verstorbenen Königs Amauri von Jerusalem. Seine Gemahlin war aus der zweiten Ehe dieses Königs von Maria, Nichte des Kaisers Manuel Comnenes von Konstantinopel. Isabeau nahm 1190 den Titel einer Königin von Jerusalem an, welches nach dem Tode ihrer ältern Schwester, Sibylle, geschah, und Conrad ward 1190 König von Jerusalem; allein er wurde schon am 28. April desselben Jahres von den Beduinen ermordet. Die Geschichtschreiber sind jedoch über seinen Todestag nicht ganz einig: Einige setzen ihn auf den 27., Andere auf den 29., und noch Andere auf den 28. April. Auch schreibeu mehrere Historiker die Veranlassung seines Todes dem König Richard von England zu, welcher dadurch Rache an Conrad genommen haben soll, weil dieser die Ehe mit seiner Schwester ausgeschlagen hatte. Andere glauben indessen, dieser Mord sei auf Manfreds von Thoron Veranlassung geschehen, der höchst aufgebracht gewesen sein soll, daß Isabeau, mit der er

bereits vermählt war, ihm Conrad von Montferrat vorgezogen habe. Noch Andere behaupten, der Alte vom Berge habe seine Meuchelmörder zu dieser That veranlaßt, um an Conrad von Montferrat, der ihn bekriegt hatte, Rache zu nehmen. Allem diesem sei wie ihm wolle, so ist doch soviel gewiß, daß Conrad 1192 am 27., 28. oder 29. April ermordet worden ist. Er hatte in seiner Ehe eine Tochter gezeugt, Namens Maria, welche das Königreich Jerusalem ihrem Gemahle, Johann, Graf von Brienne, König von Acre genannt, zubrachte. Dieser König Johann von Acre war auch zugleich Verwalter des konstantinopolitanischen Kaiserreichs. —

* * *

Montferrat ist eine italienische Provinz zwischen Piemont, Mailand und Genua, und machte ehemals einen Theil der Lombardei aus. Es ist ein sehr fruchtbares und sehr bevölkertes Land, welches bei zwei hundert Burgen, Schlösser und Städte umfaßt. Fast alle diese Burgen und Schlösser sind auf Hügel gebaut, die sehr fruchtbar sind an Getreide, Reiß, Muskat- und andern Weinen. Montferrat bildet den Anfang der Apenninen und nährt eine ungeheure Menge Repphühner und Fasanen; diese Provinz hat seit dem zehnten Jahrhundert ihre eigenen Herren gehabt. Aleran, ein Sohn des Herzogs von Sachsen, soll eine Tochter des Kaisers Otto II., Altheria, entführt und sieben Söhne mit ihr gezeugt haben, von welchen der letzte Marquis von Montferrat ward. Wilhelm, Graf von Montferrat, lebte 610; man hält ihn für Aleran's Vater, welchem Kaiser Otto im Jahre 667 das Marquisat Montferrat verliehen haben soll.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg,

geboren am 6. Februar 1620, gestorben am 29. April 1688.

Friedrich Wilhelm war am 6. Februar 1620 in Berlin geboren. Sein Vater war der Kurfürst Georg Wilhelm, ein schwacher Regent, unter welchem in den ersten Dezennien des 30jährigen Krieges die Mark Brandenburg sehr verwüstet wurde, besonders weil sein Minister, der Graf von Schwarzenberg, dem östreichischen Interesse sich hingab. Sogleich nach seines Vaters Tode, am 1. December 1640, änderte Friedrich Wilhelm dieses System, ob er gleich unter sehr bedenklichen Umständen die Regierung antrat. Nicht nur, daß das Herzogthum Preußen damals noch ein Lehen von Polen war; Pommern, das nach dem Erlöschen des wendischen Regentenstam-

mes 1637 an Brandenburg hätte fallen sollen, war von den Schweden besetzt, welche sich, abwechselnd mit den Oestreichern, auch in der Mark zu behaupten suchten; und in den Ländern der jülichschen Erbschaft, welche Brandenburg und Pfalz=Neuburg unter sich getheilt hatten, standen Spanier und Holländer. Der Kurfürst schloß im Jahre 1641, der östreichschen Gegenvorstellung ungeachtet, mit Schweden einen Neutralitätstraktat; dem Kaiser aber überließ er seine Kavallerie, dem sie den Eid der Treue geleistet hatte. Nichts desto weniger litt sein Land noch einmal im Jahre 1643 bei dem Durchzuge eines schwedischen und östreichschen Heeres. Durch den Waffenstillstand mit Hessen=Cassel 1644 erhielt er die von Hessen besetzten Oerter im Cleveschen und in der Grafschaft Mark zurück. Im J. 1647 vermählte er sich mit der oranischen Prinzessin Louise Henriette. So ungern er auch auf einen Theil der pommerschen Erbschaft verzichtete, so überließ er doch 1648 im westphälischen Frieden Vorpommern, die Insel Rügen und einen Theil von Hinterpommern an Schweden, wogegen er die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin als Fürstenthümer bekam, und das Erzstift Magdeburg ihm, nach dem Tode des damaligen Administrators, des Prinzen August von Sachsen, als Herzogthum versprochen ward.

Als darauf der König Carl Gustav von Schweden den König Johann Casimir von Polen 1655 mit Krieg bedrohte, bewarben sich Schweden und Polen um das Bündniß des Kurfürsten. Dieser lehnte aber Beider Anträge ab; doch sammelte er ein Heer von 8000 Mann an der Grenze des Herzogthums Preußen. Nach Eröffnung des Krieges hatte Carl Gustav in kurzer Zeit Groß= und Klein=Polen erobert, und Cracau und Warschau besetzt. Johann Casimir war nach Schlesien geflohen. Unter diesen Umständen schloß der Kurfürst ein Bündniß mit Holland, welches Schweden mißbilligte, worauf der Kurfürst auch mit den westpreußischen Städten ein Defensivbündniß einging, das Johann Casimir gut hieß, der ihm die Souverainität über Preußen versprach, wenn er sich gegen Schweden erklären wollte. Allein Friedrich Wilhelm blieb bei seiner Neutralität, bis ihn der Einfall des Königs von Schweden in Ostpreußen zu dem Vertrage 1656 nöthigte, das Herzogthum Preußen in Zukunft von Schweden als Lehen zu nehmen, und als Lehnsmann in diesem Kriege 1000 Mann Infanterie und 500 Mann Kavallerie zu stellen. Zugleich mußte er den Schweden freien Durchzug durch sein Land und die Theilung des Ertrags der in den preußischen Häfen neu angelegten Zölle zusichern; dagegen ward ihm die Befreiung von allem Lehnsgelde für Preußen, Befreiung von der Appellation an die Krone Schwedens, und das Bisthum Ermeland als Fürstenthum und

dasselbe für die Kriegskosten zu entschädigen, so trat er mit Dänemark zu einem neuen Bündnisse zusammen, und vollendete durch die Einnahme von Greifswald und Stralsund im J. 1678 die Eroberung von ganz Pommern. Eben so warf er im Januar 1679 die unter Horn in Preußen eingefallenen Schweden zurück. Noch standen er und Dänemark allein im Felde gegen Schweden; da verlangte Ludwig XIV. von ihm, mit Schweden Frieden zu schließen und alle Eroberungen herauszugeben. Als der Kurfürst dieß verweigerte, ward er durch 30,000 Franzosen, welche in Cleve einfielen, zum Frieden von St. Germain am 29. Januar 1670 genöthigt, in welchem er alle Eroberungen von Schweden herausgab, dagegen aber die wenigen Oerter und Zölle erhielt, welche Schweden seit dem westphälischen Frieden in Hinterpommern besaß, und von Frankreich 300,000 Kronenthaler als Entschädigung. Als in der Folge Ludwig XIV. durch seine Reunions-Kammer mehrere Distrikte in Elsaß und Lothringen an sich riß, bewirkte der Kurfürst 1684 einen Waffenstillstand auf 20 Jahre, welcher zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossen ward. Doch traten zwischen ihm und Frankreich neue Mißhelligkeiten ein, als er 1685 sein Bündniß mit Holland erneuerte, und die reformirten Flüchtlinge aus Frankreich in seine Staaten aufnahm, welche zu dem Wohlstande derselben bedeutend beitrugen. Jene Mißverständnisse, und die Hoffnung, von Oestreich für seine Ansprüche auf die drei schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, deren Fürst 1675 ohne Erben starb, und dessen Haus seit 1537 mit Brandenburg in Erbverbrüderung gestanden hatte, entschädigt, so wie in den Besitz von Jägerndorf gesetzt zu werden, dessen letzter Fürst im 30jährigen Kriege geächtet, und dessen Land von Oestreich eingezogen worden war, bewirkten seine Annäherung an Oestreich, welches ihm endlich für alle seine Ansprüche auf jene Fürstenthümer den unbedeutenden Schwibusser Kreis überließ. Doch bewog der östreichsche Gesandte, Freitag, den Kurprinzen zu dem schriftlichen Versprechen, nach seinem Regierungsantritte diesen Kreis gegen die Summe von 10,000 Thlrn. zurückzugeben. Zur Unterstützung des Kaisers im Türkenkriege sandte darauf 1686 der Kurfürst 8000 Mann unter Anführung des Generals von Schöning, welche sich bei der Belagerung und Stürmung der Stadt Ofen auszeichneten. Im Innern des Landes hatte der Kurfürst besonders Ackerbau, Viehzucht und Gartenbau befördert; er verpachtete die Domainengüter, welche bis dahin gewöhnlich durch Amtsschreiber bewirthschaftet worden waren; die französischen Flüchtlinge unterstützte er großmüthig und gewann in ihnen gegen 20,000 arbeitsame und brauchbare Staatsbürger, welche Fabriken und Manufaktu-

ren anlegten und wüste Flecken urbar machten, und wenn der Erfolg des 1683 auf der afrikanischen Küste von dem Major von der Gröben angelegten Forts Friedrichsburg den Erwartungen der von dem Kurfürsten gestifteten afrikanischen Handelsgesellschaft nicht entsprach, so war doch die Thätigkeit des Kurfürsten, den Handel seines Staats zu beleben, und weiter zu verbreiten, dabei unverkennbar. Berlin wurde durch mehrere Anlagen und Gebäude unter ihm verschönert; er gründete die Bibliothek zu Berlin, und 1655 die Universität zu Duisburg. Er starb am 29. April 1688 zu Potsdam im 69sten Lebensjahre, und hinterließ seinem Sohne Friedrich III. ein bedeutend vergrößertes und gut angebautes Land, einen Schatz von 650,000 Thaler und ein geübtes Heer von 28,000 Mann. Friedrich Wilhelm, der seine erste Gemahlin Louise 1667 verlor, vermählte sich 1668 zum zweiten Male mit der Prinzessin Dorothea von Holstein-Glücksburg, der Wittwe des Herzogs Christian Ludwig von Braunschweig-Zelle, die ihm mehrere Söhne gebar, allein mit ihrem Stiefsohne, dem Kurprinzen Friedrich, in schlechtem Vernehmen stand.

Napoleon Buonaparte gelangt zur Kaiserregierung in Frankreich,

am 30. April, 1. und 18. Mai 1804.

Von seinen innern und äußern Feinden befreit, an die Republik durch die Gesetzgebung, an die Monarchie durch das Amnestiegesetz und an Europa durch Verträge gebunden, begnügt sich Buonaparte, der durch seinen Ruhm und sein Genie Herr von Frankreich ist, nicht mehr damit, der erste Soldat, der erste Bürger und die erste obrigkeitliche Person zu sein. Die Gesetzlosigkeit ist vernichtet, die Revolution beendigt, und Frankreich groß, glücklich und blühend; von ganz Europa geachtet, hat es weiter keinen Feind mehr, als England. Ein anderer Zeitpunkt eröffnet sich, eine andere Verfassung soll Frankreich regieren, ein neues öffentliches Recht soll zwischen Frankreich und Europa eingeführt werden. Paris soll ganz Frankreich und Napoleon das ganze Vaterland sein. Hier hat die Freiheit des französischen Volks ein Ende, und hier beginnt das Kaiserreich. Hier endet Buonaparte und beginnt Napoleon.

Den 30. April 1804 wurde der Zeitpunkt der Kaiserregierung, welchen seit einiger Zeit die Hofschranzen des ersten Consuls vorbereitet, die Amnestirten gewünscht, die über den Verfassungszeitpunkt noch in Unruhe waren, und alle Republikaner am Tage zu St. Cloud, bei der Abstimmung über das lebensläng-

liche Consulat und bei der Unterzeichnung des Concordats, vorausgesehen hatten, durch den Vorschlag des Mitglieds des Tribunals, des Bürgers Curée, angekündigt. Nach Buonaparte's ausdrücklichem Willen kam der erste Wunsch zur Kaiserregierung von dem Theile der Gesetzgebung, wohin sich noch ein Schatten der französischen Freiheit geflüchtet hatte. Der Antrag, den ersten Consul zum Kaiser zu ernennen und die Erblichkeit in seiner Familie festzusetzen, würde einmüthig angenommen worden sein, wenn nicht Carnot dagegen Einwendungen gemacht hätte. Den 1. Mai wurde dieser Wunsch auch von dem gesetzgebenden Körper erklärt, und den 18. genehmigte ein organisches Senatus-Consultum die Abstimmung des Tribunals und des gesetzgebenden Körpers. Dieselbe Handlung des Senats begriff auch in der Linie der Erblichkeit die Brüder des Kaisers Joseph und Louis, schuf den einen zum Großwahlherrn, den andern zum Connetable; ernannte den General Murat zum Großadmiral; den zweiten Consul Cambaceres zum Erzkanzler; den dritten Consul Lebrün zum Erzschatzmeister des Reichs; Eugen Beauharnais zum Staatserzkanzler und den Herrn von Talleyrand Perigord zum Vicegroßwahlherrn. »Von »der Zeit der Höllenmaschine (den 24. December 1800), sagt »Napoleon selbst, bis zum Jahre 1804 bedrohte man mein »Leben fünfmal. Jedesmal hatten diese Verschwörungen die »Wiederherstellung der Bourbons zum Zwecke, führten aber «zu einem ganz andern Ziele. Besonders beschleunigte die Ver»schwörung von Georges, Pichegrü und Moreau meine »Erhebung auf den Kaiserthron um mehrere Jahre. Ich war »zum ersten Consul auf Lebenszeit ernannt worden, aber weil »man bei meinem Tode traurige Folgen besorgte, so verlangte »Alles eine Monarchie. Das Wohl Frankreichs, die Ruhe des »französischen Volks und meine eigne Sicherheit waren die Ur»sachen, warum ich in Frankreich den Kaiserthron einführte.«

Die Wahlcollegien, die Großwürden und der hohe Gerichtshof vollendeten diese erste Handlung des Senats, welche eine vierte Herrscherfamilie Frankreichs bekannt machte. Der gesammte Senat verfügte sich nach St. Cloud, und Cambaceres überreichte dem ersten Consul den Senatsbeschluß mit folgenden Worten: »Die höhere Benennung, die Ihnen zuerkannt wird, ist nur ein »Tribut, welchen die Nation ihrer eigenen Würde zollt, so wie »ihrem Bedürfnisse, Ihnen täglich Zeugnisse einer Ehrfurcht und »Zuneigung zu geben, welche täglich wächst. Sie wiesen den »Sieg unter unsere Fahnen zurück; Sie setzten Ordnung und »Sparsamkeit in den Staatsausgaben fest; Ihre Weisheit min»derte die Wuth der Partheien; die Religion sah ihre Altäre »wieder aufstehen; die Begriffe von Recht und Unrecht erwach-

»ten wieder in den Herzen der Bürger; ja dieses Volk — und »dies ist wohl das größte Wunder Ihres Genie's — welches »die innere Gährung gegen allen Zwang ungelehrig und aller Macht »Feind gemacht hatte, lernte von Ihnen eine Gewalt lieben und »ehren, die nur für seinen Ruhm und seine Ruhe geübt wurde. »Eine schmerzliche Erfahrung hat das französische Volk gemacht »an den Versuchen eines der Erblichkeit entgegengesetzten Sy»stems. Durch freie und überlegte Berathung kehrt es auf den »seinem Charakter angemessenen Pfad zurück und vertrauet durch »einen feierlichen Vertrag das Glück seiner Enkel den Abkömm»lingen Ihres Stammes. Diese werden Ihrer Tugend nachei»fern; jene werden unsere Liebe und Treue erben. Glücklich die »Nation, welche nach so vielen Verirrungen und Ungewißheiten »einen Mann in ihrer Mitte findet, der würdig ist, den Sturm »der Leidenschaft zu beschwören, alle Interessen auszugleichen »und alle Stimmen zu vereinigen! Glücklich der Fürst, der seine »Macht von dem Willen, dem Vertrauen und der Liebe der »Bürger erhält! Dürfte nun auch die Einrichtung einer erblichen »Regierung der Genehmigung des Volkes unterworfen werden, »so fleht doch der Senat Ew. K. Majestät an, zu genehmigen, »daß die organischen Verfügungen sogleich in Vollziehung kom»men, und zum Ruhme und Heil der Republik ruft er Napo»leon zum Kaiser der Franzosen aus.« — »Alles, was zum »Wohle des Vaterlandes beitragen kann, erwiderte der Kaiser »Napoleon, ist wesentlich mit meinem Glücke verbunden. Ich »nehme den Titel an, den Sie für den Ruhm der Nation für »zuträglich halten. Ich unterwerfe der Genehmigung des Vol»kes das Erblichkeitsgesetz. Ich hoffe, Frankreich werde die »Ehre nie bereuen, mit welcher es meine Familie umgiebt. »Wenigstens würde mein Geist nicht mehr bei meinen Nachkom»men sein, wenn sie aufhören sollten, die Liebe und das Ver»trauen der großen Nation zu verdienen.«

Den 20. Mai, am Pfingstsonntage darauf, ward Napoleon zu Paris feierlich zum Kaiser der Franzosen ausgerufen.

Mai.

Kaiser Albrecht I.,

geboren 1248, ermordet am 1. Mai 1308.

Albrecht I., deutscher Kaiser, war ein Sohn Rudolphs I. von Habsburg und der Gräfin von Hohenberg und wurde 1248 geboren. Er soll ein vortrefflicher Gemahl und ein guter Familienvater gewesen sein; er zeugte mit der Tochter des Grafen Meinhard, Elisabeth, 21 Kinder. Er war aber von Charakter sehr eigennützig und hartherzig gegen andere Menschen, weshalb auch die Kurfürsten nicht ihn, sondern Adolph von Nassau zum Kaiser erwählten, welche Wahl am 1. Mai 1292 Statt fand. Als aber dieser 1298 abgesetzt wurde, traf die Wahl doch endlich Albrecht, der so glücklich war, schon am 2. Juli desselben Jahres seinen Gegner bei Gellheim zu tödten. Er führte sehr viele Kriege, doch war ihm das Glück selten günstig, und er erfreute sich, so lange er Kaiser war, nur weniger Siege. Wegen seiner Nachsicht gegen seine grausamen tyrannischen Voigte, deren einer der berüchtigte Geßler oder Geißler war, war er gleichsam selbst die Veranlassung des denkwürdigen Aufstandes der Schweizer, wodurch sich diese von Deutschland und Oestreich gänzlich losrissen und sich durch ihre heldenmüthigen Freiheitskämpfe von allem fremden Einflusse frei machten.

Johann, dem jüngsten Sohne von Kaiser Albrechts Bruder, gehörte damals Schwaben als rechtmäßiges Erbe. Vergebens hatte dieser mehrmals sein Land vom Kaiser gefordert; dieß erbitterte Johann nicht wenig, und er gab seine Ansprüche und Hoffnungen keineswegs auf. Als das deutsche Heer auf einem Kriegszuge nach der Schweiz begriffen war, glaubte Johann, es sei der günstigste Zeitpunkt vorhanden zur Erneuerung seiner gerechten Ansprüche; allein Albrecht behandelte seines Neffen Bitten mit Hohn und ließ ihm spottend Blumenkränze überreichen, mit den Worten: »er möge diese hinnehmen,

sie paßten für sein Alter, die Sorge des Regierens aber solle er doch ihm überlassen.« — Hierauf beschloß Johann, sich zu rächen; er verschwor sich mit seinem Lehrer Walther von Eschenbach, und drei Freunden, Rudolph von Wart, Rudolph von Palm und Conrad von Tegerfeld, gegen des Kaisers Leben. Diese benutzten auch alsbald einen zu ihrem Vorhaben günstigen Augenblick. Als der Kaiser einen Ritt nach Rheinfeld machte und gerade durch die Riß von seinem übrigen Gefolge getrennt war, stießen ihn die Verschwornen vom Pferde, und der Kaiser verschied sodann am 1. Mai 1308 in den Armen einer am Wege sitzenden Bettlerin, die sein Blut vergeblich mit Lumpen zu stillen suchte, im 60sten J. seines Lebens. Nach vollbrachter That flohen die Mörder und entkamen glücklich, aber die Königin Agnes von Ungarn und Leopold von Oestreich rächten ihres Vaters Tod an den Verwandten der Mörder durch mehr als 1000 unschuldige Opfer. Wo und wie Johann von Schwaben geendet hat, weiß man nicht.

Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel,

geboren 1476, gestorben am 2. Mai (nach Anderen im April) 1524.

Pierre du Terrail Bayard, einer der weisesten und großmüthigsten Feldherren seiner Zeit, ward der Ritter ohne Furcht und Tadel genannt, und stammte aus einer adeligen Familie der Dauphiné. Bayard ist ein Rittergut in dieser Provinz, welches unserm Ritter seinen Namen gab. Pierre du Terrail Bayards Großvater wurde 1465 in der Schlacht von Moutlehery getödtet. Aimoin, dessen Sohn, hatte sich mit Helena Aleman, Heinrichs des Herrn von Laval Tochter, verehlicht, und aus dieser Ehe stammte der Ritter Bayard, dessen Urgroßvater in der Schlacht von Poitiers 1356 zu den Füßen des Königs Johann starb; sein Urgroßvater wurde 1415 in der Schlacht von Azincourt getödtet, und sein Vater wurde in der Schlacht von Guinegaste gefährlich verwundet. Bayard hatte kaum die Kinderjahre hinter sich, als er beim Grafen Philipp von Baugé, Herrn von Bresse 2c., welcher damals Gouverneur der Dauphiné und späterhin Herzog von Savoyen war, als Page in Dienste trat.

Der König Carl VIII., welcher durch Lyon kam, nahm den jungen Bayard 1495 nach Italien mit, zur Eroberung des Königreichs Neapel, allwo er unglaubliche Beweise von Tapferkeit gab. Nach dem Tode des Königs Carl befand sich Bayard, unter der Regierung Ludwigs XII., bei der Eroberung von Mailand, 1499, und 1501 schickte ihn dieser König noch einmal

nach Neapel, wo er auf der Brücke 200 Reiter allein ab hielt. Hierauf ward er gegen die Genueser geschickt, und diente unter den Hülfstruppen, welche der König im Jahre 1507 dem Kaiser Maximilian I. überließ. 1508 wohnte Bayard der Belagerung von Padua bei, leistete der Gräfin von Mirandola und dem Herzoge von Ferrara Beistand, und diente unter dem Herzoge von Nemours bei der Niederlage des venetianischen Generals Andreas Gritti, und bei der Einnahme der Stadt Bresse. Hier war es auch, wo der schwer verwundete Ritter Bayard die von allen Historikern so hoch gerühmte That verrichtete und den Töchtern seines Wirths 2000 Pistolen zurückgab, welche deren Mutter ihm hatte überreichen lassen, damit er ihr Haus mit der Plünderung verschonen möchte. Bei seiner Zurückkunft nach Frankreich 1514 machte ihn der König zu seinem Generallieutenant im Gouvernement der Dauphiné, nachdem er 1512 der Schlacht von Ravenna beigewohnt hatte, worauf er ein Jahr später gefangen wurde. Franz I., welcher auf Ludwig XII. folgte, im Jahre 1515, sah den Ritter Bayard an seiner Seite kämpfen; es war in der Schlacht von Marignano gegen die Schweizer. Franz wollte auch von Bayards Hand zum Ritter geschlagen werden, und nachdem Bayard seinem Könige den Ritterschlag nach alter Weise gegeben hatte, sagte er zu seinem bloßen Schwerte, welches er in der Hand hatte: »Wie »glücklich bist Du heut, mein Schwert, daß Dir die Ehre wi»derfahren, einen so tugendhaften und mächtigen König zum »Ritter zu schlagen; Du sollst von nun an als eine Reliquie »aufbewahrt, und über alles verehrt werden; nie mehr werde ich »Dich im Felde tragen, es müßte denn gegen die Türken »oder Mauren gehen.« Hierauf sprang Bayard vor Freude und steckte sein Schwert in die Scheide. Im Jahre 1521 war er bei der Belagerung von Pampeluna, und später vertheidigte er Mezières gegen Carl V. Diese Stadt war keine der festesten, der Kaiser griff sie aber doch mit einer Armee von 40,000 Mann zu Fuß, 4000 Mann Kavallerie und 110 Kanonen an. Der König überhäufte den Ritter Bayard mit Ehrenbezeigungen und übergab ihm 100 Mann seiner bewaffneten Ordonanz zum Commando. Bayard hatte zwei Brüder, welche Geistliche waren, Philipp und Jakob du Terrail; der König ernannte den Erstern, welcher Dechant von Grenoble war, zum Bischof von Glandèves, und den Andern zum Abt von St. Josaphat. Philipp starb 1531. Der Ritter Bayard folgte 1523 dem Admiral Bonnivet nach Italien, und wurde beim Rückzuge von Rebec durch einen Flintenschuß im Rücken verwundet, an welcher Wunde er, nach Einigen, im Monat April, nach Anderen am 2. Mai 1524 sterben mußte.

Als er sich verwundet fühlte, rief er aus: »Jesus, ach mein Gott! nun bin ich todt!« Hierauf empfahl er Gott noch seine Seele, küßte das Kreuz seines Schwertes und sagte laut einige Gebete her. Sodann befahl er, man solle ihn an den Stamm eines Baumes legen, mit dem Gesichte nach dem Feinde gekehrt, und seinen Kopf mit einem Stein bedecken. »Ich habe den Feinden nie den Rücken zugewandt, ich will daher am Ende meines Lebens nicht zum ersten Male es thun.« Er bat auch noch den Herrn von Alegro dem Könige zu sagen: »daß er sehr zufrieden sterbe, weil er in seinem Dienste sterben könne, und daß sein größter Kummer nur der sei, daß er mit seinem Leben auch die Kraft verliere, seinem Könige fernere Dienste zu leisten.« Sodann machte er sein militairisches Testament.

Der Connetable Carl von Bourbon, welcher die französische Armee verfolgte, bezeigte ihm auch noch sein Bedauern, ihn in diesem Zustande zu finden. »Ach! Cap. Bayard, sagte er zu ihm, »wie thut es mir leid, Euch in diesem Zustande zu erblicken! Ich habe Euch Euerer Tapferkeit und Tugend wegen »stets lieb gehabt. Ach! wie bedauere ich Euch!« Bayards Antwort war sehr heldenmüthig, indem er sagte: »Gnädiger Herr! »ich danke Euch. Mich, der ich als rechtschaffner Mann sterbe, »braucht Ihr nicht zu bedauern, ich sterbe im Dienste meines »Königs. Ich muß aber Euch bedauern, weil Ihr die Waffen »gegen Euern Fürsten, Euer Vaterland und Euern Eid traget.« Dieser Fürst, weit entfernt hierüber aufgebracht zu werden, suchte sich vielmehr mit seiner Ungnade rc. zu entschuldigen. Bayard ermahnte ihn noch mit sterbender Stimme, sich mit seinem Könige auszusöhnen und seine Parthei zu verlassen. Einen Augenblick nachher kam auch der Marquis von Pesquiara hinzu, und versicherte den sterbenden Ritter seiner Achtung und Liebe. Bayard gab alsbald seinen Geist auf in einem Alter von 48 Jahren. Nie gab es einen Menschen, der so wie Bayard in ungetheilter allgemeiner Achtung stand. Sein König bedauerte ihn sehr, und sprach nie anders als mit dem größten Lobe von ihm. Dem Leichnam des Ritters wurden die größtmöglichsten Ehrenbezeigungen erwiesen, die man nur dem größten Fürsten erweisen konnte. Er wurde nach der Dauphiné gebracht und bei Grenoble begraben. Der letzte Abkömmling der Familie Bayard fiel bei der Belagerung von Gravelines 1644.

August Friedrich Ferdinand von Kotzebue, russischer Staatsrath und Schauspieldichter,

geboren am 3. Mai 1761, erdolcht am 23. März 1819.

August Friedrich Ferdinand von Kotzebue, geb. am 3. Mai 1761 zu Weimar, wo sein Vater, den er in der frühesten Kindheit schon verlor, (bürgerlicher) herzoglicher Legationsrath war, und seine Mutter in einem hohen Alter vor Kurzem starb. Durch Lebhaftigkeit und Gefühl zeichnete er sich schon als Kind aus, und noch nicht 6 Jahre alt, wagte er die ersten poetischen Versuche. Seine Neigung zur Schauspielkunst wurde früh durch die damalige, sehr gute Schauspieler-Gesellschaft in Weimar, bei welcher sich die Familien Seiler, Brandes, Böckh und Eckhof befanden, geweckt. Kotzebue besuchte um diese Zeit das Gymnasium, wo Musäus, nachmals sein Oheim, durch Unterricht und Beispiel vorzüglich auf ihn wirkte. Er war noch nicht völlig 16 Jahr alt, als er auf die Universität nach Jena ging, wo sein Hang für die Schauspielkunst bei einem Liebhabertheater neue Nahrung fand. Aus Liebe zu seiner Schwester, die sich nach Duisburg verheirathete, ging er eine Zeit lang auf diese Universität, von wo er 1779 nach Jena zurückkehrte und sich den Rechtswissenschaften widmete, ohne darum aufzuhören, für das Theater zu leben und Mancherlei zu dichten. Ein kleines Lustspiel: »die Weiber nach der Mode«, hatte einige wirklich komische Züge. Bald hierauf wurde er examinirt und Advokat. Jetzt genoß er ganz die Freundschaft des redlichen Musäus, und versuchte, was er bereits mit Wieland, Göthe, Hermes und Brandes gethan, auch Musäus nachzuahmen, wovon sein Ich, eine Geschichte in Fragmenten, den Beweis liefert. Zu Leipzig ließ er ein Bändchen Erzählungen drucken, ging 1781 auf Veranlassung des preußischen Gesandten am russischen Hofe, Grafen Görz, nach Petersburg, ward, durch denselben empfohlen, Sekretair bei dem Generalgouverneur von Bawr, und da dieser die Direktion des deutschen Theaters erhielt, so kam Kotzebue wieder in sein Element. Nach 2 Jahren aber starb Bawr. Da er Kotzebuen dem Schutze der Kaiserin empfohlen hatte, so wurde dieser zum Titularrath ernannt, und 1783 als Assessor des Ober-Appellationstribunals in Reval angestellt. 1785 ward er Präsident des Gouvernements-Magistrats der Provinz Ehstland, und als solcher in den Adelstand erhoben, einen Stand, den er wahrscheinlich durch sein Werk: »über den Adel« versöhnen wollte, nachdem er ihn als Dichter so oft Preis gegeben hatte. Zu Reval war es, wo es seinem Talente gelang, eine Reihe von

Werken zu liefern, welche ihn zum Liebling des Publikums machten. Seine Leiden der Ortenbergischen Familie (1785) und seine kleinen gesammelten Schriften (1787) beurkundeten zuerst seine gefällige und mannichfaltige Darstellungsgabe auf eine glänzende Weise; vorzüglich waren es aber doch seine beiden Schauspiele: »Menschenhaß und Reue« und »die Indianer in England«, welche dem Dichter in ganz Deutschland den größten Beifall erwarben. Seine erschütterte Gesundheit nöthigte ihn 1790 zu einer Reise nach Pyrmont, wo er durch seinen berüchtigten »Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn«, den er sogar unter Knigge's Namen erscheinen ließ, einen großen Theil der öffentlichen Achtung verscherzte. Nach dem Tode seiner Gattin ging er nach Paris, und dann eine Zeit lang nach Mainz. Er nahm hierauf seine Entlassung und zog sich 1795 auf das Land zurück, wo er sich 8 Meilen von Narva, in Esthland, den kleinen Landsitz Friedenthal erbaute. »Die jüngsten Kinder meiner Laune« und über 20 Schauspiele gehören in diesen Zeitraum. Darauf ward er 1798 als Hoftheaterdichter an Alxingers Stelle nach Wien berufen. Hier erschien ein ziemlicher Theil seiner neuen Schauspiele. Da mancherlei Unannehmlichkeiten ihm seine Stelle in Wien verleideten, nahm er nach 2 Jahren seine Entlassung, erhielt 1000 Gulden jährliche Pension und lebte jetzt wieder in Weimar; entschloß sich aber, nach Rußland zurückzukehren, wo seine Söhne im Cadettenhause zu St. Petersburg erzogen wurden. Der russische Gesandte in Berlin, Baron von Krüdener, gab ihm den nöthigen Eingangspaß; allein an der russischen Grenze ward er (im April 1800) verhaftet, und, ohne zu wissen warum, nach Sibirien gebracht. Ein günstiger Zufall rettete ihn. Ein junger Russe, Namens Krasnopulski, hatte Kotzebue's kleines Drama: »der Leibkutscher Peters III.«, eine indirecte Lobrede auf Paul I., ins Russische übersetzt. Diese Uebersetzung wurde dem Kaiser Paul in der Handschrift vorgelegt, welchen das Stück dergestalt entzückte, daß er sogleich den Verfasser aus seiner Verbannung zurückholen ließ und ihm seine vollkommene Gnade zuwendete. Unter andern beschenkte er ihn mit dem schönen Krongute in Wocroküll in Liefland, übertrug ihm die Direktion des deutschen Theaters und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Herr von Kotzebue hat jenes Exil selbst romanhaft genug beschrieben. (S. von ihm: »Das merkwürdigste Jahr meines Lebens«, welches 1802 in Berlin bei de la Garde in 2 Bänden von Kotzebue selbst ins Französische übersetzt, erschien. Er gerieth darüber in Streit mit H. Masson, dem Verfasser der Mém. secrets sur la Russie.) Nach dem Tode Pauls I. bat Kotzebue um Entlassung, und erhielt dieselbe mit dem Titel eines Collegienraths. Er wendete

sich wiederum nach Weimar, wo er kurze Zeit lebte; dann aber zog er nach Jena. Mancherlei Irrungen, in welche er mit Göthe gerieth, machten ihn jedoch bald so verdrießlich, daß er 1802 nach Berlin ging, wo er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen ward, und im Verein mit Garlieb Merkel den Freimüthigen herausgab. Beide machten nun Parthei gegen Göthe und dessen Anhänger, namentlich A. W. und Fr. Schlegel, und da Spazier, als dermaliger Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt, Parthei für diese genommen hatte, so gab es einen hartnäckigen Zeitungskrieg. Eine Folge jener Irrungen zwischen Kotzebue und Göthe war die Verlegung der Jenaischen Literaturzeitung nach Halle und die Begründung einer neuen Literaturzeitung in Jena. Außer mehrern größern dramatischen Werken, die er in dieser Zeit lieferte, fing er jetzt auch den »Almanach dramatischer Spiele« an, den er bis an seinen Tod fortgesetzt hat. Seine »Erinnerungen aus Paris« so wie aus Rom und Neapel (wohin er in den Jahren 1803 und 1804 gereist war), enthalten viel Gutes und Angenehmes, indessen auch viel Flüchtiges und manches Falsche. Hierauf begab er sich, um die Geschichte Preußens zu schreiben, 1806 nach Königsberg, wo ihm der Gebrauch des Archivs verstattet war. Sein Werk: »Preußens ältere Geschichte (4 Thle. Riga 1809)« ist zwar kein historisches Kunstwerk, verdient aber besonders wegen der darin abgedruckten Urkunden ausgezeichnet zu werden. Das für die preußische Monarchie so unglückliche Jahr 1806 vertrieb ihn aus Preußen; er flüchtete nach Rußland, wo er seit 1807 auf seinem Gute Schwarze in Esthland lebte, und seitdem nie aufhörte, die Franzosen und ihren Kaiser mit allen Waffen, die dem witzigen Schriftsteller zu Gebote standen (z. B. in der Zeitschrift: die Biene), zu bekämpfen. Da nun unter solchen Umständen seine politischen Aeußerungen die Aufmerksamkeit in einem höhern Grade erregt hatten, so schien er bei der großen Wendung der politischen Angelegenheiten Europa's im Jahre 1813 ganz der Mann, um die, den Franzosen so ungünstige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem russischen Hauptquartiere und gab in Berlin ein russisch-deutsches Volksblatt heraus. 1814 ging er als russischer General-Consul in die preußischen Staaten, nach Königsberg, wo er, nebst mehrern politischen Flugschriften, größern und kleinern Lustspielen, auch eine zwar einseitige Geschichte des deutschen Reichs geschrieben hat. 1816 wurde er als Staatsrath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in St. Petersburg angestellt und erhielt 1817 mit einem Jahrgehalte von 15,000 Rubeln den Auftrag, sich nach Deutschland zu begeben, um über den Zustand der Literatur und der öffent-

lichen Meinung Berichte an den Kaiser Alexander unmittelbar einzusenden. Er that dies in Weimar, später in Manheim, und schrieb zugleich ein literarisches Wochenblatt, in welchem er sich zum Richter über alle Schriften aus allen Fächern, die ihm nennenswerth schienen, aufwarf, zugleich aber über Politik und Zeitgeist etwas zu einseitig absprach. Ihm waren Deutschland und die neue Zeit fremd geworden. Indeß fand sein Spott über liberale Ideen und das Verlangen der Völker (die er sämmtlich für unmündig erklärte) nach ständischen Verfassungen, Preßfreiheit u. s. w. im Namen des gesunden Menschenverstandes, für dessen Repräsentanten er sich ansah, bei einer gewissen Klasse von Lesern vielen Beifall. Sie reizte aber auch gegen ihn den Unwillen Mancher, und man glaubte in dem, durch den Volksfreund, von Ludwig Wieland bekannt gewordenen französischen Büllectin, das Kotzebue an den Kaiser Alexander über die politische Literatur der Deutschen eingesandt, eine leichtsinnige, in diesem Falle strafbare Flüchtigkeit zu bemerken, mit der er Stellen aus Schriften ausgehoben und französisch übersetzt hatte, ohne den Sinn der Verfasser, deren politische Ansichten er verketzerte, einmal zu treffen. — Beinahe möchte man ihn in mancher Hinsicht den deutschen Voltaire nennen, denn Beide haben sich in denselben Fächern als Dichter, als Philosophen, als Historiker, als Kritiker versucht; Beide haben verwandte Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, verwandte Sensibilität und Wärme, sich ähnelnden Geist, Witz und Ton, sich gleichende Leichtfertigkeit und Ungenirtheit, so wie denselben Mangel an Tiefe und Vollendung in der Anlage und Ausführung mit einander gemein. Beide haben als Schriftsteller einen glänzenden Beifall erlangt, nur an Correktheit, Eleganz und Universalität wird Kotzebue von Voltaire übertroffen. Voltaire's Schriften werden fortdauern, so lange es eine französische Sprache giebt. Voltaire war dabei bis zu seinem letzten Athemzuge der eifrigste Verfechter aller liberalen Ideen. Kotzebue dagegen kennt kein Heil für die Völker, als in der Benutzung der Gnade der Fürsten, und der Zustand Europens vor der französischen Revolution ist ihm der Typus des höchsten Völkerglücks. Dadurch reizte er einen schwärmerischen Jüngling, Sand, bis zum Fanatismus; er fiel unter den Dolchstichen desselben in Manheim den 23. März 1819. Er war dreimal verheirathet und hinterließ eine 82jährige Mutter und 13 Kinder. S. »das Leben A. v. K. nach seinen Schriften und authentischen Mittheilungen. Leipzig. Brockhaus 1819.« — Einer der Söhne Aug. v. K., Otto, in der russischen Marine angestellt, trat im August 1814 auf Kosten des Grafen Romanzow eine Reise um die Welt an. Er kam von dieser Reise 1818 glücklich zurück, und sein Bericht über dieselbe ist

im Jahre **1821** in Weimar bei Hoffmann im Druck erschienen.

Kurze Beschreibung der Insel Elba. Napoleons Ankunft zu Porto-Ferrajo,

am 4. Mai 1814, und fernerer Aufenthalt daselbst.

Elba ist eine Insel des Großherzogthums Toscana an dessen Küste im Mittelländischen Meere von $7\frac{1}{4}$ Quadratmeilen und **15500** Einwohnern, die äußerst reiche Bergwerke besitzt, besonders in Eisen, und aus jedem Zentner Erz wenigstens die Hälfte reines Eisen bezieht. An Salz werden **500,000** bis **600,000** Säcke gewonnen. Der Fischfang ist eben so bedeutend; die Berge liefern Korkholz, Wein und Feigen zur Ausfuhr, könnten aber bei besserer Terrassirung und Vertheilung des Grundeigenthums weit mehr liefern. Auch Bleigruben von reichem Ertrage besitzt diese Insel. Nach Italiens Sitte leben auch hier die reichen Grundherren nicht auf ihren Gütern, sondern in oft entfernten Städten; daher werden die Reichthümer außerhalb verzehrt und kommen den armen Bewohnern nicht zu Gute. Der Himmelsstrich ist übrigens sehr mild, der Boden gebirgig und an Südfrüchten und Wein fruchtbar.

Historisch merkwürdig ist diese Insel durch den Aufenthalt des französischen Kaisers Napoleon Buonaparte, welcher vom Mai **1814** an bis zum Februar **1815** mit **1200—1800** Mann Garde und einem kleinen Hofe hier lebte. Er hat während dieser Zeit die Festungswerke gegen die afrikanischen Seeräuber verbessert, übrigens aber kein Denkmal einer wohlthätigen Einrichtung hinterlassen.

Napoleon landete hier **1814** den **4.** Mai Nachmittags um **3** Uhr zu Porto-Ferrajo in Begleitung eines englischen und eines östreichischen Kommissärs, des Generals von Koller. Als er den Fuß ans Land setzte, erhielt er aus den Händen des Platzkommandanten, des Generals Duval, die Schlüssel der Stadt, und wurde darauf von dem Unterpräfekten angeredet. Hierauf trat er unter einen Baldachin und begab sich nach der Hauptkirche. Nach dieser Feierlichkeit ging er eilig nach der Mairie hin, wo ihm eine Wohnung eingerichtet war. Ihm folgte eine große Menge Menschen nach, denen man den Eintritt gestattete, und mit denen er sprach. Die Maires lud er ein, Ordnung in ihren Gemeinden zu erhalten, und gab ihnen Auftrag, ihre Untergebenen zu versichern, daß die Freiheit der Meere ihnen Mittel verschaffen werde, ihren Verlust wieder gut zu machen. Die Pfarrer forderte er auf, Eintracht zu predigen, und

den Befehlshabern der verschiedenen Corps empfahl er eine strenge Mannszucht.

Kaum war Napoleon auf der Insel Elba angekommen, so fing er auch schon sein thätiges Leben wieder an. Schon am 5. Mai ging er des Morgens um 5 Uhr zu Fuß aus, um alle öffentliche Anstalten zu besichtigen. Um 9 Uhr kam er wieder zurück. Er befahl viele Veränderungen, welche er auf der Stelle gern ausgeführt gesehn hätte, aber die Insel gewährte nicht Hülfsmittel genug, um seine Wünsche sogleich zu befriedigen. Besondere Aufmerksamkeit widmete er den Salzwerken, welche die Ursache der schlechten Luft sind, die man auf dem Lande einathmet; auch verordnete er den Bau eines großen Lazareths. Am 6. besuchte er in Begleitung des Generals Bertrand und mehrerer Anderen die Bergwerke zu Rio; bei dem Bergwerksdirektor Pons frühstückte er. Den 7. bezog er einen Pavillon von einem Stockwerke mit der Aussicht auf das Meer. Vom 7. bis 25. Mai beschäftigte er sich mit der Ausbesserung seiner Wohnung; er führte selbst die Aufsicht bei der Arbeit und befand sich schon des Morgens um 5 Uhr, mit seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, mitten unter den Maurern. — In der Nacht vom 25. zum 26. kamen fünf englische Transportschiffe an, welche seine Garde brachten. Den 1. Juni traf seine Schwester, die Prinzessin Borghese, bei ihm ein, welche aber schon am 2. wieder abreis'te. Den 4. Juni schiffte sich die französische Besatzung ein, welche bisher auf der Insel gelegen hatte. Am 2. August langte Napoleons Mutter an. — In den wenigen Monaten von Napoleons Aufenthalte hatte sich die Stadt Porto-Ferrajo so verändert, daß man sie kaum wieder erkannte. Alle Arten von Handwerkern hatten sich da niedergelassen. Fremde strömten von allen Seiten herbei, entweder aus Neugierde oder Gewinnsucht. Der Preis der Lebensmittel hatte sich verdoppelt, die Hausmiethen waren außerordentlich gestiegen; man erbaute Pavillons, um die Offiziere unterzubringen, erhöhte die Häuser, weil es kein anderes Mittel gab, die Stadt, welche durch das Meer und die Festungswerke begrenzt ist, zu vergrößern. Die Spitalkirche verwandelte Napoleon in ein Schauspielhaus; die Wege wurden ausgebessert und für Wagen fahrbar gemacht. Napoleons Lebensart auf Elba war sehr einförmig. Der Mann, welcher einige Monate früher noch Herr einer Welt war, fügte sich in das Geschick, das so launisch und hart mit ihm spielte. Indessen war er kaum auf dieser Insel angekommen, so ward ihm der Antrag gemacht, sich zum Kaiser des römischen Reichs ernennen zu lassen. Dieses sollte ganz Italien begreifen, und eine geheime Verbindung von Italienern wollte es wieder herstellen. Diese That-

sache ist erst 1825 bekannt worden, doch hat Napoleon nie etwas darüber geäußert. Im November 1814 wurde Jemand aus Frankreich, mit Depeschen versehen, nach der Insel Elba geschickt, und mit diesem Boten hatte der Kaiser ein sehr langes Gespräch, welches dann auch die Veranlassung wurde, warum Napoleon wieder in Frankreich erschien. Erst im Jan. 1815 entschloß sich Napoleon, nach Frankreich zurückzukehren. Während seines Aufenthalts auf Elba machte er viele Verbesserungen auf dieser Insel: er ließ Bäume anpflanzen, um den Einwohnern einst das Holz zu verschaffen, das ihnen fehlte; öde Gegenden wurden angebaut, Wege nach allen Richtungen angelegt, Handelsverbindungen aller Art gesichert und alle Arbeiten aufgemuntert, soviel dieß die geringen Einkünfte des Inselbeherrschers, die noch dazu nicht immer richtig eingingen, gestatteten. In Porto-Ferrajo ließ er einige Brunnen anlegen, wo das zu häuslichen Bedürfnissen oft fehlende Wasser aus einer von der Stadt ziemlich entfernten Quelle hingeleitet wurde. Er ließ den Hafen ausbessern, und bald fanden sich die toscanischen, genuesischen, neapolitanischen, corsikanischen und algierischen Schiffe wieder ein. Die Garde nahm an den meisten dieser Arbeiten Antheil; sie erhielt täglich Verstärkung, indem die Ergebenheit gegen den Kaiser ihm stets neue Krieger zuführte.

Endlich, um 6 Uhr Abends des 26. Februar 1815, bis zu welcher Stunde Napoleon seinen Plan, nach Frankreich zurückzukehren, geheim gehalten hatte, begab man sich unter Segel und verließ plötzlich die Insel, und erst nach einer einstündigen Fahrt sagte er zu seinen Soldaten: »Grenadiere! wir gehen nach Frankreich; wir reisen nach Paris.« Sogleich ertönte ein Freudengeschrei in den Lüften: »Es lebe Frankreich! es lebe Napoleon!«

Napoleons Todestag auf St. Helena,
am 5. Mai 1821.

In der Nacht vom 3. zum 4. Mai 1821 war auf St. Helena ein entsetzliches Wetter; es fiel ununterbrochen der Regen herab, und ein gewaltiger Sturm bedrohte die Insel; es beugte der heftige Wind die Aeste der Bäume zur Erde, und auch Napoleons Botanybaiweide, unter welcher der Kaiser gewöhnlich frische Luft zu schöpfen pflegte, unterlag dem Orkane; Bäume wurden entwurzelt und vom Winde weggeführt, nichts von allem, was zum Pflanzenreiche gehörte, leistete Widerstand, nur ein einziger Gummibaum hielt sich lange gegen die furchtbarste Gewalt, aber auch dieser herkulische Baum sollte fallen:

ein brausender Wirbelwind packte seine Zweige, drückte die Aeste zu Boden, riß sie vom Stamme los und warf diesen zur Erde. Nichts von allem dem, was Napoleon liebte, sollte ihn überleben, und die ganze Natur trauerte nach seinem Tode. Während dieses fürchterlichen Orkans sah der Sterbende starr vor sich hin und schien jeder Empfindung beraubt. Gegen Abend, den 4., nahm das Fieber immer mehr zu, und die Nacht war sehr unruhig. Es schlug den 5. Mai des Morgens halb 6 Uhr, und immer redete der sterbende Kaiser noch irre. Er sprach nur mit Mühe und ließ nur abgebrochene Wörter vernehmen, als: tête (Spitze), Armée (Heer) ꝛc. Dieß waren die letzten Worte Napoleons des Großen. Nunmehr verlor er die Sprache, sein Körper ward kalt, eiskalt, und man glaubte, er wäre schon todt; aber nach und nach bewegte der Puls sich wieder, tiefe Seufzer ließen sich hören, und der Kampf zwischen Leben und Tod dauerte noch fort bis Abend um 6 Uhr. Jetzt endigte des größten Mannes qualvolles Leben. Napoleons gewaltiger Geist hatte die physische Hülle verlassen und war der Erde entflohen. — Napoleon ist todt, doch seine Thaten werden Jahrhunderte hindurch in unvergänglichem Ruhme fortleben. — Es trauerte tief seine Umgebung, in Thränen schwamm St. Helena, Frankreich schluchzte im Stillen, die Gemahlin bejammerte ihren Gatten, der Sohn beklagte den Vater, England drückte das schwere Gewissen, und Europa segnet noch heute Napoleons Grab.

Der siebenjährige Krieg.

Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757.

In Regensburg auf dem Reichstage 1757 wurde gegen Friedrich II. der Reichskrieg erklärt. Die Zurüstungen der verbundenen Mächte zum künftigen Feldzuge waren außerordentlich. Franzosen und Schweden, Deutsche aus allen Provinzen Germaniens, Ungarn, Siebenbürgen, Mailänder, Wallonen, Kroaten, Russen, Kosacken und Kalmücken setzten sich in Bewegung. Der König von Preußen, dem nichts anderes übrig blieb, als zu den Waffen zu greifen und dem Feinde soviel wie möglich zuvorzukommen, rückte daher in vier Kolonnen in Sachsen und Böhmen ein und marschirte über den hohen Berg Pascapole, ohne Widerstand zu finden, auf Prag los.

Das östreichische Heer lagerte in der Nacht vom 5. zum 6. zwischen Wolschau, hinter dem Ziskaberge, Malleschitz und Keyge, und die Vorposten hatten mit 800 deutschen Pfer-

den General Haddik und Oberst Lobkowitz auf den Höhen bei Prosick und diesseit Gbel besetzt.

Um 1 Uhr Nachts war der Feldmarschall Schwerin aus seinem Lager bei Brandeis in drei Kolonnen rechts abmarschirt. Um 2 Uhr brach der General-Lieutenant Winterfeld von Mieschitz auf, und Friedrich der Große verließ später das Lager bei Cziritz und marschirte in 2 Kolonnen links ab. Um 6 Uhr trafen alle preußischen Truppen bei Prosick, einem von Kroaten besetzten Dorfe, ein. Diese zogen sich nach einigen Schüssen zurück, wodurch die Oestreicher, keines nahen Kampfs gewärtig, sich der Ruhe überlassend, plötzlich aufgeweckt wurden. Die östreichische Armee erhielt nun Befehl, sich fertig zu halten. Als man hierauf die preußische Armee bei Prosick in Bewegung sah, wurden die Zelte abgebrochen und die Stellungen bezogen, an und hinter dem Ziskaberge, sowie auf dem Bergrücken; tiefe Schluchten unterbrachen hier die östreichische Schlachtordnung; weiter erstreckte sich diese nach Malleschitz und Keyge, dicht hinter der Collinerstraße, auch über die Höhen hin, die sich gegen den von Sterboholi kommenden Grund verflachen. Dies war das erste Treffen; das zweite stand auf dem andern, mit dem ersten parallelen, Höhenzuge. Prinz Carl von Lothringen befand sich auf dem linken und Feldmarschall Browne auf dem rechten Flügel.

Der König von Preußen betrachtete von einem Berge bei Prosick die feindliche Stellung, und fand, daß der Feind auf seinem linken Flügel unangreifbar war; Schwerin nahm den rechten auf einigen Höhen stehenden Flügel in Augenschein, und da er fand, daß dieser umgangen werden könne, beschloß er sogleich den Angriff. Dies erforderte einen Linksabmarsch der Armee, welche nun ihre Richtung nach Potschernitz nahm und ihre 6 Kolonnen in 3 formirte. Als sich schon die Têten dieser Kolonnen Unterpotschernitz näherten, wurden die Oestreicher diese Bewegung erst gewahr. Nun nahmen Browne und der Prinz Carl ihre Gegenstellung nach Hostiwartz hin, in die Höhe des Teiches von Untermicholop, zu beiden Seiten der Landstraße, und der vortheilhaft gelegene Hügel Homoly wurde mit schwerem Geschütz besetzt. Es war 10 Uhr, als die neue Stellung eingenommen war, und das Gefecht begann.

Unterdessen waren die preußischen Kolonnen in ihrem Marsche weiter vorgerückt, und Schwerin befahl der Kavallerie und 22 Bataillons, indem er sich des Ausdrucks frische Eier, gute Eier bediente, den Angriff zu machen. Prinz Schönaich machte den Anfang und warf sogleich das erste Treffen der feindlichen Kavallerie, wurde aber vom zweiten kräftig empfangen und mußte seinerseits weichen. Der Prinz attakirte von

neuem, sein Angriff mißlang aber, weil die Preußen überflügelt wurden. Diesen Schlag rächte die preußische Reserve, unter General Zieten, auf der rechten Flanke der Feinde, welche völlig geworfen wurden und in der größten Unordnung vom Schlachtfelde flohen. Dagegen litt der linke Flügel der Preußen, unter Schwerin und Winterfeld, nicht wenig von dem feindlichen Kartätschen- und Gewehrfeuer, so wie durch einen Bajonetangriff des vorrückenden östreichischen Grenadier-Corps, wodurch die Preußen zurückgeworfen und bis in ihre Aufstellung getrieben wurden. Feldmarschall Browne aber, welcher die Grenadiere zur Attake führen wollte, wurde das Opfer dieses siegreichen Kampfes, denn ehe er noch seinen Vorsatz ausführen konnte, zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel das rechte Bein. Schwerin that seinerseits alles, um seine Leute zu ordnen; er ergriff selbst eine Fahne seines Regiments, um dasselbe wieder gegen den Feind zu führen, wurde aber bei dem ersten Schritte vorwärts durch 5 Kartätschenkugeln getroffen und blieb auf der Stelle. Dies vermehrte die Unordnung, um so mehr, da fast alle preußischen Generale und Stabsoffiziere, die hier kommandirten, todt oder verwundet waren. Dem Feinde fielen bei dieser Gelegenheit mehrere Fahnen und 12 Feldgeschütze in die Hände; von letztern konnte er jedoch nur 5 fortbringen. Unterdessen waren 12 Bataillons des zweiten preußischen Treffens aufmarschirt, und auf der Höhe von Unter-Potschernitz sechszehn schwere Geschütze und Haubitzen aufgefahren. Durch das Feuer derselben und das Vorrücken des zweiten Treffens wurden nun die östreichischen Grenadiere zum Rückzuge gezwungen, und der linke Flügel, den der König kommandirte, verfolgte die fliehenden Feinde. Zu derselben Zeit warf auch der Herzog von Bevern nach einem heftigen Kampfe die Feinde und eroberte eine Batterie, welche ihm jedoch während seiner Entfernung vom rechten Flügel von den Oestreichern wieder genommen worden war. In derselben Zeit, als Bevern jenseit Hostawitz seinen ersten Angriff machte, ging auch der rechte preußische Flügel vor, und der Herzog von Braunschweig erstürmte die Schanze auf der dominirenden Höhe von Hlowpetir und trieb die Besazzung den langen Bergrücken hinab. Zugleich und mit dem Sturme gegen die Schanze war Prinz Heinrich in 3 Kolonnen vorgerückt und hatte es mit den östreichischen Divisionen Durlach, Aremberg, Wied und einer zahlreichen Artillerie zu thun. Angriff und Vertheidigung waren gleich hartnäckig; die Preußen erlitten einen ungeheuern Verlust, gelangten indessen doch nach immer neuen Angriffen dahin, den Feind in die Flucht zu schlagen. Er ward verfolgt und die Oestreicher vom Taborberge hinabgeworfen, wobei der Generalmajor Peroni blieb

und der Feldmarschall=Lieutenant Clerici schwer verwundet wurde. Die Batterie von Malleschitz fiel abermals in die Hände der Preußen, und die Oestreicher wurden sämmtlich zurückgetrieben; sie ergriffen die Flucht nach Prag und wurden von den Preußen verfolgt. Endlich machten noch 17 Bataillons, 17 Grenadierkompagnien und 20 Escadrons vom ersten Treffen des linken östreichischen Flügels, vom Ziskaberge herabkommend, Front gegen die Preußen. Die östreichischen Kürassiere griffen an, verloren aber 400 Mann, 17 Offiziere und 300 Pferde. Hierauf geschah der letzte Angriff vom Kürassierregimente von Schönaich, welches in vollem Trabe durch Malleschitz herankam, im Galopp Escadron auf Escadron sich im Angesichte der preußischen Infanterie formirte und lebhaft focht. Allein das Unglück wollte, daß dieses Corps im Rücken von seiner eigenen Infanterie Feuer bekam und dadurch in Unordnung gerieth. — Der rechte Flügel der Preußen hatte unterdessen noch ein blutiges Gefecht ausgehalten und den Feind überwunden. Flucht und Verwirrung wurden nun allgemein bei der östreichischen Armee, und die Thore von Prag waren kaum groß genug, um die Zahl der Flüchtigen alle durchzulassen. Die Preußen verfolgten die Feinde nicht weiter; theils wurden sie durch Ermüdung, theils durch die Gärten und Weinberge, theils durch das Plündern des östreichischen Lagers davon abgehalten. Die Zietenschen Husaren waren so berauscht, daß der General selbst zum Könige sagte, er wisse in seinem Corps nicht 100 Nüchterne zu finden.

Um 3 Uhr war die blutige Schlacht zu Ende. Sie kostete beiden Heeren sehr viel Menschen: die Preußen verloren 12,509 Mann, worunter 340 Offiziere waren. Außer Schwerin blieb noch der General Amstel auf der Stelle, und die Generale Hautcharmoi, Blankensee und Schöning starben an ihren Wunden; außerdem waren noch verwundet die Generale Fouqué, Winterfeld, Ingersleben, Plettenberg, Saldern und Karsel. 5 Fahnen, 1 Standarte und 5 Kanonen gingen verloren, und der König Friedrich sagte einst: »An diesem Tage fielen die Säulen der preußischen Infanterie.«

Die Oestreicher hatten 12,912 Mann und 412 Offiziere an Todten, 5000 an Gefangenen, 33 Geschütze, 71 Standarten, 40 Pontons, die Kriegskasse und viel Bagage eingebüßt. Unter den Todten war der General Peroni; der Feldmarschall Browne starb am 25. Juni an seiner Wunde; außerdem war der Feldmarschall=Lieutenant Clerici schwer verwundet.

Innocenz XIII.,

geboren am 15. Mai 1655, zum Papst erwählt am 8. Mai 1721 und gestorben am 7. Mai (nach Andern am 7. März) 1724.

Innocenz XIII., ein edler Römer, stammte aus der alten berühmten Familie der Conti ab, deren Chef erblicher Großmeister des apostolischen Palastes war, und hieß vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl Michael Angelo; er war am 15. Mai 1655 zu Rom geboren. Sein Vater war Carl II. Conti, Herzog von Conti und Guadagnuolo, und Isabella, Herzogin von Muti, seine Mutter. Er ward von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt. Die Lebhaftigkeit seines Geistes, verbunden mit einer vortrefflichen Erziehung, ließ in seiner Jugend schon hoffen, daß er sich einst eben so gewandt in der Politik, als gelehrt in den Wissenschaften zeigen würde. Diese Hoffnung ward nicht getäuscht, denn M. Angelo Conti stieg von Stufe zu Stufe, bis er endlich mit der dreifachen Krone beehrt wurde. Er war anfänglich Kammerprälat Alexanders VIII., welcher ihn späterhin, nebst Hocco und Beretto, mit dem Titel eines Internuncius als Gesandten an den Dogen Morosini von Venedig abschickte. Nachher ward ihm die Regierung von Ascoli, Viterbo und mehrerer anderen Städte des Kirchenstaats übergeben. Innocenz XII. ernannte ihn zum Titular-Erzbischof von Tarsus und sandte ihn als apostolischen Nuncius nach der Schweiz und von da nach Portugal, wo er 6 Jahre verblieb. Clemens XI. verlieh ihm den Cardinalshut bei folgender Gelegenheit. Clemens hatte sich nämlich im Jahre 1706 vorgenommen, 19 Cardinäle zu kreiren. Unter diesen 19 war unter anderen Gabriel Philipucci aus einer bürgerlichen Familie von Macerata und Dr. der Rechte, ein seiner Tugend, seiner Gelehrsamkeit und Erfahrung wegen sehr geachteter Mann, welchen auch Innocenz XII. sehr zu schätzen wußte. Philipucci wollte die neue Würde, welche ihm Clemens XI. antrug, nicht annehmen, so daß bei der darauf folgenden Papstwahl der Papst dieselbe dem Michael Angelo Conti anbot, welcher denn auch weniger Schwierigkeiten machte, sich auf den heiligen Stuhl zu setzen. Um ein seiner neuen Würde angemessenes Leben zu führen, wurden ihm von nun an die Bisthümer Osimo und Viterbo, das erstere 1709, das letztere 1712, übertragen. Während seines Cardinalats war er Protector der portugiesischen Krone. In den Angelegenheiten des Kaisers hinsichtlich der spanischen Succession zeigte er sich sehr geneigt für den Kaiser, weil Portugal mit dem Wiener Hofe in Verbindung stand. Den 8. Mai 1721 wurde Innocenz von

55 im Conclave versammelten Cardinälen einstimmig zum Papst erwählt; er war damals 66 Jahr alt und verdankte seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl größtentheils der kaiserlichen Parthei.

Er nahm jetzt den Namen Innocenz XIII. an und begann seine Regierung mit Indulgenzien, Verminderung verschiedener Abgaben, und der Freilassung vieler päpstlicher Galeerengefangenen. Er erhob auch den Neffen seines Vorgängers zum Prinzen del Soglio und ernannte seinen Bruder Bernardo Maria Conti zum Cardinal; auch seine übrigen Brüder und Verwandten wurden begünstigt, denn Viele von ihnen erhielten geistliche und weltliche Aemter. Er suchte während seiner kurzen Regierung manche Streitigkeiten zwischen dem heiligen Stuhle und verschiedenen katholischen Fürsten zu beseitigen; Hauptveränderungen nahm er jedoch keine vor, und er mußte dulden, daß Commachio in des Kaisers Händen blieb. Er konnte auch nicht verhindern, daß der Infant Don Carlos von Spanien aus den Händen des Kaisers die Investitur der Herzogthümer Parma und Piacenza erhielt, und daß diese Länder folglich als kaiserliche Lehen betrachtet wurden; obgleich er seinerseits den Kaiser mit der Investitur von Neapel belieh und demselben hinsichtlich der Pfründen mehrere Privilegien in diesem Königreiche gestattete. Nur die Sache der französischen Constitution hatte während seines Pontificats für den päpstlichen Hof eine bessere Richtung genommen. Hinsichtlich der chinesischen Mission mußte er alles beim Alten bewenden lassen und die Bullen seines Vorgängers bestätigen. Dagegen erhielt er aber auch vom chinesischen Kaiser ein beträchtliches Geschenk, eine mit elf Perlen von sehr großem Werthe verzierte Tabaksdose nebst einem weißen Papagei mit rother Brust. Der apostolische Visitator Mezzabarba überbrachte Sr. Heiligkeit diese Geschenke. Der Cardinal Alberoni versprach sich mit Recht sehr viel von Innocenz XIII. Pontifikate; denn dieser Papst erklärte alle und jede Anklagen gegen denselben für null und nichtig, und beendete auf diese Weise einen langen Prozeß. Am 12. Januar 1724 erhielt Alberoni von Innocenz XIII. den Cardinalshut. Allein Se. Heiligkeit genoß nicht lange die Ehre, auf dem Throne der Nachfolger Petri zu sitzen; denn außer seinen Steinschmerzen, woran er schon seit längerer Zeit litt, ward sein ohnehin schwächlicher Körper noch von einem heftigen Fieber befallen, welches ihn bald dahinraffte. Während seiner Kränklichkeit ward er noch gebeten, vier ledige Stellen im heiligen Collegio zu besetzen, allein Innocenz gab zur Antwort, er gehöre dieser Welt nicht mehr an. Indessen erlangte man doch noch von ihm die Dispensation für die Prinzessin von Turenne, in Folge welcher dieselbe ihres erst n

Ge=

Gemahls Bruder, den Herzog von Bouillon, heirathen konnte. Innocenz XIII. starb 6 Stunden nach Unterzeichnung dieser Bulle, nach Einigen am 7. März 1724, nach Anderen am 7. Mai desselben Jahres im 69sten Lebensjahre, nachdem er noch nicht volle 3 Jahre auf dem heiligen Stuhle gesessen hatte. Nach zehnwöchentlichem Conclave ward Benedict XIII. zu seinem Nachfolger erwählt.

Michael Angelo Conti bekleidete die Würde eines Cardinal-Bischofs, als er am 8. Mai 1721 unter dem Namen Innocenz XIII. zum 246sten Papste erwählt wurde. Als man ihn zum Papst erwählen wollte, versprach er, all dem Uebel abzuhelfen, welches die Bullen Clemens XI. verursacht hatten, sowie auch die Quelle der Zänkereien zu verstopfen, welche zwischen den Molinisten und Jansenisten von Tage zu Tage heftiger wurden; als er aber auf dem heiligen Stuhle saß, vergaß er sein Versprechen und ließ alles beim Alten. Er verdient deshalb um so mehr Tadel, als er die Bosheit der Jesuiten von Grund aus kannte; denn er wußte, daß die abgöttischen chinesischen Kirchengebräuche, welche von seinem Vorgänger 1715 verdammt worden waren, geduldet und von den jesuitischen Missionären sogar gebilligt wurden. Diese Toleranz der Jesuitenmissionäre in China war selbst dem Jesuitengenerale und seinen Gehülfen bekannt und wurde von ihnen autorisirt, blos, weil sie die unermeßlichen Reichthümer, welche ihnen aus jenem Lande zuflossen, nicht einbüßen wollten. Innocenz war von allem dem so gut unterrichtet, daß er die Jesuiten vernichten wollte. Er hatte auch bereits damit einen Anfang gemacht, daß er ihnen verbot, Novizen aufzunehmen; allein er starb über seinem großen Plane, wahrscheinlich von den Jesuiten vergiftet.

Carl II., König von England,

als König proklamirt am 8. Mai 1660, gestorben am 6. Februar 1685.

Carl II., der älteste Sohn Carls I., folgte seinem Vater als König auf dem englischen Throne. Er fing seine Regierung mit einem zwölfjährigen Exil an, während welcher Zeit das Königreich England in eine Republik verwandelt ward, die jedoch verschiedene Male ihre Regierungsform veränderte, weil sie kein festes Grundgesetz zum Prinzipe hatte, bis Olivier Cromwell, unter dem Titel eines Protektors von England, die Zügel der Regierung ergriff.

Es ist nicht zu läugnen, daß Cromwell ein Mann von großen Geistesfähigkeiten war, obgleich er an seinem Fürsten und seinem Vaterlande zum Verräther wurde. Er machte sich

in England und Frankreich gleich furchtbar; er demüthigte Schottland und Irland, vernichtete die holländische Flotte, nahm den Spaniern Dünkirchen weg und ward, mit einem Wort, Europens Schrecken. Da aber Carl II. der schottischen Kirche gewisse Concessionen verlieh, so ward er hier aufgenommen und im Jahre 1651 zu Scone gekrönt. Das Jahr darauf kam er mit einer schottischen Armee nach England, um auch hier von dem Königsthrone Besitz zu nehmen, allein sein Plan mißlang. Er unternahm die Belagerung von Worcester, wo seine Armee gänzlich geschlagen wurde. Der König zeigte bei dieser Gelegenheit sehr viel persönliche Tapferkeit; dessenungeachtet mußte er der Stärke des Mächtigern weichen und konnte sich nur mit Mühe retten. Dieses Unglück nöthigte ihn, sich sechs Wochen lang zu verbergen, während welcher Zeit er einige Tage, um nicht entdeckt zu werden, in einem hohlen Baume zubringen mußte. Endlich gelang es ihm, sich nach Frankreich zu flüchten; er wurde aber bald genöthigt, auch von hier sich zurück zu ziehen, um seine Rettung auf spanischem Grund und Boden zu suchen; denn Cromwell hatte mit Frankreich einen Traktat abgeschlossen. Vergebens ergriff die royalistische Parthei mehrmals zu Gunsten Carls die Waffen; Cromwell, welcher allenthalben besoldete Spione hatte, war aber nicht der Mann, der sich überfallen ließ, und bei seiner Tapferkeit war er nicht so leicht zu bezwingen. Allein der unerbittliche Tod, den kein sterblicher Held abzuhalten vermag, rief auch diesen großen Mann am 3. September 1658 von seiner irdischen Laufbahn ab. Sein Tod ließ die Hoffnungen des Königs und seiner Parthei wieder aufleben. Cromwell hinterließ 2 Söhne: Richard, welcher ihm im Protektorate folgte, und Heinrich, welcher Gouverneur von Irland war. Der Erstere wurde durch die unzufriedene Armee bald von seinem Posten verjagt, und das ehemalige Parlament ward unter dem Titel Juncto wieder hergestellt. Aber auch diese Reform war nicht von Dauer; es trat in Kurzem eine neue, aus 23 Personen bestehende Regierung auf, unter dem Titel **Commitee of Safety**. Damals hatte der General Monk ein Armeekorps in Schottland, mit welchem er nach London zurückkam, und sobald sich diese Armee in England zeigte, änderte sich alles zum Besten des exilirten Königs. Er ließ die Juncto versammeln, und endlich ward in einer Sitzung beschlossen, daß man ein neues Parlament zusammenberufen wolle, welches am 20. April seine erste Sitzung halten sollte. Bis dahin ward einem Staatsrathe die Regierung übertragen, und die Juncto ging aus einander. Das neue Parlament rief sogleich den legitimen Thronerben Carl nach England zurück, und 1660 den 8. Mai wurde dieser in London öffentlich als König proklamirt; vierzehn

Tage nachher kam derselbe aus Holland in Dover an, und am 29. desselben Monats, an seinem Geburtstage, hielt Carl seinen feierlichen Einzug in London. Den 23. April 1661 wurde er zu Westminster gekrönt. Im folgenden Jahre vermählte er sich mit Catharina, Infantin von Portugal und Schwester des verstorbenen Königs, deren Unfruchtbarkeit die Familie beinahe um den englischen Thron gebracht hätte, aber ein Jahr vor ihrem Tode hatte die Königin Mutter noch die Freude, ihre Familie festgestellt zu sehen. Des Königs Bruder, der Herzog von Gloucester, starb kurze Zeit nachher. Der Herzog von York hatte während Carls Regierung viel Antheil am Staatsruder genommen, weil er einen mächtigen Einfluß auf den König hatte. Die Truppen wurden größtentheils entlassen, und Monk mit Ehre und Reichthum überhäuft. Carl machte ihn zum Herzog von Albemarle und ließ ihn nach seinem Tode gleich einem Fürsten beerdigen. Mehreren Richtern des Königs Carl wurde der Prozeß gemacht, dieselben gehangen und geviertheilt; allein sie starben, ohne sich schuldig zu bekennen. Während Carls II. Regierung herrschte Ueberfluß und Glück, aber auch Zügellosigkeit. Der König schwelgte in Vergnügungen und überließ sich zu sehr seinen Maitressen. Sein Beispiel ahmte der Hof nach, und bald das ganze Königreich. Indessen benutzte Frankreich das üppige Leben des englischen Hofes, das zugleich sehr nachtheilig auf die Nation wirkte, und wußte den König für sein Interesse zu gewinnen. Frankreich, von diesem Fürsten begünstigt, triumphirte und schrieb allenthalben Gesetze vor. Das englische Parlament beklagte sich darüber und nöthigte den König Carl, mit den Holländern Frieden zu schließen, so daß er in der Folge es nicht mehr wagte, Frankreich öffentlich zu begünstigen. Unter Carls Regierung kaufte Frankreich Dünkirchen um einen sehr wohlfeilen Preis, und Tanger mußte ebenfalls verkauft werden, weil seine Unterhaltung zu viel kostete. So verlor England zwei wichtige Seehäfen. Dünkirchen wurde 1661 verkauft. Man vermuthet, die englischen Minister seien von den Franzosen bestochen gewesen. Monk war am meisten für die Entäußerung dieses Hafens, und Schomberg war der Einzige, welcher anrieth, diesen Hafen zu behalten. Um der Sache eine Wendung zu geben, versprach der König, die für Dünkirchen zu erhaltende Geldsumme im Tower zu London niederzulegen und sie nur bei dringenden und außerordentlichen Bedürfnissen anzugreifen. Sobald aber dieses Geld einging, ward es eine Beute der Kreaturen der königlichen Maitressen. Der König borgte von seinen Unterthanen über eine Million Pfund Sterling ohne Parlamentsakte gegen ungeheure Interessen. Als er aber im Besitze dieser Geldsumme war, dachte er nie weder

an die Zurückgabe des Capitals, noch an Zahlung der Interessen, und so wurden mehrere Familien zu Grunde gerichtet. Nun schienen Pest, Krieg und Feuer sich gegen England verschworen zu haben; denn diese drei Plagen suchten dasselbe auf einmal plötzlich heim. Die Pest nahm ihren Anfang im Jahre 1665 und wüthete zwei Jahre hinter einander auf das schrecklichste in London sowohl, als in den Provinzen. Der Krieg mit Holland brach zu gleicher Zeit aus, und die Londoner Feuersbrunst, welche am 2. September 1666 anfing, wüthete 3 Tage lang und verursachte entsetzliches Unglück. 13000 Häuser, ohne die öffentlichen Gebäude, wurden ein Raub der Flammen und gewährten ein höchst schauderhaftes Schauspiel. Ungeachtet aber der Unordnung, die allenthalben herrschte, kam doch Niemand ums Leben. Der König und der Herzog v. York waren den ganzen Tag zu Pferde, um ihre Befehle und Anordnungen zu vertheilen. Der Schaden soll sich auf 9,000,000 Pfund Sterling belaufen haben. In wenig Jahren aber hatte sich England von allem Unglück wieder erholt, und London stieg prachtvoller als je aus seinem Aschenhaufen empor. Unter Carls Regierung fällt ferner noch die Verschwörung der Römischkatholischen, welche dem Könige, dem Staatsrathe und dem Parlamente so unendliche Unruhe verursachte und viele Verschworenen ins Unglück stürzte. Der Herzog von York, der sich durch verschiedene Schritte verdächtig gemacht hatte, und den man für einen eifrigen Anhänger der römisch-kathol.Religion hielt, befand sich damals in großer Verlegenheit. Der König war genöthigt, um denselben in Sicherheit zu bringen, ihn nach Flandern zu schicken, und von da nach Schottland. Er wurde sogar von der einen Kammer des Parlaments von der Thronfolge ausgeschlossen, aber diese Bill wurde in der Pairskammer verworfen. Die katholische Parthei, um sich an denen zu rächen, welche bei der Entdeckung der Verschwörung am thätigsten gewesen waren, schob eine Verschwörung des presbyterianischen Komplots unter. Der Herzog von York kam nun wieder nach England zurück, und sein Ansehen stieg so sehr, daß selbst der König eifersüchtig wurde, und man behauptet sogar, er habe Maßregeln getroffen, um den Herzog zu entfernen, aber eine Krankheit, von der er befallen wurde, hinderte ihn an der Ausführung seiner Absicht. 1685 am 2. Februar hatte der König einen Anfall von einem Schlagflusse, und die Aerzte waren der Meinung, daß, wenn der Schlagfluß wiederkehren würde, er unfehlbar des Todes sei. Hierauf bereitete der Bischof von London den König zum Tode vor, aber dieser blieb still und stumm. Der Erzbischof Sancroft von Canterbury ermahnte ihn hierauf gleichfalls, seine Sünden zu bereuen, weil er nun bald vor einem Richterstuhl erscheinen müsse, wo kein

Ansehen der Person mehr geltend sei. Der König antwortete auch diesem nichts, und eben so wenig dem Bischofe Ken. Hieraus schlossen die Prälaten, der König sterbe in einer andern Religion. Den 5. Februar, Donnerstags, kehrte der gefürchtete Schlagfluß zurück, und die Aerzte erklärten, daß der König binnen 24 Stunden sterben werde. Der Herzog von York ließ sogleich den römischen Priester Huddleston holen, welcher an Carls Flucht nach der Schlacht bei Worcester sehr viel Antheil hatte, und welcher bisher in allen Akten, welche im Parlamente gegen die römisch-kathol. Geistlichkeit vorgenommen wurden, ausgeschlossen war. Der Priester kam in aller Eile, um dem Könige das heilige Abendmahl zu ertheilen. Alle Zuschauer, außer dem Grafen Bath Feversham, mußten das Zimmer verlassen. Nach dieser Ceremonie fand sich der König sehr erleichtert, und man verbreitete unter dem Publikum, der König habe Huddleston nur seinen Dank noch abgestattet, weil er ihn zwei Mal gerettet habe, zum ersten Male seinen Körper und zum zweiten Male seine Seele. Der König soll den Priester gefragt haben, ob er sterbend öffentlich bekennen solle, in welchem Glauben er sterbe, der Geistliche soll ihm aber zur Antwort gegeben haben, er wolle die Welt schon davon in Kenntniß setzen. Hierauf trat die ganze Gesellschaft wieder ins Sterbezimmer, und der König überstand den letzten Todeskampf mit einer Ruhe, welche alle diejenigen in Erstaunen setzte, die da wußten, wie er gelebt hatte. Der Bischof Ken redete nochmals Worte der Ermahnung zum Könige, allein er konnte ihn nicht bewegen, weder zu dem öffentlichen Bekenntnisse, daß er im Glauben der anglikanischen Kirche sterbe, noch zum Genusse des heiligen Abendmahls. Alles was der sterbende Carl vom Bischof annahm, war die Absolution seiner Sünden. Der Bischof wurde in der Folge öffentlich getadelt, einem Fürsten die Sünden vergeben zu haben, der weder Reue, noch Besserung bewiesen. Der König, welcher noch einmal alle seine Kräfte zusammenraffte, sprach mit dem Herzoge von York und versicherte ihn seiner zärtlichsten Liebe, und daß er ihm nun alles mit Freuden übergebe. Auch empfahl er ihm zu verschiedenen Malen Milady Portsmouth, welche er immer geliebt zu haben versicherte. Er bat auch seinen Bruder, für seine Kinder Sorge zu tragen und den armen Nelly nicht vor Hunger sterben zu lassen. Unter Nelly verstand er Madam Gowin. Von der Königin, seinem Volke, seiner Dienerschaft, von der Religion und der Bezahlung seiner Schulden aber sagte er nichts. Nach seinem Tode fand man 90,000 Guineen, die er sich erspart, und die er so verborgen gehalten hatte, daß Niemand etwas davon wußte. Er starb Freitag den 6. Februar 1685 um 11 Uhr des Morgens im 54sten Jahre seines Lebens, nachdem

er 36 Jahre, 8 Monate und 9 Tage, von der Wiedereinsetzung der königlichen Familie an gerechnet, regiert hatte. Man hegte einigen Verdacht, Carl wäre vergiftet worden, allein es zeigten sich keine beweisenden Spuren.

Sein Leichenbegängniß war gar nicht feierlich, auch wurde sein Leichnam nicht zur Schau ausgestellt und keine Trauer angelegt. Die Kosten seiner Beerdigung betrugen nicht mehr als die des geringsten Pairs des Königreichs.

Carl hatte eine außerordentliche Neigung für Frauenzimmer, was wohl die Hauptveranlassung seines Müßiggangs und seiner Weichlichkeit sein mochte. Er war undankbar, wußte sich sehr zu verstellen, und gegen das Ende seines Lebens zeigte er sich grausam. Er hatte einen lebhaften durchdringenden Geist, aber er liebte weder Fleiß noch Anstrengung. Ein Minister seiner Zeit sagte daher ganz richtig: »König Carl habe viel Fähigkeit zu regieren, aber er scheue alle Mühe; sein Bruder, der Herzog von York, hingegen sei unermüdlich, aber er besitze keine Talente.« Mit der Königin hatte Carl keine Kinder gezeugt, aber mit mehreren Maitressen; er erkannte dieselben auch an. Die vorzüglichsten waren der Herzog von Monmouth, sein Günstling, und Dom Carlos, später Graf von Plymouth, der bei der Belagerung von Tanger starb. Dieß waren die ersten Früchte seiner Liebe vor seiner Zurückberufung auf den englischen Thron. Späterhin zeugte er mit Fräulein Villiers, die er zur Herzogin von Cleveland erhob, und welche in der Folge H. Palmer, Graf von Castlemaine, heirathete, drei Söhne: den Herzog von Southampton, den Herzog von Grafton und den Herzog von Northumberland. Mit Fräulein Gowin hatte er den Herzog von S. Albans, und mit der Herzogin von Portsmouth den Herzog von Richmont gezeugt.

Wer sich über diesen Gegenstand gründlich unterrichten will, lese Großbritanniens Zustand unter Georg II. und Burnet's Memoiren zur Geschichte von Großbritannien.

Napoleons Begräbniß auf St. Helena,

am 9. Mai 1821.

Den Tag vor dem Begräbnisse Napoleons kam Sir Hudson Lowe zu dessen Gefolge, und äußerte, sein Tod thue ihm um so mehr leid, da seine Regierung auf weit glimpflichere Gedanken gekommen sei. Er sagte: »sie habe ihm den Auftrag ge-

geben, dem General Buonaparte bekannt zu machen, daß sich der Augenblick nähere, wo ihm seine Freiheit wiedergegeben werden könne, und Se. Großbritannische Majestät würde nicht der Letzte sein, das Ende seiner Gefangenschaft zu beschleunigen; aber er ist todt, alles ist vorbei; morgen wollen wir ihm die letzte Ehre erweisen. Die Truppen haben Befehl, mit Tagesanbruch zu trauern und unter die Waffen zu treten.«

Dieß geschah wirklich den 9. Mai, an welchem Napoleons Körper zur Erde bestattet ward. Das Begräbniß war sehr feierlich; Napoleons Gefolge und alle bürgerlichen und Militair-Behörden begleiteten die Leiche. Es war ein sehr schöner Tag; die Einwohner hatten alle Zugänge besetzt, und die Musik befand sich auf den Anhöhen; die Besatzung stand unter den Waffen. Halb ein Uhr faßten die Grenadiere den Sarg an, hoben ihn nur mit Mühe in die Höhe und schafften ihn mit vieler Anstrengung in die große Gartenallee, wo ihn der Leichenwagen erwartete. Sie setzten ihn hinauf und bedeckten ihn mit einem veilchenblauen Sammettuche und Napoleons Marengomantel. Der Zug setzte sich in der vorgeschriebenen Ordnung nach dem Grabe in Bewegung, und als man über Hutsgate hinauskam, machte der Leichenwagen Halt. Grenadiere nahmen den Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn auf dem neuen Wege, welchen man ausdrücklich an der Seite des Bergs hin gemacht hatte, nach dem bestimmten Begräbnißplatze. Das Grab war schwarz ausgeschlagen; man ließ den Sarg, mit dem Kopfe gegen Westen und den Füßen nach Osten gerichtet, hinab. Ein ungeheurer Stein, der zum Baue des neuen Hauses für Napoleon bestimmt war, sollte sein Grab verschließen. Als die religiösen Feierlichkeiten vorbei waren, hob man den Stein vermittelst eines darin befindlichen Ringes in die Höhe und legte ihn über den Sarg, welchen er jedoch nicht berührte. Auf jeder Seite lehnte er sich an eine feste Mauer von Steinen. Als man ihn hineingelegt hatte, befestigte man ihn, nahm den Ring weg und füllte die Stelle aus, wo derselbe befestigt gewesen war. Ueber das Mauerwerk warf man eine Schicht Kitt.

Die Stelle, wo Napoleon begraben liegt, ist sehr schön und ungefähr eine Stunde von Longwood entfernt. Sie befindet sich bei der kleinen Quelle, aus welcher er sich das Wasser holen ließ, und ist von Trauerweiden umgeben, welche ihre Zweige über dem hervorsprudelnden Wasser ausbreiten. Das Grab hat eine viereckige Gestalt und ist oben breiter als unten; seine Tiefe beträgt etwa 12 Fuß; der Sarg steht auf starken Stücken Holz, und zwar rund herum auf allen Seiten abgesondert. Napoleons Gefolge wollte einen Leichenstein mit einer Aufschrift aufs Grab setzen, aber Sir Hudson Lowe gestattete dieß nicht.

Während man Napoleons Grab zumachte, fiel die Menge über die Weiden her, welche des Verstorbenen Gegenwart schon zu einem Gegenstande der Verehrung gemacht hatte. Jeder wollte einen Zweig oder Blätter von diesen Bäumen haben, die das Grab des an Geist und Charakter so ausgezeichneten Mannes beschatten sollten, und sie als ein köstliches Andenken an diese traurige Begebenheit aufbewahren. Sir Hudson Lowe und der englische Admiral waren gewaltig hierüber aufgebracht, und jener rächte sich dadurch, daß er den Zutritt zum Grabe verbot. Er ließ es mit einem Geländer umgeben und stellte zwei Schildwachen und einen Posten von 12 Mann mit einem Offiziere dahin. Diese Wache sollte, wie er sagte, auf ewige Zeiten stehen bleiben, aber dies scheint schon jetzt nicht mehr zu geschehen. Der Eigenthümer des Platzes hatte den Besuch von Napoleons Grabe zu einem Gegenstande des Erwerbs für sich gemacht, bis ihm im Jahre 1825 die englische Regierung die Stelle abkaufte.

Kaum war Napoleon begraben, so erhielt sein Gefolge Befehl, nach Europa zurückzukehren, wo dasselbe am 31. Juli nach einer Fahrt von 65 Tagen auf der Rhede von Spithead vor Anker ging.

Hinrichtung der französischen Prinzessin Elisabeth, Schwester Ludwigs XVI., am 10. Mai 1794.

Aus den endlosen Listen der unglücklichen Schlachtopfer der französischen Revolution, treten sehr viele Namen hervor, welche so sehr des Mitleids würdig sind. Einer derselben ist der Name der Prinzessin Elisabeth, der Schwester Ludwigs, die durch ihr reines Herz und durch die wahrhaft himmlische Entsagung, womit sie die Leiden ihres Bruders und ihrer Schwägerin theilte und zu mildern suchte, es wohl verdiente, bei Allen, welche sie mit unbefangenen Augen sahen, der Engel des Tempelgefängnisses zu heißen. Nach der Hinwegführung Marien Antoinettens lebte sie nur noch für deren Tochter. Unter zunehmenden Entbehrungen (selbst der Mangel anständiger Kleidung und des Lichts an den langen Abenden gehörte darunter) hatten die unglücklichen Enkelinnen so vieler Könige den Winter verlebt; sie glaubten sich in ihrem Kerker vergessen, aber sie waren es nicht. Schon begann die Frühlingssonne in den kalten Umkreis desselben zu scheinen, schon machte Elisabeth mit ihrer Nichte Entwürfe zu weiblichen Arbeiten, deren Ausführung das längere Tageslicht verstatten sollte, als sie am 9. Mai aus

den Armen der königlichen Waise gerissen und in die Conciergerie abgeholt ward. Robespierre und Billaud-Varennes waren seit langer Zeit über sie im Streite gewesen. Jener hatte sie zu retten gewünscht, Billaud aber auf dieses Streben des Decemvirs einen Plan zum Sturze desselben gebaut. Er ließ bei den Jacobinern ihren Kopf fordern, in der Meinung, Robespierre werde widersprechen und dadurch dem Pöbel verdächtig werden; aber der Feigherzige schwieg, und Elisabeth wurde dem Tribunal übergeben. Da sie beim Eintritt in das Gefängniß den Tod der Königin vernommen hatte, konnte sie keinen Augenblick über das ihr selbst bevorstehende Loos zweifelhaft sein; Anklage und Verhör drehten sich um ihre Theilnahme an der angeblichen, von Ludwig und Antoinetten geleiteten Verschwörung gegen die Freiheit des französischen Volks, und das Todesurtheil, das gegen sie erging, traf zugleich 24 von Fouquier-Tinville ihr beigesellte Mitschuldige desselben Verbrechens. Elisabeth richtete die Gefährten ihres Unglücks durch religiöse Worte und durch das Beispiel ihrer Standhaftigkeit auf. Als sie mit ihnen auf dem Leichenwagen zum Revolutionsplatze fuhr, sah man sie sich eben so unbefangen mit der Schwester Malesherbes und der Wittwe des Ministers Montmorin unterhalten, als wenn es in der Gallerie zu Versailles gewesen wäre; dafür suchten die Barbaren ihre Rache dadurch zu nehmen, daß sie erst das Schaffot besteigen durfte, nachdem sie die Köpfe ihrer 24 Begleiter hatte fallen sehen; doch ging sie festen Schrittes und mit lächelndem Munde die blutigen Stufen hinan. Unter den Opfern dieses Tages befand sich auch die Familie Brienne, die durch zwei Minister Ludwigs XVI. eine so verderbliche Berühmtheit erlangt hatte. Der Erzbischof von Toulouse selbst war den Richtern durch einen Gifttrank zuvorgekommen, den er kurz vor Ankunft der zu seiner Verhaftung abgeschickten Gendarmen verschluckt hatte. Sonst zeigte Furcht vor dem Tode sich gar nicht; es gehörte zum guten Tone, mit dem Ansehen des entschiedensten Gleichmuths zu sterben, und oft drängten sich Leute, die des Lebens überdrüssig waren, und sich einen Augenblick der vornehmen Welt gleich zu stellen wünschten, absichtlich zu der Ehre, verhaftet und verurtheilt zu werden, um in Gesellschaft von Prinzessinnen und Gräfinnen zur Guillotine zu fahren. Dieser immer auf's neue bewunderte Muth trug dazu bei, das Gräßliche der täglichen Menschenschlächterei zu mildern oder zu veredeln, und deren lange Dauer möglich zu machen. Das zuschauende Volk wurde, wie bei tragischen Vorstellungen, zwar schmerzlich, aber nicht ohne das Gefühl der Erhebung, welches der Anblick der durch Leiden ungebeugten Seelengröße einflößt, unterhalten. Eine einzige

Frau, die berüchtigte Gräfin Dubarry, die, thöricht genug, aus England herübergekommen war, um ihre Jahrgelder zu retten, machte den Todesweg unter Thränen, und bat noch auf dem Schaffot mit lautem Geschrei um ihr Leben, was anfangs Aeußerungen der Verachtung und des Spottes veranlaßte, bald aber einen so schrecklichen Eindruck machte, daß viele Zuschauer in ungewohnter Betroffenheit den Platz verließen.

Der 11te Mai 1822 auf der Insel Chios.

Vier wackere Männer, deren Namen ewig in Ehren bleiben werden, der Franzos Jourdain, der Schweizer Purpacher, der Badner Dejourdy und der Däne Han landeten in demselben Augenblicke auf Hydra, wo chiotische Flüchtlinge die erste Nachricht von dem Untergange ihrer Landsleute dahin brachten. Und sogleich, am 10. Mai, ging das hydriotische Geschwader unter Segel, vereinte sich mit den Psarioten, umkreuzte Chios, nahm viele Flüchtlinge auf, und Jourdain drang selbst in das Innere der Insel ein, um noch eine große Anzahl Versteckter zu retten. »Welche Greuel! Welche Schauder!« ruft er aus. In manchen Dörfern recht mit Kunst zusammengelegte Schichten von Leichnamen, um welche verstümmelte Greise herwimmern; an anderen Orten greulich ermordete Mütter, noch mit Kindern in ihren Armen, und Gatten umschlingen die, welche sie hatten vertheidigen wollen; heulende Hunde und blökendes Vieh dazwischen umherirrend. In einem stattlichen Hause eine Mutter über eine Wiege, in welcher ein Säugling jammerte, hergebeugt; aber der Busen der Mutter war durchbohrt und der Säugling mit Blut überschwemmt. Der Vater lag ohne Kopf an der Schwelle. Ein alter 70jähriger Priester ging in den Wäldern umher, um die Sterbenden zu trösten und rief aus: »Welche Verblendung der christlichen Consulen, dieses unglückliche Volk mit Versicherungen und Bürgschaften zu täuschen, um es in den Abgrund des Unglücks zu schleudern, — es zur Niederlegung der Waffen zu bereden, um es wehrlos den Tigern in die Klauen zu liefern! — Da schauet nun die Folgen!« — Ein ganzes Schiff voll unglücklicher Chioten, die eben nach Smyrna zu Markte geführt werden sollten, eroberte der Hydriot Sakturis; er knüpfte die Türken an die Segelstangen und schickte die Geretteten an seine Gattin nach Hydra, um weiter für deren Unterkommen zu sorgen. —

Thomas Wentworth, Graf von Strafford und Vicekönig von Irland,

zufolge eines Parlamentsbeschlusses hingerichtet, am 12. Mai 1641.

Wentworth ward durch seine Beredsamkeit anfänglich beim Volke außerordentlich beliebt; denn in dem 1628 vom König Carl I. von England zusammen berufenen Parlamente sprach Wentworth mit freiheitglühenden Worten für die Rechte der Nation. Aber Buckingham, der damalige Günstling des Königs suchte Strafford für die Parthei des Hofes zu gewinnen. Strafford gab nach, und dieser Schritt machte ihn um so verdächtiger, als man seinen früher gezeigten Eifer von Tag zu Tag immer mehr erkalten sah. Carl I. ernannte ihn am 22. Juli 1628 auf des Herzogs v. Buckingham Bitte zum Baron v. Wentworth, und am 10. Dec. desselben Jahres zum Burggrafen von Wentworth und Präsidenten von York. Nach des Herzogs von Buckingham Tode ward er sogar der Günstling und Rathgeber des Königs, welcher ihn 1629 zum Präsidenten der nördlichen Provinzen von England, und 1632 zum Vicekönig von Irland erwählte. 1633 hielt er zu Dublin eine Ständeversammlung des Reichs, in welcher man dem Könige 400,000 Pfd. Sterling gewährte, und zu gleicher Zeit erhielten die Irländer wiederum das Recht, Waffen tragen zu dürfen, was ihnen eine Zeit lang untersagt gewesen war. 1640 ernannte ihn der König zum Grafen von Strafford und Baron von Raby. Da er aber dem Könige mehrmals Rath ertheilte, welcher dem Parlamente nachtheilig zu sein schien, indem er denselben bewog, die Katholiken in England und Irland zu begünstigen, und Strafford die Parthei der Bischöfe nahm, und dem Könige sogar den Vorschlag that, diejenigen, welche sich seinen Befehlen widersetzen würden, mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen, so zog er sich den Haß des Parlaments und des Volks zu. Dieser Haß vermehrte sich noch, als man erfuhr, daß Strafford vom Könige von Spanien eine jährliche Pension von 800 Pistolen bezog. Als nun die Mißhelligkeiten zwischen dem König Carl und dem Parlamente ausbrachen, besuchte Strafford denselben in Schottland, von wo aus er nach Irland reis'te, um noch eine Reichsständeversammlung abzuhalten, in welcher man dem Könige 240,000 Pfd. St. gewährte, welche Strafford demselben überbrachte und ihm zugleich irländische Hülfstruppen zuführte. Hierauf ward Strafford zum General der königlichen Truppen ernannt, welche dazu bestimmt waren, seine konföderirten Unterthanen zu bekriegen. Der Baron von Cormuay bildete mit 3500 Mann den Vortrab, um die Konföderirten an dem Uebergange über den Tynefluß

zu verhindern, allein der Baron wurde am 16. August 1640 von der Armee der Konföderirten, welche sich der Stadt Newcastle bemächtigten, geschlagen. Nachdem hierauf ein Waffenstillstand geschlossen worden, begab er sich wieder mit dem Könige nach London. Allein der Haß gegen Wentworth ward immer heftiger, besonders nachdem man erfahren hatte, daß er dem Könige irländische Truppen zugeführt hatte, um die Engländer zu bändigen. Diese That nahm das Parlament so übel auf, daß es den Grafen von Strafford verhaften ließ; und vergeblich gaben sich viele Edelleute Mühe, denselben aus dem Tower zu befreien, ihre Bemühungen verursachten im Gegentheil noch eine strengere Haft. Vom 12. März 1640 bis Ende April 1641 ward der gefangene Graf oft vor das Parlamentsgericht geführt, und jedesmal wußte er sich mit außerordentlicher Entschlossenheit und Beredsamkeit zu vertheidigen, aber seine Freiheit erlangte er doch nicht; er ward im Gegentheil von beiden Kammern des Hochverraths schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt. Der König gab sich alle nur erdenkliche Mühe, um seinen Liebling zu retten, und weigerte sich, das gegen denselben ausgesprochene Todesurtheil zu unterzeichnen. Die vornehmsten Räthe aber brachten den König doch endlich so weit, daß er, und zwar des Nachts im Bette, die Acte unterzeichnete, um den Ausbruch einer nahen Revolution zu verhindern. Carl I. sandte aber zugleich seinen ältesten Prinzen ins Parlament, um von den Richtern einen mildern Spruch zu bewirken, allein es war alles vergebens, das Urtheil ward am 12. Mai 1641 oder nach Anderen am 2. Mai vollzogen und Strafford enthauptet. Der Graf hielt auf dem Schaffote mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit erst noch eine rührende Vertheidigungsrede vor dem zahlreich versammelten Volke, und betheuerte sehr kräftig seine Unschuld. Er fiel, ein Opfer seiner Zeit. Allein sein Tod beruhigte die Partheien keineswegs, die Hyder der Zwietracht ward vielmehr kühner und mächtiger, und England sah auf seinem Boden viel schuldiges und unschuldiges Blut vergießen. Straffords Sohn Wilhelm folgte dem Vater in seinen Würden, und Carl II. ernannte denselben zu seinem geheimen Rath und zum Ritter des Hosenbandordens. Er verheirathete sich mit des Grafen Jacob von Derby Tochter Anna.

Barneveldt,

enthauptet am 13. Mai 1619.

Barneveldt Johann von Olden, Staatspensionair von Holland, geboren 1549, war einer der berühmtesten Staats=

männer des 17ten Jahrhunderts, welcher die größten Verdienste um sein Vaterland hatte. Kaum zum Jünglinge herangereift umfaßte er mit jugendlicher Wärme die Freiheit, welche seine Mitbürger von der spanischen Herrschaft zu erkämpfen strebten. Er vertheidigte sie mit den trefflichen Waffen, die ihm seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine Klugheit verliehen. Es war vorzüglich sein Werk, daß 1609 der 12jährige Waffenstillstand zwischen Spanien und den vereinigten Niederlanden geschlossen wurde. Allein hierdurch machte sich Barneveldt den Statthalter Moritz, Prinz von Oranien, zum Feinde; denn dieser glaubte dadurch an seiner Macht zu verlieren. Jetzt entstanden die Religionsstreitigkeiten zwischen den Arminianern und Gomaristen, und der sonst so kluge Barneveldt mischte sich in diese Controversen und erklärte sich für die Arminianer. Der Prinz benutzte diese Gelegenheit, erklärte sich seinerseits für die Gomaristen, und ließ endlich im Haag Barneveldt, Rombout, Hoagenbects und Hugo von Groot eigenmächtig verhaften, welche Verfahrungsweise von den Generalstaaten genehmigt wurde. Barneveldt ward nun angeklagt, ein heimlicher Papist zu sein, der Holland den Spaniern überliefern wolle. So wurde denn dieser große Mann verurtheilt und als 72jähriger Greis am 13. Mai 1619 unschuldig enthauptet. Mit Standhaftigkeit und Seelenruhe, die ihm sein reines Gewissen gaben, erduldete er den Todesstreich.

Barneveldt stand an allen Höfen Europa's in sehr großem Ansehen; Heinrich IV. von Frankreich und Elisabeth von England wußten diesen großen Mann besonders zu schätzen; denn sie hatten ihn in seinen Gesandtschaften von sehr vortheilhaften Seiten kennen gelernt. Heinrich IV. hielt Barneveldt im J. 1598 von einem Friedensschluß mit Spanien zurück. 1608 legte Barneveldt seine Stelle nieder, wurde aber von Holland in sein Amt zurückgerufen, denn er allein verstand es, alle Gemüther zu besänftigen. Die Arminianer, für deren Parthei sich Barneveldt erklärt hatte, wurden 1618 und 1619 auf der vom Prinzen von Oranien veranlaßten Synode zu Dordrecht verdammt, Barneveldt ergriffen und enthauptet, ungeachtet er kein anderes Verbrechen begangen hatte, als daß er seine vaterländische Freiheit zu eifrig vertheidigt und sich nicht in das zu Gunsten des Prinzen Moritz von Oranien, welcher die Niederlande an sich bringen wollte, bestehende Complot eingelassen hatte. Einige Geschichtschreiber erzählen die Veranlassung zu Barneveldts Enthauptung anders, und erklären den Haß des Prinzen Moritz verschieden. Dem sei übrigens wie ihm wolle, der Prinz von Oranien hat durch die Hinrichtung sei-

nes Wohlthäters, dem sein Haus so viel zu verdanken hatte, seinen Namen in den Jahrbüchern der Geschichte gebrandmarkt.

Daniel Gabriel Fahrenheit,

geboren am 14. Mai 1686, gestorben 1740.

Daniel Gabriel Fahrenheit, ein Künstler aus Danzig, ward anfangs zur Handlung bestimmt, aber seine Neigung zog ihn zur Physik hin, die er mit Eifer studierte. Er beschäftigte sich mit der Verfertigung von Barometern und Thermometern, und brachte es darin zu großer Vollkommenheit; denn ihm gebührt das große Verdienst, die ersten genau übereinstimmenden Instrumente dieser Art verfertigt zu haben. Wolf erhielt von ihm 1714 zwei vollkommen mit einander übereinstimmende Weingeistthermometer. Statt des Weingeistes bediente er sich jedoch 1720 des Quecksilbers, wodurch das Instrument ungemein an Genauigkeit gewann. Wir besitzen von ihm eine Abhandlung über die Thermometer, die er 1724 herausgab. Er theilte den Raum zwischen dem Siedepunkt und dem künstlichen Eispunkte, welchen letzteren er durch Mischung von gleichen Theilen Schnee und Salpeter fand, anfänglich nur in 96 Theile. Von dieser Art waren Wolfs Thermometer. Als Fahrenheit aber anfing sich des Quecksilbers zu bedienen, nahm er jedoch 212 Theile an, so daß die Null an den künstlichen Eispunkt, die Zahl 212 an den Siedepunkt zu stehen kam. So entstand die noch jetzt gewöhnliche Fahrenheitsche Scala, die dem Thermometer zuerst eine bestimmte und verständliche Eintheilung gab, und an deren Einrichtung und Empfehlung Boerhave sehr großen Antheil hat. Fahrenheits Arbeiten fallen in die ersten 25 Jahre des 18ten Jahrhunderts. Fahrenheit ging nach Holland und England und starb daselbst gegen 1740. Einige setzen seinen Todestag in das Jahr 1736, Andere in das Jahr 1740.

Er entdeckte zuerst, daß das Wasser, je nach den Graden der herrschenden Temperatur, so wie die Luft schwerer oder leichter drückt, früher oder später zu kochen anfängt, und daher auf einer Bergspitze bei geringerer Hitze, als am Fuße des Berges kocht.

Einfach reduzirt man Fahrenheits Thermometergrade zu den Graden Réaumurs, indem man von Fahrenheits Scala 180, 32 abzieht, den Rest mit 4 multiplizirt, und dann diese Summe mit 9 dividirt. Die Engländer rechnen in der Regel nach Fahrenheit, die Deutschen häufig nach Réaumur, und die Franzosen seit einigen Jahren nach dem 100gradigen Wärmemesser des Schweden Celsius.

Thomas Münzer,
geschlagen und gefangen genommen am 15. Mai 1525.

Dieser berüchtigte Religionsschwärmer, zu Stollberg am Harze geboren, war späterhin Prediger an mehrern Orten, hielt aber nirgends Ruhe. Unter andern war er Lehrer in Aschersleben, und sodann in Prag. Von hier ging er als Prediger nach Zwickau in Sachsen, alsdann nach Wittenberg, welche Stadt er aber wegen seines unruhigen Charakters bald wieder verlassen mußte. Hierauf ward er Prediger in Altstedt. In seinen Predigten bestritt er nicht nur das Papstthum, sondern auch Luthers Lehre, und reizte die Unterthanen zum Aufruhr gegen ihre Obrigkeit. Deshalb wurde er von Altstedt vertrieben, worauf er sich nach Mühlhausen in Sachsen begab. Hier predigte er wieder, und zog alsbald eine große Volksmenge an sich. Er setzte den alten Rath daselbst ab, und einen neuen ein, ließ die Klöster und die Häuser der Reichen plündern, und predigte eine allgemeine Gütergemeinschaft. Ein anderer Schwärmer, mit Namen Pfeifer, welcher ins Eichsfeld einfiel, vereinigte sich mit Münzer. Dieser Vorfall und die Nachricht, daß sich 40,000 Bauern in Franken zusammengerottet, 150 Schlösser und 23 Klöster geplündert und verbrannt hatten, bewog Münzer seine Anhänger in Frankenhausen, die Mansfeldischen Bergleute, sämmtliche Bauern in Langensalza, Mühlhausen und Tennstedt eiligst zusammen zu rufen, und sich zum Kriege zu rüsten. Der Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig vereinigten sich nun und beorderten 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Diese standen, 8000 Mann stark, sehr vortheilhaft auf einer Anhöhe bei Frankenhausen, und waren geschützt von einer Wagenburg. Da Münzer den Weg des Friedens nicht einschlug, so kam es zur Schlacht am 15. Mai 1525, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr, nachdem sie 6—7000 Todte verloren hatten, aufs Haupt geschlagen wurden. Die Uebrigen, welche dem Tode entgangen waren, flüchteten sich mit Münzer nach Frankenhausen hinein. Hier wurde er aber von den mit Gewalt eindringenden vereinten sächsischen, hessischen und braunschweigischen Truppen nebst seinen Anhängern gefangen genommen. Auch Pfeiffer kam in die Hände seiner Feinde und wurde als Gefangener nach Mühlhausen gebracht. Die Gefangenen wurden nach Heldrungen abgeliefert. Hier wurde ihnen, nebst 24 andern Rebellen, die Strafe des Schwerts zuerkannt, welche dann auch gegen Ende des Jahres 1525 an ihnen vollzogen wurde. Münzer, der sonst so sehr trotzte, hatte

auf dem Wege nach der Richtstatt allen Muth und alle Gegenwart des Geistes verloren, und soll seine Handlungsweise sehr bereut haben. Pfeiffer aber, ein gewesener Mönch, blieb standhaft bis an seinen Tod und starb, ohne Reue und ohne Buße, fest beharrend in seinen Irrthümern.

Johannes Nepomucenus (Johann von Nepomuk), am 16. Mai 1383 in die Moldau geworfen.

Johannes Nepomucenus, einer der berühmtesten Heiligen und Schutzpatrone des Königreichs Böhmen, wurde im Jahre 1320 zu Nepomuk, einer kleinen Stadt in Böhmen, deren Namen er trug, geboren; er studierte zu Prag und wurde daselbst Prediger in der Altstadt und Kanonikus. Aus christlicher Demuth und Bescheidenheit wollte er kein Bischofthum annehmen und wurde in der Folge Dechant an der Collegiatkirche Aller Heiligen, königlicher Almosenier und Beichtvater der Königin. Da einige Hofleute dem Könige Wenceslaus die eheliche Treue des erhabenen Beichtkindes Nepomuks verdächtig gemacht hatten, verlangte der König von dem Beichtiger den Inhalt der Beichte seiner Gemahlin zu wissen; da ihn aber Nepomuk nicht offenbaren wollte, so wurde er, an Händen und Füßen gebunden, am 16. Mai 1383 in die Moldau hinabgeworfen. Als Märtyrer ward hierauf Nepomuk in ganz Böhmen verehrt. Der Papst Innocenz XIII. erkannte ihn für einen Heiligen, und diese Kanonisation wurde auf Anregung Kaiser Carls VI. von Benedict XIII. im Jahre 1719 vollzogen. Man hat ihm zu Ehren eine eigene Brüderschaft errichtet. Als Heiliger wird er gegen Verläumdung, Anschwärzung und Verkleinerung angerufen. Der Jesuit Balbius hat in seinen Miscell. Hist. Boh. sein Leben beschrieben, welches auch in französischer Sprache von dem Jesuiten de Marne bearbeitet worden ist.

Das Bischofthum, welches Nepomuk angetragen wurde, war das Leitmeritzer, welches damals nicht weniger als 80,000 ungarische Gulden eintrug; der fromme Mann wollte aber lieber eine schlichte Predigerstelle behalten, um desto mehr für die Religion wirken zu können.

Diejenigen aber, welche behaupten, Wenceslaus habe den Beichtiger seiner Gemahlin allein deshalb in die Moldau werfen lassen, weil er ihm die Beichte der Königin zu offenbaren verweigerte, sind in großem Irrthume. Die Ursache dieser grausamen That war vielmehr folgende: Kurze Zeit darauf, nachdem Nepomuk des Königs Wünschen nicht entsprechen wollte, brachte

brachte man einen nur halbgebratenen Kapaun auf die Königl. Tafel; hierüber ward Wenzel so entrüstet, daß er seinen Koch anspießen und braten ließ. Wegen dieser Grausamkeit hielt es Johann Nepomuk für seine Pflicht, dem Könige Vorstellungen und Vorwürfe zu machen. Obgleich nun dieß in den mildesten Ausdrücken geschah, so wurde er doch für seinen Eifer mit Gefängniß bestraft. Einige Tage hernach ließ ihn der König an seine Tafel laden, um vielleicht jetzt etwas von seiner Gemahlin Beichte zu erfahren, Nepomuk aber blieb standhaft und bekannte nichts, fing aber an den König zu fürchten, und nahm deshalb in seiner nächsten Predigt auf eine sehr rührende Weise von seinen Zuhörern Abschied. Tags darauf ging er beim Schlosse vorbei, der König sah ihn, ließ ihn zu sich rufen, und wiederholte sein Gesuch hinsichtlich der Beichte, Nepomuk ließ sich aber nicht bewegen, ein Wort davon zu sagen. Hierauf erst beging Wenzel am 16. Mai 1383 in der Nacht die oben erzählte Schandthat. Obgleich Wenzel diese That bei Nacht verübte, wurde sie doch alsbald bekannt. Nepomuks Grabmahl befindet sich in der Kathedralkirche zu Prag.

Die Kaiserin Katharina I. von Rußland, Peters des Großen Gemahlin,

am 18. Mai 1724 als Kaiserin gekrönt, und gestorben am 17. Mai 1727.

Die Kaiserin Katharina von Rußland und Peters I. oder des Großen Gemahlin ward in Litthauen auf dem Rittergute Ringen im Kreise Dorpat geboren. Das Jahr ihrer Geburt wird verschieden angegeben; Einige sagen, sie sei 1683 oder 1684, und Andere, sie sei 1686 geboren. Ihr Vater war ein Liefländischer Edelmann aus der Familie Albedeyl und Oberstlieutenant unter den Schweden gewesen. Katharina verlor ihre Eltern, als sie noch sehr jung war. Da sie aber als Waise sehr schön war und sehr viel Geist verrieth, so nahm sie der Präpositus oder Probst von Marienburg in Liefland zu sich und gab ihr eine vortreffliche Erziehung. Als der Krieg zwischen Rußland und Schweden ausgebrochen war, verliebte sich ein schwedischer Kavalier, Namens Tiefenhusen, welcher nach Marienburg in die Kirche zu gehen pflegte, in diese Waise, und hielt beim Probste, welcher Vaterstelle an ihr vertrat, um ihre Hand an. Dieser weigerte sich nicht, seine Pflegetochter dem Schweden abzutreten. Schon war der Hochzeittag bestimmt, und der Probst selbst segnete die Ehe ein in Gegenwart des Platzkommandanten und einer großen Menge von Kavalieren und Damen. Das Fest endigte aber nicht so glücklich wie es angefangen hatte;

denn einige Stunden nach der Kopulation verbreitete sich das Gerücht von dem Anmarsche der Moskowiter, und der neue Gatte folgte, obgleich sehr ungern, dem Befehle zur Fahne. Kurze Zeit darauf kamen die Moskowiter bis vor Marienburg, nahmen die Stadt weg, plünderten alles aus und führten eine große Menge Gefangener beiderlei Geschlechts, worunter sich auch Katharina befand, mit sich fort. Diese Gefangenschaft, welche anfänglich für Katharina ein Unglück zu sein schien, war gerade die erste Stufe zu ihrem nachmaligen Glücke; denn 1707 verehelichte sich Peter der Große im Geheim mit ihr. Ihr erster Gemahl, welcher in des Czars Dienste übergegangen, war ums Leben gekommen. 1703 nahm Katharina auf die Bitten des Feldmarschalls Czërëmëtoff die griechische Religion an. Obgleich nun Peters Verheirathung mit Katharina ein Geheimniß bleiben sollte, so unterließ er doch nicht, ihr ein kleines Gefolge zu geben. Sie folgte dem Kaiser allenthalben hin und befand sich auch 1709 im Lager von Pultawa und in Thorn. 1710 wohnte sie der Einnahme verschiedener Plätze in Liefland bei. 1711 begleitete sie ihren kaiserlichen Gemahl auf dem Marsche gegen die Türken, welche des Schwedenkönigs Carls XII. Parthei ergriffen und dem Czar den Krieg erklärt hatten. Dieser Feldzug überhäufte Katharina mit Ehre, Ruhm und Glück; denn da sich die Armee der Moskowiter unkluger Weise zu weit vorgewagt hatte und über den Pruth gegangen war, befand sie sich plötzlich von den Türken umringt; und diese hatten so gute Position genommen, daß die Russen weder vor- noch rückwärts konnten. Da ihnen nun von den Tartaren auf allen Seiten die Lebensmittel abgeschnitten waren, so sahen sie binnen 8 Tagen dem sichern Hungertode entgegen, wenn sich nicht die ganze Armee gefangen geben wollte. Die Generale des Czars konnten ihm auf alle seine Fragen nur mit Achselzucken antworten, was diesen Monarchen in eine entsetzliche Wuth brachte. Katharina allein verlor bei dieser äußersten Noth ihre Geistesgegenwart und Fassung nicht. Sie rieth, an den Großvezier einen Trompeter abzuschicken, ihn um Waffenstillstand zu bitten, und ihm sodann durch Abgesandte vortheilhafte Friedensbedingungen vorzuschlagen. Man erlangte was man wünschte; der Vicekanzler Baron von Chaphiroff und der Sohn des Feldmarschalls Czërëmëtoff wurden also in das türkische Lager abgeschickt. Sie boten dem Vezier sogleich 200,000 Dukaten an, wenn er ihnen den Frieden geben würde. Der türkische Offizier gab zu verstehen, daß diese Summe ihm zu klein sei. Als dieß Katharina erfuhr, gab sie alle ihre Edelsteine und andere Kostbarkeiten her, ihre Damen thaten dasselbe, und einige Offiziere folgten diesem Beispiele; alles dieses wurde nun dem Vezier

zur Befriedigung seines Geizes zugeschickt; und so erlangte man nach 3tägigem Negoziren den Frieden, welchen die Moskowiter sogleich zu einem schleunigen Rückzuge benutzten.

Obgleich der Czar seine Gemahlin ohnehin schon außerordentlich geliebt hatte, so wurde doch seine Liebe durch diese Klugheit und Großmuth aufs allerhöchste gesteigert, und er dachte fortan nur darauf, wie er Katharina's That auf eine würdige Weise belohnen wolle. Er fing also damit an, sie öffentlich als seine Gemahlin proklamiren zu lassen, und 1712 hielt er seine feierliche Vermählung in Petersburg. 1716 begaben sich der Czar und seine Gemahlin nach Copenhagen, um der an den skandinavischen Küsten beabsichtigten russischen Truppenlandung beizuwohnen. 1722 folgte Katharina ihrem kaiserlichen Gemahle nach Persien und war bei allen Waffenthaten des Czars gegenwärtig. 1724 am 18. Mai wurde Katharina in Moskau feierlich gekrönt. Am 8. Februar 1725 starb Peter I., und Katharina folgte ihm nun in der Regierung laut testamentarischem Befehle ihres verstorbenen Gemahls. Am 1. Januar 1725 ließ sie die schon von Peter beabsichtigte Vermählung ihrer ältesten Tochter, der Prinzessin Anna, mit dem Herzoge von Holstein-Gottorp feierlich vollziehen. Hinsichtlich der persischen Angelegenheiten gelang es der Kaiserin, ihres Gemahls Eroberungen zu vermehren und den Krieg glücklich zu beendigen. Sie fuhr auch fort, die von Peter I. gestiftete Petersburger Akademie zu beschützen, und wohnte mehrern Versammlungen derselben persönlich bei, wobei sie sogar die Geduld hatte, lange und langweilige lateinische Reden mit anzuhören. Seit dem Tode Peters des Großen genoß die Czarin keiner dauerhaften Gesundheit mehr. Sie starb, nach russischer Zeitrechnung, am 27. Mai, nach dem verbesserten gregorianischen Kalender aber am 17. Mai 1727. Sie hinterließ 7 Kinder, von welchen 5 erst nach ihrer öffentlichen Vermählung mit Peter dem Großen geboren waren. Ihre Namen mögen hier noch angeführt werden: 1) Maria Petrowna, geb. 20. März 1713, sehr jung gestorben; 2) Margaretha, geb. 19. September 1714, gest. 1715; 3) Peter, geb. 8. November 1715, gest. 6. Mai 1719; 4) Ein Prinz, gestorben am Tage seiner Geburt 1. Januar 1717; 5) Nathalia, geb. 20. August 1718.

Marsch der französischen Hauptarmee über den St. Bernhardtsberg nach Italien,
vom 17—20. Mai 1800.

Dieser Zug erinnert an einen der glänzendsten Zeitpunkte in Napoleons Leben, und ist in der neuern Kriegsgeschichte ein Ereigniß, einzig in seiner Art. Gleich im Anfange seiner Regierung hatte der Ober-Consul Napoleon Buonaparte versprochen, den Frieden herbei zu führen, und in dieser Absicht den 1. Januar 1800 an den König Georg III. von England geschrieben, erhielt aber den 14. Januar zurückweisende Antwort. England schloß einen neuen Vertrag mit Oestreich, dessen Waffen, mit denen der Russen verbunden, mehrere Vortheile in Italien errungen hatten, und durch Oestreichs Vermittelung gleiche Traktate mit Baiern, Würtemberg und Mainz. Jetzt sah sich der Ober-Consul zur Fortsetzung des Krieges gezwungen: von zwei Seiten sollten die Oestreicher nun angegriffen werden. General Moreau erhielt den Oberbefehl über das französische Heer am Oberrhein; Napoleon übernahm es, in Italien einzudringen und zu siegen. Eiligst zog sich seit dem 8. März 1800 zu Dijon, der Hauptstadt von Burgund, eine Reservearmee von 8000 Mann zusammen. Napoleon traf den 6. Mai bei ihr ein, musterte sie, und zog mit ihr nach Genf, wo er am 8. Mai eintraf. Hier übernimmt er das Armeekommando und hält am 13. Musterung zu Lausanne, über 36,000 Mann, welche Lannes befehligte. Um aber von hier aus nach Italien vorzudringen, mußte er die Alpen übersteigen. Bald ist sein Entschluß gefaßt; er theilt sein Heer in 4 Colonnen und zieht, wie einst Hannibal und Cäsar, über Europens höchste Gebirge. Eine Colonne ging über den Mont Cenis, die zweite über den Simplon, die dritte über den St. Gotthardt und die vierte unter Napoleon selbst, über den großen St. Bernhardt vom 17—20. Mai 1800.

Unter außerordentlichen Beschwerden ward der Uebergang über diesen 12,000 Fuß hohen Bergrücken bewerkstelligt. Nachdem General Marescot von seiner beschwerlichen Recognoscirung des Berges zurück kam, fragte Napoleon mit seiner gewöhnlichen Kürze: »Kann man passiren?« — »Ja!« — war die Antwort. »So wollen wir den Berg überschreiten, — fuhr Napoleon fort — die Armee soll marschiren.« — Auch der Transport des Geschützes, obschon mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, wird möglich gemacht. Die Kanonen werden aus einander genommen und entweder auf Schlitten von 60 Mann, oder, sind es Haubitzen und Achtpfünder, in ausgehöhlten Bäu-

men von 100 Soldaten über die Berge gezogen. Kugeln, Patronen und Pulver werden in Kisten und Säcke gepackt und von Maulthieren oder von den französischen Kriegern willig getragen. Zwei Tage dauerte der Zug bis zum Gipfel des Berges. Hier, umringt von steilen Felsen, in einer unermeßlichen Oede, nichts anders erblickend als Eis und Schnee, rücken die Franzosen mit beispiellosem Muthe vor, mühsam kletternd, oft strauchelnd und fallend, sich nicht Zeit zur Erholung nehmend, weil dadurch die Colonne aufgehalten würde. Bei hartem Frost, in tiefem Schnee watend, und nahe daran, der Last der Waffen und des Gepäckes zu unterliegen, stimmen sie wechselsweise zu ihrer Ermuthigung Kriegslieder an. Unter Napoleons Augen werden die Hindernisse der Natur überwunden. Auf dem Gipfel angelangt, erhalten die Krieger der Reihe nach von den Bewohnern des Hospizes alle ihnen nöthige Pflege. Nach einem Halt von einigen Stunden wendet sich jede Division mit neuem Muthe bergabwärts über die steilen Abhänge von Piemont, und Napoleon selbst leitet den Zug des Heeres von dem Gipfel eines, sich fast senkrecht erhebenden Gletschers hinab. Am 20. Mai war der Berg völlig überstiegen und am 2. Juni war die ganze Reservearmee von Dijon unter Napoleons Kommando in Italien vereinigt. 48,000 Mann Infanterie, 5600 Mann Kavallerie und 2400 Mann konsularischer Garde und Artillerie waren über den großen St. Bernhardt gezogen. Den kleinen St. Bernhardt hatten 5000, den Simplon 2400, den St. Gotthardt 20,000 und den Mont Cenis 10,000 Soldaten überschritten. Die Gesammtzahl betrug 92,400. Sie erschienen in Italien, ohne daß die Oestreicher ihre Ankunft nur geahndet hatten, und siegten bald darauf, am 14. Juni 1800, in der entscheidenden Schlacht bei Marengo.

Alkuin, Flaccus Albinus oder Alcuinus, der Vertraute, Lehrer und Rathgeber Carls des Großen,

geboren zu York 732 und gestorben am 19. Mai 804 in der Abtei St. Martin de Tours.

Alkuin, zu York in England 732 geboren, war ein Schüler des Erzbischofs Egbert von York und Diakon an dessen Kirche. Alkuin folgte demselben als Lehrer der heiligen Schriften an der Kirche zu York. 794 wurde er aber vom Kaiser Carl dem Großen zum Concilium nach Frankreich berufen, um daselbst die Irrthümer des Felix und Elipandus, gegen welche Alkuin bereits geschrieben hatte, zu bestreiten und zu

widerlegen. Alkuin wohnte diesem Concilium bei, und Carl der Große empfahl ihn den Geistlichen und Prälaten als einen in Kirchensachen sehr gelehrten Mann. Er schrieb auch den Synodalbrief dieses Concils. Nach beendigtem Concil bat der Kaiser den Alkuin, bei ihm zu bleiben. Letzterer willigte aus zweierlei Gründen ein: erstens, weil in England große Unordnungen herrschten, und zweitens, weil er in Deutschland nöthig war, um des Felix und Elipandus Irrthümer zu bekämpfen. Alkuin blieb also bei Carl dem Großen in Austrasien zu Aachen, wo nämlich derselbe residirte. Hier schrieb er seine Briefe gegen Felix und Elipandus, und stand beim Kaiser in so großer Achtung, daß sich dieser, obgleich er selbst ein Gelehrter war, als dessen Schüler betrachtete. Man nannte Alkuin zu jener Zeit den Universalmenschen und den Sekretair der freien Künste. Er unterrichtete die Franzosen nicht nur durch seine Schriften, sondern auch durch seine öffentlichen Vorlesungen, die er im Palaste des Kaisers zu Aachen gehalten haben soll. Carl der Große bediente sich auch Alkuins bei verschiedenen Negociationen, und verlieh ihm mehrere Abteien, worunter auch St. Martin de Tours war, wohin sich Alkuin gegen das Ende seines Lebens in stille Einsamkeit zurückzog, und auch daselbst am Pfingsttage 804 am 19. Mai starb, um in ein besseres Leben einzugehen. Einige Historiker behaupten, Alkuin sei einer von denjenigen Gelehrten gewesen, welche zur Errichtung der Pariser Universität beigetragen haben; allein diese Behauptung muß falsch sein, denn diese Universität wurde weit später gegründet. André du Chêne ließ 1617 zu Paris in einem Bande in Folio die Sammlung von Alkuins Werken drucken, bei deren Anfang sich auch das Bildniß dieses Gelehrten befindet. Seine Werke sind in 3 Theile eingetheilt.. Der 1ste umfaßt verschiedene Abhandlungen über die heilige Schrift; der 2te alles, was Theologie, Philosophie und freie Künste anbelangt, und der 3te enthält seine historischen Arbeiten, seine Briefe und Gedichte. Außerdem sind noch mehrere Schriften erschienen, die man Alkuin zuschreiben wollte, allein sie scheinen untergeschoben zu sein. Die Confession des Alkuin soll sich heute noch zu Dijon im Manuskripte vorfinden.

Begraben liegt Alkuin in der Kirche der Abtei St. Martin de Tours, wo man auch noch sein von ihm selbst verfaßtes 24zeiliges Epitaphium auf einer eingemauerten Kupferplatte sieht.

Magdeburgs Zerstörung,

am 20. Mai 1631 und Tilly's Einzug in diese Stadt, am 25 Mai 1631.

Diese reiche, blühende und stark befestigte Hansestadt, schon einmal der Wuth Wallensteins entronnen, war seit dem Ende des März Tilly's Hauptaugenmerk geworden. Aber vergeblich hatte er 6 Wochen lang seine ganze Kriegskunst aufgeboten, sie in seine Gewalt zu bekommen. Zwar ging ihr zuletzt die Munition aus, allein der schwedische Kommandant Falkenberg wußte durch weise Vertheilung des kleinen Restes und durch glückliche Ausfälle den Kaiserlichen noch immer vielen Schaden zu thun. Die größte Hoffnung der Bürger beruhte aber auf Gustavs Ankunft, und das Vertrauen auf die Nähe dieses Schutzgeistes machte sie so sicher, daß sie gar nicht glaubten, Tilly werde es jetzt noch wagen, etwas gegen sie zu unternehmen. In diesem Glauben bestärkte sie Tilly selbst, als er am 19. Mai mit Kanoniren inne halten, und am Nachmittage sogar die bisher gebrauchten Stücke abführen ließ. Die Magdeburger hielten dies für ein sicheres Zeichen, daß Gustav nahe sei, was doch vielmehr ein Vorbote des Sturms war, den der General, nach vergeblichen Aufforderungen, auf den Rath seiner besten Offiziere beschlossen hatte. In größter Stille wurden dazu die Nacht vorher die Leitern in Bereitschaft gelegt, und den Soldaten ward befohlen, sich zum andern Morgen um 5 Uhr fertig zu halten. Die Wächter auf der Mauer blieben bis nach Mitternacht auf ihren Posten; da aber alles still blieb, so gingen sie beim Anbruch der Morgendämmerung in ihre Wohnungen, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Ach, sie wußten nicht, welch ein Erwachen ihnen bereitet war! — Endlich schlug die bestimmte Stunde. Die Soldaten standen bereit; aber das Zeichen erfolgte noch nicht. Ungewiß, was er thun solle, hatte Tilly seinen Kriegsrath noch einmal zusammen berufen. Die meisten Stimmen vereinigten sich abermals für das Sturmlaufen, und so ward denn um 7 Uhr den harrenden Kriegern das Zeichen gegeben. Sogleich wird die Mauer von allen Seiten berannt, man setzt die Leitern an, die größten Stücke werden herangezogen, um irgendwo eine Bresche zu schießen. Ein wildes Geschrei von vielen tausend Stimmen dringt durch die Luft. Die erschrockenen Bürger überfällt Todesangst. Falkenberg, der eben mit einem seit gestern aufgehaltenen kaiserlichen Trompeter auf dem Rathhause in Gegenwart des Magistrats unterhandelt, eilt schnell auf seinen Posten und findet hier in dem fürchterlichen Kugelregen seinen Tod. Die Besatzung, nun ohne Anführer, denkt bald

nicht mehr an die Vertheidigung, Jeder eilt nach Hause, bringt seine Baarschaft bei Seite, und verbirgt sich, wo er kann. Am Krökenthor und an der hohen Pforte ward die Mauer zuerst erstiegen. Um 9 Uhr war der Feind in der Stadt. Die Thore werden erbrochen, die Infanterie marschirt ein und besetzt die Straßen. Hie und da wagt es ein Bürger noch, aus dem Fenster zu schießen, selbst Weiber werfen Ziegel von den Dächern herab. Aber nun beginnt das eigentliche Trauerspiel. Die Erlaubniß zum Plündern wird gegeben. Die lange verhaltene Wildheit bricht plötzlich aus. Aus Menschen werden gereizte Tiger. Blutdurst, Wollust und Raubsucht, diese drei so verschiedenartigen und doch so nahe verschwisterten Begierden, bemächtigen sich der ungebundenen Willkür, und alle Gräuel der Unmenschlichkeit werden ohne Scheu und Scham geübt. Es ist kaum zu sagen, ob die Schmach der Weiber oder die Niedermetzelung der Männer schrecklicher war, doch wurden auch die ersteren mit dem Schwerte nicht verschont. In der Katharinenkirche fand man 53 Weiber mit abgeschlagenen Köpfen. Die Straßen waren mit zuckenden und röchelnden Körpern bedeckt, und kein Haus war ohne Blut. Um 10 Uhr kam an mehreren Stellen Feuer aus, welches bald so um sich griff, daß selbst die Plünderer genöthigt wurden, sich auf die Wälle zurück zu ziehen. Viele, die sich auf den Böden versteckt hatten, verbrannten nun auf die jämmerlichste Art. Man sah kleine Kinder auf den Straßen herumlaufen und nach ihren Müttern schreien, und Kroaten, die unmenschlich genug waren, diese unschuldigen Kleinen aufzuspießen und in die Flammen zu werfen. Einige menschenfreundliche Offiziere brachten Tilly'n draußen im Lager von diesen Gräueln Nachricht, und fragten ihn, ob er nicht dem Plündern Einhalt thun wolle. Er aber antwortete: »Lasset ihnen immer noch eine Stunde Zeit, und dann kommt wieder. Der Soldat muß für seine Mühe und Gefahren auch was haben.« — Abends um 10 Uhr legte sich der Brand, nachdem von der ganzen herrlichen Stadt nichts weiter als die Domkirche, das Liebfrauenkloster und eine Reihe entlegener Fischerhäuser an der Elbe übrig geblieben war. Am folgenden Tage kamen die Sieger abermals in die Stadt, um die Keller zu durchsuchen, und hier fanden sie unermeßliche Beute. Auch eine Menge erstickter Leichname ward herausgeworfen. Etwa 400 der reichsten Bürger waren von Offizieren, die sich ansehnliche Lösegelder von ihnen versprachen, in das Lager gerettet worden. Zwei Tage nach dem Brande ward die Domkirche geöffnet, und hier fand man gegen 1000 Unglückliche, die von Angst, Hunger und Durst so abgemattet waren, daß sie mehr Leichen als Lebendigen glichen. Man gab dem Tilly davon Nachricht, und

er schenkte ihnen nicht nur das Leben, sondern ließ auch Brot unter sie austheilen. Die, welche noch gesund waren, mußten die Kirche reinigen, die Uebrigen wurden in den Bischofshof geführt. Mit einigen Predigern, die sich gleichfalls gerettet hatten, unterhielt sich der Sieger sehr gnädig. Jetzt schien sein Zorn befriedigt zu sein. Auch war ja sein Hauptzweck erreicht.

Man brauchte viele Tage dazu, um die Straßen in soweit aufzuräumen, daß der General seinen Einzug halten konnte. Man versichert, daß bis zum 31. Mai sechstausend vierhundert und einige vierzig Todte in die Elbe geworfen worden seien. Und wer zählet die Verbrannten und die, welche auf den Kirchhöfen begraben worden sind. Im Ganzen wird die Summe aller Umgekommenen auf 30,000 angesetzt. — Am 25. Mai fand endlich Tilly's Einzug Statt. Nachdem in der Domkirche Messe gehalten, das Tedeum gesungen, und um die Stadt herum mit allen Kanonen drei Mal Victoria geschossen worden war, ritt der Sieger mit seinem Gefolge durch die Hauptstraßen und weidete sich an den furchtbaren Denkmälern seiner Macht. Nicht ohne Selbstzufriedenheit schrieb er darauf in dem nach Wien zu sendenden Berichte: »er glaube, daß seit Troja's und Jerusalems Zerstörung solch ein Sieg nicht sei gesehen worden.«

Magdeburg, lateinisch Parthenopolis genannt, wurde vom Kaiser Otto I. kurz vor dessen Tode im Jahre 962 oder 971 zum Erzbisthume erhoben. Der erste Erzbischof dieser Stadt war Albert von Trier, welchem Papst Benedict VI. den Titel eines deutschen Patriarchen beilegte. Als Luther in Deutschland auftrat, war Magdeburg eine der ersten Städte, die des Reformators Lehre annahmen. — Außer Tilly's Belagerung hat diese Stadt noch mehrere ausgestanden, und würde wahrscheinlich sich nicht so wieder erholt haben, wenn es seit dem Westphälischen Frieden, 1648, nicht an den Kurfürsten von Brandenburg abgetreten worden wäre. Jetzt ist es eine der blühendsten Handelsstädte Deutschlands.

Die Schlacht bei Bauzen oder Wurschen,

am 20. und 21. Mai 1813.

Den 11. Mai war das französische Heer über die in Eile wieder hergestellte Elbbrücke zu Dresden gegangen. Sieben Stunden lang saß Napoleon auf einer Bank der Brücke und ließ Franzosen, Italiener und die Truppen der Bundesfürsten vor sich vorüberziehen. Mit diesem Heere wollte er nun die Verbündeten, die ein festes Lager bei Bauzen und Hochkirch bezogen hatten, zum zweiten Male aufsuchen. Sie hatten sich bis auf

100,000 Mann verstärkt, der französische Kaiser aber konnte ihnen wieder 140—150,000 Mann entgegenstellen. Den Marschall Ney und den General Lauriston ließ er von Hoyerswerda her den Gegnern in die rechte Flanke gehen, um ihre feste Stellung unwirksam zu machen. Diese merkten das Vorhaben und schickten ihnen einige tapfere Haufen unter Kleist und Barclai de Tolly bis Königswartha entgegen. Unerwartet überfielen diese eine Abtheilung Italiener von 9000 Mann, und rieben sie fast gänzlich auf, so daß, was nicht fiel oder gefangen wurde, in die Wälder flüchtete, und eroberten auch ihre Kanonen mit den Pulverwagen. Als nun aber das ganze Heer des Marschalls herankam, zogen sich die Preußen und Russen nach einem sehr tapfern Kampfe auf das Hauptheer zurück, weil sie nicht stark genug waren, es allein mit ihm aufzunehmen.

Am folgenden Tage, den 20. Mai, erzwang Napoleon durch ein blutiges Gefecht den Uebergang seines Heeres über die Spree; er verlor viele Leute dabei, und die Verbündeten zogen sich in der größten Ordnung in ihre Hauptstellung bei Wurschen und Hochkirch. Die Russen hatten den rechten und linken Flügel, die Preußen den Mittelpunkt inne. Zwar hatte diese Stellung ihre Festigkeit schon verloren, seit ihnen Ney in der rechten Seite und fast im Rücken stand; allein sie ohne Kampf zu verlassen, schien dem Kaiser Alexander und dem Könige Friedrich Wilhelm ihrer unwürdig zu sein. Sie wollten den übermüthigen Feinden wenigstens zeigen, daß die Festigkeit ihres Heeres nicht in den Schanzen, sondern in der Brust jedes Kriegers beruhe, daher nahmen sie den Kampf an. Napoleons Schlachtplan war, daß seine Marschälle Oudinot und Macdonald den linken Flügel der Gegner zuerst angreifen sollten, damit sie ihre Aufmerksamkeit dahin richten müßten, während der Marschall Ney, nach seiner ersten Bestimmung, ihre rechte Flanke noch mehr umginge; und dieser Anschlag mußte ihm wohl gelingen, weil er so viele Tausende mehr hatte. Am nächsten Morgen, den 21. Mai, vor Tagesanbruch war er schon auf, und der Angriff auf den linken russischen Flügel, unter dem Prinzen von Würtemberg und dem General Miloradowitsch, gab das Zeichen der Schlacht. Hier, an einem waldigen Bergrücken, wurde aufs heftigste mit dem Geschütze herüber und hinüber gefeuert, und die Scharfschützen suchten einander Vortheile abzugewinnen; aber die Russen hatten sehr gut gewählte Anhöhen besetzt und wiesen die beiden Marschälle blutig zurück. Auch in der Mitte kam es bis Mittag zu keinem Hauptangriff in der Nähe; Napoleon wartete, bis Ney die Punkte erreicht haben würde, welche er ihm bestimmt hatte. Dieser war mit großer Heftigkeit vorgedrungen, hatte den russi-

schen Feldherrn Barclai de Tolly zum Rückzuge genöthigt und den Gleimer Windmühlenberg, so wie das Dorf Preititz erobert. Der Augenblick war gefährlich, denn Preititz lag fast im Rücken des Bundesheeres; aber Blücher schickte sogleich den General Kleist und andere Truppen dorthin zu Hülfe, und die Preußen erstürmten das Dorf wieder. Da sah Napoleon, daß es noch nicht genug sei, solche Krieger unerwartet an der schwachen Seite anzugreifen; durch das Umgehen vom Marschall Ney ließen sie sich noch nicht schlagen; Napoleon mußte daher seine Reserve und seine Garde zu Hülfe nehmen, die, bisher in einem tiefliegenden Grunde versteckt, gewartet hatten. An ihre Spitze stellte er seinen besten Feldherrn, den Marschall Soult, den er aus Spanien zu sich gerufen hatte; und in dem Augenblicke, als die Preußen durch die Unterstützung des rechten Flügels ihre Mitte geschwächt hatten, mußte Soult diese mit Ungestüm angreifen. Unabsehbare dunkle Schaaren des Fußvolks wälzten sich gegen die Höhen von Krelkwitz und Klein-Bauzen, welches die Schlüssel der preußischen Stellung waren, hinan; zugleich ließ Napoleon hier wieder, wie bei Lützen, eine Menge Geschütz auf Einen Fleck zusammenfahren und ein fürchterliches Feuer erheben. Blutig wurde um diese Höhen mit dem Bajonette gestritten, und die Franzosen verloren außerordentlich viel Menschen; endlich blieben sie durch ihre Uebermacht Meister derselben. Jetzt mußten die verbündeten Herrscher entweder alles daran setzen, und mit der letzten Kraft und gewiß mit sehr vielem Blute die verlornen Höhen wieder erstürmen, oder die Schlacht abbrechen, weil ihre Stellung nun gar zu unvortheilhaft geworden war. Und dieselben Gründe, welche sie, ohne geschlagen zu sein, bei Lützen zum Rückzuge bewogen, thaten es auch hier. Noch war der Augenblick nicht gekommen, wo es rathsam war, das Aeußerste zu wagen; noch war viel neu gerüstetes Volk aus Preußen und Rußland nicht zur Stelle, und vor allen Dingen mußte die Stellung dicht neben Oestreich behauptet werden, dessen Beitritt zur gerechten Sache sehr bald zu erwarten war; seine Rüstung war ihrer Vollendung nahe. Aus diesen Gründen befahlen die beiden Herrscher ihren Heeren, die Schlacht abzubrechen und den Kampfplatz zu verlassen; und es geschah nach 3 Uhr Nachmittags, bei hellem Tage, mit solcher Ordnung und Ruhe, daß die Franzosen an keine Verfolgung, wie sonst nach einem Siege, denken konnten, nicht ein Stück eroberten und in der ganzen Schlacht sehr wenige Gefangene machten. Napoleon hatte sich auf einen Hügel bei Niederkayen begeben und überschaute, auf einer Trommel seiner Garde sitzend, das Schlachtfeld; mit hastiger Eile trieb er seine Schaaren vorwärts, um größere Vortheile zu erringen; allein die

leichten Reiter der Russen und Preußen, die den Rückzug deckten, wiesen ihm ihre guten Schwerter, und er mußte zufrieden sein, daß sie ihm nur den Wahlplatz überlassen hatten. Er hatte diesen Gewinn theuer genug erkauft; denn er verlor an diesem Tage über 20,000 Mann, während die Verbündeten in allem nur 12,000 einbüßten.

Kaiser Constantin der Große,

geboren 274, gestorben am 22. Mai 337.

Flavius Valerius Aurelius Claudius Constantinus der Große war der Sohn des Constantius Chlorus und der Helena, und nach Einigen zu Naissus in Dardanien, dem heutigen Nissa in Servien, nach Anderen zu Colchester in England oder Eboracum, 274 geboren. Als Diocletian den Vater Constantins zum Mitregenten ernannte, behielt er den Sohn gewissermaßen als Geißel an seinem Hofe, ließ ihn aber mit großer Sorgfalt erziehen. Nachdem Diocletian und Maximinianus Hercules die Regierung niedergelegt hatten, bemühte sich Galerius, der auf den Jüngling eifersüchtig war, sich von ihm zu befreien; Constantin fand bei seinem Vater eine Zuflucht, welcher aber bald darnach starb, worauf er 306 am 25. Juli von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen wurde. Galerius verweigerte ihm aber bis 308 den Titel Augustus und bewilligte ihm nur die Cäsarwürde. Constantin nahm dessenungeachtet die Länder seines Vaters, Gallien, Hispanien und Britannien, in Besitz. Seine ersten Kriegsunternehmungen waren gegen die Franken, welche damals Gallien verwüsteten. Er machte zwei ihrer Anführer zu Gefangenen, ging über den Rhein, überfiel und zerstreute sie. Bald darauf richtete er seine Waffen gegen Maxentius, der sich mit Maximinus gegen ihn verbunden hatte. Als er sich auf dem Zuge nach Italien an der Spitze seines Heeres befand, erblickte er, der Sage nach, bald nach Mittag ein flammendes Kreuz unterhalb der Sonne, mit der Inschrift: »**In hoc signo vinces!**« (Unter diesem Zeichen wirst du siegen.) In der darauf folgenden Nacht erschien ihm Christus selbst und befahl ihm, eine Fahne in Gestalt jener Lichtsäule zu führen, die er gesehen hatte. Constantinus gehorchte diesem Befehle und ließ eine Fahne in Kreuzform, Labarum genannt, verfertigen. Einige Tage darauf lieferte er eine siegreiche Schlacht unter den Mauern von Rom, und schlug das Heer des Maxentius, welcher sich auf der Flucht in die Tiber stürzte. Constantin zog triumphirend in Rom ein und übte große Begnadigung aus. Der Senat er-

klärte ihn zum ersten Augustus (obersten Kaiser) und Pontifex Maximus. Das folgende Jahr, **313**, ward merkwürdig durch das Edikt des Constantinus und Licinius zu Gunsten der Christen. Völlige Religionsfreiheit wurde eingeführt, und die Christen erhielten alle ihre Güter zurück, die man ihnen während der Verfolgung genommen hatte. Sie durften nicht mehr verfolgt und von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen werden. Dieses Edikt bezeichnet den Triumph des Christenthums und den Sturz des Heidenthums. Licinius, Constantins Schwiegersohn, fing aus Eifersucht und Haß gegen Constantin an, die Christen zu verfolgen. Beide Kaiser griffen zu den Waffen und trafen **314** in Pannonien auf einander; es kam zur Schlacht, Licinius ward in die Flucht geschlagen und bat um Frieden, den ihm sein Sieger auch gewährte; Licinius brach aber den Friedensvertrag sehr bald. Constantin trug nun bei Chalcedon einen entscheidenden Sieg davon, verfolgte den fliehenden Besiegten und ließ ihn **323** erdrosseln. Hierdurch ward Constantin Herr des Morgen- und Abendlandes, und seine Hauptsorge war nun die Befestigung der öffentlichen Ruhe und die Verbreitung des Christenthums. Er traf mehrere wohlthätige Einrichtungen, setzte den Ausschweifungen feste Schranken, befahl, die Kinder der Armen auf seine Kosten zu erziehen, gab die Erlaubniß, sich über seine Beamten beklagen zu können, und untersuchte alles streng, richtete nach Recht, Gerechtigkeit und Billigkeit, und übte auch viele Nachsicht hinsichtlich der Abgaben, die er theils milderte, theils erließ. Das Vermögen der Criminalverbrecher wurde zwar eingezogen, doch war das der Frauen ausgenommen. Verbrecher wurden auf der Stelle gerichtet, ungesunde Kerker aber und verletzende Fesseln verboten. Nach einem Todesfalle theilten die Erben unter sich die hinterlassenen Sklaven; Constantin aber verbot, bei dieser Theilung die Männer von den Weibern und die Väter von ihren Kindern zu trennen. Die Ehescheidungen waren unter den Römern sehr gewöhnlich geworden, Constantin aber erschwerte die Trennung. Den Christen gab er Gelder, um Kirchen zu bauen; er berief auch das Concilium von Arles, um dem Schisma der Donatisten ein Ende zu machen. Ein anderes **Concilium eucumenum** versammelte er **325** zu Nycäa in Bithynien, wohnte der Versammlung selbst im kaiserlichen Purpur bei und zeigte sich äußerst demüthig gegen die Bischöfe. Die Arianer warfen seine Bildsäulen mit Steinen, weil er sich gegen sie erklärt hatte, Constantin bestrafte sie aber nicht für diesen Frevel. —

Am **26.** November **329** legte er den Grund zu einer neuen Stadt, Byzanz in Thrazien, am Hellesponte, zwischen Europa und Asien. Nachdem diese neue Stadt von Severus

fast gänzlich zerstört worden war, stellte sie Constantin wieder her, erweiterte ihren Umfang, zierte sie mit schönen Gebäuden, öffentlichen Plätzen, Springbrunnen, einem Circus, einem Palast, und gab ihr seinen Namen, daher sie noch heute Constantinopel heißt. Um diese neue Hauptstadt der alten ähnlich zu machen, erbaute er sie ebenfalls auf sieben kleinen Hügeln. Durch seine Lage begünstigt, wurde Byzanz Roms Nebenbuhlerin und verdunkelte dasselbe nicht wenig. Alle Reichthümer flossen nach dem Morgenlande, wohin die Völker ihren Tribut und Handel brachten, und Rom versank unter den Händen der Barbaren in Trümmer. Eine noch schädlichere Folge der Verlegung der Hauptstadt war die Trennung des Reichs, welche zunächst dem Abendlande Schaden brachte. Constantin veränderte auch die Regierungsverfassung. — Gegen das Ende seines Lebens begünstigte Constantin die Arianer, wozu ihn Eusebius von Nicomedien vermochte. 337 erkrankte er unfern Nicomedien. Er bat um die Taufe, die man ihm nebst den andern Sakramenten ertheilte, und starb sodann am 22. Mai desselben Jahres nach einer Regierung von 31 Jahren, im 56sten Jahre seines Lebens. In seinem Testamente hatte er sein Reich unter seine drei Söhne, Constantin, Constantius und Constans, vertheilt. —

Constantin hatte einen übertriebenen Ehrgeiz, war zu freigebig und prachtliebend, aber tapfer an der Spitze seines Heeres, sanft und leutselig gegen seine Unterthanen, die Liebe seines Volkes und der Schrecken seiner Feinde. Er soll auch ein gelehrter Mann gewesen sein, wovon Eusebius Zeugniß giebt, und soll sogar selbst mehrere Predigten gehalten haben.

Das Andenken dieses Kaisers wurde in der christlichen Kirche heilig gehalten, und seinem Grabe erwies man außerordentliche Ehrenbezeigungen, eben so wie seiner auf einer Porphyrsäule stehenden Statüe. Der Papst Nicolaus versicherte, Constantins Name habe im 9ten Jahrhundert unter die heiligen Mysterien gehört. Einige neuere Märtyrologen setzen das Fest des heiligen Constantin auf den 22. Mai, als am Tage seines Todes. In England sogar befanden sich mehrere Kirchen, welche seinen Namen trugen, und die ägyptischen Christen feierten seinen Festtag ebenfalls. Die Griechen und Moskowiter feiern diesen Tag am 21. Mai.

Kriege der Preußen: Zweite Schlacht bei Kaiserslautern, am 23. Mai 1794.

Während in den Niederlanden verhängnißvolle Kämpfe geliefert wurden, beschränkte sich die Thätigkeit der Preußisch-Sächsischen Rheinarmee lange Zeit auf bloße Postengefechte. Auch als Möllendorf, Befehlshaber der Preußen, von dem Abzuge Jourdan's mit der Moselarmee und von der großen Schwäche des französischen Rheinheeres unterrichtet war, wandte er seine Augen nicht nach der Sambre, sondern nach der Saar, und warf am 23. Mai den französischen Divisionsgeneral Ambert durch einen sehr künstlichen, auf den genauen Marsch mehrerer Kolonnen berechneten Angriff aus seiner festen Stellung bei Kaiserslautern, wobei er ihm einen beträchtlichen Verlust an Todten, Gefangenen und Geschützen beibrachte. Dieß war die sogenannte zweite Schlacht bei Kaiserslautern, in deren Folge die Franzosen sich über Pirmasens, Blieskastell und Speier nach Germersheim zurückzogen und zum Theil in die Linien an der Queich rückten, wo sie das Jahr vorher gestanden hatten. Zufrieden mit diesem Erfolge, steckte Möllendorf, welcher überhaupt gegen den durch die Pillnitzer Convention veranlaßten Krieg mit Frankreich war, das Schwert in die Scheide. Die Preußen und Oestreicher blieben nun müßig, bis die Franzosen am 12. Juli, aus dem Innern verstärkt, aufs neue zum Angriffe heranrückten. An diesem Tage wurden sie aber geworfen, und die Preußen nahmen hierauf ihre Stellung näher am Rheine bei Rehbach. Jetzt trat bis zur Mitte des Septembers abermals Waffenruhe ein.

Geronimo Savonarola, Dominikanermönch und revolutionärer Reformator, zugleich philosophischer und ascetischer Schriftsteller, zu Florenz verbrannt am 24. Mai 1498.

Geronimo Savonarola, von adeligen Eltern zu Ferrara geboren am 21. September 1452, trat am 25. April 1474 zu Bologna in den Orden der Dominikanermönche. Er lehrte hier Physik und Metaphysik; und nachdem er diesem Fache einige Jahre vorgestanden hatte, legte er sich gänzlich auf die Lektüre frommer Bücher und besonders der heiligen Schrift. Nun fing er an zu predigen und Beichte zu halten, welchen Verrichtungen er mit außerordentlichem Fleiße oblag; um jedoch seine Kraft und Zeit nicht zu versplittern, gab er die Beichte ab,

und widmete sich nun ausschließlich der Kanzel. **1492** ward er von seinem Orden abgeschickt, um Lorenzo von Medicis zum Tode vorzubereiten. Er erwarb sich durch seine Predigten und durch seine Prophezeiungen einen außerordentlichen Ruf in Florenz, dessen Staatsruder er sogar eine Zeit lang geführt hatte. Es ist außer allem Zweifel, daß Savonarola ein großes Genie und ein frommer Mann war; ob er aber die Gabe eines Propheten gehabt, und ob seine Vorausverkündigungen eingetroffen sind, darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen; soviel ist aber gewiß, daß er in seinem Tadel gegen die Geistlichkeit seiner Zeit mit mehr Mäßigung hätte verfahren und den Papst Alexander **VI.** mehr schonen sollen; denn er hatte sein nachmaliges Unglück nur seinem übertriebenen Religionseifer und seinen öffentlichen Strafpredigten zu verdanken. Der Papst, höchst erzürnt gegen diesen Mönch, ließ ihn **1497** vorladen, um sich wegen seiner gegen Alexander **VI.** ausgestoßenen Klagen zu rechtfertigen. Savonarola hielt aber nicht für gut, sich seinen Feinden persönlich in die Hände zu liefern, sondern er zog vor, seine Rechtfertigung und Vertheidigung in Briefen an den heiligen Vater zu führen. Dieses half ihm aber nichts, denn Alexander exkommunizirte ihn als einen ungehorsamen Ketzer; allein der Mönch ließ sich nicht so leicht zum Schweigen bringen, sondern entgegnete durch Schriften, worin er bewies, daß des Papstes Exkommunikation null und nichtig sei. Was Savonarola bei dieser Gelegenheit alles geschrieben hat, befindet sich in der von **Giovanni Francesco Pic de la Mirandola, principe de la Concordia** abgefaßten, und **1674** vom Pater Jacques Quëtif in Paris herausgegebenen Lebensbeschreibung dieses Mönchs, gegen welchen sich endlich die Verfolgung der Florentiner erhob. Das Volk hörte seine Predigten nicht mehr an und gab seinen Gegnern mehr Gehör, als dem strengen Strafprediger, den man früher so sehr bewundert hatte, der nun aber verhaßt geworden war. Man riß ihn gewaltsam aus seinem Kloster, um ihn ins Gefängniß zu schleppen; man machte ihm den Prozeß, und er ward verurtheilt, gehangen und verbrannt zu werden; dessenungeachtet aber begnügte man sich, sonderbar genug, nicht damit, daß man ihm die Sakramente der Buße und des Abendmahls gestattete, sondern Alexander fügte noch einen völligen päpstlichen Ablaß hinzu. Hierauf starb Savonarola nach Einigen am **24.**, nach Anderen am **23.** Mai **1498**, im **46**sten Jahre seines Alters. Bald nach seinem Tode kam eine Schrift heraus, in welcher sein Glaubensbekenntniß abgehandelt war und der Hingerichtete einer großen Menge Extravaganzen beschuldigt wurde, aber doch keiner Sache, die den Tod verdient hätte.

Jo=

Johann Balesdens ließ 1633 zu Leyden vier Werke dieses Mönchs, welche noch zu dessen Lebzeiten in Florenz erschienen, und wovon verschiedene, jedoch unkorrekte Ausgaben vorhanden waren, wieder drucken. Savonarola's Geist und Frömmigkeit zeigt sich überall in seinen Werken. 1496 erschien zu Florenz von Geronimo Benevieni eine Uebersetzung der savonarolischen Schrift **De Simplicitate vitae Christianae**, und 1672 gab der französische Pater Philippe Chahut dasselbe Werk, in seine Sprache übersetzt, heraus, nebst der Uebersetzung des Buchs **Expositio Orationis Dominicae quadruplex**; und 1497 gab Savonarola seinen **Triumphum crucis**, seinen **Dialogum Spiritus et Animae** selbst in einer italienischen Uebersetzung heraus.

Man hat noch andere fromme Schriften von Savonarola, von denen ich folgende anführen will: **Trattato dell' Humilità. — Trattato dell' Amore di Gesù Christo. — Trattato della Vita vedovile. — Due Trattati dell' Orazione. — Regole del ben viver Christiano. — Regole del viver christianamente** (welche er auf Bitten seines Gefangenwärters im Gefängniß schrieb). — **Operetta sopra i dieci Commandamenti. — Trattato de' Misterii della Messa. — Epistola della frequente Communione. — De vitae spiritualis perfectione etc.**, alle in den Jahren 1495—1498 in Florenz gedruckt. Mehrere dieser Werke haben neue Auflagen erlebt. Man hat übrigens auch einen Auszug von Savonarola's Offenbarung, eine Sammlung geistlicher Briefe, in italienischer Sprache nebst der lateinischen Uebersetzung vom Pater Quëtif in 12mo., 5 Bände, Predigten, gedruckt im Jahre 1520 in Venedig ꝛc., und mehrere andere Predigtsammlungen, die nicht alle die Approbation erlangt haben. Sein Gespräch **de Veritate Prophetica**; eine italienische Abhandlung **contra Astrologiam Judiciariam**; ein Auszug der Natur- und Moralphilosophie; eine Abhandlung **de Disciplinis etc.** Man vergleiche unter andern Bayle's **Dictionnaire historique et critique**, 4. Ausg.

Ich habe mich deshalb über Savonarola etwas umständlich ausgelassen, weil derselbe zu wenig bekannt sein dürfte.

Don Pedro Calderon de la Barca Henao y Riano,

geboren am 1. Januar 1601, gestorben am 25. Mai 1687.

Der Dichter Calderon stammte aus einer altadeligen Familie und ward am 1. Januar 1601 zu Madrid geboren. Seine erste Bildung erhielt er im Jesuitercollegio seiner Vaterstadt und vollendete sie zu Salamanca, verließ aber diese Uni-

versität schon im 18ten Jahre wieder. Obgleich Geschichte, Philosophie und Jurisprudenz sein Studium waren, so entwikkelte sich doch sehr frühzeitig sein Dichtergenie, wovon er durch sein erstes Schauspiel **El Carro del Cielo** schon im 14ten Jahre einen öffentlichen Beweis ablegte. Sein Talent für diese Art von Poesie, welche seinen Namen ehrenvoll auf die Nachwelt brachte, erwarb ihm unter seinen Zeitgenossen bald Freunde und Gönner. Mehrere Große am Madrider Hofe interessirten sich für den jungen Dichter und eröffneten ihm eine würdige Laufbahn. Hierauf trat er aber in den Militairstand und trug in Mailand und in den Niederlanden 10 Jahre lang mit Auszeichnung die Waffen. 1636 berief ihn Philipp IV. an den Hof zurück und ernannte ihn im folgenden Jahre zum Ritter des St. Jagoordens, und Calderon wohnte sodann dem Feldzuge in Catalonien bei. Der bald abgeschlossene Friede aber gab den Ritter seiner ruhmvollen Kunst zurück, die seinen Namen immer berühmter machte. Am Hofe widerfuhren ihm Gnadenbezeigungen aller Art; man gab ihm eine Pension von 30 **escudos de oro**, und hielt sein Talent in fortwährender Thätigkeit. Dabei hatte der Dichter auch noch das Vergnügen, daß sein Monarch alles darauf verwendete, um seine Theaterstücke mit Pomp darstellen zu lassen. Nachdem Calderon 10 Jahre unablässig für Theater und Kirche gearbeitet hatte, erhielt er vom Könige die Erlaubniß, in den geistlichen Stand zu treten. 1653 ward er Capellan an der erzbischöflichen Kirche zu Toledo, ohne aber seine bisherige Beschäftigung aufzugeben. 1663 erhielt er mit Beibehaltung dieser Stelle noch eine andere an der Hofcapelle zu Madrid und zugleich eine auf die Sizilianischen Einkünfte angewiesene Pension. Die vornehmsten Städte Spaniens ersuchten Calderon um **Autos sacramentales** oder Frohnleichnamsstücke, wodurch Calderons Ruhm und Einkünfte immer mehr stiegen; denn er verdunkelte durch seine Stücke, worauf er einen vorzüglichen Fleiß wandte, alles, was bisher Spanien in dieser Art geliefert hatte. In allen Dichtungen Calderons weht ein romantischer National- und Zeitgeist, nebst einem echten poetischen Genius. An Feinheit der Ausführung, Adel der Empfindung und angemessenem Ausdrucke steht Calderon über Lopez de Vega. Der Deutsche findet indessen Denkart und Ausführung der Calderonschen Stücke seinem Geiste fremd; dessenungeachtet aber muß der Kenner diesem Dichter seine Bewunderung zollen und ihn in mancher Hinsicht als unübertrefflich anstaunen. Obgleich Calderons Stücken gewisse Mängel der Zeit und Umstände eigen sind, so gehört der Dichter doch unter die größten poetischen Genie's der Welt, ein Urtheil, welches gewiß alle Kunstkritiker

mit den Spaniern selbst theilen werden. Man hat von Calderon 127 Komödien, wovon viele Intriguenstücke sind, voller Verwickelung und reich an den interessantesten Situationen; andere sind heroische Komödien, wieder andere historische Schauspiele, deren einige wohl Tragödien genannt werden können. Unter den romantischen Tragödien ersten Ranges verdient der standhafte Prinz einen ehrenvollen Platz. Außerdem hat man von Calderon 95 Autos sacramentales, 200 Loas (Vorspiele) und 100 Saynetes (Divertissements). Minder gekannt sind seine kleineren Dichtungen, als: seine Lieder, Sonnetten, Romanzen u. s. w.

Die Unsterblichkeit seines Namens verdankt dieser Dichter seinen Schauspielen allein. Die vollständigste Ausgabe derselben ist die von D. Juan de Vera Tassis von Villarroel. (Madrid 1685, 9 Bände.) Schlegel und Gries haben Deutschland mit meisterhaften Uebersetzungen aus Calderons Werken beschenkt. Von Ersterm sind 5 Stücke in 2 Bänden vorhanden (Berlin 1803 und 1806), und von Letzterm 6 Stücke in 3 Bänden (Berlin 1815—1818). An diese Beiden hat sich der Freiherr von der Malsburg angeschlossen. Göthe und Schlegel haben das Verdienst um die deutsche Bühne, sie dem Genius Calderons eröffnet zu haben. 1810 und 1811 erschien zuerst »der standhafte Prinz« in Schlegels Uebersetzung auf dem Hoftheater zu Weimar; ihm folgte bald die Schicksalstragödie »das Leben ein Traum« in einer Uebersetzung des Herrn von Einsiedel und später »die große Zenobia« nach Gries. 1816 ward das erste dieser beiden Stücke in Berlin bei einer großen Opposition aufgeführt. Das Leben ein Traum bearbeitete Herr West (Schreyvogel in Wien) für das Theater. In dieser Gestalt wurde es auf den meisten deutschen Bühnen mit Beifall aufgeführt.

Napoleon Buonaparte's Krönung als König von Italien,

am 26. Mai 1805.

Mitten unter den unermeßlichen Zurüstungen, welche Napoleon zu Anfang des Jahres 1805 in allen Häfen Frankreichs, Spaniens, Hollands und Belgiens machte, um über Großbritannien in London selbst zu siegen, oder es zum Frieden zu nöthigen, ward eine neue Krone auf sein Haupt gesetzt. Dies war die eiserne Krone Italiens. Den 17. März 1805 erklärte der Kaiser dem Senate, daß er den Wunsch der italienischen Nation genehmige, welchen eine feierliche Deputation der Consulta von Mailand ihm dargebracht hatte. Diese Deputation,

welche aus den großen Körperschaften des neuen Königreichs bestand, ward dem Senate vorgestellt. Schon am 30. December 1804 hatte die Deputation der italienischen Republik, welche, Melzi d'Erile an ihrer Spitze, Napoleons Krönung beigewohnt hatte, den Auftrag erhalten, mit der Staatsconsulta zusammen zu treten, um sobald als möglich einen Plan über das künftige Schicksal des Vaterlandes zu entwerfen und vorzulegen. Sie erklärte daher am 15. März 1805 Napoleon zum Könige von Italien, und die neue Verfassung des Königreichs Italien ward bekannt gemacht. Den 31. März reis'ten der Kaiser Napoleon und seine Gemahlin von St. Cloud ab, um sich nach Italien zu begeben und sich daselbst krönen zu lassen. Den 4. April verließ der Papst Paris, um nach Rom zurückzureisen; er hatte gehofft, zur Erkenntlichkeit für die Salbung Napoleons die Legationen wieder zu bekommen., welche durch den Vertrag von Tolentino abgetreten worden waren; allein wenn der Papst seine Hauptstadt mit den Ideen eines weltlichen Oberhauptes verließ, so wurde er nach Paris bloß als geistliches Oberhaupt berufen und daselbst als solches empfangen. Napoleon versicherte sich als König von Italien noch mehr der Abhängigkeit des heiligen Stuhls. Ehe er sich aber die eiserne Krone aufsetzte, verweilte er auf dem Schlachtfelde, auf dem er zum zweiten Male Italien erobert hatte. In der Mitte von 30,000 Mann Truppen ertheilt er hier den Tapfersten den Orden der Ehrenlegion und legt feierlich den Grundstein zu dem Denkmale, welches er den bei Marengo gebliebenen Helden errichtet. Am 8. Mai hielt er zu Mailand seinen feierlichen Einzug, und am 26. desselben Monats fand die Krönung Statt. Diese Feierlichkeit übertraf jene zu Paris durch ihren historischen Glanz. Der neue König ist zugleich Carl der Große und Napoleon. Wie zu Paris, krönt dieser sich selbst, und indem er die Krone vom Altare nimmt, sagt er mit lauter Stimme: »Gott giebt sie mir, wehe dem, der sie antastet!« Er stiftete den Orden der eisernen Krone, und diese Worte machten dessen Aufschrift aus. Am 7. Juni erklärt er seinen angenommenen Sohn, den Prinzen Eugen, zum Vizekönig von Italien, und glaubt seinen neuen Unterthanen kein sichererś Pfand seiner Liebe geben zu können, als daß er ihn zu seinem Stellvertreter wählt.

Belagerung von Danzig im Jahre 1807.

Vom 24. April an bis zur Uebergabe dieser Festung am 27. Mai.

Im Anfange des Jahres 1807 wurde Danzig von den Franzosen belagert und vom 24. April bis 21. Mai fortwährend mit grobem Geschütz beschossen. Von mehr als 21,000 Mann waren nur noch 7000 streitbare Krieger übrig, die Munition reichte kaum noch für wenige Tage hin, und die Uebergabe mußte daher bald erfolgen.

Während des Bombardements war in der Altstadt, Rechtstadt und Vorstadt keine Lebenssicherheit mehr, die Einwohner flüchteten nach Langgarten und in die Niederstadt. Während die Soldaten auf den Wällen den Feinden widerstanden, löschten die Bürger die entstandenen Feuersbrünste, und zu jeder Hülfsleistung bereit, lös'ten sie sogar die ermatteten Soldaten ab, stärkten die streitenden Krieger, pflegten die Verwundeten und erfüllten willig, was der Gouverneur, Graf von Kalkreuth, nur immer wünschte, denn er besaß das Zutrauen und die Liebe der Bürger und suchte die wohlthätige Uebereinstimmung der Soldaten und Bürger auf alle nur mögliche Art zu befördern.

Erst am 11. März war der General Graf von Kalkreuth nach Danzig gekommen, vorher hatte der General von Mannstein die Vertheidigung geleitet. Dieser hatte aber die Bürger mißmuthig und die Soldaten muthlos gemacht, denn er begegnete ihnen mit Mißtrauen und Härte, und verbot bei harter Strafe, von den Angelegenheiten der Stadt zu sprechen. Auch bei der zwar nothwendigen Niederreißung der Häuser vor den Festungswerken verfuhr Mannstein mit zu großer Härte, wie folgendes Beispiel beweisen wird. Am 24. December nämlich ganz früh brachen mit Gewalt 400 Mann in die Häuser von Neugarten, trieben die kaum erwachten Bewohner heraus und zertrümmerten schon von oben die Gebäude, als man unten noch mit Ausräumen beschäftigt war, und so wurde mit Niederreißen und Abbrennen der Vorstädte fortgefahren bis in die Mitte des März. Obgleich nun Kalkreuth dies noch einige Zeit fortsetzen mußte, so bewies er sich doch dabei als sorgsamer Vater der Stadt, und gab schöne Beweise, wie wehe es seinem Herzen that.

Den Muth der Soldaten zu erhalten und das Vertrauen der Bürger zu befestigen, war sein angelegentlichstes Geschäft. Wo die Noth am größten war, da war auch er, und kam zuletzt fast keine Nacht von den Wällen. Auf dem am meisten angegriffenen Hagelsberge hielt er sich in einer Kasematte auf, die bombenfest sein sollte; aber kaum hatte er dieselbe am 30.

April des Mittags verlassen, als eine Bombe einschlug, und die zerschmetterten Balken den General Laurens und den Generaladjutanten von Platen tödtlich verwundeten.

Der General von Kalkreuth hatte, bei seiner muthigen Vertheidigung von Danzig, noch immer die Hoffnung, daß die Festung gewiß durch preußische oder russische Truppen würde entsetzt werden, er wollte daher nichts von Uebergabe derselben hören, und befahl, keinen Parlamentair oder Unterhändler der Uebergabe wegen hereinzulassen. Dessenungeachtet kam am 25. April ein französischer Offizier als Parlamentair in die Stadt, indem er den wachhabenden Offizier unter dem Thore versichert hatte, daß in dem Briefe des Marschalls Lefevre an den Gouverneur hinsichtlich der Stadt Danzig nichts enthalten sei. Der Marschall Lefevre, welcher die Belagerungsarmee befehligte, hatte aber doch darin den Gouverneur zur Uebergabe aufgefordert. Kalkreuth antwortete vor seinen Adjutanten mit kurzen Worten, »daß es ein großes Unrecht sei, auf solche Art sich in die Stadt zu lügen, daß von einer Uebergabe keine Rede sein könne, oder daß er den Brief des Lefevre dem Könige, seinem Herrn, zusenden und ruhig das Schicksal des Krieges erwarten werde.«

Tag und Nacht beschoß nun der Feind die Stadt, so wie die Festungswerke. Der Hagelsberg wurde von Bomben und Kanonenkugeln so durchwühlt, daß er einem verwüsteten Felde glich. Immer bedrängter wurde die Lage der Stadt, keine Hülfe war zu hoffen, immer mehr Häuser wurden niedergeschossen oder durch Bomben angezündet, und nach einer 28tägigen Verwüstung bereitete sich der Feind, mit 40,000 Mann, zu einem Sturme vor. Am 21. Mai wurde die Stadt noch von allen Seiten beschossen, und die grauenvolle Zerstörung stieg aufs höchste.

Da erschien ein französischer Parlamentair vor dem Thore, um dem Generale die dem gefangenen Hauptmann Braun abgenommenen Depeschen des Königs zu übergeben. Während dieser Zeit ruheten Krieger und Waffen, und der Parlamentair leitete zugleich eine Unterhandlung ein, die auch Kalkreuth annehmen wollte, wenn er selbst die Bedingungen machen könnte, und dieselben genau erfüllt würden. Ein Waffenstillstand verschaffte der Stadt und der Besatzung Ruhe für kurze Zeit; aber die Unterhandlungen wurden abgebrochen, und alle Vorbereitungen zur Fortsetzung der Feindseligkeiten gemacht. Endlich aber kam doch die Kapitulation noch zu Stande, nach welcher Kalkreuth mit 7000 Mann den 27. Mai mit klingendem Spiele, fliegenden Fahnen, brennenden Lunten und 2 sechspfündigen Kanonen die Stadt frei und ehrenvoll verlassen konnte; auch behielten alle Soldaten ihre Waffen und Pferde, unter der einzigen

Verpflichtung, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Den Einwohnern ward sowohl persönliche als auch Eigenthumssicherheit verheißen.

Der Geograph Anton Friedrich Büsching,

geboren am 27. Sept. 1724, gestorben am 28. Mai 1793.

Büsching, zu Stadthagen geboren, war der Sohn eines sehr geschätzten, aber häuslich zerrütteten Advokaten seines Geburtsorts, welcher durch harte Behandlung seinen Sohn, der sich mit allem Fleiße den Wissenschaften gewidmet hatte, in seinen schönsten Jünglingsjahren aus dem älterlichen Hause vertrieb. Anton Friedrich ward sodann, bewandten Umständen nach, auf ein Jahr im hallischen Waisenhause aufgenommen. Ostern 1744 ging der Jüngling zur Universität, studierte in Halle Theologie, und erfreute sich vorzüglich Baumgartens Freundschaft, der ihm ein Gönner und Wegweiser auf seiner betretenen Bahn ward. Im Jahre 1746 gab Büsching seine **Introductio in epistolam Pauli ad Philippenses** heraus, wozu ihm Baumgarten die Vorrede lieferte. Nach vollendeten akademischen Studien ließ er sich zum **Magister artium liberalium** kreiren und hielt selbst Vorlesungen auf besagter Universität. 1748 übertrug ihm der dänische Geheimerath Friedrich Rochus, Graf zu Lynar, den Unterricht seines ältesten Sohnes, der bei seinem Großvater, dem Grafen Heinrich Reuß XXIV., in Köstritz erzogen wurde. 1749 begleitete Büsching seinen Zögling und dessen Vater, welcher vom dänischen Hofe zum Gesandten ernannt worden war, nach Petersburg. Am 1. December traten sie die Reise an, und auf dieser Reise war es, wo unserm Büsching die Mängel der Hübnerschen und Hagerschen Geographieen besonders auffielen, und er den Entschluß faßte, eine neue Erdbeschreibung zu liefern. Er führte sein Projekt aus, und machte sich in der Folge durch sein vortreffliches Werk, sowohl um die Wissenschaft selbst, als auch um das praktische Leben sehr verdient und erwarb sich einen ungetheilten Ruhm. Im August 1750 kehrte Büsching mit seinem Zöglinge nach Deutschland zurück. Hier begann Büsching seine Arbeit, und 1752 erschien seine kurzgefaßte Staatsbeschreibung von Holstein und Schleswig als Vorläufer zu seinem großen Werke, welches er größtentheils in Copenhagen in dem Hause seines Freundes Hauber, bei welchem er 2 Jahre lang verweilte, ausarbeitete. Er gab hier zugleich eine Monatschrift heraus, unter dem Titel: Nachrichten von dem Zustand der Wissenschaften und Künste in den däni-

nischen Reichen (2 Bände, 1754 und 1756). Hierdurch machte sich Büsching in Copenhagen als dänischer Patriot beliebt. 1754 begab sich Büsching nach Halle, um daselbst seine Geographie von Deutschland zu bearbeiten. Hier schrieb er seine **Dissertatio Vindiciae Septentrionis** und kündigte ein Collegium über die Verfassung der vornehmsten europäischen Staaten an. Kaum aber hatte er seine Vorlesungen begonnen, als ihm der hannöversche Minister Münchhausen die außerordentliche Professur der Philosophie in Göttingen mit 200 Thlr. Gehalt antrug. Büsching nahm das Anerbieten an und kam am 27. Aug. 1754 in Göttingen an, wo er nun außer seinen philosophischen Collegien auch ein katechetisches Collegium, mit praktischen Uebungen der Studierenden verbunden, so wie über die politische Erdbeschreibung las. Er sollte zugleich Universitätsprediger werden, allein seine Hauptbeschäftigung der geographisch-schriftstellerschen Arbeiten ließen ihm nicht zu, diese Stelle anzunehmen. Aus demselben Grunde lehnte er auch das Anerbieten des dänischen Ministeriums, nach Copenhagen zurückzukommen und daselbst eine neue Schule anzulegen, ab. Im Frühjahre 1755 verheirathete er sich mit Christiane Diltey, welche Büschings wegen von der reformirten zur lutherischen Religion übergetreten war. Diese Frau ist auch merkwürdig, weil sie von der göttingschen gelehrten Gesellschaft als Ehrenmitglied aufgenommen und von dem damaligen Prorector der Universität zu Helmstädt, Häberlin, zur kaiserlichen gekrönten Dichterin ernannt wurde. Jetzt fingen Büschings Leiden an. Er hatte nämlich sein bisheriges theologisches System geprüft und gefunden, daß Manches nicht haltbar sei, er vertauschte daher seine Meinung mit neuen Ideen und legte dieselben in seiner Disputation zur theologischen Doctorwürde öffentlich dar. Diese neuen Ansichten veranlaßten zwar eine Einwendung, jedoch keinen Anstoß. Bald aber ward Büsching von Münchhausens Beichtvater, dem hannöverschen Consistorialrath Götten, der Heterodoxie beschuldigt. Münchhausen ahnte unangenehme Folgen für Göttingens Universität und erließ daher ein Rescript an Büsching, in Zukunft nichts Theologisches mehr drucken zu lassen, bevor er die Censur des hannöverschen geheimen Concils dazu eingeholt hätte; und zugleich wurden ihm die dogmatischen Vorlesungen untersagt. Büsching antwortete als Mann, der da wußte, was er wollte und sollte, ernst und freimüthig, wie es einem Gelehrten seines Gleichen geziemt, und erregte dadurch viel Aufsehen in Hannover. Obgleich sich die unangenehmen Folgen hiervon bald verloren und Büsching 1759 zum Prof. ord. der Philosophie ernannt wurde, so war ihm doch der Aufenthalt in Göttingen verleidet. Als nun hierzu noch die

Drangsale des siebenjährigen Krieges kamen, während welchen auch Göttingen besonders heimgesucht wurde, nahm er einen Ruf nach Petersburg als Pastor der lutherischen Petersgemeinde daselbst an; Büsching hatte nämlich schon während seines ersten Aufenthalts in Petersburg hier mit vielem Beifalle gepredigt. 1761 reis'te er also mit den Seinigen über Hamburg und Lübeck zur See dahin ab, und kam nach einer zehntägigen Fahrt am 24. Juli an der Newa an, allwo er fürstlich beschenkt, entschädigt und vortrefflich aufgenommen wurde.

Hier war nun Büsching mit seinem Predigtamte sowohl als mit der Gründung einer Schulanstalt rastlos zu seinem großen Ruhme beschäftigt. Nichts desto weniger bildete sich auch hier eine Gegenparthei, welche allen seinen Schritten entgegenwirkte; an deren Spitze stand Büschings ehemaliger Beschützer, der Graf Münnich. Dadurch fühlte sich Büsching bewogen, seinen Abschied zu nehmen, obgleich ihm die Kaiserin Katharina den ehrenvollen Vorschlag that, mit Niederlegung seiner theologischen Würde in Dienste der Petersburger Akademie zu treten und sich selbst sein Gehalt zu bestimmen. Er kam im Juli 1765 nach Deutschland zurück und wählte Altona zu seinem Aufenthalte, um dort seine schriftstellerschen Arbeiten fortzusetzen und den Ruf zu einer festen Versorgung abzuwarten. Der hannöversche Minister Münchhausen wünschte ihn wieder in Göttingen angestellt zu sehen. Büsching verlangte seinen vorigen Platz in der philosophischen Fakultät, 1000 Thaler Gehalt und Postfreiheit. Dem Minister schienen aber diese Bedingungen zu hoch; er bot ihm jedoch einstweilen eine Pension von 400 Thalern an, wenn er, statt in Altona in Göttingen privatisiren wollte. Büsching aber lehnte dieses ab und blieb, von seinen Petersburger Freunden und Gönnern unterstützt, in Altona. 1766 ward ihm von Berlin aus das Amt eines Direktors der verbundenen berlinischen und köllnischen Gymnasien nebst Sitz und Stimme im Oberkonsistorium angeboten, welche er annahm und Ende Octobers antrat. Hier lebte er nun von seinen Vorgesetzten, Freunden und Bekannten aufrichtig geliebt und verehrt, in geräuschloser, wahrhaft bewundernswürdiger Thätigkeit für sein Amt, als Gymnasial-Direktor, und erwarb sich viele Verdienste. Er endigte am 28. Mai 1793 im 70sten Jahre seines Lebens seine thätige Laufbahn, nachdem er 26 J. lang die Gymnasiendirektion geführt hatte. Sein größtes schriftstellersches Verdienst hat er außer seinen theologischen, pädagogischen und philosophischen Schriften, unstreitig als Geograph; denn er behauptet unter den Geographen unserer Zeit immer noch einen sehr wichtigen Platz. Seine Erdbeschreibung hat

während seiner Lebenszeit acht rechtmäßige Ausgaben erlebt, ist aber leider nicht vollendet.

Aufrufe aus Korinth an die Hellenen zum Siege der Freiheit, und Heldenkampf der Sulioten in Westgriechenland,

vom 29. bis 31. Mai 1822.

Um die Kampflust der Krieger zu erhöhen ließen Maurokordatos und der Kriegsminister Koletti folgende Aufrufe an die Hellenen ergehen: 1) »Krieger! Ihr vertheidiget die Unabhängigkeit des griechischen Volkes. Die Regierung ist verpflichtet, Euere Anstrengungen zu vergelten. Wenn es freilich noch an Geld fehlt, Euch den Sold zu berichtigen, so bietet Euch nun das Vaterland eine weit ehrenvollere, würdigere, und Eueren Bedürfnissen und Vortheilen angemessenere Vergütigung an. Euere Vorfahren suchten ihren Ruhm darin, daß sie den Boden, dessen Euch fremde Unterdrücker nun seit vier Jahrhunderten beraubt haben, anbaueten. Es ist recht, daß nun Ihr wiederum ihn bebauet und daß Ihr die Früchte dieses Bodens, den Euere Tapferkeit befreit hat, einsammelt. Daß dieses geschehe, hängt von Euch ab. — Eilet herzu! Sammelt Euch unter die Fahnen! Verstärkt die Kampfschaaren des Vaterlandes und der Unabhängigkeit desselben. Vergesset aber dabei vor allen Dingen nie der Pflichten der Kriegszucht und des Gehorsams gegen Euere Kriegsbefehlshaber; vergesset nie dieser ersten Pflicht eines Heergenossen! Das Vaterland, die Gesetze haben Euch eine Bahn des Ruhmes und des Glücks geöffnet. Gedenket der Tapferkeit Euerer Vorfahren, und daß auch Ihr Hellenen seid, und daß die Hellenen, wenn sie es wollten, stets die Barbaren besiegt haben.« — 2) »Tapfre Häuptlinge und Krieger! Entreißt Euere Brüder, Frauen, Kinder dem Schlachtmesser der Barbaren! — Glücklich bisher fast in jedem Kampfe, habt Ihr dem Feinde bewiesen, was ein Volk, gering an Zahl, aber entschlossen, zu siegen oder zu sterben, vermag. Ihr habt verstanden, Euch selbst genug zu sein. Groß im Mißgeschick, seid nun auch unerschrocken bei der Gefahr, welche herannaht. Jeder waffne sich! Ruft auch die Jugend von ihren Spielen und führt sie mit Euch in den Kampf. — Die Eintracht sei Euere Stärke, und der Feind wird von Euern Reihen zurückprallen. Zerstreut und unentschlossen aber werdet Ihr vereinzelt niedergemetzelt werden. Eueren Pflichten, Eueren Schwüren, Eueren Altären, Eueren Frauen, Eueren Brüdern, Eueren Familien drohet das Messer eines erbarmungslosen Feindes. Fliegt in die Schlachten!« —

Hierauf begann der Heldenkampf der Sulioten in Westgriechenland gegen Kurschid.

Wenn sich auch 53 Sulioten unter Perevos, Kostas, Timolos und Kitzos durch Gold schimpflich bestechen ließen, Reguiassa, an der Küste zwischen Parga und Prevesa, zu übergeben, so waren sie doch eine zu kleine Schaar gegen viertausend Barbaren, und zeigten sich, ihres Namens und ihrer Waffen um so würdiger. Die ersehnten Tage des Kampfes nahten alsbald heran. Der Feind überschwemmte in Massen das Land, aber unverzagt sah Nothi Botzaris und seine Sulioten das furchtbare Wetter heranrollen. Botzaris hielt am 23. Mai eine Heerschau, und verkündigte seinen Truppen im voraus Sieg und Ruhm. Und somit begann der heldenmüthige Suliotenkampf schon am 28. Mai gegen Omer Briones. Die Griechen empfingen den Feind mit ihrem gewöhnlichen Kriegsliede: »Auf Kinder Griechenlands!« ꝛc., und am 29. Mai wurden sie zu gleicher Zeit bei Guras (im Mittelpunkte), bei Seritschani (im Osten), bei Zaveukos und Liviskitas (im Norden) von den Türken, denen 30 Berggeschütze, mit dem Namenszuge Georg Rex, vorangingen, ungestüm angegriffen. Der Kampf begann bei Liviskitas mit Tagesanbruch. Omer Briones selbst bestürmte hier mit 5000 Mann die 1000 des Tzavellas und Drakos. Sechs Stunden hatte der Kampf bereits geflammt, als Tzavellas endlich Raum gewann, den Türken in den Rücken zu fallen, während sein Waffenbruder sie bei der Brust faßte. Da ergriffen sie, nachdem sie Tausend auf dem Platze gelassen, die Flucht. — Nicht glücklicher als Omer, war unterdessen Hago Bessiaris bei Guras gewesen. Der Greis Nothi Botzaris hatte ihm mehr denn 300 getödtet. Der Ueberrest wandte schon den Rücken, als Tahir, um 2 Uhr Nachmittags, mit frischen Tausenden zu Hülfe eilte und das Gefecht herstellte. Aber auch der suliotische Feldherr rief 300 seiner besten Palikaren von Photomaras Schaar bei Seritschani zu seiner Unterstützung herbei und griff nun die Barbaren so kräftig an, daß er ihnen 12 Fahnen und zwei ihrer englischen Geschütze entriß. Kurz, bei Untergang der Sonne räumten die Muhamedaner, nach einem Verlust von 1500 Mann und 11 Fahnen, das Feld.

Die suliotischen Frauen, die dem Kampfe beigewohnt hatten, trugen diese Siegeszeichen im Triumphe nach Suli, und der Jubel der Alten und der Donner des Geschützes der Burg St. Veneranda hallte ihnen Freudengruß entgegen. — Aber ungeachtet der glänzenden Vortheile dieses Tages, der den Sulioten nur 30 Verwundete und Todte gekostet hatte, wurde ihnen dennoch klar, daß, da der Feind dieses Mal nur erst 6—7000 ins Feuer

gebracht hatte, noch immer fast unberechenbare Gefahren zu bestehen übrig blieben. Die Wachtfeuer der Türkenlager loderten überall auf den Bergen, in den Thälern und Schluchten und an den Abhängen der Abgründe. Man hörte durch die Stille der Nacht ihr Geschrei: »Allah! Muhamed!« womit sie den Gesängen ihrer Derwische antworteten, und das Wiehern der kampfbegierigen Rosse. Der Wiederhall machte das Getöse noch furchtbarer. Bei dem Gedanken, daß die bereits so große Menge von Barbaren seit gestern noch beträchtlich angewachsen sei, konnten die Griechen, so herzhaft sie auch waren, sich dennoch jedes Schauders, der auch die Tapfersten zuweilen im Augenblicke des Losschlagens anwandelt, nicht völlig erwehren. Betrübniß beschlich die edlen Herzen, Seufzer entflohen der glühenden Brust, sie warfen sich nieder, streckten die Hände zum Himmel und flehten um Muth, zu siegen oder mit Ruhm zu sterben. Rein von gemeinem Ehrgeiz flehten sie nur, zu leben oder zu sterben für das Kreuz Jesu. Und im nächtlichen Rauschen der Haine glaubten sie eine Zusage des Ewigen zu vernehmen, daß ihr Gebet erhört sei. Ein Hoffnungsstrahl belebte die frommen Herzen von neuem. Die Hauptleute ließen darauf alle sich mit Speise stärken. Sie lagerten schaarenweise auf dem grünen Rasen. Die Amazonen Suli's trugen Nahrungsmittel, Schläuche mit Wein und allerlei Kriegsvorrath herbei und vertheilten alles mit jener bezaubernden Sorgsamkeit, welche den Mann stärkt, auch die schwersten Lasten des Lebens freudig zu tragen. Dann küßte jede Gattin dem Gemahl oder dem Bruder ehrerbietig die Hand, und der ganze Chor trat mit den Verwundeten, die sie auf ihren Schultern trugen, den Rückweg nach der steilen Höhe Kiapha's an; denn Nothi Botzaris hatte verordnet, daß die Frauen sich in des Gebirges unzugänglichen Klippen bergen sollten. Während dessen aber war ein Haufen von 5000 Toxidischen Schypetars (aus Mittelalbanien, um Berat) vom ortskundigen Tahir befehligt, in der Finsterniß ganz still gegen Guras herangeschlichen und erschien hier (am 30. Mai) unvermuthet beim ersten Tagesschimmer. Tahir hatte berechnet, daß, wenn er diesen Mittelpunkt der Stellungen durchbräche, er in das Innerste Suli's dringen könne, und war deshalb entschlossen, alles daran zu setzen, um diesen Anschlag auszuführen. Er brannte vor Ruhmbegier, einen Sieg zu erkämpfen, der desto glänzender sein würde, da Omer selbst bisher den Christen nichts habe abgewinnen können. Er erinnerte also mit der ganzen Kraft seiner furchtbaren Stimme seine Toxiden an die Kämpfe, die ihre Väter und sie selbst seit 35 Jahren gegen die Sulioten bestanden hätten, warf dann seinen Kriegsmantel zur Erde, zeigte nach den Felsen Suli's und

schrie: »Da sehet jene verfluchten, mit dem Blute der Muhamedaner gefärbten Höhen, die Euch an so viele Wittwen und Waisen, welche Albanien beweint, erinnern. Das Vaterland, im Trauergewande, fordert von Euch Rache! — Bei diesen Worten zerbrachen die Schypetars die Scheiden ihrer Schwerter, warfen die Gewehre auf den Rücken und forderten das Zeichen zum Sturme. Die Derwische, den Koran in der einen, das Schwert in der andern Hand, erfüllten die Luft mit Geheul. Den blanken Stahl in der Faust stürzte sich die ganze Menge wüthend auf die Christen. Diese aber, ruhiger, als jene, empfingen die Stürmer mit so wohlgezielten Kugeln, daß sie mit blutigen Stirnen zurückprallten; doch sammelten sie sich bald von neuem um Tahir, entflammten, ermuthigten, drängten einander, liefen noch dreimal Sturm, wurden aber jedes Mal zurückgeschlagen, und fingen nun an, wie bei den Muhamedanern nach vier vergeblichen Sturmläufen gestattet ist, sich zu zerstreuen, als Omer Briones, von ihrem Unglück benachrichtigt, mit 5000 zur Hülfe herbeiflog. Hinter diesem frischen Haufen ordneten sich die flüchtigen Toxiden von neuem, und es begann nun ein regelmäßiger, besser geleiteter Angriff. Um jeden Fuß breit Boden, um jedes kleinste Felsstück, bald gewonnen, bald verloren, bald wieder gewonnen, bald wieder verloren, war so eine Weile mit erstaunenswürdiger Tapferkeit gekämpft worden, als Nothi Botzaris mit Schaudern wahrnahm, daß den Türken, bei ihrer Uebermacht, es gelungen sei, ihn auf der linken Seite zu umgehen, und daß sie nun von daher auf ihn eindrangen. Jetzt blieb ihm nichts weiter übrig, als in Zeiten den Rückzug nach dem Fuße des Berges Vutzi anzutreten. Einen Theil seines Kriegsbedarfs ließ er aber nach dem Weiler Murgas, von wo ein westlicher Fußpfad nach dem offenen Flecken Suli führet, schaffen. Dann faßte er bei der Kirche St. Nikolas, die den Eingang des Engweges, der durch den Flecken Suli in das Innere des Gebietes führet, beherrscht, von neuem festen Fuß. Das Gefecht ruhte in diesem Augenblicke. Die Ermattung, der Druck der Tagesgluth, die erhitzten Waffen, hemmten bei Griechen und Türken die Kampflust. Außer Odem, von brennendem Durste verzehrt, sahen die Sulioten sich von ihren Quellen, um welche nun der Feind sich gelagert hatte, abgeschnitten, und konnten sich nicht mehr erquicken. Dumpfes Schweigen herrschte in ihren Reihen. Zum Uebermaß des Schmerzes hörten sie die Barbaren das Siegeslied des Korans: »Der Sieg kommt von Gott!« anstimmen. Sie seufzten, sie beteten, sie beschworen den wahren, lebendigen Gott, ihnen zu helfen und sie vor der Wuth des gottlosen Assyres zu beschirmen. Sie flehten nur um einige Tropfen Wassers aus den

Wolken. Da ward gemeldet, es schwebe ein weißer Schleier um die Gipfel der Berge. Aller Augen wandten sich nach dem Pik von Kunghi (in der Mitte des Gebiets), der sich mit leichten Dünsten umhüllte. Der Meerwind legte sich. Die Luft wurde drückend. In Bächen rann der Schweiß über die matten Glieder der lechzenden Krieger. Das Gewölk verdichtete sich. Der Donner rollte. Blitze zerrissen das schwarze Wetter, und — es lösete sich in Regengüssen auf. Welch Freudengeschrei ließ sich da hören! Wie erwachte das christliche Heer zu neuem Leben! Die Krieger fingen den Labetrunk in ihren rothen Kappen auf. Dann schöpften sie das Wasser der klaren Gießbäche, die von den Höhen herabrauschten und mit schäumenden, tanzenden Quellen das Lager umkreis'ten. — Um 10 Uhr war der Himmel wieder heiter. Die Diener des Herrn stimmten Danklieder an und die Krieger antworteten mit Jauchzen. Dann säuberten sie ihre Waffen und trockneten ihre Kleider an hell lodernden Wachtfeuern. Da erschien eine Schaar Frauen von St. Veneranda bei den Vorposten. Sie baten um die Ehre, am Kampfe Theil nehmen zu dürfen; und der Feldherr, durch ihr Flehen erweicht, wies ihnen Samoniva (am Fuße St. Veneranda's) an, wohin man sich, wie schon erzählt ist, in ein Dreieck zurückziehen wollte, wenn des Feindes Uebermacht nicht länger abzuwehren sein würde. Und die Frauen begaben sich in die Mitte dieses festen Bezirks, welchen man bis zu dem letzten Seufzer zu vertheidigen geschworen hatte. Zugleich vertraute man die 18 Verwundeten, die man hatte, ihrer Pflege an. Und dann stärkte man sich, während immer einige abwechselnd wachten, durch süßen Schlummer nach den Beschwerden des heißen Tagewerks. Aber welch ein Schlummer! — Die Sulioten hatten fürder keine Ruhe mehr zu hoffen, als entweder im Schooße des Sieges, oder — im letzten Zufluchtsorte, dem Grabe. — Khurschid Pascha, der einen Eid geschworen, die Griechen zu vernichten, hatte dem Omer zahlreiche Verstärkungen zugesendet, und dieser richtete nun (am 31. Mai) seine ganze Macht, 11,000 Mann, gegen das Dorf Murgas (an der Nordgrenze), das von 2360 Griechen vertheidigt wurde. Als der Tag anbrach, gab Omer das Zeichen. 18 Kanonen, die er in der Nacht aufgestellt hatte, spieen Kugeln. Aber die Sulioten ließen durch das Gekrach dieser schlecht gerichteten Geschütze sich nicht erschrecken. Sie warteten, um auch ihrerseits das Gefecht zu eröffnen, nur den Augenblick ab, wo die Türken ihren Stellungen näher kommen würden. Diese aber, die das Zögern der Griechen für Furchtsamkeit hielten, wurden kühn, drangen vorwärts, und sahen den Irrthum ihres Dünkels nur dann ein, als 300 ihrer besten Krieger, sammt den Derwischen, die durch ihr Geschrei zum Angriff

entflammt hatten, sich im Blute wälzten. Die Zeit des Wunderglaubens ist bei den Türken dermalen vorüber. Tahir, der so wenig, wie sein vormaliger Gebieter, Ali Pascha, an die Worte des Korans glaubte, suchte Hülfe bei sich selbst, überließ es dem Omer Briones, die Aufmerksamkeit der Sulioten einstweilen auf sich zu lenken und zu fesseln, und machte unterdessen einen Versuch, sie mit 3000 Toxiden auf einem weiten Umwege, längs dem Gebirgskamm bis zur Schlucht Stretezza (die nach Kiapha führet) hin, deren er sich schnell bemächtigte, zu umgehen. Von diesem Engpasse aus gelang es ihm, eine Kanone auf eine Höhe zu bringen, von wo er die Burg Kiapha selbst bestreichen konnte, und dann stürzte er sich, aus dem Innern des Landes hervorbrechend, nordwärts auf Suli, und bemächtigte sich durch einen raschen, unvorhergesehenen Angriff dieses Orts. Jetzt auch im Rücken bedroht und zwischen zwei Feuer gerathen, mußte Nothi Botzaris eilen, Murgas zu räumen. Der Augenblick war entscheidend. Der Feind, durch Tahirs glückliches Vordringen ermuthigt, stürmte auf den nächsten Weg vorwärts und warf sich von allen Seiten auf Suli. Zu derselben Zeit aber kamen auch die zu Hülfe eilenden Griechen daselbst an. Ein ungeheures Geschrei erschütterte die Lüfte. Man schlug sich im wilden Handgemenge in den Straßen. Schüsse krachten, Säbel klirrten, das Geschrei »Christus!« und »Mahumed!« scholl gegen und durch einander. Die Barbaren wurden geworfen. Viermal gewannen sie Suli, viermal verloren sie es wieder. Das Geschütz, das Tahir auf den Gipfel des Gebirges geschleppt hatte, und die, welche es bedienten, wurden in den Abgrund geschleudert. Von unsäglicher Wuth ergriffen bei diesem Anblick, stürzten sich die Türken aufs neue in Suli. Weder die Felsenstücke, noch die Baumstämme, welche die Suliotinnen auf die Stürmer hinabrollen ließen, vermochten den Ungestüm derselben zu hemmen. Sie traten die Leichname der Waffenbrüder unter die Füße, drängten, trieben, jagten die Christen, und ließen nicht nach, bis jene über das Bergwasser von Samoniva, die Grenze, welche die Sulioten bis zum letzten Seufzer zu vertheidigen geschworen hatten, zurückgewichen waren. Der Nordbezirk war verloren. Jetzt galt es, das Dreieck in der Mitte, zwischen jenem Bergwasser, dem Acheron und dem Berge Vutzi zu vertheidigen. Hoch ragte aus diesem Dreieck die Felsenburg Kiapha hervor. Der Kampf ruhete nicht mehr. Kühn und entschlossen nahten die Türken, denen während der Nacht noch 1000 neue Streiter zugezogen waren, schon der finstern Kluft, in deren Tiefe die Bergwasser, hoch angeschwollen und schäumend vom gestrigen Ungewitter, daher braus'ten, und kämpften so grimmig, daß man nie ein so verzweifeltes Gefecht

gesehen haben mag. Je mehr fielen, desto mehr schienen anzurücken, und ein dumpfes Schweigen lag auf ihren sich wechselsweise unterstützenden und ablösenden Schaaren. Aber die suliotischen Frauen flogen mit Waffen herbei, mischten sich unter die Männer, entflammten sie durch feurigen Zuruf, als Helden zu kämpfen oder zu sterben. Die jungen Mädchen trugen Erfrischungen herzu, tränkten die Dürstenden, vertheilten Patronen, hoben die Verwundeten auf und brachten sie nach unersteiglichen Orten in Sicherheit. Die Stimmen der Frauen, heller als Trompetenklang, riefen die Gatten, die Brüder, die Söhne beim Namen, erinnerten sie an ihre Pflicht und an das schmachvolle Geschick, was ihrer Familien harre, wenn diese letzte Stellung, die höchste und letzte Hoffnung des Vaterlandes, wofür — wie sie geschworen — der letzte Blutstropfen vergossen werden solle, verloren ginge. Und zu den Worten fügten sie das Beispiel, drängten sich in die Reihen der Kämpfer und verdoppelten den Muth. Jeder Streich traf. Nie hat man eine heroischere Hingebung, nie eine hochherzigere, allgemeinere Begeisterung, nie eine solche Verachtung des Todes gesehen, als hier bei Suli's Kindern, die denn auch durch Wunder der Tapferkeit endlich den Feind zwangen, seine Unternehmnng aufzugeben. Der Kampf, der um 3 Uhr Morgens begonnen hatte, endete in dem Augenblicke, wo die heftigste Hitze des Tages die Gewehre, von unaufhörlichem Feuer erhitzt, glühend und es unmöglich machte, sie länger zu handhaben. Die Krieger, von beiden Seiten, lechzten nur nach dem Einen — nach Ruhe. Die Türken entfernten sich vom Rande des Waldstroms und trugen ihre Todten und Verwundeten mit sich fort, während einzelne Schaaren sich da und dort noch mit einander schlugen, um ihre Stellungen zu behaupten. — Als in diesem Kampfe die Christen zum letzten Male den Flecken Suli verlassen hatten, waren 62 ihrer Palikaren nicht zu bewegen gewesen, den Uebrigen zu folgen. Sie hatten beschlossen, zwei mit Schießscharten versehene Gebäude bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, um hierdurch einen Theil der Feinde an dieser Stelle zurückzuhalten.

Der erste Pariser Friede,
am 30. Mai 1814.

Nachdem der Kaiser Alexander am 1. April 1814 in seinem und seiner Bundesgenossen Namen die Erklärung an die Franzosen erlassen hatte: »daß sie forthin weder mit Napoleon, noch mit einem Gliede seines Hauses, unterhandeln würden, und sich Frankreich eine andere Regierung wählen möchte« — nachdem sich

sich der Pariser Gemeinderath von dem Gehorsam gegen Napoleon losgesagt, und den Wunsch zur Wiederherstellung des alten Königshauses der Bourbonen ausgesprochen hatte, und Tags darauf am 2. April Napoleon vom Senate abgesetzt worden war, — nachdem Napoleon endlich zu Gunsten seines Sohnes der Krone Frankreichs entsagt hatte, und Ludwig XVIII. am 6. April als König von Frankreich anerkannt worden war — nachdem der Kaiser am 11. April seine unbedingte gänzliche Abdankung unterzeichnet hatte und am 20. nach Elba abgereis't war, und Ludwig XVIII. am 3. Mai den französischen Thron bestiegen hatte, schloß endlich am 30. Mai Europa mit Frankreich den ersten Pariser Frieden, wobei Frankreich nicht Ursache hatte sich zu beklagen; denn es behielt seinen ganzen Umfang, wie er zur Zeit der Könige gewesen war; es behielt Elsaß und Lothringen, die es früher dem deutschen Reiche mit Gewalt entrissen hatte, und bekam sogar noch einige Landstriche dazu, die es erst seit den Revolutionskriegen besaß. Ueberdieß brauchte es keinen Ersatz der Kriegskosten zu bezahlen; die Stadt Paris brauchte die aus der ganzen Welt zusammengehäuften Kunstschätze nicht herauszugeben, und die vielen Tausende von französischen Kriegsgefangenen in Rußland, Oestreich, Preußen und England erhielten ihre Freiheit ohne Entgelt. — Dagegen mußte Frankreich alle seit 22 Jahren gemachte Eroberungen herausgeben. Der Zustand des 1. Januars 1792 ward zum Grunde gelegt; 45 Departements mußte es abtreten, 85 blieben ihm noch. Landau blieb französisch und die Rheinschifffahrt frei. Die Niederlande wurden als souverainer Staat unter dem Hause Oranien hergestellt; die Schweiz blieb frei; England behielt Malta, Tabago, S. Lucie und Isle de France; Frankreich Guadeloupe, seine übrigen Colonieen, auch Guiana und die Freiheit der Fischerei zu Terreneuve. Die französischen Schulden und Lieferungen wurden bestimmt; sechsjährige Freizügigkeit der Unterthanen neuer Erwerbungen gestattet; der Wiener Congreß verabredet, und die Friedensschlüsse von Basel, Tilsit, Preßburg und Wien wurden ausdrücklich aufgehoben. — Dieser Pariser Friede sollte auf Großmuth und Dankbarkeit wie auf festen Pfeilern ruhen; aber kaum waren die ersten Monate des nächsten Jahres verflossen, kaum fingen die Völker an, sich dem Gefühle der Ruhe zu überlassen, so wurde der Friede durch Napoleons Rückkunft von Elba schon wieder gebrochen.

Ferdinand von Schill,

geboren 1773, gefallen am 31. Mai 1809.

Ferdinand von Schill, ein gefeierter Name in Deutschland, wurde geboren 1773 zu Sothof bei Pieß in Schlesien. Sein Vater war in sächs. Militairdiensten bei einem Freicorps gewesen. Der Zufall brachte ihn 1806 nach der Niederlage bei Auerstädt, krank an Wunden, als Souslieutenant nach Kolberg. Hier fiel er auf den Gedanken, einige Streifzüge mit Freiwilligen zu wagen, um indessen das ganz unvorbereitete Kolberg zu verproviantiren und einigermaßen in Vertheidigungsstand zu setzen. Seine Idee war, mit seinem stets wachsenden Freicorps zwischen Kolberg und Stralsund zu operiren und überall Aufstand im Rücken des Feindes zu erregen, als der Tilsiter Friede ihn zum preußischen Major und seine Reiter zu Leibhusaren erhob. Er hatte auf eigene Faust, als ein zweiter Mansfeld, für seines deutschen Vaterlandes Befreiung das Schwert erhoben. Er haßte Napoleon als deutscher Patriot, und als nach dem Tilsiter Frieden im Jahre 1809 zwischen Frankreich und Oestreich Krieg ausbrach, ergriff ihn und viele andere excentrische Jünglinge der Gedanke, daß sich Deutschland durch einen allgemeinen Volksaufstand von Frankreichs Joche frei machen müsse. Dieser schöne patriotische Gedanke war aber damals unmöglich auszuführen. Schill hatte Verbindungen, traute aber dem Volkseifer zu viel zu, und ohne Auftrag seines Staats entfernte er sich am 29. April 1809 mit seinem Husarenregimente aus Berlin, um den Deutschen das Zeichen zum allgemeinen Aufstande gegen Frankreich zu geben. Er begann auch wirklich das Werk seiner Volksinsurrektion, wozu ihm keineswegs Muth, wohl aber manche Talente fehlen mochten. Es wäre zwar möglich gewesen, daß, wenn er seine tapfere, wohlberittene Schaar gegen Süden zu den Tyrolern und Vorarlbergern geführt hätte, er ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale zu legen vermocht haben würde. Aber zu seinem Unglück zog er es vor, statt südwärts, nordwärts sich zu wenden, und das kühn Begonnene in ein planloses Hin- und Herziehen im Westphälischen und Mecklenburgischen ausgehen zu lassen. Zuletzt warf er sich mit mehrern Tausenden, zu welchen seine Truppe herangewachsen war, in das, den Franzosen entrissene Stralsund, mit dem Vorsatze, diese Festung zu einem zweiten Saragossa zu machen. Hier aber ließ sich's der dänische General Ewald sehr angelegen sein, Schills Verfolgern unerwartete, unberufene Gehülfen zuzuführen. Dieß beschleunigte seines widrigen Schicksals zögernden Arm: sein Corps ward aufgerieben, und der kühne, eines

ruhmvollern Endes würdige Mann fiel am 31. Mai, nach der Erstürmung von Stralsund, unter den Säbeln dänischer und holländischer Reiter. Eine Anzahl seiner gefangenen Offiziere ließ Napoleon in Wesel erschießen. Wenn Schill nicht Verräther um sich gehabt hätte, dürfte er wahrscheinlich nach Rügen entkommen sein. Seinen Kopf nahmen die Holländer in Weingeist mit nach Leyden, wo derselbe in einem Privatmusäum neben Naturmerkwürdigkeiten aufbewahrt wird. Sein übriger Körper ward in Stralsund beerdigt.

Juni.

Ankunft der hydriotischen Flotte im Golfe von Patras auf der Halbinsel Morea,

am 1. und 2. Juni 1821.

Beinahe hätte die hydriotische Flotte, die am Eingange des Lepantischen Meerbusens erschienen war und Missolunghi und Anatoliko ermuthigt hatte, das Joch abzuwerfen, auch Patras auf Morea den Türken entrissen. Am 1. Juni 1821 erschienen zwei Schiffe des Vortrabs im Golfe von Patras. Die Türken hielten sie für den Vortrab ihres eigenen Großadmirals und frohlockten, aber plötzlich zogen die Schiffe die Flagge des Kreuzes auf. Der Schreck der Türken, welche an die Möglichkeit, auch von der Seeseite angegriffen zu werden, nie gedacht hatten, ist nicht mit Worten zu schildern. Das türkische Geschwader, das eben im Golfe ankerte, nahm sogleich die Flucht und suchte Schutz hinter den Kanonen der lepantischen Dardanellen. Seuil, der Befehlshaber einer französischen Fregatte, rief die Hydrioten an, wer sie seien. — »Wir sind Griechen! und kommen von Hydra, um unsern Brüdern zu helfen!« war ihre Antwort. »Wir sind Griechen!« Bei diesem Rufe schienen die alten Helden des achäischen Bundes hervorzugehen aus ihren Gräbern. »Auch wir sind Griechen!« hallte es wieder an der Küste, und tausend Freudenfeuer flammten empor vom Berge Panachaikos. Die ganze Nacht wurde durchwacht in Gebeten zu dem Allmächtigen, daß er die Anstrengungen eines unglücklichen Volkes segnen möge. — Als am folgenden Tage, den 2. Juni, die Sonne aufging, nahte die ganze Flotte — seit den Zeiten Juans von Austria wieder die erste, auf deren Schiffen in diesen Gewässern die Flagge des Kreuzes wehete — im rosenfarbenen Schimmer der Morgenröthe auf den Wogen des Golfes heran, segelte unter dem Donner der Geschütze an den Schlössern der Küste hin, und während ein Theil der Schiffe die Dardanellen beschoß, steuerten

die übrigen kühn hindurch und weiterhin im Golfe nach Corinth hinab. Jussuf Pascha starrte von den Zinnen seiner Burg herab diese furchtbare Erscheinung an, und in der größten Bestürzung erblickte er Abends 5 Uhr ein zweites Geschwader der Griechen, in dessen Gefolge sich viele Barken befanden, mit Kriegern bemannt. Jede Völkerschaft hielt sich um ein Hauptschiff zusammen, und mit blendend weißen Segeln, wie die Schwäne des Eurotas, näherten sie sich dem Gestade, sprangen ans Land, begannen sogleich den Kampf und die überraschten Türken flüchteten erschrocken in die Burg. Dies war das Ende dieses Tages. Am 3. Juni sah man, als es allmählig tagte, immer mehr Schiffe am Horizonte auftauchen, und die Flotte einen großen Bogen, der sich vom arkadischen Vorgebirge Kyllene um das Vorgebirge Araxas ausspannte, bilden. So war in einem Augenblicke Achaja umschlossen, und den Türken blieb nichts übrig, als die Burg von Patras. Schon hatten auch alle Bewohner der gegenüber liegenden Küste Livadiens, um Missolunghi und Anatoliko her, beim Erscheinen der griechischen Flotte sich erhoben, 6000 Landleute stürmten über den Berg Anakynthos gegen Brachoni heran und steckten die Häuser der Türken und Juden in Brand. Während dessen hatte der Kampf bei Patras bis zum 8. Juni ununterbrochen fortgedauert. Der Besatzung der Burg gingen die Lebensmittel allmählig aus, und schon hatten die Hydrioten ihre Kanonen gelandet, um die Mauern zu beschießen und zu zertrümmern: da erhielten die Türken plötzlich Hülfe — von England! und Patras war gerettet! — Die Griechen, belehrt, daß die Britten als Gegner der Griechen und als Hülfsgenossen der Türken erscheinen wollten, riefen die Schiffe der Hydrioten schnell aus der Tiefe des korinthischen Golfs zurück, und diese segelten am 27. und 28. Juni eilends wieder hinaus ins offene Meer. Jussuf Pascha ward nun von den Engländern mit Geschütz, Artilleristen, 180 Tonnen Pulver und Lebensmitteln reichlich versehen. So begünstigt von England, unternahm Jussuf im Juli zwei bedeutende Züge seitwärts, um die Burg von Corinth zu verproviantiren, und landeinwärts, um die muhamedanischen Sulioten des Berges Pholoe, auf der Grenze von Elis und Arcadien, die vom Grafen Andreas Metaxas und seinen tapfern Joniern, sowie von dem furchtbaren Kolokotroni mit den Arkadiern, aufs äußerste in die Enge getrieben waren, vom völligen Untergange zu retten; und beides gelang ihm nach Wunsch. Er segelte nach Corinth, dann wieder nach Patras, und sodann zog er nach Cala, wo er die ganze Bevölkerung am 1. Juli reisefertig fand. Diese zog mit Jussuf nach Patras sammt allen ihren Heerden, welche, da es um Patras an Weiden fehlte, in

die dortigen Weinberge getrieben wurden, und so ward hier auch die reiche Corinthenernte vernichtet. In der eingeäscherten Stadt fand sich keine Herberge mehr für die Sulioten, man nahm sie daher in die Burg auf, wo die neuen Gäste alle Patrasischen Türken sammt dem Pascha aus Dank und Freundschaft vertrieben. Sie jagten Alles hinaus und behielten die Burg für sich allein. Jussuf mußte mit den Seinigen ein Unterkommen in den Dardanellenschlössern suchen.

Buonaparte stellt die Cisalpinische Republik wieder her,

am 2. Juni des Jahres 1800.

Die Cisalpinische Republik in Italien wurde am 17. März 1797 von Buonaparte gegründet. Sie entstand aus der Vereinigung der cis- und transpadanischen Republik und begriff in sich die östreichische Lombardei nebst dem Mantuanischen, das Gebiet von Venedig bis an die Etsch, das Herzogthum Modena, das Fürstenthum Massa und Carrara und die drei päpstlichen Legationen Bologna, Ferrara, mit Mesola und Romagna. Am 22. October 1797 kamen noch die zu Graubündten gehörigen Länder: Veltlin, Bormio und Chiavenna hinzu. Sie ward in zehn Departements getheilt und zählte auf 771 Q. Meilen über 3½ Million Menschen. Regiert wurde sie von 5 Directoren und 2 gesetzgebenden Räthen, dem Rath der Alten von 80 und dem größern von 160 Mitgliedern. In Mailand war der Sitz der Versammlung, und ihre Kriegsmacht bestand aus 20,000 Mann, größtentheils Franzosen im Solde der Republik. 1799, als der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich aufs neue ausgebrochen und zu Gunsten des erstern ausgefallen war, wurde die Republik aufgelös't, bald jedoch, und zwar am 2. Juni 1800, von Buonaparte in Mailand wieder hergestellt und nach der blutigen Schlacht von Marengo, am 14. Juni 1800, neu organisirt. Ein Staatsverwaltungsrath (Consulta) von 50 und ein Vollziehungsrath (Governo) von 9 Mitgliedern stand jetzt an der Spitze der Republik, die am 6. September durch die Landschaften Novarese und Tortonese noch vergrößert wurde. Oestreich sah sich genöthigt, sie im Frieden von Lüneville, am 9. Februar 1801, anzuerkennen. Im folgenden Jahre, als Buonaparte in Lyon war, um über das Schicksal der cisalpinischen Republik zu entscheiden, rief ihn dieselbe, als eine italienische Republik, zum Präsidenten aus; als Vizepräsident ward Franz Melzi d'Erile ernannt. Nur

kurze Zeit dauerte die neue Einrichtung in 13 Departements; denn schon am 17. März 1805 erklärte die bereitwillige Staatsconsulta durch eine Deputation in Paris den Kaiser der Franzosen zum Könige von Italien. Am 26. Mai ließ er sich in Mailand krönen und ernannte seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Vizekönige von Italien. Der Pariser Friede von 1814 aber hob auch dieses neue Königreich auf und erkannte die einzelnen Landschaften desselben ihren früheren Besitzern wieder zu.

Bonifacius (Winfried), der Apostel der Deutschen,

geboren im Jahre 680 in Wessex, bei Dokkum in Friesland, erschlagen am 3. Juni 755.

Der heilige Bonifacius, früher Winfried genannt, war der erste Erzbischof von Mainz und lebte im 8ten Jahrhundert. In seinem 7ten Jahre, also 687, begab er sich ins Kloster Escaucastre bei Kirton, wo jetzt Excester liegt. Er führte hier ein frommes Leben, studierte fleißig und erklärte seinen Brüdern die heilige Schrift. Im 30sten Jahre ward er zum Priester ordinirt, und von der bischöflichen Synode der Landschaft Westsex, im Königreiche Ina, als Deputirter zum Erzbischof von Canterbury abgeschickt. Nachdem er sich dieser Gesandtschaft entledigt hatte, verließ er England, um den rohen Völkern des Continents das Evangelium zu predigen. Im J. 715 kam er nach Friesland, von wo ihn der daselbst herrschende Krieg nach England zurückzukehren nöthigte. Er ging sodann nach Rom, und ward 719 vom Papst Gregor II. nach Deutschland geschickt, um hier das Evangelium zu predigen; und bei dieser Gelegenheit soll er seinen Namen Winfried in Bonifacius umgeändert haben. Dieser Apostel predigte zuerst in Thüringen, und sodann in Hessen, Friesland und Sachsen. Nachdem er in diesen Ländern die Religion Jesu Christi bekannt gemacht und mehrere tausend Personen bekehrt hatte, unternahm er eine zweite Reise nach Rom, allwo er 723 vom Papste Gregor II. zum Bischof gesalbt, und hierauf, mit Instruktionen und Empfehlungsbriefen versehen, wiederum als Bekehrer ausgeschickt wurde. Er fuhr alsdann in Thüringen, Hessen und Baiern fort, das Evangelium zu lehren, und erhielt von Gregor III. das Pallium, nebst der Erlaubniß, in diesen Ländern der Neubekehrten Bisthümer zu errichten. Die Ehrfurcht und Ergebenheit dieses Apostels für den heiligen Stuhl zu Rom veranlaßte ihn, eine neue Reise nach den Ufern der Tiber zu unternehmen; er verweilte aber nicht lange in Rom, sondern kehrte schleunigst wieder nach Deutschland zurück. Sein Haupt-

augenmerk ging nun dahin, die Sitten der Deutschen zu verbessern, den Aberglauben zu verdrängen, Concilien zu halten und bischöfliche Sitze zu errichten, deren damals in Baiern entstanden, nämlich in Salzburg, Freisingen, Regensburg und überdieß noch in Passau. Außer diesen errichtete Bonifacius noch die Bisthümer Erfurt für Thüringen, Buraburg für Hessen, welches letztere späterhin nach Paderborn verlegt wurde, und Würzburg für Franken. In Pfalzbaiern entstand noch das Bisthum Eichstädt, wo er St. Wilibald als Bischof einsetzte. Nachdem dieß geschehen, hielt Bonifacius ein Concil der deutschen Bischöfe, wo verschiedene kirchliche Gesetze gegeben wurden. Er hielt auch 2 Concilien in Frankreich, das eine zu Lestine in der Diözes Cambray, das andere zu Soissons. Bis zu dieser Zeit hatte Bonifacius blos den Titel eines Bischofs und Vicars des heiligen Stuhls geführt; aber Pipin und die übrigen französischen Großen hielten es nun für zweckmäßig, diesen Apostel mit einem Titel auszuzeichnen: sie verliehen ihm zunächst das Bisthum Cöln; da aber bald darauf durch die Absetzung Gervalds der bischöfliche Stuhl zu Mainz ledig wurde, so ward Bonifacius dahin versetzt, und die dasige Kirche zur Metropolitankirche erhoben, wozu der Papst Zacharias seine Einwilligung gab und dieser Kirche fünf andere bischöfliche Städte unterordnete, nämlich Tongres, Cöln, Speier, Worms und Utrecht, nebst den neu errichteten, von Worms abhängigen Bisthümern, als: Straßburg, Würzburg, Buraburg, Erfurt, Eichstädt, Constanz und Chur. Bonifacius legte aber seine Würde alsbald nieder, zu Gunsten seines Schülers Lullius, den er, mit Genehmigung des Königs Pipin, an seine Stelle setzte. Pipin verlieh ihm auch 752 das Patent eines Archikanzlers der geistlichen Bischöfe und der Herren des Landes, wozu der Papst ebenfalls seine Bestätigung gab. Bonifacius ging nun nach Utrecht, um in Friesland das Evangelium zu predigen; allein dieses war die letzte apostolische Reise dieses Bischofs, denn er ward, nach Einigen, bei Dokkum in Friesland am 3. Juni 755, nach Anderen am 5. Juni 754 von den Ungläubigen erschlagen. Bonifacius war nämlich hierher gekommen, um eine große Menge getaufter Convertiten zu confirmiren. Er ward hierauf in der Abtei Fulda begraben, welche der Erschlagene 10 Jahre früher gestiftet hatte. Der Tod des Märtyrers ward aber bald nachher gerächt; denn es begab sich ein General des Königs Pipin an der Spitze einer großen Armee nach Dokkum, wo sich die Mörder des erschlagenen Bonifacius befanden, und ließ hier alle diejenigen, deren er habhaft werden konnte, über die Klinge springen. Man baute

in der Folge an der Stelle, wo Bonifacius erschlagen worden, ein Kloster.

Serrarius hat eine Sammlung von Briefen dieses frommen Märtyrers herausgegeben; der Styl des deutschen Apostels ist etwas hart und rauh, aber kräftig. Bonifacius war mit der Kirchendisziplin sehr vertraut und dem päpstlichen Stuhle bis zu seinem Tode ergeben; er war auch sehr streng und eifrig für die Religions- und Sittenverbesserung, und besonders lag ihm die Moralität der Geistlichen und die Bekehrung der Heiden am Herzen. Bonifacius hat eine Abhandlung über die Einigkeit des Glaubens geschrieben, allein dieses Werk ist nicht bis auf unsere Zeit gekommen. Fälschlich wird dem Bonifacius noch ein anderes Werk zugeschrieben.

Waffenstillstand im deutschen Freiheitskriege,

vom 4. Juni bis 17. August 1813.

Als sich die Verbündeten nach Schlesien zurückzogen, folgte ihnen der französische Kaiser auf dem Fuße nach. Sobald sich aber Napoleons Vortrab zu nahe an den Nachzug der Alliirten wagte, wandte sich dieser um zum blutigen Kampfe.

Dieß war unter andern der Fall am 22. Mai bei Reichenbach und Markersdorf, wo am Abend eine Kanonenkugel Napoleons vertrautesten Gefährten, den Marschall Duroc, niederschmetterte. Dieser Verlust schmerzte den Kaiser sehr, denn Duroc war vielleicht der Einzige, der ein freies und offenes Wort zu ihm redete, weil er sein Jugendgenosse gewesen war.

Am 16. Mai legte Blücher den nachrückenden Franzosen ebenfalls einen Hinterhalt von Reiterei unter Ziethen bei Haynau, und da Napoleon auf diese Weise verschiedene Male heftig gedrängt wurde, und sogar schlachtähnlichen Verlust von 300 Gefangenen und 11 Kanonen erlitten hatte, auch seine Vierecke niedergehauen, zersprengt und zu Boden geritten wurden, da sah er wohl ein, daß der Feinde Muth noch nicht gebrochen war, und als sich diese zu einem Waffenstillstande willig zeigten, um nach dem blutigen Monat Mai den Heeren einige Ruhe zu gönnen, nahm er denselben sehr gern an; denn er bedurfte nicht minder der Erholung. Dieser, beiden kriegführenden Mächten sehr erwünschte Waffenstillstand wurde daher am 4. Juni auf 6 Wochen geschlossen.

Die Franzosen verließen Breslau, welches sie bereits eingenommen hatten, und behielten nur einen kleinen Theil Schlesiens besetzt. Der Zufall gewährte dem Kaiser auch dieß Mal

durch die Besetzung Hamburgs einen Gewinn; denn Vergleiche der Art pflegte Napoleon nie ohne Vortheile zu schließen.

Zu Anfang Mai's, als Napoleon ins Feld zog, war auch Davoust mit 14,000 Mann gegen Hamburg vorgerückt, welches unter dem General Tettenborn nur sehr schwach besetzt war. Zwar hatten sich die Hamburger ebenfalls zur Vertheidigung gerüstet, allein eine so große Stadt erforderte eine viel stärkere Besatzung. Man hoffte in Hamburg auf den Beistand der in Altona stehenden Dänen und der in Pommern und Mecklenburg gesammelten Schweden, welche sämmtlich vor Begierde brannten, Hamburg zu retten; allein die Berechnungen der Politik verdarben alles. Schweden wollte es mit Rußland und England nicht verderben, und Dänemark, welches das von diesen beiden Mächten an Schweden als Beistandspreis versprochene Norwegen nicht abtreten wollte, schlug sich gerade, als Hamburg in der größten Gefahr schwebte, auf die Seite der Franzosen, und so mußte diese unglückliche Stadt das Opfer der Eifersucht dieser beiden Völker werden. Die Schweden zogen sich aus Hamburg zurück, General Tettenborn wurde auch abgerufen, und die am 30. Mai in die Stadt eingerückten Dänen ließen noch an demselben Tage die Franzosen hinein. Viele muthige und freigesinnte Männer von der Hamburger Bürgergarde hatten ehrenvoll und tapfer gegen ihre Feinde gefochten, an deren Spitze Davoust, Vandamme und Hogendorp standen. Hätte sich Hamburg noch 8 Tage länger halten können, so wäre es nach den Bedingungen des Waffenstillstandes frei geblieben und hätte jenes Schreckensjahr seiner Geschichte nicht so hart erfahren müssen. Napoleon legte dieser einzigen Stadt in seiner Erbitterung eine Contribution von acht und vierzig Millionen Franken auf. Das Geld wurde durch alle möglichen Zwangsmittel herbeigeschafft, die angesehensten und besten Bürger wurden gleich Tagelöhnern gezwungen, an der Befestigung der Stadt zu arbeiten, ihre eigenen schönen Gartenhäuser niederzureißen und ihre Obstbäume umzuhauen. Ueberdieß mußten sie noch Spott und Hohn genug ertragen.

Am 2. Pfingsttage kam die Nachricht des Waffenstillstandes nach Berlin. Da zeigte sich die ungebeugte entschlossene Menge auf allen öffentlichen Plätzen, in den Straßen und vor den Thoren, und laut sprach sich der feste preußische Sinn aus. Berlin, welches durch das verbündete Heer nicht mehr geschützt war, weil dieses an der Oder stand, sah den Angriffen des schon weit über die Spree vorgedrungenen Feindes bei einem fortdauernden Kriege fast unbewehrt entgegen. Dessenungeachtet war man über den Waffenstillstand unzufrieden, weil man einen Frieden fürchtete, welcher das Vaterland in einem unentschiede-

nen Zustande lassen würde. Die Berliner wollten kämpfen, um gänzlich frei zu werden. Und wie die Stimmung in Preußens Hauptstadt war, so sprach sie sich im ganzen Lande, ja in ganz Deutschland, ungetheilt aus.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm **III.**, welcher die Unzufriedenheit seines Volks erfuhr, beruhigte dasselbe durch eine öffentliche Erklärung über den Abschluß dieses Waffenstillstandes. »Er ist angenommen,« sagte er unter andern, »damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Bis dahin war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur erst den alten Waffenruhm wieder gewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen. Beharrt in euerm festen Willen, vertraut euerm Könige, wirkt rastlos fort, und wir werden auch dieses Ziel erreichen!«

Es geschah auch, was der König gewünscht hatte: es wurde thätig fortgesetzt das große Werk der Befreiung; es folgten neue Bewaffnungen und immer neue kriegerische Uebungen. Alles war thätig; Männer, Frauen und Kinder halfen nach Kräften, Nackte zu kleiden, Verwundete zu heilen, Verunglückte zu trösten und den Schmerz jammernder Familien zu stillen.

In diesen Tagen des Waffenstillstandes erfolgte auch der Tod des in der Schlacht bei Lützen verwundeten edeln Generals von Scharnhorst, dem es nicht vergönnt war, die Tage der deutschen Freiheit zu sehen, ungeachtet er dieses Glück so sehr verdient hatte. Seine Wunde nicht achtend, wollte er immer noch ordnen und schaffen, was in seinen schwachen Kräften stand, aber sie verschlimmerte sich und führte sein Ende herbei.

Dieser Held war außerordentlich thätig gewesen im Dienste des Vaterlandes, selbst die letzten Tage seines Lebens sollten noch der Freiheit gewidmet sein; er ließ sich nach Prag bringen, um seine Wunde daselbst heilen zu lassen, in der That aber, um Oestreichs Theilnahme an dem großen Kampfe beschleunigen zu helfen. Es gelang ihm auch, denn er wirkte, sprach noch und stärkte mit seiner ruhigen Geisteskraft den Unentschlossenen; unter diesen Anstrengungen starb er am 28. Juni. Er war ein echter Deutscher, tief und ernst, klar und ruhig, umfaßte das Kleine wie das Große, und vergaß über der Erfüllung seiner Pflichten gern sich selbst, zumal wenn es das allgemeine Beste seines Vaterlandes galt.

Preußen verdankte ihm unter andern seine neue Kriegsordnung, welche Scharnhorst begründete und ins Leben rief; sie ist ein Beweis, wie sehr der edle Held die Kraft des Wehrstandes im deutschen Volke erkannte. Er verfuhr bei seinem hoch-

wichtigen Unternehmen nicht rasch, sondern wirkte im Stillen, um nach und nach dahin zu gelangen, wohin nur ein besonnenes allmähliges Fortschreiten, nicht aber ein zu rasches Verfahren führen konnte. Diese kluge Handlungsweise war es auch, was dem Verewigten seines Königs wohlbegründetes Vertrauen erwarb.

Scharnhorsts Wirken und Schaffen und Anderer Fortsetzungen in seinem Geiste konnten unmöglich ohne fruchtbare Folgen bleiben. Dieses sah Napoleon sehr wohl ein, deshalb ward sein Zorn gereizt, und auch er that nun seiner Seits, was er nur immer vermochte, um Deutschland immer mehr zu entkräften. — Der Major Lützow hatte mit seiner Reiterschaar, die aus lauter muthigen Jünglingen bestand, dem französischen Heere vielen Schaden im Rücken zugefügt. Napoleon war daher auf die Lützower sehr erbittert Nach einem Artikel des Waffenstillstandes sollten Lützows Reiter bis zum **12.** Juni über die Elbe zurückgekehrt sein, aber erst am **14.** erhielt ihr Anführer die amtliche Nachricht von dieser Bedingung und konnte sie daher zur festgesetzten Zeit nicht erfüllen. Deshalb befahl Napoleon, diese Schaar zu vernichten, wo sie gefunden würde, und am **17.** Juni Abends wurde sie während des Waffenstillstandes, als sie sorglos über die Elbe zurückgehen wollte, bei dem Dorfe Kitzen unweit Leipzig von der feindlichen Kavallerie plötzlich überfallen, aus einander gesprengt, und theils niedergehauen, theils gefangen, und nur ein kleiner Theil vermochte sich mit ihrem Anführer durchzuschlagen. Indessen entkamen doch noch die Meisten der Uebrigen, welche zerstreut und gefangen worden waren, durch den Beistand der deutsch gesinnten Einwohner.

Obgleich der französische Kaiser keine Mäßigung in seiner Sinnesart bewies, so wollte dennoch Oestreich noch einen ernstlichen Versuch zur Friedensvermittelung machen; es wurde daher ein in Prag zu haltender Friedenskongreß verabredet, und Franz **I.** begab sich selbst nach Gitschin in Böhmen, um in der Nähe zu sein. Oestreich, welches seine hohe Bestimmung in dem europäischen Staatenbunde vielleicht mehr als je fühlte, hatte indeß seine Streitkräfte gesammelt, um seinen vermittelnden Friedensworten Nachdruck geben zu können. Auch hatte Franz, obgleich er nach der Errichtung des rheinischen Bundes die deutsche Kaiserkrone niedergelegt, Deutschlands Schicksal doch nicht aus den Augen gelassen; er wollte wiederum ein Deutschland, und ein Reich der Deutschen begründet wissen. Rußland und Preußen schlossen sich Oestreich an, und genehmigten seine Friedensvermittelung; Napoleon that dieß auch, aber nur mit Worten. Sein Stolz ließ nicht zu, sich von einer andern selbstständigen Macht Bedingungen und Forderungen vorschlagen

zu lassen, und noch unerträglicher schien ihm der Gedanke, von seinen großen Eroberungen etwas abtreten zu müssen; und doch hätte er so wohl gethan damals Frieden zu schließen und den Rhein als die Grenze seiner Herrschaft anzuerkennen; aber nein, sein Ehrgeiz war zu groß, er suchte die Unterhandlungen des Prager Congresses nur in die Länge zu ziehen, und so kam, obgleich der Waffenstillstand bis zum 17. August verlängert wurde, nicht das Mindeste zu Stande.

Napoleon beabsichtigte durch seine beständige Zögerung nichts anderes, als Zeit zu gewinnen, um unterdeß seine neuen Krieger aus Frankreich an sich zu ziehen, welche schaarenweise herbeiströmten. Fußvolk und Reiterei, Geschütz und Wagen zogen fortwährend in langen Reihen bei Mainz und Straßburg so wie an andern Orten über den Rhein nach Sachsen. Es sammelte wiederum Napoleon ein Heer von 350,000 Kriegern, und außerdem hatte der Vicekönig Eugen in Italien noch 60,000 Mann zusammen gebracht, welche dieses Land gegen Oestreich vertheidigen sollten, wenn es zum Bruch käme; Baiern aber mußte 30,000 Mann unter dem General Wrede an der östreichschen Grenze aufstellen.

Endlich war die Geduld der Verbündeten erschöpft, und auch Oestreich kündigte nun dem französischen Kaiser den Krieg an. Franz I. zeigte in einer öffentlichen Erklärung, wie ihn Ehre und Pflicht zu den Waffen rufe, wie er nur das Wohl des europäischen Gemeinwesens im Auge habe, und den Geist der Zeit so wie seine Bestimmung deutlich erkenne. Preußens Schicksal lag ihm, wie er sagte, vor Allem am Herzen; dieses Landes Gefahr sah er als seine eigene an, und seine volle Wiederherstellung als den ersten Schritt zur neuen Ordnung in Europa. Schon im April 1813 hatte Napoleon unverhohlen angekündigt, daß das preußische Königthum vernichtet werden müsse, und dem Kaiser von Oestreich die wichtigste und schönste aller preußischen Provinzen, Schlesien, angeboten.

Franz I. versprach ferner, Preußen mit aller Kraft seiner Waffen beizustehen, in der Hoffnung, daß der Gott der Gerechtigkeit der guten Sache einen sichern Sieg schenken werde.

Solche Worte waren natürlich für die vaterlandsliebenden preußischen Patrioten eine wohlklingende Musik. Die beiden ersten Mächte Deutschlands standen einander vereinigt zu großen Zwecken bei, und das alte Habsburger Haus fühlte den hohen Beruf in sich, seinen frühern Nebenbuhler, Preußen, wieder in seinen vorigen Rang unter Europa's Mächten einsetzen zu helfen. Diese Treue und Einigkeit versprach dem deutschen Vaterlande eine glückliche Zukunft.

Napoleon wartete unterdessen mit Ungeduld in Dresden

auf Oestreichs Erklärung; noch immer hegte er die Hoffnung, es werde dasselbe unthätig bleiben. Am 15. August langte endlich ein französischer Abgeordneter, der Graf von Narbonne, von Prag zurückkehrend, in Sachsens Hauptstadt an, und Napoleon beredete mit ihm und seinem Minister Maret den wichtigen Augenblick. Der neue Krieg ward zwischen diesen Dreien in Marcolini's Garten in Dresden besprochen; es war ein hochwichtiger Beschluß, ein Krieg voller Gefahren und ohne bedeutende Vortheile. Dessenungeachtet stieß Napoleon den angebotenen Frieden unwillig von sich, und abermals ertönte die bekannte Losung Krieg von Munde zu Munde. Der französische Kaiser verließ alsbald Dresden und begab sich nach Bauzen und Görlitz, um von da weiter nach Schlesien zu gehen.

Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn nebst vielen andern Geusen,

am 5. Juni 1568.

Im November 1565 schon verband sich der niederländische Adel, um sich mit Entschlossenheit der spanischen Inquisition zu widersetzen, und sich bei Religionsverfolgungen brüderlich beizustehen. Dieses Bündniß wurde das Compromiß genannt. Im April 1566 überreichten die Verbündeten eine Bittschrift wegen der Religionsfreiheit, sie erhielten aber vom Hofe in Brüssel nur eine zweideutige Antwort, und wurden mit dem Ausdrucke **Gueux** benannt, weshalb sie sich in der Folge selbst Geusen oder Bettler nannten. Die neue Religionslehre griff aber in den Niederlanden immer weiter um sich, so daß die Prediger sogar auf den Straßen und Feldern gegen das Papstthum predigten, und das Volk dermaßen entflammt und begeistert wurde, daß der bekannte niederländische Bildersturm, in welchem binnen 3 Tagen 400 katholische Kirchen verwüstet wurden, nicht zu verhindern war. Die Kalvinisten in Antwerpen boten dem habsüchtigen Könige von Spanien 30 Tonnen Goldes für die Religionsfreiheit an, reizten aber hierdurch gar sehr seinen Zorn; er ließ Gewalt brauchen, und die Geusen zerstreuten sich vor der Hand, die Städte wurden mit ungeheuern Besatzungen belegt, und den Bilderstürmern der Prozeß gemacht. Ja es erschien sogar der fürchterliche Ketzerfeind, Herzog von Alba, einer der vorzüglichsten Feldherren seiner Zeit, an der Spitze eines neuen Kriegsheers von Spaniern und Italienern in den Niederlanden, wo der furchtbare Rächer im August 1567 eintraf. Alba schaltete so frei, daß selbst die Statthalterin, weil sie sich unbeachtet sah, ihre Stelle niederlegte und sie jenem über-

ließ. Von nun an hörte man und sah man nichts als Gewaltthätigkeiten. Die beiden Grafen Egmont und Horn, welche Alba unter dem Vorwande, mit ihnen und anderen Großen Rath zu halten, zu sich berufen hatte, wurden ohne Umstände gefangen gesetzt. In allen großen Städten wurden Schlösser auf der Bürger eigene Kosten gebaut, um diese Städte besser zu zwingen, und endlich ward ein Blutrath eingesetzt, an dessen Spitze Alba selber stand, und dessen Beisitzer ihm möglichst ähnlich waren. Einer derselben, Johann de Vargas, des Herzogs Liebling, that den Ausspruch, daß die Niederländer alle den Galgen verdient hätten. Die Vorladungen nahmen nun ihren Anfang. Wer nicht erschien, verlor seine Güter. Alle Tage sah man Menschen verbrennen, hängen, viertheilen, köpfen. Am 1. Juni 1568 wurden 22 Edelleute enthauptet. Die abwesenden Häupter der Geusen, auch der Prinz von Oranien, wurden für Majestätsverbrecher erklärt, und die Grafen von Egmont und Horn, die bis dahin in der Citadelle von Gent gefangen gesessen hatten, öffentlich auf dem Markte zu Brüssel enthauptet (5. Juni 1568). Diese Abscheulichkeiten machten, daß mehr als 100,000 treffliche Arbeiter und Kaufleute auswanderten, und daß die Zurückbleibenden dem Prinzen von Oranien, der nach Deutschland geflüchtet war, allen Vorschub thaten. Er kam auch wirklich mit einem Heere nach Brabant, konnte sich aber gegen Alba's geübte Truppen nicht halten, und mußte gegen den Winter nach Straßburg fliehen. Die Niederländer seufzten, aber Alba erhielt als Vertheidiger der römischen Kirche vom Papste Pius V. einen geweihten Hut und Degen, und ließ sich als den Ueberwinder des Adels und des Volks in Erz abbilden, wie er auf zwei Menschen mit den Füßen tritt, mit einer höchst prahlerischen Inschrift.

Gustav Wasa,

geboren 1490, — auf dem Reichstage zu Strengnaes von den Schweden zum Könige erwählt am 6 Juni 1523, — gestorben 1560.

Gustav I., König von Schweden, bekannt unter dem Namen Gustav Wasa, geb. 1490, war ein Sohn des Herzogs Erich Wasa von Grypsholm, und ein Sprößling der alten Königsfamilie. Er war ein seltner, mit allen Eigenschaften der Natur ausgestatteter Regent, ganz zum Herrschen geboren. Sein hoher Wuchs und sein vorzügliches Aeußere gewannen ihm schon alle Herzen. Er besaß die Gabe, durch seine kunstlose Beredsamkeit hinzureißen, sein Genie zeigte sich oft verwegen in seinen Plänen und Entwürfen, welche er durch seinen

unbesiegbaren Muth glücklich auszuführen verstand. Er war ferner unerschrocken, aber besonnen, und, ungeachtet seines rohen Zeitalters, voll Sanftmuth und Tugend. Als der tyrannische Dänenkönig, Christian II., zufolge der calmarischen Union sich des schwedischen Throns zu bemächtigen strebte, faßte Gustav Wasa den heldenmüthigen Entschluß, sein Vaterland aus dem Unglück und der Erniedrigung zu retten; allein der König von Dänemark nahm Gustav gefangen und hielt ihn nebst sechs andern vornehmen Schweden in Copenhagen als Geißel zurück, wodurch dieser auf der Bahn seiner Thätigkeit aufgehalten wurde. Als er aber 1519 erfuhr, daß Christian die Unterjochung seines Vaterlandes fast vollendet hatte, da ergriff ihn im Gefängniß der Gedanke, Schweden zu befreien, und er entfloh in Bauernkleidung. Zwölf Meilen machte er den ersten Tag in einem fremden Lande; in Flensburg schloß er sich an jütländische Ochsenhändler an, bei denen er, um ungekannt zu bleiben, Dienste nahm. Mit diesen kam Gustav nach Lübeck, wo er zwar erkannt, aber vom Senate in Schutz genommen wurde; man sicherte ihm sogar Unterstützung zu, worauf er sich einschiffte und zu Calmar landete. Hier entdeckte sich der Flüchtling der Besatzung der Stadt; allein diese weigerte sich, seine Parthei zu nehmen. Geächtet, verfolgt, verstoßen, nahm der unglückliche Gustav nun seine Zuflucht nach Dalecarlien, um bei den Thalbewohnern dieser Gegend Beistand zu suchen. Nur mit Mühe entging er den mannigfaltigen Gefahren, welche ihm von allen Seiten drohten, und fand endlich Aufnahme bei einem Pfarrer, der ihn mit seiner Erfahrung, seinem Gelde und seinem Rathe unterstützte. Die Gemüther der Dalecarlier wurden vorbereitet, und Gustav gab sich denselben bei einem Feste zu erkennen; er erschien in ihrer Mitte; seine edle zuversichtliche Miene, sein Unglück und der Abscheu gegen Christian, der eben seinen Regierungsantritt in Stockholm durch ein schreckliches Blutbad bezeichnet hatte, kurz alles verlieh seinen Worten eine siegreiche Kraft; Ausrufungen der Wuth unterbrachen ihn; man eilte zu den Waffen, das Schloß des Gouverneurs ward erstürmt. Der erste Erfolg war glücklich; muthig sammelten sich nun die Dalecarlier unter Gustavs Fahnen, welcher sie von Kampf zu Kampfe führte; und sein Unternehmen war eine Reihe von ununterbrochenen Triumphen. An der Spitze seines selbstgeschaffenen Heeres machte er reißende Fortschritte und vertrieb vollends seine Feinde. 1521 ertheilten ihm die Stände den Titel eines Administrators, und 1523 am 6. Juni proklamirten sie ihn als König und lösten die calmarische Union gänzlich auf. Gustav nahm die Königswürde an, verschob aber die Krönung, um nicht die Aufrechthaltung der katholischen Religion

und

und die Privilegien der Geistlichkeit beschwören zu müssen. Er fühlte wie nothwendig zum Wohle seines Reichs eine Kirchenverbesserung sei; er fühlte aber auch die Schwierigkeit einer solchen Unternehmung, die nur mit einer gänzlichen Reform verbunden sein konnte. Sein Kanzler, Lordz Anderson, rieth ihm, sich der lutherischen Religion zu bedienen, um seinen Zweck zu erreichen. Gustav genehmigte diesen kühnen Plan, welchen er durch seine Macht sowohl als durch seine feine Politik auszuführen wußte. Er fing damit an, das Lutherthum zu begünstigen und seinen Günstlingen die vakanten Pfründen zu ertheilen, und legte unter dem Vorwande, die Lasten des Volks zu erleichtern, den Geistlichen die Versorgung seiner Truppen auf. Bald ging er noch weiter, und 1527 verlangte und erhielt er von den Ständen die Abschaffung der Privilegien der Bischöfe. Luthers Lehre verbreitete sich nun immer mehr, und Gustav verstand es sehr gut, sich in die Zeit und Umstände zu schicken: den Unruhen kam er zuvor, oder unterdrückte sie, die Unzufriedenen hielt er im Zaume, den Ehrsüchtigen schmeichelte er, die Schwachen wußte er zu gewinnen, und endlich trat er öffentlich zur lutherischen Religion über, zu welcher sich bereits die Meisten seiner Unterthanen bekannten. 1630 nahm ein schwedisches Nationalconcilium die augsburgische Confession als Glaubensnorm an. Nachdem Gustav auf diese Weise sein Reich gleichsam zum zweiten Male erobert hatte, blieb ihm nichts weiter zu thun übrig, als seinen Kindern die Nachfolge auf dem schwedischen Throne zu sichern; aber auch dieses Verlangen bewilligten ihm die Stände, indem sie 1542 das Wahlrecht abschafften und das Erbfolgegesetz feststellten. Gustav Wasa übte eine fast unumschränkte Gewalt aus, und die Stände hinderten ihn nicht daran, weil er bei allem, was er that, das innere Glück seines Landes zu begründen trachtete. Seinen Feinden war Gustav furchtbar, und bei seinen Freunden stand er in großer Achtung und Liebe. Bei aller Unumschränktheit aber verletzte Gustav nie die Form der Reichsconstitution. Er vervollkommnete ferner die Gesetzgebung, civilisirte sein Volk, milderte die Sitten der Schweden, ermunterte die Industrie und Gelehrsamkeit, und erweiterte den Handel. Gustav Wasa starb im Jahre 1560 in seinem 70sten Lebensjahre, nachdem er 37 Jahre regiert hatte.

Carl August Fürst Hardenberg,

seit 7. Juni 1810 preußischer Staatskanzler, geboren am 31. Mai 1750, gestorben am 27. November 1822.

Carl August Fürst Hardenberg, preußischer Staatskanzler, wurde 1750 in Hannover geboren, aus einem der ältesten adligen Geschlechter Hannovers, dessen uralter Familiensitz, Vorder- und Hinterhaus Hardenberg mit einer höher liegenden Burgruine bei Nörten liegt. Er studierte jung, als ein umfassender Kopf bereits bekannt, in Leipzig und Göttingen, war schon 1770 in seiner Vaterstadt Kammerrath, reis'te viel, ging 1782 als Minister in braunschweigsche Dienste und wurde daselbst Präsident der Kammer. Persönlich beliebt bahnte ihm dieß den Weg zum markgräflich ansbachschen Ministerium in der Zeit, da sein neuer Souverain die fränkischen Lande an Preußen abzutreten beabsichtigte, und als die Cession vollzogen war, wurde er 1792 preußischer Kabinetsminister und Statthalter mit den ausgedehntesten Vollmachten. Noch jetzt wird dort seine Verwaltung verehrt. Im Reichskriege wider Frankreich begleitete er den König Friedrich Wilhelm auf seinen Feldzügen am Rhein und schloß mit dem Grafen Golz den 5. April 1795 den Baseler Frieden zwischen Preußen und der französischen Republik. Viel Gutes wirkte er nun in Franken, aber auch die bedenkliche Enclavirung der Reichsritterschaft. Nach dem Ableben der Minister von Werder und von Heinitz vergrößerte sich sein ministerieller Geschäftskreis in Berlin, und es fanden mit England Annäherungen Statt, dem dieser Minister, ein geborner Hannoveraner, wohl nicht zum Nachtheile Preußens, persönlich sehr anhänglich war. Dieß veranlaßte, daß der mehr französisch gesinnte Minister Graf Haugwitz sich aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zurückzog und ihm 1804 der Freiherr von Hardenberg folgte. Neutralität war seit dem Baseler Frieden die Lieblingsidee des damaligen Friedensstifters, der dieß als das Mittel zur Vergrößerung Preußens betrachtete; aber Napoleons gewaltsamer Durchmarsch durch Ansbach, 1805, stimmte die Ansichten des preußischen Hofes anders, (in der Note vom 5. Oct. 1805), der klar sah, wie sich Napoleon hiebei und in der Verhaftung eines englischen Ministers am niedersächsischen Kreise eine Rücksichtlosigkeit erlaubte, welche zu rechtlos war, um ertragen werden zu können. Nur der Verlust der Schlacht von Austerlitz und Oestreichs schneller Friede verhinderte, daß Preußen nicht schon damals gegen Frankreich auftrat. Bald hernach, den 25. December 1805, schloß der Minister Haugwitz mit Napoleon einen Traktat zur Frie-

densbegründung in Norddeutschland, in Wien, wodurch Hannover an Preußen abgetreten wurde, indeß eine Note des preußischen Ministeriums vom 22. December dem brittischen Gesandten den Schutz des preußischen Hofes für Hannover zusicherte. Hardenberg sah die Folge, Krieg mit England und Abhängigkeit von Frankreich, voraus; beides war wider sein System, und er zog den Rücktritt vom Departement der auswärtigen Angelegenheiten vor, trug auch nicht zum Ausbruche des Krieges mit Frankreich bei, den er sogar nach der Schlacht bei Jena sofort zu beendigen wünschte. Erst 1807 trat er an Zastrows Stelle wieder ins preußische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, zog sich aber nach dem Tilsiter Frieden nach Tempelhoff zurück, bis ihn der König 1810 zurückrief; man sah seitdem die Verhältnisse zwischen Preußen und Frankreich enger werden. Erst nach der Konvention des Generals York und dem Rückzuge der französischen Heere aus Rußland änderte sich Preußens Politik, weil, sobald es Parthei gegen Napoleon ergriff, der Gravitationspunkt der neuen Allianz Preußen zufiel; aber es kannte die Bereitwilligkeit seines arm gewordenen Volks, Alles zu wagen, um von der unglücklichen Abhängigkeit von Napoleon befreit zu werden und wieder zur Selbstständigkeit zu gelangen. Alles boten damals König, Volk und Minister für ihre großen Zwecke auf, und erreichten auch ihren Hauptplan im Pariser Frieden 1814 und beim nachherigen Wiener Congresse. Der Fürst Hardenberg leitete seines Hofes Interesse auch beim Friedensschluß von 1815 und bei allen nachherigen Congressen, bis er, während des Congresses zu Verona, in Genua 1822 am 27. Nov. starb. In jedem Zweige des Staatsdienstes glänzte er, nur nicht im Finanzfache, so redlich und uneigennützig er auch war, indem er in der Finanzverwaltung seinen Nachfolgern Manches besser und sparsamer zu ordnen übrig ließ. Während seines Ministeriums bildete sich die jetzige Stellung der Minister und der Kabinetsräthe, da letztere in der preußischen Staatsverwaltung früher in direkterer Beziehung zum Monarchen standen als jetzt. Seine fürstliche Dotation war Neuhardenberg, bestehend aus dem Amte Quilitz mit der Commenthurei Lietzen, im Kreise Lebus in der Mittelmark. Sein Sohn Graf Hardenberg-Reventlow (Christian Heinrich August) lebt auf der Grafschaft Hardenberg in Laland; er nahm mit königlicher Zustimmung den Fürstentitel nicht an. Er hat eine mit dem Grafen Harald von Holk vermählte Tochter und keine Söhne. Die einzige Tochter des Fürsten, Anna Louise Wilhelmine Ida, Besitzerin eines Güter-Fideicommisses in Posen, ist an den Fürsten Ludwig Heinrich Hermann Pückler zu Muskau in zweiter Ehe vermählt. Ihre Tochter

Adelheid aus erster Ehe mit dem Grafen Pappenheim ist jetzt Fürstin von Carolath-Beuthen. Die verwittwete Fürstin Hardenberg, geborne Freiin von Schönewann, geboren 1775, lebt auf ihrem Wittwensitze.

Mahomets Leben.

Er war geboren am 20. April 569 zu Mekka, und gestorben am 8. oder, nach Anderen, am 29. Juni 632.

Es giebt wenig berühmte Männer, deren Leben so oft wäre beschrieben worden, wie das des türkischen Propheten. Größtentheils aber haben die Geschichtschreiber entweder aus Unwissenheit und bloßer Nachahmung derer, die vor ihnen diesen Gegenstand behandelten, oder auch aus Partheilichkeit zu viele Verläumdungen über Mahomet verbreitet, und dieselben um so dreister für wahr ausgeben können, als sie keinen Widerspruch erlitten; allein, wer sollte ihnen widersprechen? doch wohl Niemand anders als die Mahomedaner selbst; — und diese sind zu träge und zu unwissend, um sich in Streitigkeiten, so sehr sie auch die Ehre ihres Propheten betreffen, einzulassen. Wenn wir nun auch nicht als Lobredner Mahomets auftreten wollen, und seine Eroberungen und Irrthümer verfechten können, so ist es doch unsere Pflicht, der Wahrheit ihr Recht zuzugestehen, und diesem Manne den ihm wirklich gebührenden Ruhm hinsichtlich so mancher weisen Gesetze, so mancher Dogmen und moralischer Lehrsätze zu lassen. Denn viele Historiker, welche sich zu wenig um dieses Propheten Werke bekümmert haben, überhäufen ihn blindlings mit grenzenlosen Schmähungen aller Art, und in dieser Hinsicht muß der arme Mahomet so oft mit dem weisen Zoroaster und Confucius ein Schicksal theilen, nämlich das der allgemeinen Verkennung.

Abul Kasem Muhammed (Mahomet, Mohammed), ein Sohn Abdallahs, aus der Familie Haschem, wahrscheinlich in Mekka 569 geboren, gehörte zu dem berühmten Stamme der Coreishiten, welchem die Aufsicht des Ismaelitischen Tempels anvertraut war. Dieser Tempel war das größte Heiligthum der Muselmänner, und der Gegenstand allgemeiner Verehrung in einem Theile von Europa und Afrika, und besonders von fast ganz Asien. Abdol-Motallab, Mahomets Großvater, bekleidete das wichtige Amt der Oberaufsicht über dieses Heiligthum. Dieser feierte seines Enkels Geburtstag, weil es nach orientalischem Glauben gerade die Zeit war, wo Gott Wunder zu thun pflegte. Die ganze Natur war an diesem Tage in Aufruhr und verkündigte gleichsam durch ein Wunder, daß der Welt ein großer Reformator und Prophet geboren

sei. Zu gleicher Zeit verkündete den Anhängern des Zoroastrismus das Verlöschen des heiligen Feuers, das schon seit 10 Jahrhunderten brannte, und das durch ein Erdbeben veranlaßte Zusammenstürzen des Palastes des persischen Souverains, welch ein Sturz ihrer Religion durch Mahomets Geburt drohete.

Einige Historiker lassen Mahomet von Ismaël abstammen, welcher, von Abraham, seinem Vater, auf Sarahs Wunsch, die nicht wollte, daß der Sohn einer Magd mit ihrem Sohne gleiche Erbschaft theile, verjagt, mit seiner Mutter Hagar nach Mekka gekommen sein und daselbst den bekannten Tempel Ismaëls erbaut haben soll.

So viel ist wenigstens gewiß, daß Mahomets Familie in Arabien eben so reich als berühmt war, ungeachtet der Prophet in seiner Jugend nichts von seiner Familie Reichthümern genoß; denn er war nur 2 Monat alt, als sein Vater starb, und nach seines Großvaters Tode, welcher seinen Vater überlebte, ging dessen Vermögen auf einen andern Sohn, Mahomets Oheim, über, welcher ebenfalls Tempelvorsteher war und in Mekka das Ruder der Regierung führte. Man nannte ihn Abu-Taleb. — Mahomets ganze Erbschaft bestand bei seines Vaters Tode in 5 Kameelen und einer äthiopischen Sklavin. — Ueber die ersten Lebensjahre unsers Propheten weiß man ungefähr Folgendes: Kaum war er geboren, so verlor er seinen Vater durch den Tod; nach Einigen war er erst 2 Monate, nach Andern 2 Jahre alt, doch sind die Meisten für die erstere Meinung. Kurze Zeit nur blieb er in den Armen seiner Mutter, welcher er bald entrissen und in der Wüste von einer fremden Amme aufgesäugt wurde. Doch kam er wieder in das mütterliche Haus, um einer sorgfältigen Erziehung zu genießen; allein das Schicksal entriß ihm die Mutter, und dem Waisen blieb nur noch eine Stütze an seinem 100jährigen Großvater, welchen der Tod ebenfalls in Kurzem von der Erde rief. Es schien sich alles zu vereinigen, um den zukünftigen Propheten Arabiens sich selbst zu überlassen. Abu-Taleb, Mahomets Oheim, ward nun des Verwandten Beschützer. Dieser war, wie alle Coreishiten, Kaufmann, ein Stand, den selbst der Aelteste des Stammes nicht verschmähte, und welcher überhaupt in ganz Mekka sehr geehrt wurde. Abu-Taleb weihte seinen Neffen in die Handelsgeschäfte ein, und nahm ihn im 13ten Jahre mit nach Syrien, wohin sein Beruf ihn führte. Hier sah Mahomet zum ersten Male den Mönch Bahira, welchem Einige den Koran zuschreiben wollen. Abu-Taleb war nicht nur Kaufmann, sondern auch ein erfahrner Krieger. Mahomet lernte bei ihm die Waffen führen, und machte seine ersten Kriegszüge unter dessen Aufsicht und Schutz. Verschiedene Male kämpfte der Jüngling

mit den Coreishiten, und stets war er siegreich. Im Frieden war Mahomet wieder Kaufmann; er zeichnete sich in diesem Stande sehr aus, sowohl durch seine Einsicht in allem Merkantilischen, als durch seine Thätigkeit, und vorzüglich durch seine strenge Rechtlichkeit, welche ihm in seinem ganzen übrigen Leben eigen war, eine Tugend, die ihm den Beinamen Elamin, was so viel bezeichnet als treuer, zuverlässiger Mensch, erwarb.

Diese vortrefflichen Eigenschaften erregten unter andern die Aufmerksamkeit einer verwandten Witwe, Namens Cadige, welche ein bedeutendes Handelsgeschäft hatte, zu dessen Führung sie den jungen Mahomet erwählte. Dieser entledigte sich seiner Pflicht dermaßen zu seiner Prinzipalin Zufriedenheit, daß sie in Kurzem seine Gattin wurde. Ihre ganze Geschäftsführung nebst der Verwaltung ihres ganzen Vermögens überließ sie nun ihrem Gatten Mahomet, dessen Händen alles sehr wohl anvertraut war.

Da nun aber Mahomet durch seine Heirath zum reichen Manne geworden war, beschäftigte er sich oft und gern mit stillen und kühnen Betrachtungen. Er faßte den Entschluß, sich seine Mitbürger unterthänig zu machen, und fing damit an, sich ihren Blicken zu entziehen. Mehrere Jahre lang entfernte er sich aus dem Schooße seiner Familie, um in einer entfernten Höhle des Berges Hara zu wohnen, und jene Offenbarungen des Himmels, dessen Werkzeug er sein und werden wollte, zu empfangen oder vielmehr in sich aufzunehmen. Reine Sitten und strenge Beobachtung des Rechts und moralischen Anstandes waren ihm auch hier eigen; nie entfernte er sich von der strengen sich selbst vorgeschriebenen Sittenlehre. Einige Geschichtschreiber behaupten, er habe sich von Hause entfernt, um fremde Regionen zu bereisen, und besonders das weite Reich der Perser und Römer. Diese Meinung findet aber, obgleich sie sich sehr wohl mit der Vernunft vereinigen läßt, nicht allgemeinen Glauben.

Mahomet war 40 Jahre alt, als er sich für den Propheten des Höchsten ausgab. Er behauptete, in seiner einsamen Höhle auf dem Berge Hara sei in finsterer Nacht der Engel Gabriel auf des Ewigen Befehl zur Erde herniedergestiegen und habe ihm, als dem Apostel des Islamismus, den Koran überbracht. Wahrscheinlich würde Mahomet schon früher als Prophet aufgetreten sein, wenn die Araber nicht den Glauben hätten, daß Gott ein solches Amt keinem Menschen unter 40 Jahren übertrage.

Als der Prophet wieder in dem Kreise seiner Familie erschienen war, theilte er seine gehabten Offenbarungen zunächst seiner geliebten Gattin mit, und machte sie bekannt mit den geheimnißvollen Erscheinungen, welche ihm zu Theil geworden.

Seiner Gattin Eigenliebe vermochte sie, ihrem geliebten Gemahl allen erwünschten Glauben zu schenken; sie ward daher Mahomets erste Proselytin. Der zweite Proselyt war ein Sklave, dem er die Freiheit versprach. Ali, der Sohn Abu Talebs, der ihn Mahomet zur Erziehung anvertraut hatte, war der dritte. Bald vermehrte sich die Anzahl der mahomedanischen Religionsanhänger; unter andern trat auch Abu-Bekre, welcher in der Folge des Propheten Schwiegervater und Nachfolger wurde, dieser Sekte bei.

Nicht lange dauerte es, bis Mahomet Widerstand unter den Seinigen fand; sie suchten ihn von seinem Vorhaben der Reformation auf alle mögliche Weise abwendig zu machen, erklärten dasselbe für strafbar, und stellten ihm vor, welche Kühnheit er beginge, einen andern Gottesdienst einzuführen, als der den Coreishiten anvertraut sei, und so auf einmal die Reichthümer dieses Stammes zu vernichten. Auf Bitten folgten Drohungen, und auf diese die Verbannung. Ja man ergriff sogar die Waffen gegen Mahomet und seine Anhänger. Glücklicher Weise aber wurde Omar, welcher ausgeschickt war, um den Propheten zu bekämpfen, dessen eifrigster Anhänger und Vertheidiger. Endlich ward eine allgemeine Achtserklärung gegen alle Anhänger des Islam ausgesprochen. Es entstand Krieg, und der Prophet vergoß das Blut der widerspenstigen Araber stromweise.

Als Mahomets Gattin Cadige und sein Onkel Abu-Taleb, eine seiner Hauptstützen, gestorben waren, widerfuhr dem Propheten manches Unglück. Die Schmähungen und Verfolgungen seiner Feinde verdoppelten sich, dessen ungeachtet aber wuchs die Zahl seiner Proselyten immer mehr. — Es war das 12te Jahr seiner prophetischen Sendung, welches für Mahomet durch eine wichtige Erscheinung merkwürdig geworden ist. Der Engel Gabriel, welchen Mahomet als seinen Führer und Beschützer erklärt hatte, erschien dem Propheten im Schlafe, ließ ihn eine silbergraue Stute besteigen und versetzte ihn nach Jerusalem, allwo er im Tempel Salomonis, Abraham, Moses und Jesus erblickte, welche ihm entgegen kamen, und mit ihm ein gemeinschaftliches Gebet zum höchsten Wesen veranstalteten. Nachdem sie dieses Gebet verrichtet hatten, nahmen sie ihre Richtung nach dem ersten Himmel, und von da aus nach den 6 übrigen und weiter; denn Gott hat, nach Mahomets Lehre, 7 Himmel geschaffen. Im letzten Himmel würdigte der Ewige den Propheten eines Gesprächs, in welchem er ihm ankündigte, daß er, Mahomet, vor allen andern Propheten den Vorzug verdiene, daß er selbst bei Gott mehr gelte als Adam, Abraham, Moses, Enoch, David, Salomon und Jesus. Zugleich

soll ihm der Höchste geoffenbart haben, es sei nur ein Gott, und Mahomet sein Apostel.

Hierdurch bestätigte Mahomet seine Sendung bei den Arabern, welche er nur mit vieler Mühe zu überzeugen vermochte; denn sie waren keineswegs so leichtgläubig wie Mahomet geglaubt hatte; auch verlor er durch die Behauptung, eine Erscheinung des Allerhöchsten gehabt zu haben, das Vertrauen Vieler seiner Anhänger, welche denjenigen nicht mehr für einen göttlichen Propheten halten wollten, der so vernunftwidrige Dinge für Wahrheit auszugeben suchte. Andere hingegen, welche Ehrgeiz oder Unwissenheit verleitete Alles zu glauben, was ihnen Mahomet sagte, wurden dadurch nur noch fanatischer. Wenn nun Mahomet in seinem Vaterlande selbst an Ansehn verlor, so gewann er dafür im Auslande desto mehr; denn man hält gemeiniglich dafür, daß ein durch außerordentliche Geistesgaben ausgezeichneter Mensch in seinem Vaterlande am wenigsten gilt, gerade deswegen, weil die Uebrigen seinen Vorzug einsehen und beneiden. So ging es auch dem Propheten des Islam: je weiter er sich aus dem heimathlichen Himmelstriche entfernte, desto mehr wuchs sein Ruhm, stieg sein Ansehen, desto größer wurde die Zahl seiner Anhänger. Während Mahomets Freunde in Mekka weniger wurden, wurden ihrer desto mehr in Medina. Dafür aber, daß der Prophet auswärts so viel Glück machte, mußte er das einstimmig gegen ihn beschlossene Todesurtheil der Coreishiten vernehmen.

Mahomet konnte nur durch die Flucht seinem drohenden Schicksale entgehen, und da er leicht voraussah, daß sich die Rache seiner Feinde nicht so bald abkühlen würde, so beschloß er, ihnen gewaffnet Widerstand zu leisten, wenn er angefallen werden sollte. Also ergriff Mahomet, unterstützt von seinen Anhängern, die Waffen, laut Aufforderungen und Verheißungen des Korans.

Von dieser Flucht Mahomets aus Mekka schreibt sich nun die mahomedanische Zeitrechnung, Hegira oder Hedschra genannt, her. Das Glück der Waffen war anfänglich bald auf Mahomets, bald auf seiner Feinde Seite. Wenn jedoch Mahomet nicht immer durch die Gewalt seiner Waffen den Sieg davon trug, so gelang ihm doch Manches durch seine Großmuth und Seelengröße. Einen Beweis hiervon lieferte der Prophet im 6ten Jahre der mahomedanischen Zeitrechnung:

Ein Fürst, den Mahomet besiegt und sodann mit Wohlthaten überhäuft hatte, wollte ihm dadurch seine Dankbarkeit an den Tag legen, daß er die Mekkenser befehdete und ihnen verschiedene Male ihre Getreidezufuhren abschnitt, wodurch ihnen eine Hungersnoth bevorstand. Die Coreishiten wußten in ihrer

Angst nicht, an wen sie sich außer Mahomet wenden sollten. Dieser, seit 20 Jahren von ihnen verfolgt, verbannt, geächtet, und zum Tode verurtheilt, achtet alles ihm angethane Unrecht nicht, sondern hört auf die Bitten seiner Feinde und verwendet sich beim Fürsten Themama für sie. Dieser gehorchte sogleich dem Propheten und ließ Mekka fortan in Ruhe. Diese Gnadenbezeigung Mahomets besänftigte aber das undankbare Mekka keineswegs, am wenigsten aber des Propheten Familie. Da er nun mehrere Jahre aus dieser Stadt abwesend gewesen war, so beschloß er, wieder daselbst zu erscheinen und den heiligen Tempel Ismaels zu besuchen. 1400 Mann begleiteten ihn nach seiner Vaterstadt, und damit man dieser frommen Reise nicht etwa eine kriegerische Absicht unterlegen möchte, so kündigte Mahomet die Pilgerfahrt mit der größten Feierlichkeit öffentlich an. Diese Vorsichtsmaßregel des Propheten nebst den vielen mit Blumen und Kränzen geschmückten Thieren, welche die Pilger als Schlachtopfer mit sich führten, waren indessen nicht hinreichende Friedenszeichen für die Bewohner von Mekka. Sie versammelten sich und zogen dem Propheten feindlich entgegen, um ihm den Eintritt in ihre Stadt zu verwehren. Von beiden Seiten gingen Gesandte ab, um Unterhandlungen anzuknüpfen, und nach langen Besorgnissen ward endlich ein Traktat zwischen beiden Partheien abgeschlossen, worin sich die Muselmänner verbindlich machten, keine andern Waffen als ihre Schwerter bei sich zu führen und nur drei Tage in der heiligen Stadt zu verweilen.

Wahrscheinlich traute sich Mahomet nicht Kraft genug zu, gegen Mekka mit Vortheil zu fechten, sonst wäre er wohl solche Bedingungen nicht eingegangen. Von diesem Augenblicke an wendete Mahomet seine Waffen gegen die Juden, deren wichtigste Städte und Plätze er eroberte, sich ihrer Schätze bemächtigte und fast das ganze Volk zu Sklaven machte.

Stolz auf diese und andere gegen die Araber erfochtene Siege, fing Mahomet an, Gesandte an verschiedene Könige zu schicken und sie in Gottes und seinem Namen aufzufordern, seine Lehre anzunehmen. Unter anderen forderte er den König von Persien, den römischen Kaiser, den Fürsten der Kopten, den König von Abyssinien und mehrere Andere hierzu auf. Einige derselben standen nicht einen Augenblick an, die Einladung, zum Islam überzutreten, anzunehmen, und alle Anderen nahmen Mahomets Gesandte mit Achtung auf.

Kurze Zeit darauf brach Mekka seinen Friedenstraktat, und Mahomet, der nun durch neue Verbindungen und Eroberungen stärker geworden war, zog gegen diese Meineidigen zu Felde. Ihre Stadt ward erobert und der Sieger bewies abermals seine

Mäßigung und Milde. Alle Götzenbilder, welche den Tempel umgaben, stürzte er um, indem er sich der Worte des Korans bediente: »Die Wahrheit ist erschienen und die Lüge verschwunden gleich einem leichten Dunste.« Nachdem der Prophet den Ewigen angebetet und ihm seinen frommen Dank dargebracht hatte, hielt er ungefähr folgende Rede an das versammelte Volk: »Es ist nur ein Gott der Wahrheit, welcher sein Versprechen erfüllt und seinem Diener beigestanden hat. Er allein hat die feindlichen Heere vernichtet. Mir hat er die Herrschaft über euch gegeben, und sich meiner bedient, um euch von der Abgötterei abzubringen. Ihr sollt gefühllosen Götzen keine göttliche Ehre mehr erweisen, und unsere Väter Abraham und Ismael, welches Menschen waren, wie wir sind, nicht fernerhin anbeten. Sterbliche Menschheit! du bist aus Mann und Weib geschaffen; du bist in Völker und Stämme getheilt, damit die Menschlichkeit mitten unter dir wohne. Der Größte in den Augen des ewigen Gottes ist derjenige, welcher ihn fürchtet.«

Verschiedene Male hatte Mahomet verboten, das Blut der besiegten Feinde zu vergießen. Und mit dieser menschlichen Handlung wußte er auch Großmuth und Edelmuth zu verbinden. Das Kriegsrecht gestattete ihm, alle diejenigen, welche er besiegt hatte, zu Sklaven zu machen; er that dies aber selten, lieber wollte er Wohlthäter seiner besiegten Feinde, als Herr seiner Sklaven sein.

Sei nun diese Sanftmuth Mahomets Natur eigen gewesen, oder habe er sie nur aus Klugheit ausgeübt, so ist und bleibt es doch wahr, daß der Prophet gerade hierdurch die Herzen Aller zu gewinnen wußte. Man sah die abgöttischen Heiden in Menge herbeieilen, um sich dem Islam zu weihen; und wenn sich auch einige Völkerstämme eine Zeit lang widersetzten, so endigte ihr Widerstand gemeiniglich mit einem Triumph für den Propheten, und jeden Triumph bezeichnete Mahomet mit Gnade und Freigebigkeit. Allenthalben waren auch seine Feldherren siegreich, und die arabischen Fürsten, welche er noch nicht bekämpft hatte, beeilten sich, von allen Seiten her Gesandte an den großen Propheten zu schicken, um ihm zu melden, daß sie der Abgötterei entsagen wollten.

Ein Jahr darauf unternahm Mahomet eine neue Pilgerreise nach Mekka, um daselbst dem Höchsten seinen frommen Dank abzustatten für die ihm verliehenen Siege und die Ausbreitung seiner Lehre. Diese fromme Pflicht wird die Pilgerung des Lebewohls genannt, weil es die letzte Pilgerreise des Propheten war, dessen Tod bald nachher, im 11ten J. der Hegira, dem 23sten seiner göttlichen Sendung, im 63sten seines Alters, am 8. oder 29. Juni 632 nach unserer Zeitrechnung,

zu Medina, wahrscheinlich eine Folge von beigebrachtem Gift, erfolgte.

Der große Mann verläugnete selbst in den letzten Augenblicken seines Lebens seinen Charakter nicht; denn seine letzten Worte waren: »Nie hat vor mir ein Prophet solche Schmerzen empfunden, wie ich jetzt leide; aber, je schwerer die Prüfung ist, desto größer wird die Belohnung sein, die ich zu erwarten habe. Gott hat mir die Wahl zwischen diesem und dem ewigen Leben gelassen, und ich habe das ewige Leben vorgezogen.« Während seiner Krankheit ließ er sich noch in den Tempel bringen, um dort die göttliche Gnade und Barmherzigkeit für seine begangenen Fehler zu erflehen. »Muselmänner,« sagte er hierauf zu dem versammelten Volke, »wenn ich Einen unter Euch habe geißeln lassen, so biete ich jetzt meinen Rücken dar, geißelt auch mich; wenn ich Jemand um seinen guten Namen gebracht habe, so vernichtet auch den meinigen; wenn ich je unrechtmäßiges Geld verlangt habe, so macht Euch bezahlt, hier ist meine Börse. Niemand stehe zurück aus Furcht vor meiner Rache; Ungerechtigkeit ist mir nicht eigen.«

Nachdem Mahomet sein Testament mit lauter Stimme diktirt hatte, starb er eines sanften Todes. Seine testamentarischen Hauptverfügungen waren: 1) Arabien von aller Abgötterei zu reinigen; 2) den Neubekehrten alle muselmännischen Rechte zu gewähren; 3) das Gebot niemals außer Acht zu lassen; und 4) verordnete er, man solle seinen ewigen Frieden und seine zu genießende Glückseligkeit durch keine laute Trauer stören. —

Mahomet gehört unstreitig zu den größten Männern, welche die Geschichte nennt, und wenn sich bei dem übertriebenen Lobe und Tadel seiner Beurtheiler die Wahrheit auch schwer bestimmen läßt, so beweisen doch Thatsachen, daß folgendes Urtheil gewiß richtig ist: Mahomet war ein vorzüglicher Redner und Dichter; er verstand die Kunst, Herzen zu gewinnen; er war ferner tapfer ohne Verwegenheit; er verlor in widrigen Umständen niemals die Gegenwart des Geistes, und wußte günstige Zeitverhältnisse mit Klugheit zu benutzen; er setzte seinen Plan mit unerschütterlicher Standhaftigkeit durch und war weise in der Wahl seiner Freunde. Andererseits machte ihn seine Ehrsucht zum Eroberer und Religionsverfolger, Eigenschaften, welche ihm zu Grausamkeiten und Blutvergießen Veranlassung gaben. Die übrigen Vorwürfe christlicher Schriftsteller rühren von der Unbekanntschaft mit den arabischen Sitten oder aus Haß her. —

Mahomets Religion lehrt den Fatalismus und verheißt den Seligen nach dem Tode einen sehr sinnlichen Himmel. Seine Moral ist jüdisch-christlich und mit vielen Förmlichkeiten belastet. Armen soll man wohl thun, von den Ungläubigen Tribut

nehmen, und nur einen Gott und Mahomet als seinen größten Propheten verehren. Die Polygamie ist beschränkt in der Zahl der Weiber, nicht aber der Kebsweiber. Auch die mahometanische Religion hat ihre Sekten. Sie hat sich unter den heidnischen Völkern in drei Welttheilen verbreitet, besonders unter den Kriegerkasten des Orients. In Asien fängt jetzt die Herrschaft der Britten, Russen und Niederländer an, ihr Schranken zu setzen. Sie gedeiht nicht lange, wo das Christenthum herrscht, weil ihre Bekenner im Orient und in der europäischen Türkei zu dominiren gewohnt sind; daher die Muhamedaner alle von Rußland eroberten Staaten schnell verlassen. In Ostindien nimmt mit der Herrschaft auch die Zahl der Moslemim ab, und in China fand Mahomets Religion niemals Eingang. In Afrika scheint sich dieser Glaube ebenfalls nicht weiter auszubreiten.

Christian von Braunschweig, der tapfere Held des dreißigjährigen Krieges,

gestorben zu Paris oder zu Wolfenbüttel am 9. Juni 1626.

Christian von Braunschweig, Sohn des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel und dessen zweiter Gemahlin, Elisabeth von Dänemark, führte den Beinamen von Halberstadt, weil er Administrator dieses Bisthums war. Man nannte ihn auch wegen seiner außerordentlichen Heftigkeit den hitzigen Bischof. Er nahm im 30jährigen Kriege die Parthei des zum Könige von Böhmen erwählten Kurfürsten, Friedrich von der Pfalz, und als des Kurfürsten Armee in der Schlacht bei Prag vernichtet worden war, nahm Christian von Braunschweig einen Handschuh der Gemahlin des Kurfürsten, befestigte denselben auf seinem Hute und schwur, ihn nicht eher herunter zu nehmen und nicht eher Ruhe zu halten, als bis er dem Gemahl dieser Fürstin wieder aufgeholfen haben würde. Auch trug er seit jener Zeit diesen Handschuh fortwährend auf seinem Hute. Er sammelte bald darauf eine tüchtige Armee, mit welcher er seines Bruders, des Herzogs Friedrich Ulrich, Länder und das hessische Land verheert hatte; im Kurfürstenthum Mainz brannte er mehrere Dörfer ab, ließ Armeneburg in Westphalen von seiner Armee plündern und die Besatzung der Stadt erwürgen, und dieß geschah ungeachtet der von ihm unterzeichneten Capitulation. Im Jahre 1622 nahm er Lipstadt, Soest und Paderborn; machte in den beiden letztern Städten große Beute; besonders vergriff er sich an den goldenen und silbernen Heiligenbildern und an anderen werthvollen Kirchenzierathen.

Nachdem er sich fast aller Städte des Bisthums Paderborn bemächtigt hatte, ließ er alle Kirchen in Brand stecken und gestattete seinen zügellosen Soldaten alle Freiheit und Willkür. Als er auch die Stadt Paderborn eingenommen hatte, verlangte er von der Geistlichkeit und den Jesuiten, deren Collegium er gänzlich zerstörte, ungeheure Brandschatzungen, überließ die ganze Stadt der Plünderung seiner Armee, raubte in der Jesuitenkirche des heiligen Liborus Statue, welche, als Bild des Kirchenpatrons, von massivem Golde war und 80 Pfund wog. Er plünderte auch den Schatz, welchen der Bischof Dietrich von Paderborn gesammelt hatte, und den man auf 339,000 Rthlr. anschlug. Zugleich ließ er Reichsthaler schlagen mit dem Sinnspruche: »Gottes Freund, der Pfaffen Feind.« Seine Grausamkeit ging so weit, daß er den Bischof von Paderborn bis an den Kopf lebendig begraben und diesen durch die Hufe seines Pferdes zertreten ließ, indem er sich ein Vergnügen daraus machte, mit seinem Pferde darauf herumzuspringen und zu voltigiren. Bei Tische ließ sich der entartete Herzog von nackten katholischen Frauen und Mädchen bedienen, und nach der Mahlzeit gab er sie der Willkür seiner Günstlinge preis und ließ sie sodann erwürgen oder ersäufen. Beim Uebergange über den Main fiel er die kaiserlichen Reichstruppen an, wurde aber von ihnen geschlagen und verlor sein Geschütz und seine Bagage. Der Wüthrich erholte sich aber wieder von seinem Verluste, hielt Revue über seine ihm übrig gebliebenen Truppen und stellte wieder eine Armee von 13000 Mann auf die Beine; er vereinigte sich sodann mit dem Grafen von Mansfeld, marschirte nach dem Elsaß und unternahm mit jenem gemeinschaftlich die Belagerung von Zabern. Von hier zogen sie nach Lothringen, und da man mit ihrer Absicht nicht bekannt war, so gab dieß zu einigem Verdacht Veranlassung, bis man endlich sah, daß sie in holländische Dienste traten. Da sie aber durch den Hennegau marschiren wollten, stießen sie auf Gonzalo von Cordova, einen spanischen General, welcher ihnen am 19. August 1622 bei Fleurus eine Schlacht lieferte. Christian von Braunschweig trug den Sieg davon, ward aber am linken Arme so gefährlich verwundet, daß er sich den Arm mußte abnehmen lassen. Charakteristisch bleibt es gewiß, daß er diese Operation unter dem Geschmetter von Trompeten und Pauken verrichten ließ. Den verlornen Arm ersetzte der Herzog durch einen silbernen. Diese Verstärkung durch Christian und Mansfeld war für die Holländer von großem Nutzen, sie sahen sich dadurch in den Stand gesetzt, Bergen-op-zoom, welches der General Spinola schon seit langer Zeit belagerte, zu entsetzen. Einige Zeit nachher kehrte Christian nach

Deutschland zurück, wo man eifrig bemüht war, ihn mit dem Kaiser auszusöhnen; allein da jener verlangte, daß der Kurfürst von der Pfalz und einige andere Fürsten mit inbegriffen werden sollten, so kam der Friedenstraktat nicht zu Stande. Tilly verfolgte nunmehr den Herzog von Braunschweig, welcher sich hierdurch genöthigt sah, Niedersachsen zu verlassen und sich nach Westphalen zurückzuziehen, wo er in einer Schlacht bei Stadtloh im Bisthum Münster, am 6. August 1623, mit Verlust seiner Artillerie und Bagage gänzlich geschlagen wurde. Christian schrieb die erlittene Niederlage dem Oberst Kniphausen zu, welchem er gedroht hatte, ihm den Kopf abschlagen zu lassen. Nun zog sich Christian nach Holland und begab sich von da nach England, um daselbst neue Truppen zu werben. 1625 vereinigten sich er und der Graf Manslo mit Christian IV., König von Dänemark, und fielen gemeinschaftlich ins Münsterland ein, wo sie den General Tilly zur Aufhebung der Belagerung von Nordheim nöthigten. 1626 verlieh der König dem Herzoge Christian die Verwaltung des Herzogthums Braunschweig und vertraute ihm den dritten Theil seiner Truppen, um damit die Bisthümer Minden und Osnabrück in Schach zu halten, allein Christian von Braunschweig starb, nach Einigen, zu Paris, nach Anderen zu Wolfenbüttel, am 9. Juni 1626. Als nach seinem Tode sein Leichnam geöffnet ward, sollen große Würmer darin gefunden worden sein. Einige glauben, er sei an Vergiftung gestorben.

Der Wiener Congreß,

eröffnet am 1. November 1814, geschlossen am 10. Juni 1815.

Der Wiener Congreß trat am 1. November 1814 zusammen und schloß den 10. Juni 1815; der Herr von Gentz war bei demselben Protokollführer. Den engen Verein bildeten damals Oestreich, Preußen, England, Rußland und Frankreich, unter dem Vorsitze des Fürsten Metternich, zu dem man in einzelnen Fällen Spanien, Portugal und Schweden zuzog. — In den deutschen Angelegenheiten bildeten Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover und Würtemberg einen Ausschuß und zogen später die Bevollmächtigten der übrigen deutschen Souveräne und freien Städte hinzu. Die unerwartete Rückkehr Napoleons von Elba brachte die Acte des Congresses in 121 Artikeln den 9. Juni 1815 zum Schlusse, welche das jetzige neue europäische Staatensystem gründete. In Deutschland wurde dadurch Baiern etwas beschränkter gestellt, aber freilich auch im Norden und Westen entschädigt, besonders aber Preußen ganz anders als vorher

gestellt, Hannover, so wie Oldenburg, Weimar und Koburg vergrößert, das Königreich Sachsen verkleinert, Kurhessen, das Großherzogthum Hessen und Homburg erlangten Tausche und durch solche im Ganzen Arrondirungen und oft Vergrößerungen. Aus Holland und Belgien wurde das Königreich der Niederlande gebildet. England erhielt Helgoland und den Schutz der ionischen Inseln mit Malta. Sardinien bekam Genua, und das Haus Carignan die Integrität des sardinischen Staats, wenn die königliche Linie im Mannsstamme erlöschen sollte. Bei Italien fand weniger Zerstückelung Statt, als worin es früher sich befunden hatte. Alle deutsche Bundesstaaten sollten eine landständische Verfassung erhalten. Einige noch von Napoleon bestehende Souveränetäten verschwanden. Vergebens protestirten der Johanniterorden und der Papst wider die Vollziehung. Rußland erhielt das Königreich Polen, Oestreich sein früheres Gallizien, Tyrol, Istrien, Dalmatien und Friaul, Venedig und seine Inseln, Cattaro, Fiume, Triest, Croatien, Cärnthen, Mailand und Vorarlberg, Veltlin, Chiavenna und Ragusa. — Ferdinand von Oestreich erhielt Toskana mit Elba und dem Stato degli Präsidii — Franz von Este Modena — Beatrix von Este Massa und Carrara — die Kaiserin Marie Louise Parma und Piacenza — die Infantin Marie Louise Lucca — der König von Sardinien Genua — der Papst den Kirchenstaat und die Legationen — der Prinz von Oranien, als König der Niederlande, Luxemburg — Hannover erhielt Goslar, Lingen, Hildesheim und Ostfriesland — Preußen bekam halb Sachsen, Posen, Danzig, das Großherzogthum Niederrhein, Berg, Mark, die Nassauischen Länder und seine übrigen alten Besitzungen in Niedersachsen und Westphalen — Baiern erhielt Würzburg und Aschaffenburg — Oldenburg, beide Mecklenburgs und Weimar erhielten ihre Großherzoge — Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt und Crakau wurden freie Städte. — Die Schweiz mit drei neuen Cantons, Wallis, Genf und Neufschatel, wurde frei und neutral. — Der neue deutsche Bund sollte einen permanenten Reichstag in Frankfurt unter Oestreichs Vorsitz haben. Luxemburg und Mainz wurden als Bundesfestungen anerkannt, und außerdem wurden noch allgemeine Prinzipien aufgestellt über die Rangordnung der Gesandten, über die Abschaffung des Sklavenhandels und über die freie Schifffahrt auf Flüssen sich begrenzender Staaten in Deutschland, Polen und Italien. — Die Organisation des deutschen Bundes vollendete der am 25. November 1819 versammelte Ministercongreß und unterzeichnete die diesfällige Acte in Wien am 15. Mai 1820.

In dem Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 war festgesetzt worden, daß binnen zwei Monaten alle Mächte, welche

von beiden Seiten in den Krieg verwickelt waren, Bevollmächtigte nach Wien schicken sollten, um in einem Generalkongreß die Anordnungen zu treffen, welche die Verfügungen des Traktats vervollständigen sollten. Der Umfang und die Schwierigkeit der Vorbereitungen erlaubten aber nicht, den Congreß so früh zu eröffnen, wie in Paris verabredet worden war, weshalb der Anfang auf den 1. November verschoben wurde. Die Versammlung war sehr glänzend. Die Hauptpersonen derselben waren: der Kaiser von Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg, die Kronprinzen von Baiern und Würtemberg, die Großherzoge von Baden und Sachsen-Weimar, und mehrere andere Souveräne, viele Prinzen von mittelbaren Häusern und ein sehr zahlreiches diplomatisches Corps, unter dem sich viele in der Geschichte unserer Zeit glänzende Namen befanden. Für die acht Höfe, welche den Traktat von Paris unterzeichnet hatten, waren Minister zum Congreß bevollmächtigt: für Oestreich der Fürst von Metternich und der Freiherr von Wessenberg; — für Rußland die Grafen Rasumowsky, von Stackelberg und von Nesselrode; — für Frankreich der Fürst von Talleyrand, der Herzog von Dalberg, der Graf Latour du Pin und der Graf Alexis Noailles; — für England die Lords Castlereagh (später von Wellington abgelös't), Cathcart, Clancarty und Stewart; — für Preußen der Fürst von Hardenberg und der Freiherr von Humboldt; — für Schweden der Graf Löwenhielm; — für Spanien der Chevalier Labrador; — für Portugal der Graf Palmella Lonza Holstein, der Graf Saldanha da Gama und der Chevalier Lobo de Silveira. Der Congreß gab bald in Beziehung auf die Territorialverhältnisse der Staaten große Resultate, indem er theils neue Anordnungen beschloß, theils alte bestätigte. —

Am 8. Juni 1815 ward von den hohen Mitgliedern des Congresses die deutsche Bundesacte unterzeichnet und sonach die Organisation der staatsrechtlichen Verhältnisse Deutschlands festgesetzt. Während dieser wichtigen Unterhandlung zu Wien landete aber Napoleon, am 1. März 1815, an der französischen Küste, wodurch alle bisherigen Verfügungen des Congresses in einen wankenden und unsichern Zustand geriethen. Man ließ sich indessen in Wien nicht irre machen, und die Unterhandlungen gingen fort. Am 13. März erließen die Verbündeten von Wien aus eine Proklamation, in der sie Napoleon für illegitim und sein Unternehmen für ein Verbrechen anerkannten; am 12. Mai faßten sie einen neuen Beschluß, auf dieser Erklärung zu beharren und den französischen Kaiser für einen Usurpator anzusehen, ungeachtet er den Thron aufs neue bestiegen hatte.

Am

Am 25. März hatten Oestreich, Rußland, Preußen und Großbritannien durch einen in Wien abgeschlossenen Vertrag sich verbunden, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Napoleon außer Stand gesetzt sein würde, Unruhen zu erregen und Versuche zur Erlangung der höchsten Gewalt in Frankreich zu wagen, zu welchem Zwecke jede dieser Mächte versprach, 150,000 Mann im Felde zu erhalten, und England übernahm in einer Additionalconvention vom 30. April die Verbindlichkeit, an Oestreich, Rußland und Preußen auf ein Jahr lang eine Subsidie von fünf Millionen Pfund zu bezahlen. Alle übrigen Mächte, außer Schweden und der Pforte, traten diesem Bündnisse gegen Frankreich bei. Am 26. Mai reis'ten der Kaiser von Rußland, der König von Preußen und der Kaiser Franz von Wien ab, um sich zu ihren Armeen zu begeben. Am 9. Juni hielt der Congreß seine letzte Sitzung und am 10. und 11. beendigte er seine Geschäfte. Die 121 Artikel des Hauptinstruments des Congresses wurden am 9. Juni von den bevollmächtigten Ministern der acht Höfe unterzeichnet, und die übrigen europäischen Mächte, Fürsten und Staaten wurden zum Beitritt förmlich eingeladen; die nähere Erörterung der deutschen Verfassungssache wurde an die zu Frankfurt am Main zu eröffnende Bundesversammlung gewiesen.

Peter I., Alexiewitzsch, der Große, Czar und Kaiser von Rußland,

geboren am 11. Juni 1672, gestorben am 8. Februar 1725.

Peter Alexiewitzsch wurde nach dem neuen Style am 11. Juni, nach dem alten aber am 30. Mai, 1672 zu Moskau geboren. Er war der Sohn aus der zweiten Ehe des Kaisers Alexei Michailowitsch mit der Natalia Kirilowna, Tochter des Bojaren Narischkin.

»Ein streitbarer Fürst, ein Held, schrecklich den Feinden, »wird Dein Sohn werden, großer Czar! nicht allein der Lauf »der Gestirne am Himmel, sondern selbst auf der Erde bezeich»nete der Sieg den Tag seiner Geburt — denn siegreich ging »an diesem Tage das große Ludwigsheer über den Rhein, der »Türken Schaaren über den Dniester!« so verkündigten die Astrologen dem Vater und dem Volke. »O möge dieser Peter ein »guter Hirt der Völker werden, der einst die scythische Barbarei, »welche die pelzbedeckten nordischen Nationen vornehmlich um»dämmert, durch heilbringende Gesetze verbannen!« also begrüßte mit frommem Wunsche der berühmte Gelehrte Johann Georg Grävius zu Utrecht den Neugebornen in seinem Briefe an den

damaligen Gesandten der vereinigten Niederlande beim czarischen Hofe, Niclas Heinsius. Eine Medaille mit den Bildnissen beider Aeltern, auf deren Revers Russia in Gestalt einer Frau, welche die Arme ausstreckt, dargestellt ist, wie sie vom Schooße eines himmlischen Genius den jungen Sprößling empfängt, drückte in ihrer Umschrift »Die große Hoffnung der Zukunft« (Spes magna futuri) die allgemeinen Hoffnungen und Wünsche aus. Aber nie waren auch solche natürlicher und gerechter, denn ohne Peters Geburt war nach Alexei's Tode der Thron zwei geist- und körperkranken Prinzen hingegeben, und nie sind große Erwartungen schöner in Erfüllung gegangen, denn als Peter 1725 seine irdische Laufbahn beschloß, war sein Haupt umflochten von Lorbern des siegreichen Krieges, vereint mit der Bürgerkrone, im erhabensten Sinne beider Symbole. Geschmückt mit blühender Gesundheit, ausgestattet mit richtigem Verstande und einer glücklichen Fassungsgabe, zog Peter schon als Kind Aller Aufmerksamkeit auf sich, und der Czar Alexei faßte sogar den Entschluß, seine beiden älteren Söhne, den körperlich kranken Feodor und den geistesschwachen, fast blinden, Iwan zu übergehen und diesen Prinzen zum Czar zu ernennen. Doch die Czarewna Sophia, Alexei's Tochter erster Ehe, geistvoll und herrschsüchtig, mit Haß gegen die Stiefmutter und den Stiefbruder erfüllt, wußte stets alles zu verhindern, was zu Peters Gunsten beschlossen war, und so auch diesen Schritt ihres Vaters, welcher 1676 vom Tode überrascht wurde. Mit gleichem Erfolge wirkte diese Prinzessin auf den neuen Czar Feodor, welcher von 1676 bis 1682 regierte. Nach Feodors Tode entstand eine von Sophia angeregte Revolution; Peter und Iwan wurden zu gleicher Zeit am 23. Juni 1682 gekrönt, und Sophia mußte sich damit begnügen, nur mittelbar zu regieren. Doch empörten sich die Strelitzen noch einmal, um das Geschlecht Narischkin auszurotten, und Peter und seine Mutter retteten nur am Altare im Troizkoi-Kloster ihr Leben. Die Strelitzen wurden aber von der czarischen Reiterei überwältigt und 30 von ihnen enthauptet. Nun war ihre Macht auf lange Zeit gebrochen, aber Sophia benutzte immer noch Iwans Schwäche und Peters Jugend, um in ihren Anmaßungen weiter um sich zu greifen; ihr Name wurde in den Ukasen sogar denen der beiden Czare beigesetzt, und auf dem Revers der Münzen sah man ihr Bild mit Krone und Szepter nebst der Ueberschrift: Beherrscherin von Groß- und Klein-Rußland. Iwan, dem Sophia eine schöne junge Gemahlin gegeben hatte, vergaß in seiner Schwachsinnigkeit, auf das, was um ihn her vorging, zu achten; Peter aber lebte, ganz mit seiner zukünftigen Größe beschäftigt, seiner

hohen Vorbereitung in dem kleinen Dorfe Preobraschenskoe. Dort und in dem Dorfe Semenowsky hatte Peter zwei Compagnieen Krieger aus Jünglingen vom gleichem Alter mit ihm, welche sich des Czars Poteschni (Spielgesellen) nannten, unter denen Peter selbst den Dienst eines gemeinen Soldaten verrichtete, und deren Hauptmann François Jacques Lefort aus Genf war, der in der Folge als Oberst viel Einfluß auf Peter den Großen hatte. Sophia sah in diesem Vereine nichts als ein Jugendspiel, daher sie Petern ganz freien Lauf ließ, um desto eigenmächtiger herrschen zu können. Der gebildete Lefort war aber nicht nur Peters Spielgesell, sondern auch sein glücklicher Lehrer, der nicht wenig zu des künftigen großen Kaisers wahrhaften Geistesbildung und Gemüthsveredlung beitrug. Außerdem hatte Peter noch den diplomatischen Unterricht des wackern Nikit Moisnewitsch Sotow und des deutschen Mathematikers Franz Timmermann genossen. Dieses alles, nebst den edeln Lehren seiner Mutter brachte Petern zu der schönen Ueberzeugung, daß nur Entfernung der rohen Sitten und wahrhafte Verstandesaufklärung einem Regenten zum Glück und Ruhme seines Volkes dienen können. 1688, als Peter zum ersten Male im Geheimrathe erschien, sah Sophia zu spät ein, was aus demselben geworden; Peter imponirte nicht wenig. Am 27. Januar 1689 vermählte er sich mit der reizenden Eudoxia Fedorowna Lapuchin, welche Vermählung, seiner Mutter Werk, ihn näher mit dem Volke verband und von allen bisherigen Bachanalien und Orgien abzog. Sophia ward immer unruhiger, als sie sah, daß die Poteschnien selbst den Strelitzen gefährlich zu werden anfingen. Sie faßte daher in ihrer Herrschsucht neue Pläne zu Peters Verderben. Der Sturm brach los: am 8. Juni 1689 sollte ein feierlicher gottesdienstlicher Umgang, dem die Czaren gewöhnlich selbst beiwohnten, Statt finden; Sophia wollte in der Eigenschaft als Regentin ebenfalls dabei sein, und als sie Peter nicht davon abbringen konnte, verließ er nebst seiner Gemahlin Moskau auf der Stelle und begab sich mit allen den Seinigen noch einmal in das feste Troizkoi-Kloster, als ihm einige treue Strelitzen verrathen hatten, daß Sophia ihn, seine Gemahlin, Mutter und Schwester wolle umbringen lassen. Hierauf erließ Peter eine Proklamation an den General Patrik Gordon, einem Schotten, um die Armee zum Schutze aufzurufen. Alsbald verfügten sich Gordon und alle ausländischen Generale und Offiziere nach Troizkoi, wo Peter einweilen von seinen Poteschnien bewacht wurde. Tausende versammelten sich zu seinem und der Seinigen Schutz um ihn. Jetzt zitterte Sophia und schlug den Weg zur Versöhnung ein; da aber Peter nichts

davon wissen wollte, und selbst Iwan sie zur Unterwerfung beredete, so that sie, was sie mußte, und entschloß sich, den Schleier zu nehmen. Feierlich zog Peter in Moskau ein; vor allem Volke umarmte er seinen Bruder Iwan, welcher sich mit dem Titel Czar recht gern begnügte und seinem Bruder die Alleinherrschaft überließ; 7 Jahre später starb er. — Die Bildung eines stehenden Heeres nach europäischer Form und Taktik war nun Peters erster Gedanke; hierauf gründete er die zukünftige Größe seines Reichs, der Unterthanen Bildung und seinen eigenen Ruhm. Lefort und Gordon wurden die Lehrmeister des neuen Heeres, welches eine große Menge geflüchteter Hugenotten aus Frankreich aufnahm. Bald sah Peter ein Heer von 20,000 Mann um sich versammelt, deren Tapferkeit und taktische Uebermacht er in einem Lustgefechte mit den Strelitzen versuchte, worin alle altrussischen Truppen zu Peters großer Freude unterlagen. Die preobraschenskischen und semenowischen Regimenter ernannte er zu seiner Garde, und damit verschwand der Name der Poteschni. Zugleich aber war Peter auf die Errichtung einer russischen Seemacht bedacht. Karsten Brand ward Peters erster Schiffsbaumeister, und im Jahre 1693 fuhr Peter auf seinem eigenen Schiffe, St. Peter, nach Archangel und behandelte dort Tuchlieferungen für sein Heer, ja er segelte sogar bis Poroj auf der lappländischen Küste. Er war der erste Monarch, der das Eismeer besuchte. Im folgenden Jahre lief Peter mit mehreren russischen Schiffen in Archangel ein, und hoch beglückt dadurch, ernannte er den Fürsten Romanodowsky zum Admiral der künftigen Flotte. Als das wichtigste Mittel zur Volksbildung erkannte Peter den Handel, dieses Annäherungs- und Bindemittel unter allen Völkern. Mit europäischen Sitten sollten seine Russen bekannt werden, daher warf er seine Blicke auf den Handel vermittelst der Ostsee und des schwarzen Meeres. Dort waren die Mündungen der großen Ströme seines Reichs zu finden, und um den Besitz derselben beschloß er zu ringen. Da er mit der Pforte im Kriege war, so wollte er Asow erobern, um einen Stapelplatz am schwarzen Meere zu haben. Im Juli 1695 begann er den Angriff zu Lande, sah sich aber genöthigt, den Sturm auf die starke und gut vertheidigte Festung, die ihm schon über 20,000 Mann gekostet, in eine Blockade zu verwandeln. Die Türken von Asow verspotteten die Moskowiter von ihren Wällen herab und schickten sie nach Hause. Dafür beschloß Peter Rache zu nehmen. Er eilte nach Moskau, umarmte noch einmal seinen sterbenden Bruder Iwan, verschaffte seinem Volke, welches durch eine schlechte Ernte Noth litt, durch Zufuhr auf russischen Schiffen aus Riga und Danzig Brot, und empfing dafür den

Segen seiner geretteten Unterthanen. Nun wandte er alle Anstrengung auf die Eroberung von Asow. In die Leitung seiner Kriegsmacht brachte er mehr Einheit; diese stand unter Gordon, Lefort, Alexei Semenowitsch Schein und Golowin. Aus Oestreich, Brandenburg und Holland verschaffte er sich gute Ingenieurs und Artilleristen, und das neu angelegte Schiffswerft zu Woronesch lieferte ihm binnen einem Jahre (1696) eine Flotte von 23 Galeeren, 2 Galeassen und 4 Brandern; ein Kriegsschiff bestieg Lefort als neu ernannter Admiral, ein zweites Peter selbst. Die eigentliche Leitung der mit 4000 Mann besetzten Flotte hatte er dem Venezianer de Lima als Vizeadmiral anvertraut. Diese kleine Seemacht war kaum zu Stande, als sich die türkische Flotte im Angesicht von Asow auch schon geschlagen sah. Nun ließ Peter die Festung aufs neue belagern, am 16. Mai 1695, und nach 2 Monaten, am 29. Juli 1696, zogen seine Generale triumphirend durch die vom Czar selbst ihnen erbauten Ehrenpforten in Asow ein. Um diesen Schlüssel zum schwarzen Meere zu behalten, ordnete Peter den Bau von 55 Kriegsschiffen vom ersten bis fünften Rang an, welcher binnen 3 Jahren vollendet sein sollte. Zugleich übertrug er einem Deutschen, dem Oberst Brockel, die Herstellung eines Kanals zur Vereinigung der Wolga mit dem Don; er sendete junge Russen nach Italien und Holland, um den Schiffsbau zu studieren, und nach Deutschland, um militairische Disziplin zu lernen. Mit vielem persönlichen Muthe vernichtete Peter am 2. Februar 1697 eine gegen ihn gerichtete Verschwörung der Strelitzen und mehrerer mit seinen Reformen unzufriedenen Großen, und machte sodann, seinem Adel zum Vorbilde, eine Reise ins Ausland. Die Regierung übergab er inzwischen dem Fürsten Romanodowsky mit dem Titel Fürst Cäsar, indem er sich selbst dessen Anordnungen unterwarf, und stellte neben ihn die Bojaren Streschnew, Narischkin und Prokonowsky. Nun trat er als Mitglied einer Gesandtschaft, welche nach altrussischer Sitte die auswärtigen Höfe besuchen sollte, unter dem Titel eines Großkommandeurs, im April 1697 die so merkwürdige Reise an. Er begab sich nach Amsterdam, wo er sich als holländischer Schiffszimmermann verkleidete und als solcher arbeitete, um das Seewesen recht kennen zu lernen. Von Amsterdam begab er sich nach dem Dorfe Saardam, wo er die vaterländische Tracht anlegte, und sich als Schiffsbaumann unter dem Namen Peter Michaeloff in die Liste der Werkleute eintragen ließ und die gemeinsten Arbeiten mit verrichtete. Jedermann kannte ihn unter dem Namen Peter Baas. Dort bewohnte er ein Häuschen, bereitete sich selbst sein Lager und seine Speisen, korrespondirte

aber auch mit seinen Generalen und Ministern. Hier war er 7 Wochen lang; dann ging er wieder nach Amsterdam und ließ sich ein Kriegsschiff von 60 Kanonen unter seiner Aufsicht bauen, welches er nach Archangel schickte. Alles würdigte er hier seiner Aufmerksamkeit und übte sich selbst in chirurgischen Operationen. Die holländischen Juden, welche in Rußland aufgenommen werden wollten, wies er mit ihrer Bitte ab, weil sie erst unter seinem Vorfahren vertrieben worden waren. Seine leidenschaftliche Liebe für das Seewesen veranlaßte ihn, der Einladung des Königs von England nach London zu folgen. Ueber 500 Personen, Offiziere, Ingenieurs, Kanoniere, Wundärzte und andere Künstler nahm er in seine Dienste. Nachdem er 3 Monate in England alles Wissenswürdige studiert hatte, kehrte er als Doctor der Universität Oxford nach Holland zurück, und reis'te von hier über Dresden nach Wien zum Kaiser Leopold. Von hier aus wollte er eben nach Italien reisen, als er die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelitzen erhielt. Ergrimmt reis'te er durch Polen zurück, wo er mit König August II. eine wichtige und folgenreiche Unterredung hatte, kam am 4. September zu Preobraschenskoe an, als der Aufruhr durch den General Gordon schon wieder gestillt war. Peter aber hielt ein furchtbares Gericht gegen die Schuldigen, vergoß stromweise das Blut der Empörer, und ließ zur Strafe seiner Schwester Sophia 28 Galgen vor ihrem Kloster aufrichten und 130 Personen daran hängen; 500 wurden begnadigt, zerstreut und verbannt, und die Strelitzen wurden aufgelöset. Persönliche Abneigung gegen seine Gemahlin veranlaßte ihn, auch sie, die seine Liebeshändel nicht mit gleichgültigen Augen ansah, der Theilnahme an der Empörung zu beschuldigen; er trennte sich von ihr und verbannte sie nach Susdat in das Prokowskoi-Kloster, wo sie unter dem Namen Helena den Schleier nehmen mußte. Zur Belohnung seiner Getreuen aber stiftete er am 30. August 1698 den Andreasorden, und Galowin erhielt ihn zuerst. Leforts und Gordons Tod versenkte den Czar in tiefen Schmerz, und Menschikow, aus dem Staube emporgehoben, ward nun Peters vertrauter Liebling. Das Corps der Strelitzen ersetzte er durch 27 neue Infanterie- und 2 Dragonerregimenter, zusammen 32,029 Mann, die binnen drei Monaten geübt und marschfertig waren. Nun wachte Peter auch mit Ernst und ausdauernder Thätigkeit über die innern Angelegenheiten seines Reichs. Die öffentlichen Abgaben wurden vereinfacht, deutsche Kleidung eingeführt, die Bärte verschwanden, das zahlreiche Gefolge der Bojaren wurde vermindert, das Reisen ins Ausland veranlaßt, Buchdruckereien angelegt, nützliche Schriften eingeführt, Schulen angelegt, neue kirchliche Einrichtungen durchge-

setzt, und als **1700** der Patriarch Adrian zu Moskau starb, ließ Peter seine Würde unbesetzt, weil er das Volk daran gewöhnen wollte, den Czar auch als sein geistliches Oberhaupt zu betrachten und zu verehren. Während dieser Reformationen ließ er aber auch den Krieg nicht aus den Augen. Der Waffenstillstand zwischen Rußland und der Pforte wurde auf **30** Jahre verlängert, und Asow blieb dem Czar. Am **18.** August **1700** ward dieß Ereigniß zu Moskau feierlich verkündet, und schon am **19.** desselben Monats den Schweden der Krieg erklärt. Peter benutzte geringe Beschwerden gegen die schwedische Regierung zum Vorwande seiner Kriegserklärung. Peter wollte gern das seinem Reiche entrissene Ingermannland und Karelien wieder gewinnen. Am **9.** September ward Ingermannland von den Russen besetzt, die jetzt vor Narwa standen. Da eilte Carl **XII.** herbei und lieferte am **30.** November **1700** die Schlacht bei Narwa, in welcher **38,000** Russen von **8000** Schweden geschlagen wurden. Hierüber verlor Peter keineswegs den Muth, sondern betrachtete diese verlorne Schlacht als eine Schule für seine Russen, welche am **1.** Januar **1702** am Embachstrome über die Schweden siegten und hiermit die Grundlage zu ihren künftigen Siegen legten. Nöteburg und Marienburg wurden genommen. Unter den nach Rußland geführten Gefangenen befand sich unter andern das Waisenmädchen Katharina, die spätere Czarin von Rußland. Der Krieg ging fort, Nyenschanz an der Newamündung wurde ebenfalls genommen und die Schweden verloren einige Schiffe. Am **27.** Mai **1703** wurde der Grund zur Festung Petersburg gelegt, deren Bau unter der Aufsicht des italienischen Banmeisters, Oberst Andrei-Tresin begann. Aus allen Theilen des Reichs wurden die Arbeiter herbeigeholt, und bald sah man **20,000** Mann beschäftigt. Während des Festungsbaues entwarf der Czar auch den Plan zu einer Stadt, um dadurch Rußland mit dem übrigen Europa zu verbinden. **40,000** Hände arbeiteten nun an St. Petersburg, welches nach vier Monaten schon den Schweden trotzte. Zum ersten Kommandanten dieser Festung ernannte Peter den Oberst Rönne. Das Thor zierte das Bild des Apostels Petrus. In Wassili-Ostrow wurden die ersten Privathäuser gebaut, und **1705** war schon die St. Petersburger Insel und die Admiralitätsseite angebaut. **1703** führte Peter selbst als Matrose ein in der Newamündung erscheinendes holländisches mit Waaren beladenes Schiff bis in die Mitte der neuen Stadt vor des Gouverneurs Wohnung. Von nun an wurde die Schifffahrt immer lebhafter. Capitaine und Matrosen erhielten bedeutende Prämien und setzten ihre Waaren sehr vortheilhaft ab. Nun entstanden auch die Wälle von Kronstadt. Ganz Europa

richtete jetzt seine Blicke nach dem Norden und der neu entstandenen schönen Stadt. Peter führte einen neuen Münzfuß ein, ließ eine Menge Geld schlagen, eroberte Liefland, vernichtete auf dem Peipussee eine schwedische Flottille von 13 bewaffneten Fahrzeugen, schlug den General Schlippenbach bei Reval und eroberte die Festungen Dorpat, Narwa und Iwangorod. Dieß alles ereignete sich vom 4. Mai bis 20. Aug. 1704. Der Schweden Angriff auf Petersburg wurde vereitelt, aber bei Fraustadt wurden die Russen geschlagen, welche sich jedoch durch den Sieg bei Kalisch rächten.

Carl XII. vereinigte sich mit dem Kosakenhetmann Mazeppa, und wollte eben Pultawa belagern, als Peter mit 70,000 Mann zum Entsatz herbeieilte. Hier, unter den Mauern von Pultawa, ward am 8. Juli 1709 dem schwedischen Heere die Narwaschlacht durch gänzliche Vernichtung vergolten. Carl floh nach Bender. Augusts Rückkehr nach Polen, ein neues Bündniß mit demselben, welchem Dänemark und Preußen sich anschlossen, so wie die Belagerung von Riga waren die nächsten Folgen der Schlacht von Pultawa. Nun schloß Peter Handelsverträge mit Frankreich, Italien und den Hansestädten; bald darauf begann der neue Feldzug in Liefland und Karelien: Elbingen, Wiburg, Dünamünde, Pernau, Rexholm und Reval wurden erobert, und hiermit ganz Liefland und Karelien. Dieß war das Werk des Jahres 1710. Da sich Petersburg immer mehr vergrößerte, und schöne steinerne Paläste daselbst entstanden, faßte Peter den Gedanken, dorthin seine künftige Czarenresidenz zu verlegen.

Auf Carls XII. Veranlassung erklärten die Türken Rußland den Krieg. Peter begab sich selbst, nachdem er den dirigirenden Staat errichtet hatte, nach der Moldau und befand sich endlich am Pruth dem Lager des Großveziers gegenüber. In diesem Feldzuge litten die Russen durch die feindliche Uebermacht entsetzlich, so daß sie ihrem gänzlichen Untergange nahe waren.

Am 6. März 1711 ward Katharina als wahre und rechtmäßige Gemahlin des Czars öffentlich erklärt, und noch an demselben Tage reis'te sie mit Petern zur Armee ab. Katharina, welche ihres Gemahls, Rußlands und seines Heeres bevorstehenden sichern Untergang voraussah, trat ins Mittel und bewirkte die Friedensunterhandlungen im Augenblicke der größten Gefahr. Am 23. Juli 1711 kam daher der Husher Friede zu Stande, in welchem Peter Asow aufopfern mußte, um seine Rettung zu erkaufen. Da der Czar seine Herrschaft am schwarzen Meere aufgeben mußte, richtete er nun sein Augenmerk auf die Ostsee. Im Herbste 1711 begab er sich nach Carlsbad, um

seine erschütterte Gesundheit herzustellen, und feierte bei seiner Rückkehr in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung seines einzigen Sohnes, Alexei, mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, bei welcher Gelegenheit er mit Leibnitz bekannt wurde. Hierauf kehrte Peter nach Moskau zurück, wo er am 19. Februar 1712 seine öffentliche Vermählung mit Katharina vollzog. Zwei Monate später verlegte er den dirigirenden Senat nach Petersburg. Im Juni 1712 reis'te er mit seiner Gemahlin zur Armee nach Pommern; seine Absicht war, Rügen und Stralsund zu erobern, alleir sein Plan schlug fehl. Hierauf begab er sich abermals drei Wochen nach Carlsbad, von wo er wieder zu seiner Armee nach Holstein zurückkehrte, um Steenbock zu schlagen, begab sich sodann nach Petersburg, um die Eroberung des schwedischen Finlands einzuleiten, welcher Plan 1713 glücklich ausgeführt wurde. Die russische Seemacht kam immer mehr in Aufnahme, und Peters Freude war groß. Am 25. November 1714, dem Namenstage Katharina's, stiftete der Czar den St. Kathainenorden, zum Andenken an Katharina's Gegenwart in der Schlacht am Pruth. Nun richtete er seine Blicke auf den innern Zustand seines Reichs, und da er die Volksbedrückungen der Großen und Beamten erfuhr, setzte er eine Commission zur Unrersuchung aller Beschwerden nieder, und schickte eine große Menge derselben nach Sibirien; auch erleichterte er den Zustand de Unterthanen, so viel er konnte, obgleich er noch nicht für rathsam fand, die Leibeigenschaft aufzuheben. —

Im Jahre 1715 reis'te Peter ns Bad nach Pyrmont, wo er Leibnitzen wieder traf. Zu dieer Zeit führten die vier Flotten Englands, Rußlands, Dänenrks und Hollands einen gemeinschaftlichen Zweck aus, theils um eine Landung auf Schoonen zu decken, theils um der in der Osee kreuzenden schwedischen Flotte die Spitze zu bieten. Pexrn wurde der Oberbefehl über diese vier Flotten übertragen, und so geleitete er 80 bewaffnete Schiffe vor der schwedischen Flotte vorüber, die sich nach Carlskrone zurückzog. Doch die Landung auf Schvonen unterblieb; Peter besetzte aber Mecklenurg, das er gern eingetauscht hätte. Zu Ende des Jahres 1716 unternahm er zu diesem Zwecke eine politische Reise nach Holland und Frankreich.

Im Februar 1717 besuchte die Carin ihren Gemahl in Amsterdam; diese blieb aber im Haag zrück, als Peter nach Frankreich reis'te. Am 7. Mai 1717 traf er in Paris ein. Obgleich er den eigentlichen Zweck seier Reise nicht erreicht hatte, kehrte er doch höchst befriedigt ach Amsterdam zurück, und am 21. October 1717 traf er wider in Petersburg ein. Hier hielt er ein strenges Strafgericht über diejenigen Großen,

über welche aufs neue Beschwerden eingelaufen waren. Seit 1711 war Peter nicht mehr in Moskau; jetzt aber begab er sich dahin, um seinen Sohn Alexei, der an einer Verschwörung Antheil genommen, zum Tode zu verurtheilen und zu richten. Der Prinz starb jedoch am 7. Juli 1718 an den Folgen des Schreckens über seines Vaters Strafgericht. So sagt wenigstens der größte Theil der Historiker; Viele wollen indessen auch behaupten, er sei wirklich durch das Beil gefallen oder vergiftet worden. Am 1. November 1717, beim prachtvollen Leichenbegängnisse des Prinzen, zerfloß der Czar fast in Thränen, aber viele mit Alexei Verbundene wurden noch verurtheilt. Hierauf beschäftigte sich Peter aufs neue mit dem Innern seines Staats, verbesserte die Justiz, errichtete ein Handelscollegium, ein Regierungscollegium und eine Gesetzcommission, führte ein neues Gesetzbuch ein und verschönerte Petersburg immer mehr, sorgte für Kunst- und wissenschaftliche Cabinette und für Vergnügungen des Hofs und des Volks.

Nach Carls XII. Tode, den Peter aufrichtig beweinte, sah er Schwedens Absichten voraus, und ging daher mit seiner ganzen Seemacht, durch 200 Galeeren verstärkt, in die Ostsee, landete hier und da und begann einen entsetzlichen Verwüstungskrieg. Auf die Bitten und Versprechungen der schwedischen Königin zog Peter seine Flotte endlich zurück. In diese Zeit fällt auch die Vertreibung der Jesuiten aus Rußland. Zugleich rüstete er sich gegen England, und setzte alle in Rußland lebenden englischen Kaufleute gefangen ein.

Am 25. April 1719 starb Peters Thronerbe Peter Petrowitsch, den Katharina am 8. November 1717 geboren hatte. Drei Tage und 3 Nächte, von der Todesstunde, des Prinzen an, blieb Peter einsam und ohne Speise und Trank, in tiefe Trauer versenkt. Der Senat, der dieß nicht gern sah, machte dem Kaiser deshalb Vorstellungen, worauf er sich wieder ermannte und seinen Schmerz vergaß. Peters Verheerungskrieg gegen Schweden begann 1720 aufs neue, und der Friedenscongreß zu Nystadt war die Folge. 1721 unternahm Peter den dritten Verheerungskrieg an den schwedischen Küsten. Am 30. August 1721 unterzeichnete der Czar endlich den Nystädter Frieden. So war denn der schreckliche nordische Kampf nach 21 Jahren beendigt und Rußlands Macht auf immer fest gegründet. Peter war dessenungeachtet keineswegs erschöpft; den Frieden feierte er durch Gebete, Feste, und durch eine allgemeine Amnestie. Ganz Rußland war ergriffen von seines Monarchen Größe. Am 22. October 1721, am Tage des großen Friedensfestes, genehmigte Peter, den Titel eines Vaters des Vaterlandes, Kaisers aller Reußen und den

Beinamen des Großen, anzunehmen. Am 28. Januar 1722 wurde die Friedensfeier in Moskau wiederholt. Am 5. Februar 1722 gab der Czar die Gesetze wegen der Thronfolge: »daß es dem Herrscher Rußlands frei stehen solle, nicht nur denjenigen, welchen er wolle, zur Thronfolge zu rufen, sondern auch die Ernennung wieder zu ändern, wenn er den schon Bestimmten in der Folge für untüchtig erachten sollte.« Nun ging die neue Organisation der Tribunale vor sich. Am 15. Mai 1722 begann Peter der Große seinen Zug nach Persien, dessen innere Unruhen den russischen Handel gestört hatten; der Feldzug begann sehr glücklich und endete zu Peters Zufriedenheit durch die Convention vom 12. September 1723. Nach seiner Rückkehr in sein Reich den 26. December 1722 fand der Czar eine neue Veranlassung zu Untersuchungen gegen untreue Staatsbeamte, welche nach russischer Art tüchtig bestraft wurden. — 1724 feierte Peter ein großes Fest, um die Errichtung seiner Kriegsflotte zu verherrlichen; sie bestand aus 41 Kriegsschiffen, 2106 Kanonen und 14960 Matrosen. Am 1. Februar 1725 stiftete Peter der Große eine Akademie der Wissenschaften nach Leibnitzens weisen Rathschlägen. Hierauf folgten noch viele Beschlüsse und Beweise von Peters väterlicher Regierungsweisheit; die Stiftung des Alexander-Newsky-Ordens, die Verbesserung des Mönchswesens, die Verbannung der Kapuziner aus Rußland, ein neuer Handelsvertrag mit Schweden, die Verlobung seiner Tochter Anna mit dem Herzog von Holstein im Nov. 1724, die Krönung seiner Gemahlin Katharina am 18. Mai 1724 zu Moskau. Seit 1723 litt der Czar an der Strangurie, nahm einen finstern und mürrischen Charakter an, seine Kräfte nahmen immer mehr ab, bis er im Spätherbste, um ein gestrandetes Schiff bei Lachta lösen zu helfen, ins Wasser sprang, und sich eine bedeutende Erkältung zuzog, wodurch sein Uebel verschlimmert wurde; er mußte sich einer chirurgischen Operation unterwerfen, sie blieb aber ohne Folgen, seine Schmerzen wurden immer fürchterlicher bis zu seinem Tode, welcher am 25. Januar oder 8. Februar 1725 zwischen 4—5 Uhr erfolgte; er starb in den Armen seiner Gemahlin, die ihn seit 3 Nächten nicht verlassen hatte. Nur 53 Jahre hatte Peter gelebt, und noch 40 Jahre hätte er leben können, wenn er nicht so lange sein Uebel verschwiegen hätte. — Wenn ein Monarch den Namen des Großen verdient, sagt Herder, so ist's Peter Alexiewitsch. Er war ein Selbsteinrichter und Haushalter seines Reichs, ein allenthalben umherwirkender Genius, der hier anordnete, dort schuf und lenkte, dort anregte, lohnte, strafte, überall unermüdlich Er selbst. Dieser Trieb, diese Geniuskraft zeigte sich in seinen kleinsten und größten Un-

ternehmungen, verbunden mit Klugheit, Entschlossenheit, und auch im wilden Zorne mit einer bald rückkehrenden Billigkeit und Menschengüte. Männer wie Peter sind nach ihren Lebensjahren nicht zu berechnen. Für Jahrtausende geschaffen, wirken sie Jahrtausende fort. Peter war in allen Grundsätzen seinem Vaterlande treu; er war groß und praktisch, ein wahrer Freund seines unvollendeten Reichs, welches er sehr ungern verließ. Am 7. August 1782 am Säkularfeste der Thronbesteigung Peters ließ ihm Katharina das berühmte Denkmal setzen, welches in Petersburg am westlichen Ende der Admiralität auf einem ungeheuern Granitblocke steht.

An diesem Denkmale lies't man die Worte:

Petro primo Catharina Secunda.

(Peter I. weihet dieses Denkmal Katharina II.)

Auf der entgegengesetzten Seite ist diese Inschrift in russischer Sprache wiederholt.

Der französische Bildhauer Falconnet stellte den Czar auf einem muthigen, sich an dem Rande eines steilen Felsen bäumenden Rosse sitzend dar. Die Haltung des Kaisers verräth eine majestätische Ruhe, und in der Person selbst ist der Ausdruck des über alle Hindernisse triumphirenden Genie's und Muthes gelegt. Das Haupt Peters des Großen ist nach dem von Demoiselle Calat entworfenen Modell bearbeitet; die Züge und der Charakter des Kaisers sind sehr treffend dargestellt.

Die Figur ist 11 Fuß und das Roß 17 Fuß hoch. Das Gewicht der ganzen aus Metall bestehenden Gruppe schätzt man auf 36,000 Pfund. —

Die Statüe Ludwigs XIV. auf dem Platze Victoire in Paris ist eine Nachbildung von der Peters des Großen.

Einnahme von Malta,

am 12. Juni 1798, nebst einer kurzen Skizze dieser Insel.

Malta, Maltha (Melita) genannt, ist eine den Briten unterworfene, zwischen Sicilien und der afrikanischen Küste belegene Insel von circa 7 Q. M. mit 72,000 Einwohnern, auf einem durch Kunst sehr fruchtbar gewordenen Kalkfelsen, fast ohne fließendes Wasser und ohne andere Hausthiere, als Ziegen und Schafe; aber dieser Felsen liefert dennoch die edelsten Früchte Europa's, und nirgends soll die Rose mehr Aroma besitzen; ferner Baumwolle und ziemlich viel Weizen, so wie das Meer umher Fische und Korallen. Auch hat sich der Handel unter englischer Hoheit verbessert. Die Einwohner sind theils von arabischer, theils von punischer Abkunft, und die Aufklärung ist seit

der Einführung britischer Gesetze erhöhet worden, aber die Gutsherren können nicht mehr wie vormals ihre Nachkommen in der Kirche versorgen, und sind deswegen der neuen Regierung abhold. Die Unterhaltung eines kostbaren Civil- und Militair-Etats und mancher dem Handel unentbehrlichen Einrichtungen kostet der Krone Englands jährlich großen Zuschuß und mehr als der Besitz der Insel werth ist. Aber sie hat durch diesen wichtigen Militair- und Marineposten viel Einfluß auf die Barbaresken. Zu den Ausfuhren gehören Marmor- und Bausteine, und zu den Einfuhren Dünger und fette Erde. Die Hauptstadt ist La Valette. Im Pariser Frieden erlangte England diese Insel mit den kleinen benachbarten Gozo und Comino, und 1819 stiftete der König als Malta's Souverain den St. Georgs- und St. Michaels-Orden. — Zu Malta oder Città vecchia residirt der Bischof.

Die Einnahme von Malta fällt in die Zeit von Buonaparte's Expedition nach Egypten.

Am 8. Juni 1798 befand sich Buonaparte vor Malta, und vier Tage darauf im Besitze dieser Insel. Der Ritterorden des heiligen Johannes war seit langer Zeit dem kriegerischen Geiste, wie dem wohlthätigen Zwecke seiner Stiftung, abgestorben. Statt die christliche Schifffahrt im Mittelmeere gegen die afrikanischen Seeräuber zu beschützen, hatte er kein anderes Geschäft, als die reichen Pfründen, die er in allen Ländern Europa's besaß, an seine Mitglieder zu vertheilen, und um die Letzteren das Gelübde erfüllen zu lassen, das jeden Ritter vor Erlangung einer Pfründe zu einem Kriegszuge gegen die Türken verpflichtete, begnügte er sich, jährlich einige unbeholfene Galeeren in See zu schicken, die den Raubschiffen der Barbaresken sorgfältig auswichen und nach den Hafenstädten Italiens zu den Lustbarkeiten eilten, welche die Landung der jungen Helden daselbst zu veranlassen pflegte. Nur der Großmeister mit den Oberbeamten des Ordens und einer Anzahl noch unbepfründeter Ritter, residirte auf der Insel. Die Hauptstadt La Valette galt für einen unüberwindlichen Waffenplatz, seitdem der tapfere Großmeister dieses Namens sie 1565, zum Erstaunen Europa's, gegen die ganze türkische Macht unter Soliman dem Großen, vertheidigt hatte. Buonaparte hingegen fand einen alten deutschen Baron, Ferdinand von Hompesch, als Großmeister vor, der bei eigener Kopf- und Muthlosigkeit noch vollends durch das treulose Verfahren mehrerer französischer Ritter außer Fassung gebracht ward; das Ergebniß war, wie im Jahre 1792 zu Mainz und späterhin öfter, eine Kapitulation, durch welche den Franzosen die Insel übergeben und dem Orden eine Entschädigung in Deutschland versprochen ward. Beim Einzuge in

die starken Festungswerke, äußerte ein Offizier das seitdem für solche Fälle stehend gewordene Witzwort: »Es sei gut, daß Leute darin gewesen, um den Eroberern aufzumachen, weil sie sonst schwerlich hineingekommen sein möchten.« In der Meinung, durch den Besitz dieser Insel seine Verbindung mit Frankreich gesichert zu haben, setzte nun Buonaparte seine Fahrt fort nach Aegypten, an dessen Küste er am 1. Juli landete.

Der Vesuv,

Ausbruch desselben im Jahre 1794, vom 13. bis 25. Juni.

Der Vesuv ist ein feuerspeiender Berg, $\frac{5}{4}$ Meilen von Neapel entfernt, 3680 Fuß hoch, wo sich keine Lava oder Asche findet; der Berg ist fast ganz mit Reben, Gärten und Baumpflanzungen umgeben. — Er raucht beständig, speit aber nicht immer Feuer. Die Lava verwittert bisweilen sehr schnell, bisweilen langsam. Auf und zwischen Lavagrund wächst **Lacrymae Christi**, ein rother köstlicher Wein, der um so süßer ist, da er aus vollreifen Trauben ohne Pressung der Kelter fließt oder tröpfelt. Es ist einer der feurigsten Weine Europa's, mit welchem nur der echte Tokayer und der französische Strohwein einige Aehnlichkeit haben dürften.

Unter den vielen Ausbrüchen des Vesuvs ist der im Jahre 1794 erfolgte einer der fürchterlichsten. In der neuern Zeit hat der Vulkan fast jährlich neue und große Phänomene gezeigt, und dennoch konnte seine zweijährige Ruhe die Bewohner der Umgegend desselben so sorglos und sicher machen, daß sie, als am 12. Juni 1794, des Nachts halb 12 Uhr, ein heftiges Erdbeben sie aus dem Schlaf aufschreckte, vergaßen, daß sie an einem feuerspeienden Berge wohnten. Der Boden der ganzen Ebene Campaniens schwankte gleich Wellen. Die Neapolitaner stürzten aus den Häusern auf die öffentlichen Plätze hinaus, und glaubten im nächsten Augenblick ihre Wohnungen einstürzen zu sehen; angstvoll erwarteten sie den Morgen. Als ihnen aber die Sonne hell aufging und sie den Vulkan in seiner gewöhnlichen Ruhe erblickten, da glaubten sie, es rühre die vornächtliche Erscheinung aus etwaigen Ereignissen im Süden her; sie befürchteten nichts mehr für Kalabrien, sondern dachten nur an den Untergang ihrer südlichen Provinzen; allein ihre Täuschung sollte sie nicht lange hinhalten.

Sie währte auch wirklich nicht länger als bis zum 14. Juni, wo in der Nacht 11 Uhr die Erde von neuem erbebte; ein unregelmäßiger Stoß zerriß die Häuser, zerschmetterte die Fenster und warf die innern Geräthschaften gewaltsam durch ein-

ander. Sogleich erhellten rothe Flammen den Himmel, denn der Vesuv war am Fuße des Kegels geborsten und man sah aus mehreren Oeffnungen die Lava in hohen Bogen hervorspringen, und eine Viertelstunde darauf ward auch die Erschütterung in der Stadt bleibend. Das Volk, von Furcht und Schrecken ergriffen, stürzte zu den Füßen der Heiligen in die Kapellen und Kirchen, aber der Berg achtete ihres Angstgeschreies nicht: es sprangen immer neue Oeffnungen auf, und mit erhöhter Gewalt stürzte die Lava aus ihnen hervor. Nach Mitternacht verlor sich das ununterbrochene Getöse, die Lava brach jetzt nur noch stoßweise hervor; nach und nach kamen diese Stöße seltener, aber ihre Kraft verdoppelte sich, und zuletzt schien der ganze Berg nur ein Feuer. — Während dieses gewaltsamen Donners, sah man schon nach Mitternacht auch die jenseit des Vulkans liegende Atmosphäre erleuchtet, wo die Lava noch tiefer am Kegel des Berges eine weite Schlucht gebrochen und gewaltsam gegen Maura hinab sich stürzte, aber in der Ebene erstarrte, ohne bewohnte Oerter zu erreichen. — Nicht so die donnernde Lava gegen Neapel. — Sie stürzte mächtig und schnell vom Abhange herab. — Die eine Hälfte der Einwohner von Resina, Portici, Torre del Greco starrte mit ängstlicher Erwartung auf jede kleine Bewegung des Feuerstromes, dessen Richtung bald diesen, bald jenen Ort zu bedrohen schien. Die andre Hälfte lag vor den Altären, sich Rettung vor der schrecklichen Lava zu erflehen. Plötzlich richtete die ganze Masse ihren Lauf auf Resina und Portici, und ganz Torre del Greco stürzte in die Kirchen, dem Himmel für die geträumte Rettung zu danken. Aber ein tiefer Graben stellte sich dem Laufe der Lava entgegen und diese stürzte sich mit neuer Wuth auf das sich gerettet glaubende Torre del Greco. In einer Breite von **2000** Fuß erreicht sie die blühende Stadt, und im nächsten Augenblicke suchen **18,000** Menschen Schutz auf dem Meere. Noch ehe sie das Ufer verlassen, sehen sie die Flammen empor lodern, Paläste und Kirchen krachend zusammen stürzen, und fürchterlich donnert dazwischen der Berg. Um **11** Uhr brach die Lava aus seinem Innern hervor, und schon um **5** Uhr des Morgens war Torre del Greco nicht mehr. — In **6** Stunden hatte die glühende Masse **4** italienische Meilen durchlaufen.

Mitten unter diesen Verwüstungen bricht der neue Tag an, es war der **15.** Juni. Man sah weder Flamme noch Berg mehr, eine finstere dicke Wolke hüllt ihn ein und verbreitet sich über den Golf und das Meer; in Neapel fällt feiner Aschenregen und bedeckt Pflanzen, Bäume, Häuser und Straßen, und kaum gleicht die Helle des Tages dem schwachen Lichte der Morgenröthe. Alle überfällt eine düstere Schwermuth, die vornehm-

sten Familien schließen sich den ununterbrochenen Prozessionen an und suchen den erzürnten Himmel zu besänftigen. Der Verlust der reichen Pflanzungen umher versetzt Alle in stumme Verzweiflung. Die Lava bewegt sich nur noch langsam, eine feste erstarrte Rinde bedeckt die Masse und erkaltet so schnell, daß 12 Stunden nach der Zerstörung Torre del Greco's viele Bewohner es wagen, zu ihren zerstörten Wohnungen zurückzukehren, um vielleicht noch etwas Weniges zu retten. Ja man war auch so glücklich, mehrere in ein Kloster eingeschlossene Personen zu retten. Ein unaufhörliches Donnern ließ sich hören und schnelle Blitze erhellten die finstere Nacht. Man sah finstere Wolken sich aus dem Gipfel des Berges hervorwälzen. — Ungeheure Felsstücke fielen in den Abgrund hinab. Schnell folgte eine zweite Wolke mit neuen Erscheinungen, die bis zu unabsehbaren Höhen emporstieg. — Wenige Stunden darauf hatte die Asche wieder die Atmosphäre erfüllt, und Tag und Nacht waren, wie vorher, durch keine Grenzen von einander geschieden. Man hatte am Tage nur einige schwache Erschütterungen bemerkt.

Am 19. früh um 2 Uhr erschreckte ein neuer heftiger Stoß die Menschen. Man empfand ihn besonders in Portici, Resina und andern dem Berge näher gelegenen Orten. Jetzt nun, bei dem Anbruche des Tages, weniger als vorher durch die Asche verhüllt, sah man mit Erstaunen, daß der Gipfel des Vulkans eingestürzt war. Die fürchterlichen Ausbrüche hatten so sehr das Innere des Berges erschöpft, daß er den Gipfel nicht mehr zu tragen vermochte, und man sah ihn jetzt schief gegen das Meer abgestumpft. Allein damit war der Aschenregen noch nicht geendet; zwar fiel gegen Neapel und diese Gegend hin weniger als an den vorigen Tagen, aber desto mehr litten die Orte ostwärts des Berges, und mit doppelter Wuth stürzte diese Masse auf Somma, Ottajano, Nola und Caserta herab. Bis in das Apenninen-Gebirge hinein war alles tiefe Nacht. Es schien, als wollte der ganze Vesuv in Staub herabstürzen. Wolkenbrüche vermischten sich in der Luft mit Asche, und die Masse fiel wie ein zäher Teig über die ganze Gegend, alle Pflanzungen dieses fruchtbaren Strichs erlagen unter der gewichtigen Last. Viele Dächer in den Oertern stürzten zusammen, und die Einwohner sahen sich genöthigt, ihr Leben durch schnelle Flucht in das Gebirge zu retten. — So waren einst Herculanum und Pompeji untergegangen. — Wirklich hatte man auch jetzt Ursache, ein noch grausameres Schicksal zu fürchten, denn während daß der Schlamm und die Asche vom 18. bis Ende des 19. unaufhörlich in undurchdringlicher Dichtheit herabfielen, stürzten reißende Wasserströme vom steilen Abhange des Berges herab. Mit grenzenloser Gewalt wälzten sie Berge von Steinen und

Bäu=

Bäumen vor sich her und bedeckten mit großen Felsmassen die Ebene.

Nur allein in der Nacht vom 19. zum 20. Juni wälzten sich 5 solcher Ströme vom Berge; drei Mal im Laufe des Tages erneuerte sich diese verwüstende Erscheinung; das letzte Mal mit doppelter Kraft und Stärke. Die ganze, den Vesuv umgebende Landschaft ward durch diese Wasserströme verheert; jede kleine Wolke schien mit Macht gegen die Spitze des Berges gezogen, und kaum hatte sie den Gipfel umgeben, als auch schon das Wasser herunterstürzte, Wälder, Straßen und Brücken zerriß, Häuser und Felder zerstörte. Von allen Seiten waren die unglücklichen Menschen von den Schrecknissen des Todes umgeben, fortdauernd waren sie genöthigt, jeden Augenblick zur schnellen Flucht bereit zu sein. — Bosco, Somma, Ottajano, Torre dell' Annunziata verloren auf diese Art für längere Zeiten die Früchte ihres Fleißes; selbst die Verwüstungen der Lava in Torre del Greco waren kaum verderblicher und größer als die der entsetzlichen Wassermasse, die vom Vulkan herabstürzte. Indessen verminderte sich allmählig die Menge der ausgeworfenen Asche, und man sah jetzt mit ihr sich große Dampfwolken aus dem Krater erheben, die in der Luft sich zerstreuten. Doch wurden die Nächte in Neapel noch fortdauernd von der großen Menge glänzender Blitze erleuchtet, die aus den Aschenwolken unaufhörlich herabfuhren. Ein starker Donner begleitete sie; auch dauerte das Getöse vom Berge noch mehrere Tage fort.

Am 24. und mehr noch am 25. Juni fiel wieder mehrere Asche auf die Seite gegen Neapel; aber als die Einwohner sie erblickten, erhoben sie ein Freudengeschrei; denn sie war nicht mehr dunkelgrau oder schwarz, sondern hellgrau und zuletzt beinahe ganz weiß. Die Erfahrung aller Ausbrüche hat gelehrt, daß dies immer der letzte Bodensatz im gährenden Innern des Berges ist, und daß damit gewöhnlich die ganze Eruption sich endigt. Auch dies Mal betrog man sich nicht. Von nun an stieg nur noch Rauch aus dem Vesuv empor. Asche fiel nur noch einige Tage, aber erst mit dem 8. Juli kehrte die gewöhnliche Heiterkeit in das glückliche Klima Neapels zurück. Schon erhob sich wieder Torre del Greco durch den rastlosen Fleiß der zurückgekehrten Einwohner. Tausende waren auf den Feldern beschäftigt, die Blätter und Zweige der Bäume und Reben von der alles bedeckenden Asche zu säubern. In Neapel strömten aufs neue die Menschen den wieder geöffneten Schauspielhäusern zu; das Volk durchzog jubelnd wieder die Straßen, und wie zuvor versammelten auch jetzt die Späße des Policinells (Lustigmacher) die geschäftslose Menge an den Ecken der Straßen.

Schlacht bei Marengo,
am 14. Juni 1800.

Nachdem Buonaparte seinen Zug über den St. Bernhardsberg zurückgelegt hatte, nahm er seine Richtung auf Mailand, wo er am 1. Juni ankam, und die Cisalpinische Republik für wieder hergestellt erklärte. Seine unerwartete Erscheinung und die Bestimmtheit seiner Maßregeln steigerten den Muth der französisch gesinnten Lombardei aufs höchste. Der östreichische Feldherr Melas, voll unsicherer Entwürfe, wandte sich nach Alessandria della Paglia, eine sardinische Festung am Tanaro. Massena, durch Mangel gezwungen, übergab am 4. Juni Genua, und der General Ott bestand am 9. Juni gegen Lannes das unglückliche Treffen bei Montebello. Melas, von der Lombardei abgeschnitten und zugleich durch eine andere französische Armee unter Suchet, durch die Besatzung von Genua verstärkt, im Rücken bedroht, faßte nun den Entschluß, sich durch ein entscheidendes Treffen aus seiner mißlichen Lage zu befreien, und griff am 14. Juni 1800 das von Buonaparte geführte Heer bei dem Dorfe Marengo, in der sardinischen Provinz Alessandria, an.

Die Schlacht begann am Morgen und neigte sich nach mehrstündigem Kampfe für die Oestreicher zum Siege. Schon war das Dorf erobert, schon die französische Schlachtreihe durchbrochen und nach zwei Seiten in so fluchtartigem Rückzuge, daß Melas, von der Anstrengung des blutigen Tages erschöpft, er war nämlich ein hochbejahrter Mann, die Verfolgung der Geschlagenen seinem Unterfeldherrn Zach überließ, und für seine Person nach Alessandria zurückkehrte. Aber ein schreckliches Erwachen aus seinem Siegestraume stand ihm bevor. Nach seiner Entfernung erschien Desaix, einer von Buonaparte's ägyptischen Gefährten, den der Konsul, falschen Nachrichten trauend, mit 10,000 Mann auf den Weg nach Genua abgeschickt, beim Angriffe der Oestreicher aber eiligst zurückgerufen hatte, mit frischen Truppen auf dem Schlachtfelde, erneuerte den Kampf und entschied, obwohl er selbst gleich beim ersten Angriff erschossen ward, das Schicksal des Tages. Wuth entbrannt über den Fall ihres Führers, drang seine Division, von einem Reiterhaufen unter Kellermann, dem Sohne, unterstützt, gerade auf die Stelle hin, wo sich der General Zach befand, und nahm ihn, durch rasche Umzingelung der ungarischen Grenadiere, mit seinem ganzen Stabe gefangen.

Die Verwirrung, in welche dieser Unfall das östreichsche Heer versetzte, ward durch eine gleichzeitige Bewegung des Fein-

des nach der Brücke über die Bormida gesteigert. Indem nun eine Reitermasse von 8000 Pferden in vollem Jagen, Alles vor sich niederwerfend, nach diesem durch die Franzosen bedrohten Rückzugspunkte sprengt, giebt sie eben dadurch das Zeichen zur Flucht. Alles stürzt ihr nach, an der Brücke entsteht ein furchtbares Gedränge, und beim Einbruche der Nacht ist das Schlachtfeld, mit den diesseit des Flusses befindlichen Ueberresten des Heers, in der Gewalt der Franzosen.

Das Unglück dieses Tags war das Werk einer nur in ihrem eigenen Moment begreiflichen Ueberraschung, und der französische Verlust nicht geringer, auch wohl größer als der östreichische. Melas machte hierauf dem General Buonaparte Vorschläge zu einem Waffenstillstande; dieser willigte ein, und so kam derselbe am zweiten Tage nach der Schlacht, auf der Grundlage des Vertrags zu Leoben, zu Stande.

Vorbereitungen zum Kampfe in den Niederlanden gegen Napoleon,

am 14. und 15. Juni 1815.

Im Monat Mai war der erste Streit geendigt; im Juni sollte nun der zweite und größere entschieden werden. Die Truppen der Oestreicher, Baiern, Würtemberger und Badner standen unter dem Fürsten Schwarzenberg an den französischen Grenzen von der Schweiz bis an den Mittelrhein. In den Niederlanden, von der Maas an, hatte der Feldmarschall Blücher an der Spitze seiner zahlreichen Preußen seine Stellung, und dicht neben ihm, bis an die Nordsee stand Lord Wellington mit seinen Engländern, Niederländern, Hannoveranern und Braunschweigern. Die Russen sollten den Raum zwischen Blücher und Schwarzenberg, den Raum am Mittelrheine, ausfüllen. Diese waren aber noch auf dem Marsche begriffen. — Da blickte Napoleon um sich, wohin er die ersten Kriegsblitze schleudern sollte. Er wählte sich die nächsten und gefährlichsten Gegner, Blücher und Wellington. Wäre es ihm gelungen, diese Beiden so zu schlagen, daß jener über den Rhein retiriren und dieser sich auf seine Schiffe zurück begeben mußte, so wäre Belgien nebst seiner Hauptstadt Brüssel gewonnen gewesen, und dem französischen Kaiser hätte es weder an Geld noch Menschen gefehlt; schnell konnte er mit seinen Garden nach dem Oberrhein eilen, um Schwarzenberg anzugreifen, bevor noch die Russen herangerückt waren. So war es Napoleons Plan, so standen noch seine Hoffnungen, als er in der Nacht vom 11. Juni von Paris abreis'te. Alle Heerhaufen waren schon durch rasche

Anordnung an der Sambre und Maas vereinigt, und am 14. Juni, als am Tage darauf die blutige Fehde beginnen sollte, sprach er also zu seinem Heere: »Soldaten! heute ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zweimal Europa's Schicksal entschieden. Damals, wie öfters, waren wir zu großmüthig. Wir ließen die Fürsten auf ihren Thronen, die jetzt Frankreichs Unabhängigkeit bedrohen. Die Unsinnigen! Sie und wir; sind wir nicht noch die Nämlichen? Wenn sie in Frankreich einrücken, so sollen sie auch in Frankreich ihr Grab finden!«

Solche Zuversicht belebte ihn wenigstens scheinbar aufs neue, als er sein Heer um sich versammelt sah. Es war in der That das schönste, welches Frankreich je aufgestellt hatte. 150,000 Krieger, aufs beste gerüstet und mit 400 Geschützen versehen! — was ließ sich mit einer solchen Macht auf Einem Schlachtfelde nicht ausrichten! Und was dieses Heer am furchtbarsten machte, war die Entschlossenheit, durch den Sieg einen Meineid und Verrath vergessen zu machen. Den König, dem sie geschworen, hatten sie verrathen; ihren Raubherzog, den ganz Europa verworfen, hatten sie wieder zum Führer angenommen. Wenn sie besiegt wurden, so erschien ihr Trotz als Verbrechen und das Unglück als die gerechte Strafe desselben; wenn sie aber siegten, und Europa zwangen, sich aufs neue vor ihrem Kaiser zu demüthigen, so gedachten sie dadurch wieder ehrlich zu werden, weil sie glaubten, das Glück könne auch die Meineidigen in den Augen der Menge wieder zu Ehren bringen. Darum war dieses Heer entschlossen, entweder zu siegen oder zu sterben. Die französische Garde, welche wieder auf 40,000 Mann angewachsen war, hatte ihre Adler mit Trauerflor umhüllt, bis ein großer Sieg sie wieder in ihrem Glanze zu zeigen erlauben würde.

Nun schwenkte sich Napoleon gerade gegen die Stelle, wo das preußische und Wellingtonsche Heer zusammenstießen; auf diesem Orte ist der schwächste Punkt zweier Heere, weil da beide Feldherren zu befehlen aufhören. Links vor sich hatte er Wellington mit 80,000 Mann; es waren 30,000 Engländer, 20,000 Hannoveraner, 10,000 Braunschweiger und 20,000 Niederländer und Nassauer. Rechts stand Blücher mit vier Heerhaufen, welche zusammen 100,000 M. betrugen. Ziethen, Thielmann, Pirch und Bülow befehligten die Heeresabtheilungen. — Es waren aber die Haufen der Preußen und Engländer, der Unterhaltung wegen, sehr weit aus einander gelagert.

Nun brach Napoleon am 15. Juni des Morgens um 2 Uhr aus den verdeckten Gegenden an der Sambre bei Thuin so schnell gegen Charleroi hervor, daß die Wachen des Ziethenschen Heertheiles, die hier standen, nur mit Mühe sich auf ihren

Rückhalt zurückziehen konnten. Die französischen Kürassiere tobten, wie ein reißender Strom, über die Straßen und Felder daher, und der Tag konnte nicht ohne Verlust für die Verbündeten bleiben; denn das ist der Vortheil der angreifenden Parthei, daß sie ihre Haufen zu einem gewaltigen Keile auf Einem Flecke koncentriren kann, während der Gegner, der nicht weiß, wo der Angriff geschehen wird, eine lange Strecke besetzt halten muß. Dennoch behauptete sich der unerschrockene Ziethen in guter Ordnung bei Fleurus, und verschaffte dem Feldmarschall Zeit, den 2ten und 3ten Heerhaufen schnell zu sammeln.

Die Schlacht bei Ligny und das Gefecht bei Quatrebras,

am 16. Juni 1815.

Mit drei Heeresabtheilungen, welche 80,000 Mann stark waren, beschloß der preußische Feldherr Blücher die Schlacht gegen Napoleons 130,000 Mann auserlesener Truppen; denn er hoffte, Bülow werde mit der vierten Abtheilung noch vor Abend auf dem Kampfplatze sein, und auch Wellington werde von seiner Seite Hülfe senden. Das preußische Heer stand auf den Höhen am Ligny-Bach und hatte die Dörfer St. Amand, Ligny und Sombref in seiner Schlachtreihe, so daß das erstere den rechten, das letztere den linken Flügel, und Ligny die Mitte stützte. Napoleon hatte die Absicht, mit aller Gewalt auf dem rechten preußischen Flügel durchzubrechen und ihn von den Engländern ganz abzuschneiden; daher griff er zuerst, um 3 Uhr Nachmittags, das Dorf St. Amand an. Ziethen stand hier mit dem ersten Heerhaufen, der Tags zuvor in hartem Kampfe gewesen war; dennoch aber hielt er sich sehr tapfer gegen die heftigsten Stürme der Franzosen, bis die Feinde einen Seitenweg durch ein Gehöft gefunden hatten, und nun noch einmal von allen Seiten mit Uebermacht herein drangen. Da mußten die wackern Kämpfer, unter denen viele Neupreußen vom Rheine waren, das Dorf verlassen und sich hinter dem Ligny-Bache aufstellen.

Nun hatte es Napoleon auf das Centrum abgesehen und ließ das Dorf Ligny mit der ungestümsten Heftigkeit angreifen. Es entstand ein Kampf, der zu den hartnäckigsten gehört, welche je gefochten wurden. Ligny ist groß, aus Steinen gebaut, und erstreckt sich längs dem Bache hin. Da wurde nun um jedes Haus, jeden Garten und jede Gasse mit beispielloser Erbitterung gestritten. Hier dauerte das Gefecht 5 Stunden lang im Dorfe selbst, bald vor- bald rückwärts wogend, und unaufhörlich rück-

ten von beiden Seiten neue Haufen in den Kampf. Hiezu schmetterten wohl 200 Geschütze von beiden kämpfenden Theilen, von den Höhen dies- und jenseits, unaufhörlich ihre Kugeln in das Dorf, so daß es bald an mehrern Orten in Flammen stand, und die Dächer, Balken und Steine krachend zusammenstürzten.

Während die Schlacht hier so entsetzlich wüthete und Napoleon seinen linken Flügel, um Ligny desto eifriger zu bestürmen, geschwächt hatte, benutzte Blücher den Augenblick, und führte selbst einen neuen Angriff gegen das früher verlorne Dorf St. Amand aus. Ein Theil des Dorfes wurde glücklich erstürmt, und nun hätte die von Wellington erwartete Hülfe oder die Bülowsche Heerschaar zur Stelle sein müssen, dann hätte der Feldmarschall einen seiner Sturmangriffe gegen den ganzen linken Flügel des Feindes gerichtet; und der würde die Schlacht entschieden haben; allein die englische Abtheilung, die hier erscheinen sollte, war selbst bei Quatrebras so heftig von Ney angefallen, daß sie sich dort kaum halten konnte, und Bülow war durch mancherlei Hindernisse auf seinem Zuge um etwas aufgehalten worden; und so mußte der Feldherr mit den Seinigen in der eigenen tapfern Brust die Hülfe suchen, die von außen nicht kam.

Schon war die Dämmerung eingebrochen, und bei Ligny dauerte die Schlacht noch immer gleich mörderisch und unentschieden fort. Alle Abtheilungen waren im Gefechte oder hatten gefochten, und frische Haufen waren nicht mehr zur Hand. Plötzlich griff eine starke Schaar Fußvolk, die unter dem Schutze der Dämmerung auf der einen Seite das Dorf umgangen hatte, — es waren Napoleons Garden selbst, — die Preußen jenseits an, und von der andern Seite brachen Kürassiere und Gardegrenadiere gleichfalls gegen sie hervor. Dieß war ein gefährlicher Augenblick. Der alte deutsche Feldherr vergaß alle Sorge für sein eigenes Leben, jagte an die Spitze des nächsten seiner Reitergeschwader und führte es selbst gegen den stärkern französischen Haufen. Aber die kleinere, leichter bewaffnete Schaar konnte gegen die gepanzerten Reiter auf ihren hohen Pferden nicht durchdringen, sie wurde zurückgeworfen und des Feldmarschalls Pferd von einer Kugel durchbohrt. Der Schuß hemmte seinen Lauf nicht sogleich, der Schmerz trieb es vielmehr immer heftiger zu krampfhaften Sprüngen, bis es plötzlich im vollen Rennen todt zu Boden stürzte. Der theure Greis lag, vom gewaltsamen Sturze betäubt, unter dem todten Pferde. Die französischen Kürassiere sprengten in der Verfolgung heran; die letzten preußischen Reiter waren schon bei ihrem Feldmarschall vorüber, nur sein treuer Begleiter, der Major Graf von Nostitz,

war bei ihm, und wollte nach altdeutscher Weise mit demselben in den Tod gehen. Er sprang vom Pferde und jagte es durch einen Schlag ins weite Feld, um die Blicke der Feinde nicht auf die gefährliche Stelle zu lenken. Wirklich jagten sie auch in wilder Eile vorüber, ohne den Feldmarschall zu bemerken; und als der Sturm sich wieder wendete und die Franzosen zurückgeschlagen umkehrten, saus'ten sie noch einmal vorbei. Jetzt erst brachte man mit Mühe den Feldmarschall unter dem todten Pferde hervor. Welche nicht zu berechnende und unglückliche Folgen Blüchers Tod für die preußische Armee gehabt hätte, kann man sich wohl denken. Wahrscheinlich würde dann die Schlacht bei Belle-Alliance, welche 2 Tage später geliefert wurde, nicht vorgefallen sein, und Europa hätte ein ganz anderes Schicksal bevorgestanden.

Der gerettete Feldherr bestieg ein Dragonerpferd und eilte zu den Seinigen hinter Ligny zurück. Das preußische Fußvolk wehrte sich sehr tapfer gegen die französischen Reiterstürme und gab eine Probe von echt kriegerischem Muthe. Obgleich die Preußen von allen Seiten umringt waren, schlugen sie doch mitten in der Dunkelheit der Nacht die feindlichen Reiterhaufen, so oft sie in ihren Harnischen rasselnd heranbraus'ten, immer kaltblütig durch ihr Gewehrfeuer zurück, und zogen sich langsam, fest geschlossen, unter weithin schallender Feldmusik gegen Tilly zurück. Hier, eine halbe Stunde vom Schlachtfelde, stellten sie sich wieder auf, ohne daß der Feind zu folgen wagte. Nur 15 Geschütze fielen ihm in die Hände, weil sie sich in der Dunkelheit im Hohlwege verfahren hatten.

Wenn nun schon die Schlacht für die Preußen verloren war, so war sie doch ehrenvoll verloren. Nur ein Theil des preußischen Heers hatte den furchtbaren Kampf gegen Napoleons Hauptmacht mit seltner Tapferkeit bestanden, ja der Sieg hatte dem Feinde so viel gekostet, daß Napoleon selbst 10,000 Mann von Ney's Heerhaufen, der an diesem Tage gegen Wellingtons Vorhut focht, herbeirufen mußte.

Das Gefecht bei Quatrebras.

Napoleon hatte nämlich den Marschall Ney und seinen Bruder Jérome gegen Quatrebras gesendet, um hier mit Gewalt durchzubrechen und die beiden verbündeten Heere gänzlich von einander zu trennen. Wellington, dessen Haufen zu weit aus einander gelegt waren, konnte nur einen nach dem andern, zum Theil von weiter Entfernung her, gegen den angegriffenen Punkt senden; aber so wie ein jeder anlangte, ohne Reiterei und fast ohne Geschütz, warf er sich doch muthig dem Feinde entge-

gen. Da focht der Erbprinz von Oranien mit seinen Niederländern; der Prinz Bernhard von Weimar mit den Nassauern; der General Picton mit Engländern, und der General Alten mit Hannoveranern. Sie konnten den feindlichen Strom in seinem Laufe wohl aufhalten, aber nicht gänzlich zum Stehen bringen. Endlich langte auch der tapfere Herzog von Braunschweig dem Feinde gegenüber an, der ihm schon einmal sein Erbland geraubt hatte, und es hier auf diesen Feldern wieder zu erobern hoffte. An der Spitze seiner schwarzen Husaren stürzte sich der Herzog auf diesen Feind, und hielt sein Vordringen auf, und als er noch nicht weichen wollte, führte er auch das Fußvolk gegen ihn. Da aber traf ihn die tödtliche Kugel, die ihn zu seinen ruhmwürdigen Vätern hinüberrief; sie drang durch seine Brust und der Held sank vom Rosse. Er war ein Fürst, dem die Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes sehr am Herzen lagen, und der nie sein Schwert für Frankreich gezogen hatte. Ehre seinem Namen!

Der Kampf dauerte noch immer fort. Die Braunschweiger rächten ihres Herzogs Blut in dem ihrer Feinde. Der Erbprinz von Oranien warf sich mit einem Haufen niederländischer Reiter kühn in die französischen Reihen; sein Eifer hatte ihn zu weit geführt, er wurde umringt: da eilte das 7te Bataillon der Niederländer ihm nach und befreite ihn aus der Feinde Mitte. Begeistert riß der Prinz den Orden, den er auf seiner Brust trug, ab, und warf ihn mitten unter seine treuen Krieger. »Kinder, rief er, ihr habt ihn alle verdient!« sie nahmen das Ehrenzeichen und hefteten es an ihre Fahne.

Solche Tapferkeit und Todesverachtung trug ihre schönen Früchte: die Feinde kamen nun selbst ins Gedränge, und Ney wollte seinen Rückhalt von **10,000** Mann zu Hülfe rufen; aber sie waren bereits verschwunden! Napoleon hatte sie plötzlich gegen die Preußen nach Ligny herbeigerufen, und Ney sah sich genöthigt, alle Vortheile aufzugeben und nach Frasne zurückzuweichen.

Es waren hier auf jeder Seite **3—4000** Mann gefallen, und da, wo Napoleon mit den Preußen focht, gewiß von jeder **12—15,000** Mann, und doch hatte so viel Blut den Kampf noch lange nicht entschieden.

Johann Sobieski, oder Johann III., König von Polen.

gestorben am 17. Juni 1696.

Johann Sobieski, Großherzog von Litthauen rc., am 19. Mai 1674 zum König von Polen ernannt, am 20. als solcher proklamirt, im Jahre 1675 als Ritter in den Orden des Heiligen Geistes aufgenommen, starb am 17. Juni 1696 zu Warschau in einem Alter von 72 Jahren.

Johann Sobieski hatte sich durch seine Tapferkeit auf den polnischen Thron geschwungen. Er war ein Sohn Jakobs Sobieski, Kastellans von Cracau, und einer Tochter des Großkanzlers und Großgenerals der Krone, Stanislaus Zolkiewski, welcher am 19. September 1620 in der Schlacht von Cicora mitfocht. Am darauf folgenden 2. October ward er zum 15ten Male von den Türken angefallen und am 6. desselben Monats, von den Seinigen verlassen, in einem Alter von 73 Jahren getödtet. Der Gesandte der Krone, Jakob Sobieski, schloß im folgenden Jahre mit dem Sultan Osman Frieden, zeichnete sich bei allen nur immer vorkommenden Gelegenheiten rühmlich aus und starb 1646.

Unser Held, Johann Sobieski, befand sich damals mit seinem Bruder, Marcus Sobieski, gerade in Paris. Letzterer, der sich durch seinen Muth sehr ausgezeichnet hatte, wurde in der Schlacht bei Batow von den Türken getödtet. Johann Sobieski war am 24. August 1666 zum Großmarschall der Krone und 1667 zum Großgeneral des Königreichs und Großmeister des königlichen Hauses und zum Palatinus von Cracau ernannt worden. Er nahm den aufrührerischen Kosaken 60 Städte weg. 1667 hielt er die Belagerung von Podhais gegen die Tartaren aus, und zwei Jahre später nahm er diesen und den Kosaken das ganze Palatinat Bracklaw in Podolien weg. Er zeichnete sich außerdem durch verschiedene andere heroische Handlungen aus, schlug die Türken 1671 während der Belagerung von Leopol oder Lwow am Taw in Schwarzrußland und gewann 1673 die berühmte Schlacht von Choczim am Dniester und an den Grenzen der Moldau. Sie nahm Sonnabends ihren Anfang und erreichte am dritten Tage mit dem Falle dieser Festung ihr Ende. Die Türken verloren in diesen Tagen 80,000 Janitscharen und 20,000 Spahis. Diese Schlacht, eine der berühmtesten des 17. Jahrhunderts, ward geliefert am 11. November, der Tag nach dem Tode des Königs Michael Koributt Wiesnowieski. Hierauf wurde der Großmarschall Sobieski am 20. März 1674 zum Könige erwählt, und 15

Monate nach seiner Wahl gekrönt. Er gewann während dieser Zeit verschiedene Gefechte gegen die Türken und nöthigte sie zum Frieden von Zarowna. Später, 1676, ward er zum Ritter des Heiligen Geistordens ernannt, welchen Titel und Orden ihm der König von Frankreich durch seinen Gesandten, den Marquis v. Bēthune, überschickte. Dieser Monarch hatte viel zu Sobieski's Königswahl beigetragen; denn sein außerordentlicher Gesandter Toussaint de Fourbin de Janson, welcher damals Bischof von Marseille, nachmals Bischof von Beauvais und endlich Cardinal war, hatte sich mit vieler Klugheit für Johann Sobieski verwendet. Auch der Kaiser war in der Folge Johann Sobieski verpflichtet, denn er verdankte demselben im Jahre 1683 die Aufhebung der Belagerung von Wien, welches ohne die Hülfe des Polenkönigs ohne Zweifel von den Türken eingenommen worden wäre. Er war bei diesem Kampfe, welcher ihm so viel Ruhm und so wenig Dank brachte, selbst gegenwärtig.

Johann Sobieski sprach verschiedene Sprachen, liebte die Bücher und die Gelehrten und besaß alle Eigenschaften eines Helden. Nach seinem Tode folgte der Kurfürst Friedrich August von Sachsen auf dem polnischen Königsthroue.

Johann Sobieski hatte sich am 6. Juli 1665 vermählt mit Marie Casimire de la Grange, Wittwe Jakobs von Radzivil, Fürsten von Zamoski, Palatinus von Sandomir, und Tochter Heinrichs de la Grange, Marquis von Arquien, nachmaligen Cardinals und Ritters der Orden des Königs, und der Francisca de la Chatre-Brillebaut. Diese Fürstin zog sich nach ihres königlichen Gemahls Tode nach Rom zurück, um daselbst zu verbleiben, und kam am 24. März 1699 in der großen Tiberstadt an. Sie blieb hier bis zum Monat Juni 1714, zu welcher Zeit sie nach Frankreich reis'te, um ihren Wohnsitz in Blois aufzuschlagen, woselbst sie im Monat September desselben Jahres ankam, und am 30. Januar 1716 in einem Alter von 75 Jahren starb. Ihr Leichnam wurde nach Warschau gebracht. Ihre Kinder waren: 1) Jakob Ludwig Heinrich; 2) Alexander Benedict Stanislaus, geboren am 6. December 1677, welcher am 24. August 1698 zum Gardekapitain des königlich polnischen Corps ernannt wurde und am 19. December 1700 in der Heiligen Geistkirche zu Rom das Halsband des Heiligen Geistordens erhielt, und eben daselbst am 19. November 1714 in seinem 37sten Jahre starb, nachdem er noch kurz vor seinem Tode zu den Capuzinern übergetreten war. Obgleich dieser Fürst während seines Lebens den Papst nicht zu sehen bekommen hatte, weil man ihm dieselbe Ehre zu erzeigen verweigerte, wie den Gesandten gekrönter Häupter, wor-

auf er jedoch Ansprüche gemacht hatte, so war Seine Heiligkeit nach dieses frommen Fürsten Tode dennoch so sehr von seiner kirchlich frommen Ergebenheit gerührt, daß ihm nach seinem Tode die im Leben verweigerte Ehre zu Theil wurde; der Papst verordnete nämlich, daß sein Leichnam einbalsamirt und mit dem Mantel und Halskragen des Heil. Geistordens angethan auf einem Paradebette zur Schau ausgestellt werden sollte. Am 20. November ward allen Offizieren des päpstlichen Palastes und den sämmtlichen Musikern der Kapelle der Befehl ertheilt, dem bei einbrechender Nacht veranstalteten Leichenbegängnisse beizuwohnen.

Bei diesem Leichenbegängnisse wurden dieselben Ceremonieen beobachtet, wie bei der Beerdigung der Königin Christina von Schweden und des außerordentlichen Gesandten am französischen Hofe, des Prinzen von Monaco. Der Leichenzug ging unter den Fenstern des Monte Cavallo vorbei, der Papst sah demselben zu und sprach das **De Profundis.** Der Leichnam ward in der Capuziner-Kirche beigesetzt und am 22. auf einem Katafalk zur Schau ausgestellt. Die sämmtlichen Kosten des Begräbnisses trug die apostolische Kammer.

Außerdem hatte der König von Polen noch mehrere Kinder, nämlich 3) Constantin Philipp Wladislaus, geboren am 1. Mai 1680, welcher zu Rom zu gleicher Zeit mit seinem Bruder das Halsband des Heil. Geistordens erhielt; 4) Therese Charlotte Casimire, geboren den 3. März 1676, verheirathet am 15. August 1694 mit dem Kurfürsten und Herzog von Baiern, Maximilian Maria, dessen zweite Gemahlin sie war; und dann noch vier andere sehr jung verstorbene Kinder.

Die Schlacht von Mont-Saint-Jean, von Waterloo, oder von Belle-Alliance,

am 18. Juni 1815.

Waterloo, ein belgisches Dorf zwei Meilen von Brüssel, am Eingange des Waldes von Soigne. Eine Meile von dort fiel am 18. Juni 1815 die große Schlacht vor, welche die Britten nach Waterloo, Wellingtons Hauptquartier, Blücher aber nach dem Entscheidungspunkte des Sieges Belle-Alliance, und die Franzosen, nach dem Hauptzweck ihres Angriffs, von Mont-Saint-Jean benannten. Wellington hatte sich hierher gezogen, als in der Schlacht bei Ligny die englische Armee von der preußischen getrennt und letztere von Napoleon geschlagen worden war. Dieser wollte nun die Engländer unverzüglich

angreifen und die Preußen unaufhörlich verfolgen lassen; allein man sagte ihm, die englische Armee wäre noch ungeschwächt und zur Schlacht bereit. Hierdurch ließ er sich abschrecken und die Armee ausruhen. Wäre er aber so kühn wie sonst gewesen, so rückte er gewiß am 17. Juni in Brüssel ein. Am 17. hatte Wellington eine feste Position bezogen, wo er in der Hoffnung des nachdrücklichen Beistandes der Preußen Napoleons Angriff erwartete. Den rechten Flügel bildeten die Niederländer unter dem Prinzen von Oranien, das Centrum stand vor Mont-Saint-Jean und dem Meierhofe Haye-sainte. Den linken Flügel deckte ein Hohlweg, mit Hecken umgeben, und derselbe hatte den Meierhof Papelotte stark besetzt. Lord Hill befehligte die Reserve des rechten Flügels bei Merbes Braine. Die Reiterei stand hinter dem Fußvolke und ein Observationscorps bei Wauthier Braine. Die französische Armee marschirte in zwei Colonnen vor, die eine war 69,000 Mann stark, und diese kommandirte Napoleon selbst; die andere belief sich auf 34,000 Mann, und diese stand unter Grouchy. Da von Napoleons Befehlen keiner befolgt wurde, so ging es mit der Verfolgung der englischen Armee auf Brüssel nur langsam, und Napoleon nahm gezwungen seine Stellung zu Planchenoit, eine Stunde von dem Dorfe Mont St. Jean mit 68,900 Mann und 242 Kanonen, 4½ Stunden von Brüssel. Vor sich hatte er die englisch-holländische Armee von 90,000 Mann und 255 Kanonen, deren Hauptquartier zu Waterloo war. Napoleon rechnete auf Grouchy's Aufstellung zu Wavres, allein Blücher hatte seinen Marsch vor ihm versteckt gehalten und daselbst 75,000 M. vereinigt. Diesem unglücklichen Umstande schreibt Napoleon den Verlust der Schlacht von Waterloo zu, welche am 17. geliefert worden wäre, wenn man seine Befehle befolgt hätte. Er war den 18. Morgens nicht wenig überrascht, als er sah, daß die englische Armee ihre alte Stellung behalten hatte und zur Schlacht bereit war. Ein General, der diese Stellung besichtigt hatte, brachte zur Antwort: »sie werde von einer Armee von Kanonen- und von Infanteriegebirgen vertheidigt.« — Die französische Armee setzte sich in Bewegung und marschirte in 11 Colonnen. Den 18. Juni um halb 11 Uhr war sie in sechs Reihen aufgestellt. Napoleon begab sich an der Spitze seiner Garde auf die Anhöhen von Rossomme. Er kannte recht gut die Uebermacht des Feindes, allein er glaubte, daß in seiner Armee, die nur aus Franzosen bestand, mehr moralische Kraft zu finden und sonach dem stärkern Feinde dennoch überlegen sei, da dieser nur zur Hälfte aus Engländern bestand. Um 12 Uhr begann Napoleon den Angriff auf das Schloß Hugomont gegen die Niederländer, welche das Dorf, wenn auch nicht den

Wald behaupteten. Um 2 Uhr wurde das brittische Centrum angegriffen; die ersten Erfolge der Franzosen vereitelte der nachdrückliche Widerstand der englischen Infanterie und Reiterei, bis Marschall Ney mit der französischen Reiterei jene zum Rückzuge zwang; da er aber zu weit vordrang, empfingen ihn englische Batterieen und kongrevische Raketen mit schwerem Verlust. Die Engländer wurden aus 80 Feuerschlünden beschossen, und nach drei Stunden war der Meierhof la Haye Sainte, wo die Todten der Engländer das Schlachtfeld bedeckten, in den Händen der Franzosen. Es war 4 Uhr Nachmittags, und der Sieg war entschieden, wenn der General Bülow nicht augenblicklich eine für die Franzosen verderbliche Diversion mit 30,000 Mann gemacht hätte. Zum Unglück hatte auch Grouchy Napoleons Befehl, Wavres mit Tagesanbruch anzugreifen, unbefolgt gelassen, und der Graf von Lobau konnte den 30,000 Preußen unter Bülow nur mit 10,000 Mann Widerstand leisten und mußte sich zurückziehen. Indessen ordnete Napoleon so glückliche Bewegungen gegen diese neue Armee an, daß Bülow's Linie überflügelt wurde und sich zurückziehen mußte. Um 5 Uhr Abends drängten die französischen Kürassiere noch einmal die englische Infanterie, und das französische Geschütz brachte schreckliche Verwüstung in die feindliche Linie; die Schlacht schien für Wellington verloren, und die französische Armee jubelte Siegsgeschrei um 7 Uhr Abends. »Das ist um eine Stunde zu früh,« sagte Napoleon; »doch muß man das, was gethan ist, unterstützen.« — Napoleon hatte sehr Recht, man hatte zu früh gejubelt; denn nun erst erschienen die Preußen unter Bülow in der rechten Flanke und im Rücken der Franzosen. Ihnen rückte die Reserve des rechten Flügels entgegen, dennoch aber drangen die Preußen unter dem Oberst Hiller bis Planchenoit vor. Die letzten Kräfte des Centrums bot Napoleon zur Ueberwältigung der Britten auf; aber das englische Feuer wüthete mörderisch, so daß die Franzosen nicht weiter vordringen konnten; auch erschien ein neues Corps Preußen unter dem General Ziethen, welches das 6te Corps der Franzosen vom übrigen Heere trennte und auf letzteres durch im Rükken aufgefahrenes Geschütz feuern ließ. Nun war der Franzosen Unglück da; es war ein schwerer Tag, sie hatten es spät Abends immer noch mit 150,000 Mann zu thun, mithin stand Einer gegen 2½. Sie wagten den dritten und letzten Riesenkampf; es brach der Rest von Napoleons Garde hervor. Der tapfere General Michel sagte hier, aufgefordert sich zu ergeben: »Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht«, und er fiel auch wirklich. Endlich nahm Napoleon seine letzte Zuflucht zu einem Vierecke der Garde mit einem Theile seines

Generalstabes, der wie er zu dem Degen gegriffen hatte. Er befahl Feuer zu geben. »Der Tod will Sie nicht,« sagten seine Grenadiere zu ihm, »entfernen Sie sich!« und man riß ihn von diesem Schauplatze der Verheerung hinweg. Die Dunkelheit entzog ihn seinen Truppen, und diese verloren ihren Vereinigungspunkt. Nun begann die wilde Flucht der französischen Reserven, welche bei Belle-Alliance zu einem zweiten Haufen fliehender Franzosen stießen. Der Rückzug ward durch neue große Anstrengungen und blutige Opfer bewirkt. Alles stürzte unter einander, und die allgemeine Verwirrung, welche Napoleon und die Trümmer seiner Armee mit fortzog, warf bald über die Felder hin Reiterei, Fußvolk, Geschütz, Wagen und Gepäck unter einander. Man sah, wie sich Offiziere und gemeine Soldaten aus Verzweiflung umbrachten, um diesen Unfall nicht zu überleben. Viele wurden gefangen genommen oder niedergemacht. Die menschenfreundlichen Belgier retteten eine Menge Verwundeter. Die Verzweiflung derer, welche am Leben blieben und Napoleon nach Paris hin folgten, läßt sich nur mit dem Ruhme vergleichen, den sie sich vom Anfange der Schlacht bis in die Nacht erworben hatten. Die Sieger waren bei Belle-Alliance zusammengetroffen, und Blücher beschloß, die Geschlagenen aufs eiligste zu verfolgen, wodurch die Franzosen gänzlich zersprengt wurden. Nur das 35,000 M. starke Corps Grouchy's, welches an diesem Treffen keinen Antheil genommen hatte, konnte sich retten. Napoleon fuhr auf seiner Flucht in einem Karren nach Philippeville, wo die Wagen des Marschalls Soult eintrafen. Hier stieg er mit dem General Bertrand in eine Kalesche, und dieser sollte ihn nicht eher wieder verlassen, als bis er ihm 3000 Stunden von Frankreich die Augen zudrückte. Napoleon hatte die Straße von Charleroi eingeschlagen, und als er bei seiner Ankunft in dieser Stadt vergebens den Versuch gemacht hatte, wiederum einige Truppen zu sammeln, setzte er seinen Weg fort.

So endigte die Schlacht von Mont-Saint-Jean oder von Waterloo, welche Napoleon zweimal siegreich sah. Die vier Tage dieses Feldzuges kosteten beiden Theilen über 100,000 Menschen.

Indeß regten sich Napoleons Feinde im Innern laut, und die Rekrutirung wurde immer schwieriger; dieß bewog endlich den Kaiser zur zweiten Abdankung.

Unterzeichnung der Charta Magna,
am 19. Juni 1215.

Die **Charta magna libertatum** oder **Great Charter**, der große Freiheitsbrief in England, ist das älteste Grundgesetz für die Einschränkung des Monarchen. König Heinrich **I.** unterzeichnete sie am **19.** Juni **1215**, weil er mußte; denn man zwang ihm diese Urkunde mit Gewalt ab; die feierliche Unterzeichnung fand auf einem freien Platze zwischen Windsor und Staines Statt. Dieses Dokument gab dem Volke und dem Adel manche Zusicherungen von Freiheiten und aufgehobenen Bedrückungen des Lehnssystems. König Johann ohne Land handelte dagegen. Man insurgirte und zwang ihn ebenfalls, die **magna charta** zu unterzeichnen. Diese beschränkte zugleich die Macht des Papstes, und sicherte dem Volke zu, daß ohne seine Einwilligung die Abgaben und Zölle nicht vermehrt werden sollten; Eigenthums- und Erbschaftsrechte wurden genauer bestimmt. Die fernere Entwickelung des brittischen innern Staatsrechts beschränkte die Gewalt der Könige immer mehr, aber weniger diejenige ihrer verantwortlichen Minister, wodurch die Nationalschuld und die Ungleichheit des Vermögens so groß wurde. — Der Clerus gewann durch die Charta magna am meisten, und nächst ihm die Baronen. London und alle Städte und Flecken sollten ihre alten Freiheiten behalten. Des Königs Gerichte sollten Jedermann offen stehen, und die Gerechtigkeit nicht länger verkauft, verweigert oder verzögert werden. Kein freier Mann sollte gefangen gesetzt, seiner Güter beraubt, oder sonst beeinträchtigt werden, wenn nicht vermittelst Urtheils von Richtern seines Gleichen und nach den Landesgesetzen. Für die Bauern, die man am wenigsten dabei bedacht hatte, wurde wenigstens durch das Gesetz gesorgt, daß Keinem sein Ackergeräth abgepfändet werden durfte. Der Papst Innocenz, bei dem sich Heinrich beklagt hatte, erklärte die Charta magna für ungültig; es blieb aber in England doch dabei.

Ludwigs **XVI.** Flucht aus Paris,
am 20. Juni 1791.

Schon zu Anfange des Monats April kreuzten sich in Ludwigs Geiste verschiedene Entwürfe zu seiner Flucht. Am **19.** Juni endlich beschloß er dieselbe über Chalons und Varennes zu bewerkstelligen, und verlangte deshalb vom General Bouillé, daß er zur Deckung seiner Reise in mäßigen Entfer-

nungen Escorten von Linientruppen beordern solle. Der General schlug dem Könige vergebens einen zweckmäßigern Weg über Rheims vor; denn Ludwig beharrte hartnäckig auf seinem Vorhaben, und Bouillé traf die verlangten Anstalten. Schon hatten die Wächter der Tuilerien Verdacht geschöpft; dennoch aber gelang der erste und gefährlichste Theil des Wagestücks, und die königliche Familie entkam in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 durch die Zimmer des Herzogs von Villequier in einer Verkleidung aus dem Schlosse. In einiger Entfernung standen ein paar gewöhnliche Wagen, in welchen der König Bordy auf der Landstraße nach Lothringen erreichte. Hier stand seine große Reisekutsche bereit, welche der schwedische Graf Axel Fersen, ein Günstling der Königin, hatte verfertigen lassen. Das weibliche Gefolge ward in einem zweiten Wagen untergebracht, die Vordersitze wurden von drei wie Vorreiter gekleideten Leibwächtern eingenommen. Vermöge eines für eine russische Dame ausgestellten Passes erhielten die Reisenden überall Postpferde, und es schien alles den glücklichsten Ausgang nehmen zu wollen. Der König war sehr vergnügt, bis er zu Sommeville die Escorte, welche ihn begleiten sollte, nicht fand. Ludwig hatte nämlich vernachlässigt, seinem Generale den Aufschub seiner Reise zu wissen zu thun, und Bouillé, welcher glaubte, das Unternehmen sei verunglückt, hatte sich auf den nächsten Posten zurückgezogen. Die ungewöhnlichen Truppenbewegungen erregten Aufsehen in der ganzen Gegend. In ängstlicher Stimmung kam daher Ludwig XVI. am 22. Juni Abends nach St. Menehould, und wurde daselbst, als er zum Wagen hinaussprach, vom dortigen Postmeister, Drouet, erkannt. Dieser schickte sogleich Boten voraus nach Varennes, und hier wurde der König angehalten und verhindert, weiter zu reisen. Es wurde sogar Gewalt versucht, allein alles war vergebens. Endlich kam der General Bouillé zur Rettung des Königs herbei; aber Ludwig, der kein Blut wollte vergießen lassen, befahl demselben den Rückmarsch. Dieser gehorchte auf wiederholtes Bitten und entfloh bald darauf mit einigen Stabsoffizieren nach Luxemburg.

Belagerung und Uebergabe von Stockholm,
am 21. Juni 1523.

Diese Begebenheit fällt in die Zeit Gustav Wasa's oder Erichsons, welcher den 12. Mai 1490 im Kirchspiel Ockestad, drei Meilen von Stockholm, geboren wurde. Er war der Sohn eines Reichssenators, der sein Geschlecht von den alten Kö-

Königen von Schweden ableitete. Eine vorzügliche Erziehung hatte er nicht genossen; seine etwaige Bildung hatte er meist am Hofe des Reichsvorstehers Swante Sture und im Umgange mit einigen Lehrern der Universität Upsala gelernt. Dafür hatte er aber eine natürliche Empfehlung an seinem wohlgebauten, starken Körper, seinem schönen und freundlichen Blicke und seiner seltenen Ueberredungsgabe. Diese wußte er auch zu benuzzen; denn als Schweden unter dem Dänenkönige Christian II. seufzte, da schlich sich Erichson von Edelhof zu Edelhof, wo er hier und da als Knecht diente, um nicht erkannt zu werden, bis er nach Dalecarlien kam, wo er die wackern Thalbewohner für sich zu gewinnen wußte. Er sammelte ein Heer und zog damit erobernd ins Land bis nach Upsala und Stockholm, wo zwar die Dänen noch viele Freunde hatten; Gustav aber forderte die sämmtlichen Großen auf, sich im August 1521 auf einem Reichstage in Wadstena einzufinden. Zu seinem Vergnügen erblickte er hier Abgeordnete aus allen Provinzen; er redete sie ernsthaft und freundlich an, schilderte ihnen den Zustand des Reichs und forderte sie zur thätigen Hülfe auf. Alle Anwesenden wurden von seiner edlen Gesinnung gerührt, und versprachen, ihm bis in den Tod zu folgen, auch ohne Neid ihn zum Throne zu führen. Mit unverstellter Bescheidenheit lehnte er die Königswürde ab und nahm bloß den Titel eines Großvorstehers und Oberhauptmanns des Königreichs an. Darauf setzte er die Belagerung der Hauptstadt mit Eifer fort. Er sandte zu den Lübeckern und bat sie um die versprochene Hülfe. Sie schickten ihm zehn wohl ausgerüstete Schiffe und 900 Mann Landtruppen, zu denen sich mehrere deutsche Ritter gesellten, die Erichsons nun schon im Auslande bekannter großer Heldenruf dorthin lockte. Christians dänische Händel und sein Mangel an Geld machten auch, daß er seine schwedischen Truppen nicht genug unterstützen konnte, und diesem Umstande verdankte Gustav am Ende vorzüglich die Erreichung seines Zweckes; denn die Lübecker hatten durch ihre Flotte mehr ihre Handelsvortheile als seinen Nutzen zu befördern gesucht. Als die dänische Besatzung in Stockholm hörte, daß auch in Dänemark eine Empörung ausgebrochen sei, und daß der König Copenhagen als ein Flüchtling verlassen habe, so willigte sie endlich unter vielerlei Bedingungen, die man gern zugestand, in die Uebergabe (am 21. Juni 1523). Die Empfindungen des Volks waren dennoch getheilt, denn man kannte Gustav hier wenig: der Neid der Großen trieb sein gewöhnliches Spiel, und die Geistlichkeit, welche Gustav's Neigung zum Lutherthum kannte, versäumte nicht, das Volk unruhig und mißtrauisch gegen den neuen Herrn zu machen.

Napoleons mehrmalige Entsagung der Krone Frankreichs,

am 4. April 1814 und am 22. Juni 1815.

Nachdem der Kaiser von Rußland und der König von Preußen nebst dem Fürsten Schwarzenberg am 31. März 1814 an der Spitze der verbündeten Armee ihren Einzug in Paris gehalten hatten, bekam Talleyrand am 1. April von dem Grafen von Lille (Ludwig XVIII.) aus England einen Courier, der ihn dringend ersuchte, ihn als König von Frankreich ausrufen zu lassen. Hierauf berief der schlaue Minister, der schon vor dem Einzuge der Verbündeten in Frankreichs Hauptstadt mit den Souveränen und Bourbonen wegen Napoleons Absetzung im Geheimen negozirt hatte, auf Alexanders Veranlassung am 1. April den Senat zusammen; er soll jedoch nur diejenigen Mitglieder eingeladen haben, deren Zustimmung man gewiß war. Unter Talleyrands Vorsitz wählte der Senat eine vorläufige Regierung, welche ihre Meinung für die öffentliche Stimme der Franzosen erklärte, und über den Thron und das Beste des Landes nach ihren Leidenschaften verfügte. Den 2. April ward die Nationalgarde eingeladen, die weiße Cocarde aufzustecken, aber der größte Theil derselben verweigerte dieß. Den 2. April versammelte sich auch der Senat zum zweiten Male, und am 3. April ward folgende Erklärung desselben bekannt gemacht: »Napoleon ist des Thrones für verlustig erklärt; das Erblichkeitsrecht ist in seiner Familie aufgehoben; das französische Volk und die Armee sind des Eides der Treue gegen ihn entbunden.« Zum Danke für diese Erklärung schenkte Alexander allen französischen Kriegsgefangenen die Freiheit. Den Tag darauf folgten sieben und siebzig Stimmen des gesetzgebenden Körpers und funfzig von dem Cassationshofe diesem Beispiele. Ein Beweis, daß in stürmischen Zeiten die Vaterlandsliebe bei vielen charakterlosen Menschen bloß in der Klugheit, und die Pflicht in der Unterwerfung besteht. Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht fehlen, daß auch eine Menge Napoleonischer Hofschranzen der Absetzung ihres Gebieters beistimmten. Diese Nachrichten machten zu Fontainebleau einen sehr tiefen Eindruck, vorzüglich auf die Anführer der Armee, welche Napoleon von seinen kriegerischen Anordnungen nicht abzubringen vermochten. Er befand sich an der Spitze von 50,000 Mann und wollte nach Paris marschiren; er hoffte, der Kanonendonner werde die Pariser wieder aufwecken und ihre Nationaleigenliebe aufs neue beleben; der Feind war ermüdet, er ruhte in der Sicherheit seines Erfolgs aus,

seine Generale verweilten in den Wirthshäusern der Hauptstadt, und seine Soldaten irrten in Paris herum. Ein Ueberfall konnte allerdings den wichtigsten Erfolg haben. Die Bewegung der Truppen begann. In der Nacht vom 2. zum 3. April trifft Coulaincourt bei Napoleon ein; er hatte sich von der wirklichen Lage der Dinge in Paris überzeugt, und da er für die kaiserliche Familie noch nicht alle Hoffnung verloren hatte, so hielt er einen schnellen Entschluß von des Kaisers Seite für nothwendig, und drang in ihn, dem Throne zu entsagen. Napoleon aber glaubte nicht, daß man einen solchen Entschluß so schnell fassen müsse, und widersetzte sich Coulaincourt. Der 3. April verging unter militairischen Besichtigungen; die Soldaten waren gut gestimmt, und nahmen den Plan, dem Feinde die Hauptstadt zu entreißen, mit Freudengeschrei auf. Die jungen Generale machten sich nichts aus den Kriegsmühseligkeiten, allein die höhern und ältern wünschten den Frieden nur zu sehr. Diese fürchteten bei einem Marsch auf Paris gar zu viel zu verlieren: sie hatten dort ihre Paläste, Frauen, Kinder, Anverwandte und ihr ganzes Vermögen, und alles dieses hätten sie aufs Spiel gesetzt. So kam es denn nicht zu der hochwichtigen That, welche wahrscheinlich Napoleon und Frankreich gerettet hätte. In der Nacht vom 3. zum 4. April erhielt der Kaiser den Beschluß seiner Absetzung durch einen Eilboten des Marschalls Marmont. Diese Nachricht verbreitete sich so schnell wie der Blitz zu Fontainebleau. Den 3. April kam der Herzog von Vicenza mit der Erklärung der Verbündeten von Paris zurück; an demselben Tage wurde auch die Senatsakte über Napoleons Absetzung öffentlich bekannt gemacht. Napoleon aber musterte seine Truppen und hielt folgende Rede an sie: »Soldaten! der Feind ist uns drei Märsche zuvor»gekommen und hat sich Paris bemeistert. Man muß ihn hin»ausjagen. Unwürdige Franzosen, Ausgewanderte, denen wir »verziehen hatten, haben die weiße Cocarde aufgesteckt und »sich mit unsern Feinden vereinigt. Die feigen Memmen! Sie »sollen den Lohn für dieses neue Verbrechen erhalten. Laßt uns »schwören, zu siegen oder zu sterben, um dieser dreifarbigen Co»carde die Achtung zu verschaffen, die uns seit zwanzig Jahren »auf dem Wege des Ruhms und der Ehre findet.« Dieser Schwur wurde von der Garde mit den größten Beifallsbezeigungen wiederholt. Den ganzen Abend tanzten die Soldaten und riefen: »Es lebe der Kaiser! nach Paris!« Die Köpfe erhitzten sich so sehr, daß die kriegerische Stimmung der Soldaten Napoleon selbst in Unruhe versetzte, welcher befahl, daß dieser Lärm aufhören solle; aber voll von seinem Entwurfe, auf Paris zu marschiren, gab er am 4. April Befehl, das kaiserliche

26 *

Hauptquartier von Fontainebleau nach Moulignon, zwischen Ponthierry und Essonne, zu verlegen. Indessen wurden an diesem Tage eine Menge Nachrichten, Flugschriften, alle Aktenstücke von Paris, die von den Verbündeten verlangte Abdankung, geflissentlich von den heimlichen Abgeschickten der vorläufigen Regierung und von den Freunden Napoleons zu Fontainebleau verbreitet. Alles dieß kam über Essonne und drang ins Innere von Fontainebleau. Wenn nun auch über die Absetzung in Napoleons Palaste selbst Erörterungen angestellt wurden, so wurde sie doch laut von der Armee verworfen.

Nach der Parade, welche alle Mittage im Hofe des weißen Pferdes zu Fontainebleau Statt fand, brachten die vornehmsten Generale der Armee und die Beamten den Kaiser nach seinem Zimmer zurück. Ney, Berthier, Lefevre, Oudinot, Macdonald, Maret, Coulaincourt und einige Andere befanden sich im Saale; man schien bloß auf das Ende dieser Audienz zu warten, um sich zu Pferde zu setzen und Fontainebleau zu verlassen; allein es hatte sich eine Unterredung über die Lage der Dinge entsponnen, welche sich in den Nachmittag hinein verlängerte, und als sie zu Ende war, erfuhr man, daß Napoleon abgedankt habe. Ein einziger Umstand fiel diesem besonders auf; es war die Muthlosigkeit seiner alten Kriegsgefährten, und er gab dem nach, was man ihm als den Wunsch der Armee vorspiegelte.

Er legte die Krone nieder, aber bloß zu Gunsten seines Sohnes und seiner Gemahlin. Man mußte nunmehr eine Abdankungsakte niederschreiben, über deren Form eine kleinliche Erörterung Statt fand. Napoleon machte alle möglichen Schwierigkeiten, und nach vielen Bedenklichkeiten faßte er sie folgendermaßen ab: »Da die verbündeten Mächte bekannt ge»macht haben, der Kaiser Napoleon sei das einzige Hinderniß »der Wiederherstellung des Friedens in Europa, so erklärt der »Kaiser Napoleon, seinem Schwure getreu, daß er bereit ist, »vom Throne zu steigen und Frankreich, ja sogar das Leben für »das Beste seines Vaterlandes zu verlassen, welches von den »Rechten seines Sohnes und der Kaiserin Regentin und der Auf»rechthaltung der Reichsgesetze unzertrennlich ist. Geschehen in »unserm Palaste zu Fontainebleau, den 4. April 1814.«

Hiermit hatte Napoleon wohl für seine Person dem Throne Frankreichs entsagt, allein seine unbedingte Abdankung noch keinesweges ausgesprochen; da er jedoch endlich sah, daß er auf seine alten Feldherren nicht mehr bauen konnte, und man seine unbedingte Thronentsagung wünschte, so entschloß er sich auch hierzu, aber er setzte ausdrücklich hinzu, daß dieser Entschluß den

kriegerischen Unternehmungen, welche er entworfen habe, durchaus nicht hindern dürfe.

Drei Mal wurden die Berathungen mit seinen Bevollmächtigten wieder vorgenommen, und die Form der Abdankung wurde da von Napoleon lebhaft bestritten. Nach vielem Widerstande wurde die Entsagungsakte, welche er dem Herzoge von Bassano diktirte, folgendermaßen abgefaßt:

»Da die verbündeten Mächte bekannt gemacht haben, der »Kaiser Napoleon sei das einzige Hinderniß der Wiederherstel»lung des Friedens in Europa, so erklärt der Kaiser Napo»leon, treu seinem Eide, daß er für sich und seine Erben den »Thronen von Frankreich und Italien entsagt, und daß es »kein persönliches Opfer, nicht einmal das Leben, giebt, wel»ches er nicht dem Besten Frankreichs darzubringen bereit sei.«

Napoleon.

Diese Entsagungsakte vom Jahre 1814 wurde vom Kaiser den Händen des Herzogs von Vicenza übergeben. —

Als aber Napoleon im Jahre 1815, nachdem er sich aufs neue der höchsten Gewalt bemächtigt hatte, abermals von den Verbündeten im Herzen von Frankreich aufs Haupt geschlagen wurde, war eine der Kammern der Repräsentanten in der heftigsten Bewegung, und ein Mitglied derselben, Lacoste, rief aus: »So ist also der Schleier zerrissen! Europa hat »Napoleon allein den Krieg erklärt. Wollt Ihr hinführo nicht »die Nation von Napoleon trennen? Zwischen den Feinden »und uns sehe ich nur einen Mann; er spreche und das Vater»land ist gerettet!« Manuel und Dupin deuteten auf die Mittel hin, wie das Vaterland zu retten sei, ohne daß sie jedoch wagten, das Wort Abdankung auszusprechen. Als Lucian nach Elysée zurückkam, verschwieg er dem Kaiser nicht, daß sich die Kammer zu stark erklärt habe, als daß er sie je wieder zu gewinnen hoffen könne; er müsse sie daher entweder augenblicklich auflösen, oder sich zur Abdankung entschließen. Coulaincourt und Maret, die dabei zugegen waren, wandten ein, die Kammer habe ein zu großes Gewicht in der öffentlichen Meinung erlangt, als daß man sich durch einen Gewaltstreich an ihr zu vergreifen wagen dürfte, und gaben Napoleon zu verstehen, er thue besser, wenn er sich unterwürfe. Als Napoleon zögerte, wurde die Kammer immer ungestümer, und verlangte geradezu seine Abdankung. Dieß thaten vorzüglich Duchesne, die Generale Solignac und Sebastiani, Lafayette und Andere. Einige, z. B. der General Solignac, gingen sogar zu Napoleon und forderten ihn zur Abdankung auf. Lucian und Joseph besiegten endlich seinen Widerstand,

und er diktirte seinem Bruder Lucian folgende Erklärung an das französische Volk.

»Als ich den Krieg begann, um die Nationalunabhängig»keit aufrecht zu erhalten, rechnete ich auf die Vereinigung al»ler Anstrengungen und aller Willensthätigkeiten und auf die »Mitwirkung aller Nationalbehörden. Ich durfte auf den »glücklichsten Erfolg hoffen, und ich hatte allen Erklärungen der »Mächte gegen mich Trotz geboten. Die Umstände scheinen mir »verändert; ich biete mich dem Hasse der Feinde Frankreichs »zum Opfer dar; mögen sie es mit ihren Erklärungen aufrichtig »meinen und wirklich meiner Person haben zu Leibe gehen wol»len! Mein politisches Leben ist geendigt, und ich erkläre mei»nen Sohn unter dem Namen Napoleon II. zum Kaiser der »Franzosen. Die gegenwärtigen Minister werden vorläufig »einen Regierungsrath bilden. Der Antheil, den ich an mei»nem Sohne nehme, verpflichtet mich, die Kammern einzula»den, ohne Verzug die Regentschaft durch ein Gesetz förmlich »einzurichten. Vereinigt Euch allesammt zum allgemeinen Be»sten, um Euch als eine unabhängige Nation zu behaupten!«

Im Palast Elysée den 22. Juni 1815. Napoleon.

Der Herzog von Bassano bemerkte dem Kaiser, daß die Verbündeten diese Erklärung nicht für hinreichend halten würden. — »Was wollen Sie damit sagen?« fragte Napoleon. — »Vielleicht verlangt man auch die Entsagung Ihrer Brüder auf die Krone,« war die Antwort. — »Wie, meiner Brüder? ach, Maret! Sie wollen uns also insgesammt entehren!« —

Die Kammer der Abgeordneten ernannte nach dem Empfange der Abdankung eine Deputation, welche Befehl erhielt, sich zu Napoleon zu begeben, um ihm die Ehrfurcht und den Dank auszudrücken, mit welchen die Kammer das edle Opfer annehme, das er der Unabhängigkeit und dem Glücke Frankreichs bringe. Napoleon empfing sie kalt und erwiederte: »Ich danke Ihnen für die geäußerten Gesinnungen; ich wünsche, »daß meine Abdankung Frankreich zum Glücke gereiche, al»lein ich glaube es nicht. Sie läßt den Staat ohne »Oberhaupt, ohne politisches Dasein. Die mit dem »Umsturze der Monarchie verlorne Zeit hätte dazu benutzt wer»den können, Frankreich in Stand zu setzen, den Feind zu ver»nichten. Ich empfehle der Kammer, die Armee schnell zu ver»stärken; wer den Frieden will, der muß sich zum Kriege rü»sten. Gebt diese große Nation nicht der Gnade der »Fremden Preis. Laßt Euch in Eueren Hoffnungen nicht »täuschen. Hier ist die Gefahr. In welcher Lage ich mich »auch befinde, ich werde mich immer freuen, wenn es Frank»reich wohl geht. Ich empfehle meinen Sohn Frankreich; ich

»hoffe, daß es nie vergessen werde, daß ich bloß für ihn abge»dankt habe. Auch habe ich dies große Opfer zum Besten der »Nation gebracht; nur mit meinem Herrscherstamme kann »sie hoffen, frei, glücklich und unabhängig zu sein.«

Die Pairskammer ahmte dem Beispiele jener der Abgeordneten nach; Napoleon nahm sie gütig auf und empfahl ihr, nie zu vergessen, daß er bloß zu Gunsten seines Sohnes abgedankt habe.

Uebergabe der Burg von Athen,
am 23. Juni 1823.

Die Burg von Athen hatte sich am 23. Juni 1822 nach einer Belagerung von mehr als 7 Monaten, aus Mangel an Trinkwasser, den Griechen unter der Bedingung ergeben, daß die Besatzung mit der Hälfte ihres Gepäcks nach Asien übergesetzt würde, welches denn auch geschah. Nur 24 Stunden nachher bedeckte sich der Himmel, der vorher ehern geschienen, mit Regenwolken, und ergoß sich in so reichen Strömen, daß, wäre die Burg noch jetzt in den Händen der Türken gewesen, sie noch lange Zeit sich würde haben halten können. So groß war aber die Freude der griechischen Krieger über dieses Ereigniß, daß sie selbst den Zorn über die Greuel auf Chios, wiewohl gerade damals 300 Wittwen jener Insel, mit Wunden und Beulen bedeckt, bleich wie Gespenster, im Hafen Piraeus landeten, vergaßen, und die türkischen Greise, Frauen, Kinder und Kranken auf ihren eigenen Schultern in die Behausung der Woiwoden trugen und aufs sorgsamste verpflegten. Die ganze Stadt ertönte von Freudengeschrei, und die alte Grotte des Pan und der Peyx antwortete mit ihrem Wiederhalle. In feierlichem Zuge, der Kreuzbanner voran, und unter frommen Liedern stieg die Geistlichkeit, von der ganzen Menge des Volkes und Heeres begleitet, zu den Propyläen hinan, um dem Gotte der Heerschaaren Dank darzubringen. Als man auf der Burg angekommen war, wurde das Parthenon vom Erzbischofe gereinigt und der Mutter Gottes geweiht. So wurde »dem unbekannten Gott«, den einst Paulus den Athenern predigte, nun unter demselben Säulengange des Minervatempels, nach so vielen Jahrhunderten der Schmach, die dieses heilige Gebäude in eine Moschee verwandelt gehabt hatten, die Ehre zurückgegeben. Das Heiligthum hatte glücklicher Weise wenig Schaden gelitten.

Der Oberst Herrmann in der Festung Pillau,

am 24. Juni 1807.

Am 24. Juni, dem Tage nachher, als die Franzosen in Königsberg in Preußen eingezogen waren, nahete sich auch der Festung Pillau eine Heeresabtheilung der Feinde, um sie zur Uebergabe zu nöthigen. Als der Feind nahte, ließ der Kommandant, der alte Oberst von Herrmann, auf einem freien Platze die Besatzungstruppen einen Kreis schließen, in dessen Mitte ein Sarg stand, und neben demselben der 75jährige Greis, Oberst von Herrmann. Er redete seine Waffenbrüder folgendermaßen an: »Kameraden! lebendig übergebe ich die Festung »nicht: Seht hier meinen Sarg! Wer mich überlebt, der wird »die Ueberreste seines alten Befehlshabers, so hoffe ich, darin »einsenken. Hier vor Euer aller Augen erneuere ich den Schwur, »den ich beim Beginn meiner militairischen Laufbahn meinem »Monarchen und dem Staate leistete — wer ein braver Kerl »ist, der wiederholt ihn mit mir; unbesiegt oder todt!« —

Vom Muthe des grauen Helden begeistert, wiederholten Alle den Schwur, und Pillau ist nicht wie Magdeburg, Stettin, Küstrin und andere feste Plätze gefallen, sondern unerobert geblieben, wie Colberg, Silberberg und Graudenz.

Im Dorfe Alt=Pillau, unweit der Festung, hatten schon die Feinde ihre Batterieen aufgestellt. Die Bürger — nicht wie die Colberger — flehten den Kommandanten an, ihre Stadt doch nicht durch einen vergeblichen hartnäckigen Widerstand unglücklich zu machen; aber weder der alte Held, noch die Besatzung wankten in ihrer Pflicht; sie hielten treu ihren Eid. Hätten in jener Schreckenszeit Alle, denen wichtige Posten anvertraut waren, ihre Pflicht so erfüllt, wie Herrmann und seine braven Krieger, so wäre Preußen lange nicht so gesunken. Aber mußte es nicht sinken, um dadurch wieder herrlicher und größer aufzustehen? — Daher haltet fest ihr Nachkommen Preußens an König und Vaterland, und nichts wird euch die Ehre, den Ruhm, den Frieden und die Freiheit rauben, die euch euere Väter durch manche blutigen Tage errungen haben.

Der Reichstag zu Regensburg im Jahre 1546,

eröffnet am 5. Juni, geschlossen am 25. Juni.

Luther hatte den Reichstag zu Regensburg nicht mehr erlebt, eben so wenig wie die schon so lange gefürchtete Katastrophe; aber nahe war der Ausbruch derselben. Indeß berief der Kaiser einen Reichstag nach Regensburg, wohin sich

auch Carl V. selbst begab. Philipp von Hessen aber und Kurfürst Friedrich von Sachsen erschienen nicht, ungeachtet sie der Kaiser erwartete. Gleichwohl aber nahmen die Verhandlungen des Reichstags am 5. Juni 1546 ihren Anfang.

Carl sah die Weigerung der protestantischen Häupter, auf dem Reichstage zu erscheinen, als eine so verderbliche Widerspenstigkeit an, daß er sich jetzt mit allem Ernste zum Kriege entschloß. Von Regensburg aus, sandte er einen Bevollmächtigten an den Papst, um das schon verabredete Bündniß schnell zu vollziehen. Auch brachte er den jungen Herzog Moritz von Sachsen und die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg auf seine Seite, indem er den Erstern zum Schutzherrn über das Erzstift Magdeburg und das Bisthum Halberstadt machte, die beiden Letztern aber förmlich in seine Dienste nahm, und ihnen den Auftrag gab, eine gewisse Anzahl Reiter zusammen zu bringen. Desgleichen mußte Maximilian von Büren in den Niederlanden Truppen für ihn ausheben. Die Fürsten, denen das Alles nicht verborgen bleiben konnte, ließen darauf durch ihre Gesandten in Regensburg den Kaiser fragen, was das bedeute; worauf er ihnen durch seinen Vicekanzler Naves erwiedern ließ: Alle diejenigen, welche ihm gehorsam wären, würden wie bisher einen gnädigen und väterlich gesinnten Kaiser an ihm finden; diejenigen aber, welche ihm zuwider handelten, könnten erwarten, daß er sich gegen sie nach seiner Autorität mit gebührendem Ernste bezeigen werde. Verhandelt wurde auf dem Reichstage nur noch zum Schein, und sobald der Bote vom Papste zurück war, ließ Carl der Versammlung am 25. Juni durch seinen Rath, den Doctor Viglius, erklären: Da nun bisher auf so vielen Reichstagen nichts Fruchtbarliches in Sachen der Religion und der Gesetze zu Stande gekommen, so sei er dieser Proceduren überdrüßig, und die Herren möchten nur in Geduld erwarten, wessen er sich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens entschließen werde. Auf diesen Bescheid entfernten sich die Gesandten schnell, ohne Abschied zu nehmen; die Fürsten rüsteten sich in größter Eil, und die lutherischen Prediger riefen von den Kanzeln das Volk auf, an die Vertheidigung der reinen Lehre Gut und Leben zu setzen.

Schlacht bei Fleurus und Eroberung von Charleroi,

am 26. Juni 1794.

Fleurus ist ein niederländisches Dorf in der Provinz Hennegau, an der Sambre, mit 2200 Einwohnern, merkwürdig

durch die Schlachten von 1622, 1690, 1794 und 1815. Am merkwürdigsten aber ist die Schlacht vom 26. Juni 1794. Die verbündete Armee stand 18 Meilen von Paris und bedrohte Frankreichs Hauptstadt, während Pichegrü mit der Nordarmee den rechten Flügel der Verbündeten umging, Charbonnier mit der Ardennenarmee den linken Flügel zurückdrängte, und Jourdan mit der Moselarmee von Luxemburg herbeikam. Pichegrü ward bei Dornick (Tournay) vom Kaiser Franz zurückgeschlagen, allein Jourdan eroberte Charleroi ebenfalls am 26. Juni, worauf der Prinz Coburg, diesen Verlust noch nicht kennend, von Nivelles herbeieilte, um Charleroi zu entsetzen und die Niederlande zu retten. Bei Fleurus trafen die Heere zusammen. Der Erbprinz von Oranien drang siegreich mit dem rechten Flügel der Oestreicher vor, und eben so Beaulieu auf dem linken, als sie mitten im Siege den Befehl zum Rückzuge erhielten. Der Prinz Coburg war nämlich durch die Nachricht von der Eroberung von Charleroi entmuthigt und gab die Hoffnung auf, sich in den Niederlanden zu behaupten.

Charleroi ist eine befestigte Stadt im Hennegau mit 4000 Einwohnern, liegt ebenfalls an der Sambre, und ist ein historisch-merkwürdiger Ort. Es wurde 1666 von Carl II., König von Spanien, angelegt, um dem französischen Heere die Einnahme von Namür zu erschweren; jedoch ohne seine Absicht zu erreichen, mußte er 1667 von seinem Baue abstehen und dessen Vollendung Ludwig XIV. überlassen. Vauban gab auf Ludwigs Befehl Charleroi eine ausgezeichnete Befestigung, welche durch die Sambre und zwei aus großen Teichen geleitete Bäche gesichert wird. Die Festung bildet ein Sechseck, mit 5 Contregarden, 2 Hornwerken und 5 Ravelins versehen. Charleroi hat viele Angriffe und einen öftern Wechsel der Herrschaft erfahren. Seit 1668 bis zum Nimweger Frieden 1678 behauptete es Ludwig XIV., worauf es bis 1693 unter spanischer Oberhoheit stand, in welcher Zeit es von den Franzosen unter Vauban's Anführung erstürmt wurde. In Folge schlechter Vertheidigung sah sich die Festung 1746 genöthigt, mit dem Prinzen Conti zu kapituliren, ein Schicksal, welches sie trotz der tapfersten Gegenwehr, und einer dreimaligen Verstärkung auch 1794 gegen die Franzosen traf. Bei der vierten Bestürmung und einer völligen Zerstörung der Festungswerke gelang es diesem, Charleroi abermals im Juni 1794 zu bezwingen; der Prinz von Coburg kam einen Tag zu spät zum Entsatz an. Nach der Einnahme wurde die Festung gänzlich demolirt und blieb in diesem Zustande bis 1815, wo man sie wieder herzustellen anfing. Charleroi hat mehrere Glas-, Zucker- und Nägelfabriken, und in der Nähe liegen bedeutende Eisenwerke und Steinkohlenbrüche.

Carl XII. König von Schweden,

geboren am 27. Juni 1682, ward getödtet am 30. November 1718.

Der König Carl XII. von Schweden war ein tapfrer, von ganz Europa bewunderter Fürst, welcher am 27. Juni 1682 das Licht der Welt zum ersten Mal erblickte. Sein Vater Carl XI., welcher im Monat April 1697 gestorben war, hatte die souveraine Reichsverwaltung testamentarisch seiner hinterlassenen Gemahlin, der Königin Hedwig Eleonore von Holstein-Gottorp, überlassen; diese sollte, nach des verewigten Königs Willen, vereint mit den fünf Senatoren des Königreichs, unumschränkt regieren, bis sein Enkel das 18te Jahr erreicht haben würde. Nichts destoweniger ward aber Carl XII. schon mit 15 Jahren, 5 Monaten von den am 27. Nov. desselben Jahres zu Stockholm versammelten Reichsständen als majorenn erklärt und am 24. December gekrönt. Kaum hatte Carl XII. den schwedischen Thron bestiegen, als er das große Werk des Ryswicker Friedens vollbrachte, welches schon von seinem Vorgänger begonnen war; allein der Ehrgeiz einiger benachbarter Fürsten raubte dem König Carl nur allzubald die Friedensruhe, welche er Andern zu verschaffen gewußt hatte.

Friedrich August, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, Friedrich IV., König von Dänemark, und Peter Alexiewitsch, Czar von Moskau, welche Alle zu sehr auf die Schwäche des jugendlichen Alters Carls XII. rechneten, verbanden sich insgeheim gegen den jungen König von Schweden, und wollten ihn gern unterdrücken. Der erste Ausfall traf die Staaten des Herzogs von Holstein, Carls XII. Schwager. Hier machte der König von Dänemark, Friedrich, durch seine Feindseligkeiten den Anfang zum Kriege. Es geschah unter dem Vorwande, den Herzog von Holstein zwingen zu wollen, seine neuen Festungen, welche ihm jedoch durch den zu Altona 1689 abgeschlossenen Traktat zu bauen erlaubt worden, wiederum zu schleifen. England, Holland und die Fürsten des Hauses Lüneburg waren bei diesem Traktate eben sowohl als Schweden interessirt, daher suchten sie nach Kräften den übeln Folgen, welche der Bruch jenes Traktats nach sich ziehen konnte, zuvorzukommen. Man schlug anfänglich den Weg der Unterhandlungen ein; man kündigte eine Versammlung in Pinneberg an, und hielt dort 6 Monate lang Conferenzen, welche indessen durch die Halsstarrigkeit der dänischen Minister gänzlich fruchtlos waren. Friedrich IV. suchte nur Zeit zu gewinnen, um sich in den Stand zu setzen, in offene Fehde zu treten; er wartete nur, bis seine Alliirten ihre Rüstungen zum Kriege gemacht hatten.

Diese sparten indessen weder Mühe, noch Freundschaftsversicherungen, um allen Argwohn zu zerstreuen und die Wachsamkeit des Königs von Schweden zu täuschen; allein dieser Fürst handelte seinerseits eben so versteckt, durchschaute seiner Feinde List und geheimnißvolle Handlungsweise, und traf daher alle nöthigen Maßregeln, um ihre Pläne scheitern zu machen. Er war von der Schwierigkeit, so mächtige Feinde zu bezwingen, im voraus überzeugt, und hielt es für sehr gefährlich, denselben so viel Zeit zu lassen, bis sie sich gänzlich vereinigt haben würden, und noch mehr suchte Carl zu verhüten, daß der Krieg nicht auf schwedischem Grund und Boden geführt wurde. Er entschloß sich daher, sein Land mit seiner Armee zu verlassen, seinen Feinden zuvorzukommen, ihnen entgegen zu gehen, und sich mit dem ersten besten, der ihn anfallen würde, auf fremdem Boden zu schlagen. Bevor aber der König Schweden verließ, übertrug er die Verwaltung des Reichs dem Grafen Piper, und ernannte einen Vertheidigungsrath, der in Stockholm residiren und für die Sicherheit des Königreichs wachen sollte. Sobald seine Befehle hinsichtlich Schwedens vollzogen waren, stellte er sich an die Spitze von 5000 Mann auserlesener Truppen, welche er nach Pommern übersetzen ließ; er landete glücklich an der deutschen Küste, ungeachtet des Widerstandes von 12 dänischen Schiffen. Diese Truppen waren zur Vertheidigung von Holstein bestimmt, in welches Land der König von Dänemark gegen Ende des Jahres 1699 eingefallen war, sobald er den Einfall des Königs von Polen in Liefland erfahren hatte. Zu Anfang des Jahres 1700 verbanden sich die schwedischen Truppen mit denen aus Bremen und Pommern, 10,000 Mann an der Zahl, welche der General Gyllenstiern kommandirte, während ein anderes Corps von 12,000 Mann nach Scandinavien marschirte. Die übrigen Mächte, welche beim Traktate zu Altona intervenirt hatten, blieben ebenfalls nicht unthätig; denn nachdem ein Versuch, den König von Dänemark zur Versöhnung zu bewegen, mißlungen war, stießen auch die Lüneburger zur schwedischen Armee, welche nun die Elbe passirte, um sich den Dänen in Holstein entgegen zu stellen. Die Engländer und Holländer hatten ihrerseits 30 Kriegsschiffe bewaffnet, welche in den Sund einliefen und sich im Monat Juli mit der schwedischen, von Carl XII. in eigner Person befehligten Flotte vereinigten; die schwedische Flotte bestand aus 3 Linienschiffen, 20 Galioten, Fregatten und Brandern, und die dänische Flotte konnte nichts Besseres thun, als sich in dem Hafen von Copenhagen einzuschließen und sich unter die Mauern der Stadt in Schutz zu begeben. Hier wurde sie dann nebst der dänischen Hauptstadt bombardirt. — Nun beschloß Carl XII., den Krieg ins Herz von

Dänemark zu spielen, um dessen Hauptstadt zu Lande zu belagern, während sie von der Seeseite aus blockirt wurde. Die dänische Küste ward von der dänischen Kavallerie und einem Corps Milizen vertheidigt. Carl hatte damals nur 5000 M. bei sich, welche er landen und ausschiffen ließ; er selbst wartete nicht einmal bis die Schiffe am Ufer waren, sondern als er noch 50—60 Klafter vom Strande entfernt war, warf er sich mit einigen Truppen ins Wasser und schwamm ans Land, um sogleich auf den Feind loszugehen. Eine solche unerwartete Hitze brachte die Dänen ganz außer Fassung, und trieb sie nach einem geringen Widerstande in die Flucht. Humblebeck, welches mit einigen Kanonen besetzt war, fiel in des Siegers Gewalt. Nachdem sich Carl nun hier festgesetzt hatte, schickte er sein Lastschiff nach Landscroon zurück, um seine noch zurückgebliebene Armee nebst dem groben Geschütze nachzuholen, und hierauf verbreiteten sich die Schweden in Zeeland. Der König von Dänemark, über des Feindes gewaltige Fortschritte bestürzt, deren Folgen ihm gefährlich zu werden drohten, hielt nun für gut, einen so lange verweigerten Frieden annehmen zu müssen, und schloß ihn am 18. August 1700 mit Holstein zu Travendahl ab, und zwar unter den ihm von den Souveränen, die den Altonaer Traktat garantirt hatten, vorgeschriebenen Bedingungen.

Nachdem der König von Schweden diese eine Expedition beendigt hatte, ließ er seine Armee nach Scandinavien zurückgehen und beschloß sie im Frühjahr gegen den Riga blokirenden König von Polen ins Feld zu führen.

Schon waren seine Befehle zur Verlegung seiner Truppen in die Winterquartiere gegeben, als er die Nachricht erhielt, daß die Stadt Narva, wo der Graf Horn kommandirte, von einer Armee von 100,000 Moskowitern belagert sei. Diese unerwartete Botschaft änderte seinen ganzen Plan, und er entschloß sich, keine Winterquartiere zu machen, sondern sogleich dem Czar entgegen zu marschiren, ungeachtet der Strenge der Jahreszeit, welche das baltische Meer fast unbefahrbar machte. Er schiffte sich anfangs October zu Carlsholm ein, und landete glücklich mit einem Theile seiner Truppen zu Pernau in Liefland, während ein anderer Theil derselben zu Reval ans Land ging. Sobald der König Carl 8000 Mann zu Wesenberg in Esthland beisammen hatte, marschirte er stracks auf Narva los, vertrieb den Moskowiter General Czeremetoff, und drängte ihn bis nach dem Defilē von Pyhajaggi.

Dieser unzugängliche Posten, der von 8000 Mann Kavallerie vertheidigt war, wurde, was die schwedischen Offiziere nicht für möglich gehalten hatten, ohne Verlust genommen. Hierdurch hatten sie sich einen Weg nach dem Mokowiterlager vor Narva

gebahnt, wo die schwedische Armee am 30. November um 10 Uhr des Morgens ankam. Die Moskowiter waren 80000 M. stark, und doppelt verschanzt, hinter spanischen Reitern und Palisaden; sie hatten zugleich alle Höhen inne und beherrschten von hier aus die Ebene. Dessenungeachtet aber vermochte weder ihre Ueberzahl noch alle vorhandenen Schwierigkeiten den König von Schweden von seinem Angriffe abzuhalten. Dieser Fürst ordnete sogleich nach seiner Ankunft vor dem Feinde seine Truppen in Schlachtordnung; unter dem Feuer der Moskowitischen Kanonen, und nachdem er auch sein Geschütz in Thätigkeit gesetzt hatte, fing er gegen 2 Uhr Nachmittags die in der Geschichte so berühmte Schlacht von Narva an. In weniger denn einer Viertelstunde waren die russischen Verschanzungen durchbrochen, 30,000 Feinde auf der Stelle getödtet, oder in den Narvafluß getrieben; 20,000 baten um Pardon und wurden größtentheils waffenlos zurück geschickt. Dieser Sieg, welcher dem Könige von Schweden kaum 2000 Mann an Getödteten und Verwundeten gekostet hatte, brachte in seine Gewalt den Herzog und Generalissimus von Croy, den Fürst von Georgien nebst 7 anderen Generälen; auch fielen ihm 145 Kanonen, 28 Mörser, 151 Fahnen, 20 Standarten, nebst der ganzen Bagage und der Kriegskasse des Feindes in die Hände. Außerdem wurden dem Czar noch 6000 Mann, wovon 1000 auf dem Platze blieben, durch den Generalmajor Spens, und 8000 andere durch den Grafen von Steenbock geschlagen.

Dieser glänzende Sieg der Schweden nöthigte die Moskowiter jene Provinz zu räumen, und Carl XII. brachte den Winter in Laïs zu, wo er seine Magazine aufgehäuft hatte. Diese Anstalt hatte er schon früher treffen lassen; denn er sagte: »ich marschire jetzt gegen die Moskowiter, welche ich schlagen »werde, bereitet mir ein Magazin in Laïs; wenn ich Narva »unterstützt haben werde, komme ich sodann durch diese Stadt, »um auf die Sachsen loszugehen und sie zu schlagen.« Er hatte auch wirklich richtig prophezeit; denn nachdem er eine Verstärkung von 15,000 Mann erhalten und dem General Schlippenbach die Vertheidigung Lieflands überlassen hatte, machte er sich im Frühjahre 1701 auf nach Riga hin, allwo er die Sachsen an den Ufern der Düna verschanzt fand; sie hatten auch einige Inseln befestigt, um den Schweden den Uebergang über den Fluß streitig zu machen.

Diese Hindernisse sowohl als der persönliche Widerstand der Sachsen hinderten indessen die schwedische Armee keineswegs, in Schiffen über den Fluß zu setzen, nachdem sie zuvor auf einigen Schaluppen tüchtigen Rauch gemacht hatten, um dem Feinde ihren Anblick zu entziehen. Der König von Schweden

befand sich selbst unter den ersten Kämpfern, welche ans Land gestiegen waren. — Als endlich alle die Seinigen ausgeschifft waren, stellte er sie in Schlachtordnung im Angesichte der Sachsen, welche bei einer Meile Land befestigt und durch starke Batterieen geschützt waren. Alle diese Verschanzungen aber halfen den Feinden nichts; denn die Schweden drangen vor, tödteten ihnen **2000** Mann machten **1500** Gefangene und nahmen ihnen 36 Kanonen, 5 Fahnen, 2 Standarten und den größten Theil ihrer Bagage weg. Diese Unternehmung vereitelte alle Pläne des Königs von Polen, welcher seit dem vorigen Jahre Liefland ohne vorhergehende Kriegserklärung angegriffen und sich der Festung Kobrow bemächtigt hatte; auch war das von Lebensmitteln und Munition entblößte Dünamünde in seine Gewalt gerathen. Auf die Nachricht dieses Einfalls in Liefland hatte der General Welling Befehl erhalten, mit 8000 Mann finnländischen Truppen den Sachsen entgegen zu gehen, welche er bis nach Kurland zurück getrieben hatte. Als aber im Monat August der König von Polen an der Spitze einer starken Armee erschien, mußte sich dieser General, der zu schwach war, etwas gegen den König zu unternehmen, mit seiner Kavallerie nach Pernau zurückziehen; seine Infanterie ließ er bei Riga, welches die Feinde vergeblich blockirten, Posto fassen. Nachdem sich Welling zurückgezogen hatte, dehnten sich die Sachsen weiter im Lande aus und bemächtigten sich verschiedener Festungen. Dieß war die Lage der Dinge in Liefland bei der Ankunft Carls **XII.**, welcher den Angelegenheiten eine andere Wendung gab. Tags nach der beim Düna-Uebergange gewonnenen Schlacht ward der Generalmajor Morner detachirt, um sich der kurländischen Hauptstadt Mitau, wo sich die meisten Magazine der Sachsen befanden, zu bemächtigen. Ein anderes Magazin zu Sloke, wo ein großer Vorrath von Mehl und Hafer war, nebst 48 eisernen Kanonen und 400 Granaten ward vom Oberst Klingsporn, zwar nicht ohne großen Widerstand, ebenfalls erobert. Carl **XII.** rückte selbst nach Kokenhaus, welchen Ort die Sachsen verließen, nachdem sie das Fort in die Luft gesprengt, und die Brücke abgebrochen hatten; auch bemächtigte er sich auf dem Wege dahin verschiedener Magazine und fester Plätze, und unter andern auch der Stadt und des Schlosses Bautsch. Von da marschirte er nach Birsen, von wo 20,000 Moskowiter in der größten Unordnung die Flucht ergriffen, indem sie 6 Kanonen und 32 Pontons, die den Sachsen gehörten, im Stiche ließen. Also war das Herzogthum Kurland eine Beute des Siegers geworden, und alle von den Feinden inne gehabten Plätze kamen wieder unter schwedische Herrschaft, außer Dünamünde, welches sich bis Ende des Jahres hielt, und endlich mit

74 Kanonen und 12 Mörsern, welche Friedrich August aus seinem Arsenal von Dresden hatte dahin bringen lassen, genommen wurde. Der König von Polen, nicht wenig erstaunt über die Fortschritte seines nordischen Gegners, fand nicht für gut, sich mit Carl in eine offene Schlacht einzulassen, sondern vielmehr seinen Rückzug schleunigst nach Polen zu nehmen. Der König von Schweden aber, welchen mittlerweile die Fürsten Sapieha gegen die Gewaltthätigkeiten Friedrich Augusts um Schutz gebeten hatten, wartete nur eine günstige Jahreszeit ab, um die Sachsen auch in Polen aufzusuchen und zu überwinden. Die Deputirten Litthauens baten zwar Carl XII., nicht nach Polen zu gehen; allein nichts vermochte ihn von diesem Schritte abzuhalten, denn er hatte sich vorgenommen, die polnische Republik wieder herzustellen und seinen Gegner zu entthronen. Während er seine Vorbereitungen zu dieser neuen Kriegsunternehmung traf, hatte Schlippenbach mit 8000 Schweden 20,000 Moskowiter zu Sagnitz geschlagen, 2000 derselben getödtet und sich ihres Geschützes und ihrer Bagage bemächtigt. Einem andern Corps von 3000 Schweden, welches bei Bautsch von 10,000 Moskowitern angegriffen wurde, kamen 1800 Mann zu Hülfe, und diese, mit einander vereinigt, machten 3000 Feinde nieder und nahmen ihnen 8 Stück Kanonen. Diese beiden an einem Tage erfochtenen Vortheile entschädigten die Schweden für das Unglück von 5000 der Ihrigen, welche der Czar bei Rapin mit 12,000 Moskowitern schlug, wovon jedoch 2000 von den Ueberwundenen getödtet wurden. Friedrich August, der wohl einsah, welchen Nachtheil es für ihn haben konnte, wenn der Schwedenkönig nach Polen käme, that alles, was er vermochte, um diesem Unglücke auszuweichen. Die Republik, welche derselbe vergeblich für sein Interesse zu gewinnen suchte, fürchtete einen so mächtigen Eroberer, wie Carl XII. war, und wollte Gesandte an ihn abschicken, um es mit demselben nicht zu verderben. Nun ließ Friedrich August seinem Feinde Vorschläge aller Art thun; allein Carl XII. traute seinem Gegner nicht, sondern marschirte darauf los und kam im Januar 1702 nach Samogitien, zerstreute hier die Truppen des Fürsten Wiesnowiski, und eilte so sehr, daß er schon 16 Meilen vor Warschau den Gesandten der Republik begegnete, welche ihn in Kurland zurückzuhalten versuchen sollten. Dessenungeachtet kam Carl XII. am 22. Mai 1702 in Warschau an, wo er mit dem Cardinal Primas eine Unterredung hatte. Der König August hatte sich schon nach Cracau hin zurückgezogen, und die Eminenz rieth ihm schriftlich ab, sich mit Carl in eine offene Schlacht einzulassen; allein August beschloß nichts destoweniger das Gegentheil zu wagen, bevor sein Gegner die er-

war-

wartete neue Verstärkung erhalten haben würde. Sonach rückte Friedrich August an der Spitze von 33,000 Sachsen und Polen am 29. Juli 1702 bis Glittow vor, wo die schwedische Armee eine sehr gute Position eingenommen hatte. Ungeachtet der Uebermacht des Feindes und der Ermüdung der schwedischen Truppen griff Carl XII. seinen Feind an und warf ihn binnen wenigen Stunden in verschiedenen Gefechten gänzlich zurück, so daß die Schweden, alles tapfer und tüchtig geleisteten Widerstandes der Polen und Sachsen ungeachtet, dennoch Herren des Schlachtfeldes blieben, welches mit 4000 gefallenen sächsischen Kriegern bedeckt war; 2000 derselben wurden von den Schweden gefangen genommen; auch verloren die Besiegten fast alles ihr Gepäck und 44 Geschütze. 200 sächsische Weiber verloren ebenfalls ihre Freiheit, die sie jedoch alsbald wieder erhielten; sie wurden nämlich nach Cracau eskortirt, wo sich die Feinde versammelten, und wohin der König von Schweden sie verfolgte. Der König von Polen erwartete aber hier seinen mächtigen Gegner keineswegs, sondern zog sich nach Leopol oder Lemberg zurück, und die Schweden drangen durch die Thore des verlassenen Cracau, dessen Schloß, ob es gleich von 12,000 Mann vertheidigt war, von den Schweden mit Sturm genommen wurde, und die ganze Besatzung nebst dem Kommandanten gerieth in schwedische Gefangenschaft. Der König Carl, dessen Armee einige Wochen nach der Schlacht durch 12,000 Mann aus Pommern verstärkt wurde, ließ sich's nun sehr angelegen sein, die Sachsen immer weiter zu treiben, wohin sie sich auch wenden mochten. Hierbei hatte er aber das Unglück, vom Pferde zu fallen und sich das Knie zu brechen. Dieser Unfall hemmte den Fortgang seiner Siege, und König August gewann Zeit, sich zu erholen und unterdessen einen Reichstag in Sandomir zu eröffnen. Hier ward beschlossen, Carl XII. als einen Feind der Republik zu verfolgen. Die Gegenparthei hielt ihre Versammlungen in Warschau, und die Truppen, welche den Winter über unthätig gewesen waren, setzten sich im Frühjahre 1703 wieder in Bewegung. Der König von Schweden, obgleich ihn sein Kniebruch noch sehr hinderte, marschirte nichtsdestoweniger an der Spitze seines Heeres im Februar nach Lublin. Hier theilte er seine Armee in zwei Hälften; die eine detachirte er unter dem General Renschild nach Warschau, wo alles dasjenige, was in Sandomir beschlossen worden, annullirt wurde, und die andere Hälfte führte Carl selbst ins Lager nach Praga, von wo aus er mit Augusts Gegenparthei am 26. April eine Allianz schloß, und Friedrich August ward von Carl XII. mit Einstimmung des Warschauer Reichstags des Thrones verlustig erklärt. Der König von Schweden fuhr

fort, Friedrich August zu verfolgen, und wo er auf sein Heer stieß, war er allemal Sieger; bald belagerte er auch Thorn, welches die Sachsen inne hatten. Einige Zeit hierauf ward Carl XII. durch ein vom 15. Mai datirtes Schreiben des Primas von Polen von Seiten des Warschauer Reichstags seiner Handlungsweise wegen gelobt und zugleich zum Frieden eingeladen; dieser Brief enthielt aber auch die Erklärung, daß Polen einen selbstgewählten König, wie Friedrich August war, nicht entthronen könne. Hiermit begnügte sich aber Carl XII. nicht, sondern sandte den Grafen Piper an den Reichstag nach Warschau ab, um eine genügendere Antwort zu holen; Piper entledigte sich seines Auftrags mit großer Geschicklichkeit und Klugheit. Während die Konföderirten zu Warschau über den Frieden deliberirten, marschirte die von einem ganz andern Geiste beseelte Kronarmee von 8000 Mann nach Groß-Polen, richtete aber nicht viel aus, und Friedrich August ließ dem Könige von Schweden zu wissen thun, daß er ihm Thorn abtreten wolle, wenn er seine sächsische Besatzung würde abziehen lassen; Carl antwortete aber, daß er diese Stadt bloß der Truppen wegen blokire, und setzte nun die Blokade eifrig fort, bis sich die Besatzung von 6000 Mann Infanterie und 200 Dragonern auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Nach dieser Eroberung verlegte Carl seine Truppen nach Preußen und Ermeland in die Winterquartiere. Obgleich sich anfänglich die brandenburgischen Truppen widersetzten, mußte Elbing dennoch seine Thore öffnen und bedeutende Contributionen liefern, wozu die ganze Umgegend und selbst Danzig gezwungen wurde. Polen konnte nicht begreifen, daß der Kurfürst von Brandenburg ruhig zusah, wie die Schweden seine Grenzen überschritten; man war aber noch mehr erstaunt, als man erfuhr, der Kurfürst werde Carl XII. gegen die Republik unterstützen, wenn diese noch länger ihres Königs Parthei nehmen würde. Das Jahr 1703, welches über lauter Reichstaghalten verging, war nun zu Ende. Für den Czar von Moskau waren die beiden Jahre 1702 und 1703, einige kleine Eroberungen in Liefland ausgenommen, nicht von großem kriegerischen Vortheile gewesen, und Carl machte sich aus dem in Liefland erlittenen Verluste nur sehr wenig; denn seine Hauptabsicht mußte er doch erreichen, und erreichte sie auch wirklich am 30. Januar 1704, an welchem Tage die Conföderirten in Warschau endlich in die Entthronung ihres Königs willigten. Hierauf schlug Carl den Polen den Fürsten Jakob Sobieski zum Könige vor, und versprach, denselben auf seinem Throne zu schützen. Dieser Vorschlag fand zwar viele Gegner, allein am 14. Februar wurde indessen der polnische Königsthron als vakant erklärt, weil Friedrich

August gegen die Gesetze des Reichs und die Privilegien der Nation, oder mit andern Worten gesagt, gegen die **Pacta conventa** gehandelt habe. Hierauf bat Friedrich August den Czar von Rußland und das deutsche Reich um Hülfe, und ließ alles, was von den Conföderirten gegen ihn beschlossen worden, annulliren. Nachdem er sein Heer durch Kosaken und Moskowiter verstärkt sah, verheerte er die Ländereien seiner Feinde, und wollte bei Cracau eine feste Position nehmen, allein hieran verhinderte ihn der General Renschild; denn die Schweden kamen so unerwartet nach Cracau, daß Friedrich August kaum Zeit gehabt hatte zu entfliehen und sich mit seinen Truppen nach Böhmen zu begeben. Renschild verfolgte den König von Polen aber mit solcher Heftigkeit, daß er sich gezwungen sah, nach Tarnow und Baranow zu entfliehen, allwo er von den Schweden aufs neue attakirt und ihm beträchtlicher Schaden zugefügt wurde. Am 28. Februar hatte Friedrich August den Fürsten Jakob Sobieski und seinen Bruder Constantin Sobieski bei Breslau in Schlesien gefangen nehmen, und sie nach Sachsen abführen lassen.

Jakob Sobieski beklagte sich hierauf bei den Conföderirten über ein solches Verfahren, welche sodann beschlossen, keine weitern Rücksichten hinsichtlich Friedrich Augusts mehr zu nehmen, hiezu kam noch das Versprechen Carls **XII.**, daß die Provinzen der Republik ihre vorherige Größe behalten sollten, und ihnen der König von Schweden, sobald sie einen neuen König gewählt haben würden, 500,000 Thaler zur Unterhaltung ihrer Königl. Armee vorschießen, und daß er ferner alle polnische Eroberungen herausgeben wolle, wenn sich die polnischen Waffen mit den seinigen verbinden würden Vier Tage lang dauerten nun die Diskussionen über die polnischen Angelegenheiten, endlich unterhandelte man mit Schweden, und die neue Königswahl ward auf den 19. Juni festgesetzt. Carl **XII.** begab sich zu diesem wichtigen Behufe selbst nach Warschau, um von dem stürmischen polnischen Reichstage Zeuge zu sein. Die Meinungen waren sehr getheilt: die Einen wollten, die Schweden sollten vorerst die Republik räumen; die Andern verlangten Jakob Sobieski zum Könige; ein dritter und bei weitem der größte Theil bot die Krone dessen Bruder Alex. Sobieski an. Dieser nahm sie aber nicht an, um seiner gefangenen Brüder Schicksal nicht zu verschlimmern. Kurz, die Unruhen waren so groß, daß die Sitzung vom 19. Juni ganz fruchtlos vorüberging. Am 26. Juni ward eine zweite vergebliche Versammlung gehalten, und erst am 12. Juli wurde endlich Stanislaus Leczinski, Palatinus von Posen, gegen 9 Uhr Abends zum Könige von Polen ernannt, ungeachtet allen Protestationen des

polnischen Adels. Der neue König war in jeder Hinsicht einer Krone würdig; er war ganz der Mann für den schwankenden polnischen Thron jener Zeit. Er begann seine Regierung mit einer ernstlichen Unterhandlung mit Carl **XII.** zur Herstellung der polnischen Freiheit. Nun erhob sich aber der Sandomirsche Reichstag aufs neue und erklärte alles, was zu Warschau ausgemacht worden, für null und nichtig, und Friedrich August mußte seinen Anhängern einen neuen Eid leisten, sich unverbrüchlich an die **Pacta conventa** halten zu wollen. Nun gingen natürlicher Weise die offenen Feindseligkeiten der beiden polnischen Armeen an; der König von Schweden aber, entschlossen, einen Gewaltstreich auszuführen, verfolgte den König Friedrich August, und ließ Lemberg oder Leopol, einen der festesten Plätze in ganz Polen, am 6. September mit Sturm einnehmen, und alles niederhauen, was den schwedischen Waffen Widerstand zu leisten versuchte. Bei dieser Gelegenheit eroberten die Schweden **144** Stück Geschütze, und die Bewohner von Lemberg mußten **50,000** Thaler Kriegskontribution bezahlen. Hierauf kehrte Carl **XII.** nach Warschau zurück. Friedrich August, welcher sich von Jaroslaw und Sandomir entfernt hatte, eroberte hier und da einige Schlösser, und bekam durch den Fürsten Gallizin ein Moskowiterheer von **19,000** M., mit welchen er gerade zu auf Warschau los marschirte, um hier die Häupter der Conföderirten in seine Gewalt zu bekommen. Allein diese waren von des Feindes Anmarsch in Kenntniß gesetzt, daher begaben sich der neue König, der Cardinal Primas und der Fürst Sapieha nebst einigen Palatinen nach Preußen hinüber, während Stanislaus und der Prinz Alexander sich nach Leopol zum Könige Carl zurückzogen.

Am **30.** August ward das äußerst schwach besetzte Warschau von Friedrich August bedroht, und am **4.** September sollte die Hauptstadt mit Gewalt genommen werden, allein der Kommandant ergab sich endlich, nach einer dreimaligen Aufforderung, mit seinen **500** Mann, gerieth mit seinem ganzen Haufen in Kriegsgefangenschaft, und die Bürger von Warschau mußten sich mit einer Summe von **50,000** Thalern von der Plünderung loskaufen. Viele Großen der Conföderirten fielen bei dieser Gelegenheit in Augusts Hände. Von nun an schien sich das erbitterte Schicksal Friedrich Augusts wenden zu wollen: **16,000** Mann Sachsen verstärkten seine Armee, der Allianztraktat mit dem Czar kam zu Stande; dieser versprach noch überdieß jährlich **2** Mill. Subsidien, und die Herausgabe aller liefländischen Eroberungen. So viel Glück auf einmal schien nun den König August für alles erlittene Ungemach entschädigen zu wollen, allein es war doch nicht, so wie er glaubte,

denn Danzig verweigerte ihm die verlangte Contribution, und am 19. August erlitt der General Schulenburg bei Posen gegen den schwedischen General Meyerfeld und den Oberst Taube einen bedeutenden Verlust von 540 Todten, worunter sich einige der angesehensten Stabsoffiziere befanden, und 600 Verwundeten. Friedrich August, welchem der Besitz von Posen für den Durchmarsch seiner Truppen aus Sachsen äußerst wichtig war, unternahm nun mit 16,000 Sachsen, Polen und Russen die Belagerung dieser Stadt, worin sich nicht mehr als 1800 Mann, von Meyerfeld kommandirt, befanden; aber dessenungeachtet vertheidigte sich dieser sehr tapfer, und Friedrich August sah sich genöthigt, nach drittehalb Monaten diese Belagerung aufzuheben. Carl XII. nämlich marschirte in der größten Schnelligkeit wiederum auf Warschau los, besiegte alle Schwierigkeiten, die sich ihm auf dem Wege entgegenstellten, mit Leichtigkeit, eroberte Ortschaften, vertrieb Truppen, und verbreitete allenthalben, wo er hinkam, neuen Schrecken. Friedrich August befand sich zu dieser Zeit in Pultusk.

Der König von Schweden beabsichtigte durch diese Expedition nichts weiter, als den Sachsen jeden Weg zu versperren, und ging am 27. October mit einem Theile seiner Armee über die Weichsel. Friedrich August, der sich eiligst nach Warschau begeben hatte, entfernte sich eben so schleunig wieder aus seiner Hauptstadt, Carl und Stanislaus setzten ihm nach, und am 7. November wurde die sächsische Armee an der schlesischen Grenze von den Schweden, die in 9 Tagen 40 poln. Meilen zurückgelegt hatten, mit Ungestüm angegriffen. Der ganze Monat November verging unter lauter Schlachten und Gefechten, welche zwischen der Weichsel, der Oder und dem Bug geliefert wurden, aber größtentheils fielen sie zum Nachtheil der Sachsen aus; denn allenthalben, wo der König von Schweden gegenwärtig war, siegte er; minder glücklich aber waren die Seinigen in Liefland gegen den Czar. Die Sachsen wurden so lange hin- und hergetrieben und immer mehr geschwächt, daß sich Friedrich August endlich nach Sachsen zurückziehen mußte, wo er sicher zu sein glaubte. Zu derselben Zeit hatte der Czar Peter Ingermannland besetzt und an der Newamündung den Grund zu St. Petersburg gelegt. Aber der Sieger von Narwa verachtete einen Feind, an dem er früh oder spät leicht Rache zu nehmen hoffte, richtete seinen Marsch nach Deutschland und fiel in Sachsen ein. Zu Altranstädt diktirte er im Jahre 1707 die Bedingungen des Friedens. Patkul, ein Liefländer, welcher die Coalition gegen Schweden veranlaßt hatte, und damals als moskowitischer Gesandter bei August war, mußte ihm ausgeliefert werden, und er ließ ihn mit dem

Rade hinrichten. Diese Grausamkeit erregte allgemeines Murren; man erstaunte daß ein bisher großmüthiger Fürst eine solche Rache nehmen konnte. Auch gab Carl **XII.** während seines Aufenthalts in Sachsen mehrere Proben von Mäßigung und Seelengröße. Er hielt strenge Mannszucht unter seinen Truppen. Mehrere Gesandte und Fürsten begaben sich in das Lager des Königs zu Altranstädt; unter diesen befand sich auch Marlborough, der Carl'n auszuforschen und seine Pläne zu entdecken suchte. Er überzeugte sich, daß der siegreiche schwedische Held an den großen Streitigkeiten des Südens keinen Antheil nehmen würde. Der König von Schweden verlangte, noch ehe er Deutschland verließ, vom Kaiser, daß er den Lutheranern in Schlesien volle Gewissensfreiheit zugestehe, und dieser gewährte die Forderung. Im September 1707 verließen die Schweden Sachsen; sie waren 43,000 Mann stark, gut gekleidet, gut diszipliniert, und bereichert mit den erhobenen Contributionen. 6000 Mann ließ er zum Schutze des Königs von Polen zurück, mit dem übrigen Heere trat Carl den kürzesten Weg auf Moskau an. Als er aber in die Gegend von Smolensk gekommen war, änderte er, auf die Vorschläge des Kosakenhettmanns Mazeppa, seinen Plan, und marschirte nach der Ukräne, in der Hoffnung, daß die donischen Kosaken, welche damals im Kriege mit dem Czar waren, sich mit seiner Armee verbinden würden.

Wirklich schlossen sich auch einige Bewohner des Landes an ihn an; aber Mazeppa wollte oder konnte die Hülfe nicht verschaffen, die er versprochen hatte; die beschwerlichen Märsche, der Mangel an Lebensmitteln, und die beständigen Angriffe des Feindes ermüdeten die Soldaten und rieben eine große Menge auf. Der General Löwenhaupt, welcher Verstärkungen und Lebensmittel aus Liefland herbeiführen sollte, langte nur mit wenigen durch den Marsch und beständige Gefechte mit den Russen erschöpften Truppen an. Man war bis Pultawa gekommen, und dieser Ort sollte angegriffen werden, als Peter sich mit 70,000 Mann entgegenstellte. Carl recognoscirte seinen Feind und ward gefährlich am Schenkel verwundet. Indeß rückten die Russen heran, und der König beschloß, ihnen die Schlacht anzubieten. Der General Renschild bekam Befehl, mit Löwenhaupt gemeinschaftlich die Anordnung zu machen. Am 8. Juli 1709 ward jene berühmte Schlacht geliefert, welche das Glück des schwedischen Helden und das Schicksal des Nordens umwandelte. Carl wohnte derselben auf einer Tragbahre bei; aber der Mangel seiner persönlichen, die Soldaten ermunternden Gegenwart, auf den jedesmal bedrängten Punkten, und noch mehr der Mangel an Uebereinstimmung zwischen Renschild und Löwenhaupt ward Ursache, daß die Schweden

nicht in dem Maße wie sonst ihren Muth und ihre Taktik entwickelten, die ihnen so oft den Sieg verschafft hatten. Sie mußten der Uebermacht weichen, ihre Reihen lös'ten sich auf, und der Feind trug einen vollständigen Sieg davon. Carl, der seit 10 Jahren das Glück an seinen Wagen gefesselt hatte, sah seine Generale, seinen Lieblingsminister, den Grafen Piper, und die Blüthe seines Heeres in die Gewalt jener bei Narva so leicht besiegten Russen fallen. Er selbst entfloh mit einer kleiner Bedeckung, mußte, trotz der Schmerzen seiner Wunde, mehrere Meilen zu Fuße machen, und kam fast allein zu Bender auf dem türkischen Gebiete an, wo er eine Zuflucht suchte. Sein auch hier nicht unbekannter Name erwarb ihm eine ehrenvolle Aufnahme, aber kaum war die Nachricht von der Niederlage der Schweden bekannt geworden, als Carls Feinde sich mit neuer Hoffnung erhoben. August protestirte gegen den Vertrag von Altranstädt, Peter drang in Liefland ein, Friedrich von Dänemark landete eine Armee in Schonen.

Die Regentschaft in Stockholm nahm Maßregeln, wenigstens das alte schwedische Gebiet zu schützen. Der General Steenbock versammelte in der Eile ein Corps Milizen und Bauern, schlug die Dänen bei Helsingborg und zwang sie, Schonen zu räumen. Man sandte einige Abtheilungen nach Finnland, um die Russen aufzuhalten, die dennoch vordrangen, da sie an Zahl überlegen waren. Carl unterhandelte indeß zu Bender mit der Pforte, wußte die Minister, welche ihm entgegen waren, zu entfernen, und brachte es dahin, daß die Osmanen den Russen den Krieg erklärten. Beide Armeen trafen an den Ufern des Pruth zusammen am 1. Juli 1711. Peter schien dem Untergange nahe, als Katharinens Muth und Festigkeit die Russen rettete und den Frieden herbeiführte, in welchem Carls nicht gedacht wurde. Dieser verweilte indeß bei Bender, entwarf neue Pläne und bat durch seine Agenten die Pforte um Hülfsvölker gegen seine Feinde. Aber Rußlands Agenten waren nicht minder thätig, die Pforte gegen ihn einzunehmen, indem sie vorgaben, Carl habe die Absicht, sich in Stanislaus Person zum eigentlichen Herrn von Polen zu machen, um von da aus, in Verbindung mit dem deutschen Kaiser, die Türken anzugreifen. Der Seraskier von Bender bekam den Auftrag, den König zur Abreise zu nöthigen, und, falls er sich weigere, ihn todt oder lebendig nach Adrianopel zu bringen. Wenig gewohnt, einem fremden Willen zu folgen, und in der Besorgniß, seinen Feinden überliefert zu werden, beschloß Carl, mit 2 bis 300 Mann, aus denen sein Gefolge bestand, der Macht der Pforte zu trotzen und sein Schicksal mit dem Schwerte in der Hand zu erwarten. Da sein Aufenthaltsort zu

Varnitza bei Bender von den Türken angegriffen wurde, vertheidigte er sich gegen ein ganzes Corps, und wich nur Schritt vor Schritt. Das Haus, in welchem er sich befand, gerieth in Brand; er war im Begriff, es zu verlassen und sich in die Canzelei zu begeben, aber er verwickelte sich in seine Sporen und wurde gefangen genommen. Seine Augenwimpern waren vom Pulver verbrannt und seine Kleider mit Blut bespritzt, das er verloren hatte. Einige Tage nach diesem seltsamen Kampfe kam Stanislaus in Bender an, um den König von Schweden zu bitten, zu dem Vertrage, den er sich genöthigt sah, mit August abzuschließen, seine Einwilligung zu geben; allein Carl verweigerte dieselbe. Die Türken führten hierauf ihren Gefangenen von Bender nach Demotica bei Adrianopel. Hier brachte er zwei Monate im Bette zu, indem er sich krank stellte, und beschäftigte sich mit Lesen und Schreiben. Er überzeugte sich endlich, daß er von der Pforte keine Hülfe zu hoffen habe, sandte daher eine Abschiedsgesandtschaft nach Konstantinopel und reis'te verkleidet mit zwei Offizieren ab. Mit allen Beschwerden und Entbehrungen vertraut, setzte Carl zu Pferde seine Reise Tag und Nacht mit solcher Eile fort, daß nur einer seiner Begleiter im Stande war, ihm zu folgen. Er nahm den Weg durch die Staaten des Kaisers von Deutschland. Endlich, ermattet und entstellt, kam er um **1** Uhr Nachts den **11.** Nov. **1714** vor Stralsunds Thoren an. Er gab sich als einen mit wichtigen Depeschen aus der Türkei kommenden Courier an, und ließ sich sogleich zum Kommandanten, dem Grafen Dunker, bringen. Dieser fragte ihn angelegentlich nach dem Könige, und erkannte ihn erst, als er zu sprechen anfing. Freudig sprang er aus dem Bette und umfaßte die Kniee seines Herrn. Die Nachricht von Carls Ankunft verbreitete sich schnell in der Stadt; die Straßen füllten sich mit Menschen und die Häuser wurden erleuchtet. — Es währte nicht lange, so erschien eine vereinigte Armee von Dänen, Sachsen, Preußen und Russen vor Stralsund. Carl that während der Vertheidigung Wunder der Tapferkeit. Als man aber am **15.** December **1715** die Festung übergeben mußte, begab er sich nach Lund in Schonen, und traf Maßregeln, die Küsten zu sichern. Dies gethan, machte er ein Unternehmen gegen Norwegen. Der Plan zu diesem Feldzuge schien mit dem Baron von Görz verabredet worden zu sein, dessen kühne, aber geistreiche und große Entwürfe der Lage des schwedischen Monarchen angemessen waren. Man wollte Peter den Großen durch bedeutende Abtretungen für Schweden gewinnen, sich Norwegens bemächtigen und von dort aus in Schottland landen, um Georg **I.** zu entfernen, der sich gegen Carl erklärt hatte.

Während Görz zur Ausführung dieser Pläne die Höfe bearbeitete, zur Fortsetzung des Krieges Hülfsquellen eröffnete und auf Aland mit den Bevollmächtigten des russischen Czars unterhandelte, erneuerte Carl seinen Angriff auf Norwegen. Schon war einerseits Peter gewonnen, andrerseits ein Theil von Norwegen erobert, und das Glück Schwedens schien eine günstige Wendung nehmen zu wollen. Die Schweden belagerten Friedrichshall. Am 30. November 1718 besah der König den vor dem Hauptfort eröffneten Laufgraben. Während er an die Brustwehr gelehnt auf die Arbeiter hinunter sah, traf eine Falconetkugel ihn an den Kopf und endigte das Leben dieses Fürsten, der so vielen Gefahren entgangen war. Er war unverändert in derselben Stellung geblieben; seine Hand hatte nach dem Degen gefaßt; man fand in seiner Tasche das Bildniß Gustav Adolphs und ein Gebetbuch. Es ist in der neuern Zeit mehr als wahrscheinlich gemacht worden, daß jene Kugel, die ihn tödtete, nicht aus der Festung, sondern von schwedischer Seite kam. Also fiel dieser Held in seinem 37sten Jahre, ohne noch verheirathet gewesen zu sein. Sein Leichnam ward von Friedrichshall nach Sansund gebracht und hier auf einer Galeere eingeschifft, um nach Stromstadt gefahren zu werden. Gegenwärtig waren nur sein Neffe, der Herzog von Holstein-Gottorp, sein Schwager, der Erbprinz von Hessen-Cassel, und der General Renschild. Sodann wurde des Königs Leichnam bis zum 10. März im Schlosse Carlsburg aufbewahrt, und an diesem Tage in der Gruft seiner Vorfahren beigesetzt. Ihm folgte seine Schwester Ulrike Eleonore, Prinzessin von Hessen-Cassel, in der Regierung.

Carl XII. war von hohem, schlankem Wuchse, einer natürlichen weißen Gesichtsfarbe, blauen Augen, blonden Haaren, edler, verstandesvoller Miene, starkem Temperament, und fähig, alle Strapazen des Krieges auszuhalten. Er sprach wenig, aber gut, richtig und energisch; er hatte gefällige, zuvorkommende Manieren, eine glückliche und angenehme Laune, die ihm selbst in seinem Häuslichen eigen war; er schätzte Verdienste und belohnte die Tapferkeit sogar an seinen Feinden.

Carl XIV. Johann hat ihm hundert Jahre später, am 30. November 1818, an dem Orte, wo er gefallen war, ein Denkmal errichtet. Mit Carls XII. Tode verschwand Schweden aus der Reihe der großen europäischen Mächte, welchen Rang es unstreitig behalten hätte, wenn dieser Held am Leben geblieben wäre. Festigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe waren Hauptzüge seines Charakters. Nach seiner Rückkehr aus der Türkei zeigte er sich sanfter, ruhiger und gemäßigter als früher. Carls XII. Geschichte hat sein Kaplan, Norberg, geschrie-

ben, und Adlerfeld hat militairische Denkwürdigkeiten von ihm herausgegeben. Voltaire's **Histoire de Charles XII** ist ein Muster von Klarheit, Eleganz und Präzision, ob sie gleichwohl nicht frei ist von historischen Irrthümern.

Roms Plünderung durch die Vandalen unter Genserich,

vom 13. bis 28. Juni 455.

Als Maximus nach der Ermordung Valentinians von dem Senate und dem Volke zum Kaiser ausgerufen worden, waren seine ersten Thaten die Vermählung seines Sohnes Eudoxius mit der ältesten Tochter des vorigen Kaisers, und seine eigene erzwungene Vermählung mit Eudoxia, der Wittwe des Valentinian, nachdem seine erste Gemahlin aus dem Wege geräumt worden war, wodurch er jedoch schon nach drei Monaten das Opfer des Hasses der Eudoxia und der Volkswuth wurde; denn Eudoxia, mit dieser Verbindung höchst unzufrieden, hatte, da sie von Konstantinopel keine Hülfe bekommen konnte, heimlich an den Vandalenkönig Genserich nach Carthago gesendet, mit der Bitte, er möchte kommen, sie von dem Mörder ihres Gemahls, und Rom von seinem Tyrannen zu befreien. Um so etwas ließ sich Genserich nicht zwei Mal bitten; er landete in Italien und marschirte ohne großen Widerstand auf die Hauptstadt los. Hier hatten sich inzwischen die Sachen so verändert, daß man ihn lieber nicht gesehen hätte; allein Genserich kehrte nicht um, sondern kam nach Rom, und der fliehende Maximus wurde in den Straßen seiner Hauptstadt gesteinigt, und sein verstümmelter Leichnam in die Tiber geworfen; Rom selbst aber ward nur durch die muthvolle Beredsamkeit Leo's des Großen vom Brande, Mord und gänzlichen Untergange gerettet, jedoch 14 Tage und Nächte hindurch geplündert. Genserich selbst nahm den kaiserlichen Ornat und Schatz, das stark vergoldete Dach des Jupitertempels, die herrlichsten Zierathen anderer Tempel und die schönsten Statuen, ja alles, was sich seit Alarichs Dortsein, 45 Jahre zuvor, wieder angehäuft hatte, als Beute mit; mehrere Tausend junger Römer und Römerinnen, die Kaiserin Eudoxia selbst und ihre zwei Töchter wurden als Gefangene fortgeführt. Alles Privateigenthum wurde die Beute seiner Vandalen. Auf dem Rückzuge plünderten und verheerten sie noch alle Flecken und Dörfer.

Cordova, eine alte berühmte Stadt in Spanien, welche sich, nachdem sie 522 Jahre lang der Hauptsitz der arabischen Herrschaft gewesen war, dem Könige Ferdinand III. von Castilien ergab am 29. Juni 1236.

Cordova, am nördlichen Ufer des Guadalquivir in der spanischen Provinz Nieder=Andalusien, ist eine alte berühmte Stadt und der Hauptort eines nach ihr benannten Distrikts, ehemals eines kleinen maurischen Königreichs, mit etwa 30,000 Einwohnern, liegt unter dem 37sten Grade nördlicher Breite, amphitheatralisch an einem sanften Gebirgsabhange erbaut, wo sie ein längliches Viereck bildet. Diese Stadt ist mit Mauern und mächtigen Thürmen umgeben und war zur Zeit der arabischen Herrschaft in Spanien der Sitz der maurischen Könige. Ein Theil der Stadt ist römischen, ein anderer arabischen Ursprungs; ihr Umfang ist sehr bedeutend, aber viele Gebäude sind verfallen, und eine Menge Gärten nehmen einen großen Theil des bewohnbaren Raums ein. Die Vorstädte sind fast so weitläufig wie die Stadt selbst. Die Straßen sind, wie in ganz Spanien gewöhnlich, krumm und schmutzig.

Der Plaça=Mayor oder der Hauptmarktplatz zeichnet sich durch seine Größe und Regelmäßigkeit, sowie durch die Schönheit der ihn umgebenden Säulengänge aus. Die Ueberbleibsel des Wohnsitzes der alten maurischen Könige machen einen Theil des jetzigen erzbischöflichen Palastes aus. Das merkwürdigste Gebäude in Cordova ist die Domkirche, eine ehemalige, zu Ende des 7ten Jahrhunderts vom Könige Abderhaman erbaute, prachtvolle Moschee, deren wunderbar verbundene, theils achteckige, theils runde Kuppen von beinahe 1000 Jaspis= und Marmorsäulen getragen werden, welche im Innern 19 Säulengänge von Süden nach Norden und eben so viele von Osten nach Westen bilden. Die Brücke über den Strom ruht auf 16 Bogen und ist von den Mauren erbaut. — Cordova hat zu allen Zeiten starken Handel getrieben, und schon zur Zeit der Mauren ward das hier ausschließlich bereitete Glanzleder (Corduan) weit und breit versandt. In welchem Jahre die Römer den Grund der Stadt Colonia Patricia, später Corduba, gelegt haben, ist unbekannt. Im Jahre 572 ward sie von den Gothen erobert, und 692 von dem maurischen Feldherrn Abderhaman in Besitz genommen, welcher sich nachher seiner Lehnspflicht gegen den Kalifen von Damascus entzog und Cordova zu seiner königlichen Residenz erhob. Nachdem aber Cordova 522 Jahre lang der Hauptsitz der arabischen Herrschaft in

Spanien gewesen war, ergab sich endlich diese Stadt an den König Ferdinand III. von Castilien am 29. Juni 1236.

Die von den Mauren in Cordova erbaute Moschee war, außer der zu Mekka, die prächtigste in der ganzen arabischen Herrschaft. Dieß Gebäude soll nach dem Modelle des alten Salomonischen Tempels in Jerusalem erbaut worden sein, und macht die heutige Domkirche der Stadt aus. Cordova ist ferner noch berühmt durch die Geburt der beiden Seneca, des Redners und des Philosophen gleiches Namens, des Dichters Lucian, des großen Feldherrn Gonzales, des spanischen Dichters Juan de Mena, des Historikers Ambrosio Morales und anderer großer Männer. Averroes und Avicenne haben hier gelehrt. Cordova hat zu seiner Zeit auch berühmte Bischöfe gehabt, worunter vorzüglich S. Osius namhaft zu machen ist, weil er unter Diocletian den Titel eines Beichtigers Christi erhielt, und noch heut zu Tage als ein Heiliger in Spanien verehrt wird. Im achten und neunten Jahrhunderte mußten hier sehr viele Christen des Märtyrertodes sterben. Einer der mächtigsten maurischen Fürsten, welche hier geherrscht haben, war Almansor, welcher 998 gänzlich geschlagen wurde und 1002, im 393sten Jahre der Hegira, starb. Er hatte 26 Jahre lang regiert. Sein Sohn regierte aber nur noch 6 Jahre, denn nach und nach suchten sich die Christen wieder festzusetzen, und 1236 wurden die Sarazenen gänzlich vertrieben.

Der Boden um Cordova ist außerordentlich fruchtbar, sowie die sämmtlichen Thäler des Guadalquivir, ungeachtet hier die zum Theil mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge der Sierra Morena in der Nähe sind.

Johann Reuchlin (Kapnio), der berühmte Orientalist und Humanist,

geboren am 28. December 1454 (1455) zu Pforzheim im Badenschen, und gestorben am 30. Juni 1522.

Johann Reuchlin, ein deutscher und sehr hochgeschätzter Gelehrter des 16ten Jahrhunderts, wurde auch Kapnio oder Rauch genannt, weil das griechische Wort κάπνιον (Kapnion) im Deutschen Rauch bedeutet. Er ward am 28. December 1454 oder 1455 zu Pforzheim im Großherzogthum Baden geboren. Seine aus einer sehr anständigen Familie herstammenden Eltern wurden frühzeitig ihres Sohnes Neigung zu den Studien gewahr, und erfreut darüber, wendeten sie alles an, was in ihren Kräften stand, um Wissenschaften zu begünstigen, die in

damaliger Zeit etwas so Seltenes, und wo geringe Kenntnisse schon hinreichend waren, sich einen Ruf zu verschaffen. Während also der junge Reuchlin die Prinzipien der lateinischen Sprache studierte, ließ man ihm auch Musikunterricht geben. Er machte in dieser Kunst sehr bald so beträchtliche Fortschritte, daß er unter den Musikschülern des Badenschen Hofes eine Stelle erhielt. Einige Zeit nachher, im Jahre 1473, wurde Reuchlin zur Begleitung des jungen Markgrafen Friedrich von Baden, der 23 Jahre später Bischof von Utrecht wurde, nach Frankreich gewählt. Mit dem Bischofe von Utrecht machte er eine Reise nach Paris, wo er unter Jean de la Pierre, welcher die Grammatik lehrte, unter Guillaume Tardif, welcher Rhetorik vortrug, und unter Gregorius Tiphernas, dem Professor der griechischen Sprache, seine Studien fortsetzte. Er ward sodann genöthigt, mit dem Bischofe wieder nach Deutschland zurückzukehren; kurze Zeit darauf machte Reuchlin eine zweite Reise nach Paris, und nun benutzte er seine Aufenthaltszeit in dieser weltberühmten Stadt fast ausschließlich zu seiner Vervollkommnung in der griechischen Sprache unter der Leitung des gelehrten Georg Hieronymus von Sparta, der ihm die Kunst lehrte, die griechischen Buchstaben recht schön und deutlich zu schreiben, worin Reuchlin es sehr weit brachte; denn alle diejenigen, welche genaue und schöne Abschriften von den Autoren haben wollten, welche von Hieronymus erklärt wurden, baten Reuchlin, ihnen diese zu fertigen. Diese Arbeit hatte für Reuchlin einen doppelten Nutzen; einmal verdiente er viel Geld dabei, um seine Studien immer weiter fortsetzen zu können, und dann erlernte er dadurch die griechische Sprache so vollkommen, daß er nicht nur alle seine abgeschriebenen Autoren völlig verstand, sondern sie auch größtentheils auswendig lernte. Als er endlich in sein deutsches Vaterland zurückgekehrt war, ließ er sich von der Universität Basel zum Doctor der Philosophie kreiren, und da er hier mit Johann Wessel von Gröningen zusammentraf, so legte er sich noch mit allem Fleiße auf die orientalischen Sprachen. Dann schrieb Reuchlin eine Grammatik, ein Lexicon und verschiedene andere Wörterbücher, nebst pädagogisch-sprachlichen Jugendschriften. Nach 4 Jahren verließ er Basel, um in Orleans die Rechte zu studieren; hier lehrte er Griechisch und wurde 1476 ebenfalls zum Doctor kreirt. Auch in Poitiers trug er griechische Sprache vor, und einige Monate später kehrte er wiederum nach Deutschland zurück, hielt sich in Tübingen auf, wo schon damals eine sehr berühmte Akademie war, und wo es ihm nicht schwer wurde, sich in kurzer Zeit auszuzeichnen. Hier verheirathete er sich auch und ließ sich die juristische Doctorwürde ertheilen. Mit dem Grafen Eberhard

Litterae obscurorum Virorum, in welchen er gegen die scholastischen Gottesgelehrten, deren Styl er in diesen seinen Briefen nachahmte, eine satyrische Schrift herausgegeben; es ist jedoch nicht gewiß, ob Reuchlin oder Heinrich Hutten der Verfasser dieser Briefe ist. Gegen das Ende seines Lebens zog sich Reuchlin nach Ingolstadt zurück, wo ihm seine Freunde eine Pension von 200 Rthlr. Gold verschafften, wofür er Griechisch und Hebräisch vortrug. Seine Feinde wollten ihn in die Lutherischen Reformationsangelegenheiten verwickeln, allein Reuchlin wollte an diesen religiösen Streitigkeiten keinen Antheil nehmen. Als zu Ingolstadt die Pest ausgebrochen war, begab sich Reuchlin nach Tübingen, wo ihn der Magistrat bat, die griechische Sprache zu lehren. Er that dieses, jedoch nicht lange; denn er ward von der gelben Sucht befallen, weshalb er sich nach Stuttgard in sein eigenes Haus bringen ließ, allwo er auch bald darauf, am 30. Juni 1522, in seinem 67sten Jahre starb. Dem Collegium zu Pforzheim vermachte Reuchlin seine mit verschiedenen griechischen und hebräischen Manuscripten bereicherte Bibliothek. Man glaubte einst allgemein, Reuchlin sei der Erste unter den Christen gewesen, der die jüdischen Religionsbücher gründlich studiert habe; allein diese Ehre gebührt Reuchlin nicht ausschließlich, indem schon im 13ten Jahrhunderte der Pater Raimund Martin, ein gelehrter Dominikanermönch, die hebräische Sprache so sehr in seiner Gewalt hatte, daß er in derselben mit großer Geläufigkeit schrieb; auch hatte dieser vorzugsweise den Talmud und andere Bücher der Art studiert. Reuchlin war aber nichtsdestoweniger ein sehr gelehrter Mann und schrieb mit vieler Fertigkeit und Beredsamkeit. Deutschland hatte zu jener Zeit außer Reuchlin keinen einzigen Gelehrten, der den italienischen Gelehrten gegenüber gestellt zu werden verdient hätte. Reuchlin aber war ihnen in jeder Hinsicht gewachsen. Seine Werke sind im 16ten Jahrhundert in Deutschland gedruckt worden. Ein förmliches Verzeichniß derselben dürfte hier nicht an seinem Orte stehen.

Sach-Register zum ersten Bande.

Kriegs-Scenen.

(Revolutionen, Erstürmungen, Schlachten, Gefechte, Eroberungen, Uebergaben, Belagerungen.

Merkwürdige Ereignisse.

Kaiser, Könige und andere Fürsten.

Feldherren, Helden und Staatsmänner.

Theologen, Philosophen und andere Gelehrte, Schriftsteller, Dichter und Künstler.

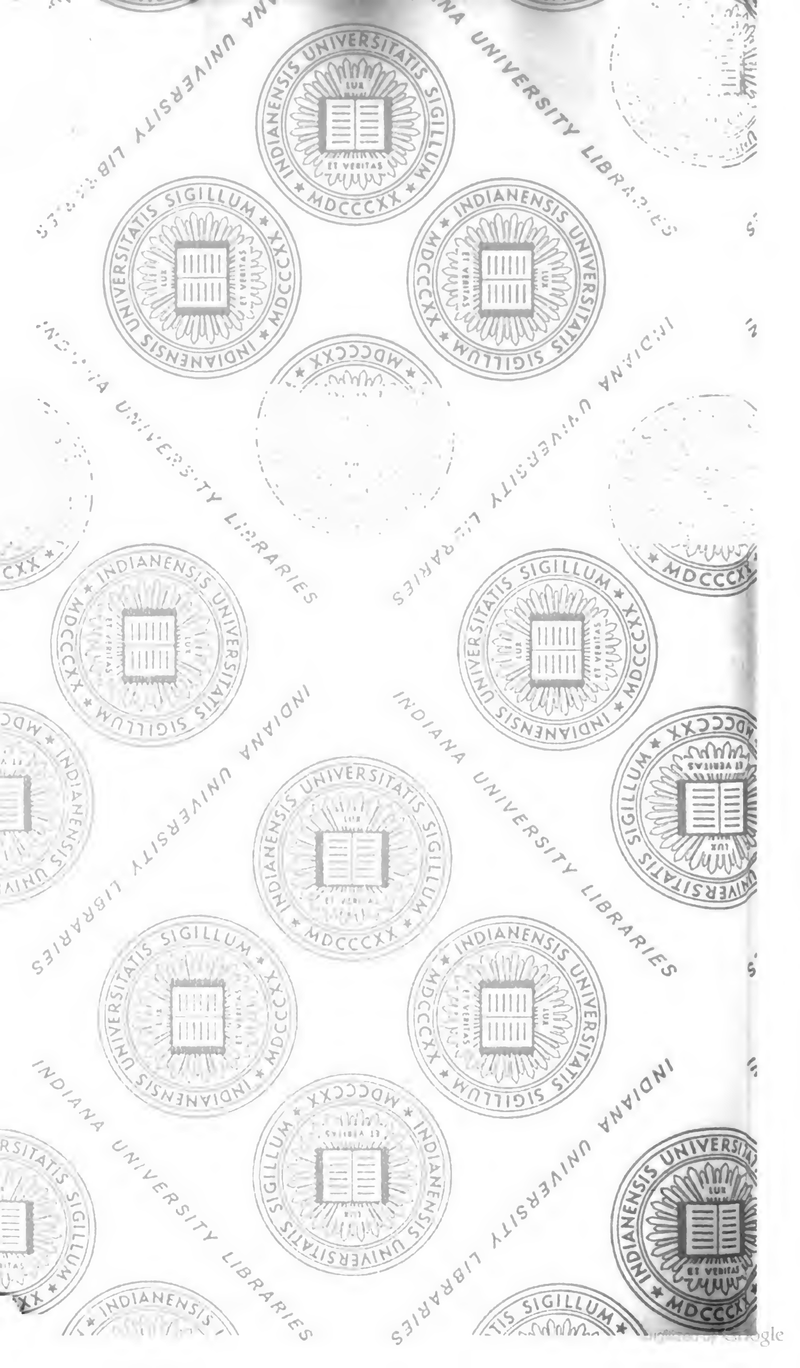
Päpste.

Andere berühmte, unglückliche und berüchtigte Menschen.

Friedensschlüsse, Waffenstillstände und Congresse.

Einige merkwürdige Städte, Inseln und Berge.

Namen-Register zum ersten Bande.


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX
LUX ET VERITAS
Digitized by Google